UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Stufen des Lebens

Schumacher, Fritz

Stuttgart, 1949

urn:nbn:de:hbz:466:1-80897

Visual Library

STUDENDRUCK

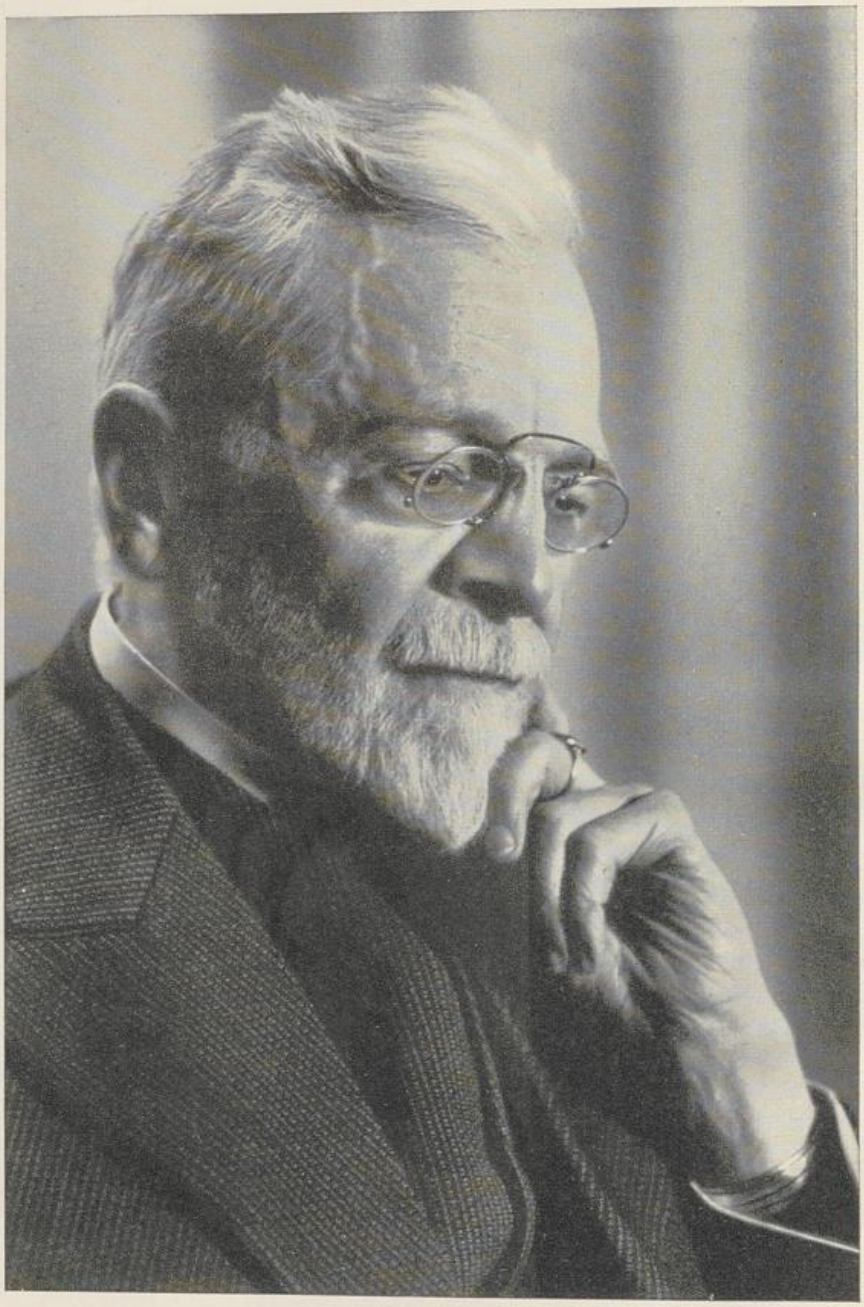
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

18.50

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

STUFEN DES LEBENS

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

FRITZ SCHUMACHER

STUFEN DES LEBENS

ERINNERUNGEN EINES BAUMEISTERS

03
M
21804

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT
STUTTGART

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

9.—11. Tausend / 1949
Copyright 1935 by Deutsche Verlags-Anstalt GmbH. Stuttgart. Druck der Deutschen Verlags-Anstalt Stuttgart. Einband und Schutzumschlag: Peter Schneidler. Papier von der Papierfabrik Salach in Salach/Württ. Printed in Germany.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

INHALT

ERSTER TEIL

Erstes Kapitel: Bremen 1839—1869 11
Zweites Kapitel: Bogotà 1872—1874 21
Drittes Kapitel: New York 1875—1883 32
Viertes Kapitel: Bremen 1883—1889 66

ZWEITER TEIL

Erstes Kapitel: München 1889—1891 109
Zweites Kapitel: Berlin 1892 147
Drittes Kapitel: München 1892—1895 163

DRITTER TEIL

Erstes Kapitel: Leipzig 1895—1899 207
Zweites Kapitel: Dresden 1899—1909 271

VIERTER TEIL

Erstes Kapitel: Hamburg 1909—1920 363
Zweites Kapitel: Köln 1920—1923 427
Drittes Kapitel: Hamburg 1923—1933 473
Anmerkungen 487

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

VORWORT ZUR ERSTEN AUFLAGE

Wenn ich auf die Jahre, die sich in den nachfolgenden Blättern spiegeln, zurückblicke, will es mir manchmal so scheinen, als ob der Wandel der Zeiten so groß wäre, daß ein Zusammenhang mit dem Heute kaum noch zu finden ist, manchmal aber scheint es mir auch, als ob das Heute sich so still und sicher aus dem Vorangehenden aufgebaut hätte, daß man es gar nicht mehr merkt, denn das Wachsen ist ein Vorgang, der unbewußt den vorangehenden Zustand verzehrt.

Vielleicht daß dieser Einblick in ein bescheidenes Eckchen solchen Wachsens dem Einen oder Anderen, der in ruhigeren Zeiten einmal zurückschaut, die Jahre etwas erhellt, die zu verschwinden drohen im Schatten, den zu großes Glück und zu großes Unglück eines Volkes zu werfen pflegt.

Diese Aufzeichnungen wurden begonnen, als bei meinem Bruder zu einem kleinen Hermann ein kleiner Fritz hinzukam und ich dem neuen Brüderpaar festhalten wollte, wie dem älteren einstmals die Jugend in einträchtigem Erleben reich geworden ist. In Ferienzeiten sind dann die weiteren Kapitel allmählich als eine Art Selbstgespräch hinzugekommen. Ich benutzte sie, um die Maschinerie des Denkens abzulenken, die sich nicht plötzlich in den Tagen der Ruhe zwischen erregender Arbeit gänzlich abstellen ließ. So sind die ersten drei Teile zwischen 1911 und 1925 entstanden. Nur der letzte Abschnitt, der aus der Zeit der Hamburger und Kölner Tätigkeit berichtet, ist die nachträgliche Zusammenfassung einer ausführlichen Darstellung dieser vierundzwanzig Jahre.

Am fünfundsechzigsten Geburtstag,
4. November 1934. *Fritz Schumacher*

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

VORWORT ZUR ZWEITEN AUFLAGE

Daß schon nach wenigen Monaten eine neue Auflage dieser Erinnerungen nötig wird, erfüllt mich mit Dankbarkeit: ich habe manchen Weggenossen gefunden, den ich bisher nicht kannte.
Der Text des Buches ist bis auf wenige Berichtigungen unverändert geblieben, dagegen haben sich noch einige Anmerkungen eingestellt, die Lücken ausfüllen oder einzelne Stellen der Schilderung abrunden.

Herbst 1935. *Fritz Schumacher*

VORWORT ZUR UNVERÄNDERTEN DRITTEN AUFLAGE

Der Verfasser hat nach dem vorgedruckten Vorwort zur ersten Auflage dieses Buches die Aufzeichnung seiner Erinnerungen im Hinblick auf meine Söhne begonnen. Er und ich hatten das Glück, in zwei Ländern heranzuwachsen, die sich einer langen Friedenszeit nach schweren Kämpfen um ihre Einheit erfreuten, und waren stolz, auf deutschem Boden und auf dem der Vereinigten Staaten uns heimisch zu fühlen. Diese Besonderheit, die noch durch mehrjährige Trennung von den Eltern und Schwestern verstärkt wurde, hat dem Leben von uns beiden, so verschieden es sich äußerlich gestalten sollte, einen ungewöhnlichen Zug der Gemeinsamkeit aufgeprägt.
Am 5. November 1947, einen Tag nach seinem achtundsiebzigsten Geburtstag, hat das an Arbeit und Erfolg reiche Leben meines Bruders nach langem Leiden in tiefem Schmerz um das Vaterland ein Ende gefunden. Sein Vorbild wird in seinen Neffen und tiefe Dankbarkeit im Herzen des Bruders lebendig bleiben.

Hermann Schumacher

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ERSTER TEIL

„Tief herunterreichende Erinnerungen aus den Kinderjahren erfreuen, ja erheben den bodenlosen Menschen, der sich in diesem Wellendasein überall festklammern will, unbeschreiblich und weit mehr, als das Gedächtnis seiner späteren Schwungzeiten.“ Jean Paul.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ERSTES KAPITEL

BREMEN 1839—1869

Was ich im folgenden festhalten möchte, ist nicht so sehr der in vieler Hinsicht gleichgültige Gang meines eigenen Lebens, als vielmehr das Stück Kulturentwicklung, das seinen Hintergrund bildet. Aber dieser Hintergrund wird nur lebendig, wenn im Vordergrunde ein menschliches Wesen steht, das durch seine reale Gestalt den atmosphärischen Eindruck des Bildes schafft, und dieses lebendige Wesen ist nun einmal mein Ich.

So bin ich denn an den Gang seines Werdens als Leitschnur gebunden. Dennoch kann ich nicht etwa mit mir selber beginnen, denn die Umwelt, in der ich geboren bin, war ein so ausgeprägtes Kunstwerk, daß alles Weitere erst aus ihrem Wesen verständlich wird; dieser Umwelt aber gab mein Vater ihre entscheidenden Züge. Er muß am Anfang all dessen stehen, wovon ich berichten will.

Mir scheint, daß seine Gestalt weit mehr, als das in der nächsten Generation der Fall war, das Ergebnis lang an einem Flecken der Welt haftender, vertiefter Lebensformen darstellte. In ihm, dem Sproß eines alten, ins 14. Jahrhundert zurückreichenden Geschlechts, liefen alle Adern der Kultur zusammen, die sich in *dem* Teil des Patriziertums der Hansastadt herausgebildet hat, der nicht die Handelsentwicklung der Vaterstadt zu seiner Aufgabe gemacht hatte, sondern die geistige Seite der Entwicklung: alle meine Vorfahren waren, Juristen, Theologen, Männer der Wissenschaft, die im Rat oder Schulwesen ihre Rolle gespielt haben; schon aus dem Jahre 1604 hing ein Bürgermeisterwappen unseres Stammes in den Fenstern des Bremer Rathauses.[1] Zu dieser geistigen Kultur war durch künstlerisch hochstehende Frauen — meine Urgroßmutter war eine der ersten deutschen Frauen, die sich zum Studium der Malerei aus den Banden der Häuslichkeit emanzipierte — ein künstlerischer Einschlag gekommen, und so brodelte in dem feu-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

rigen Menschen, der mein Vater war, ein solcher Reichtum von Kräften durcheinander, daß später die kleine Heimat diese Tatenlust nicht mehr zu fassen vermochte und die alte, feste, unverrückbare Lebenstradition, welche die Schumachers mit dem Geschick Bremens verbindet, von ihm durchbrochen wurde: er widmete sich der größeren Heimat, dem neuerstandenen Reich, und war einer von denen, die diese große Maschine zunächst einmal erbarmungslos aufbrauchen mußte, ehe sie sicher in ihren Lagern lief.

Am 15. Dezember 1839 wurde dem späteren Senator Doktor H. A. Schumacher und seiner Frau Johanne Elisabeth geb. Krüger in Bremen der älteste Sohn Hermann Albert geboren.

Seine Jugend fiel in die Wendezeit, wo das alte, in eigenen Bräuchen lebende Bremen zu einer neuen, weltverbundenen Zeit erwachte. Noch umgab ein feierlicher, schier mittelalterlicher Pomp alles, was zum Rat gehörte; wenn der Großvater, Bremens letzter lebenslänglicher Bürgermeister, zum Rathaus schritt, war das nicht möglich, ohne daß zwei rotbefrackte Diener ihm folgten, und seine Wahl wurde durch Massengelage, Umzug durch die Stadt und Spenden an das Volk gefeiert. Aber schon fiel eine partikularistische Eigentümlichkeit nach der andern. Die entscheidende Tat, die Bremen mit der neuen Zeit verknüpfte, hatte Bürgermeister Smidt im Jahre 1830 durch die Gründung Bremerhavens vollbracht, aber jetzt erst machten sich ihre Folgen geltend; Bremen war nicht nur der Gefahr entgangen, zur Binnenstadt herabzusinken, die Zeit des Dampfers riß es, einmal eingelassen, mit sich vorwärts. Zuerst hatte Smidts Vorschlag, Bremen und Bremerhaven durch eine Eisenbahn zu verbinden, zwar nichts als „allgemeine Heiterkeit“ erregt, aber 1847 wurde doch die erste Bahn nach Hannover eröffnet, im gleichen Jahre trat zugleich die erste Dampferverbindung zwischen New York und Bremen ins Leben, Postwesen und Zoll wurden neu reguliert, ja, die ersten Pläne zur Korrektion der Unterweser wurden ins Auge gefaßt. Im Jahre 1848 sah die Weser den ersten Versuch einer deutschen Kriegsmarine, und ein Jahr später wurde zwischen Bremen und Bremerhaven der erste elektromagnetische Telegraph in Europa gelegt. So wuchs der Blick und mit ihm all-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mählich auch das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Ganzen. Diese Zeit des Erwachens blieb nicht ohne Einfluß auf die Atmosphäre, in der mein Vater heranwuchs.

Es scheint, als ob mit Überwindung der Kränklichkeit, die den ersten zehn Jahren des Knaben anhaftete, plötzlich auch die Geisteskräfte, die bis dahin geschlummert hatten, sich zu regen begannen. In seinem ganzen Wesen entwickelte sich eine frühe Aktivität und zugleich jener schwärmerische Zug, der entsprechend abgewandelt auch durch die Studentenzeit hindurchgeht und später mit jugendlicher Tatkraft gepaart seiner Natur stets als die „Idealität" eigen blieb, mit der er alles aufzufassen pflegte. Dieser Zug zeigte sich vor allem in künstlerischen Neigungen, die mehr und mehr hervortraten. Damals war die Kunst im dilettantischen Hausgebrauch heimischer als heutzutage, man versuchte sich im Zeichnen oder Versemachen, wie heute etwa im Klavierspiel, und ebenso wie darin ist eine gewisse Modegeschicklichkeit leicht zu erreichen. Meines Vaters Versuche ragten jedoch bald über dies allgemeine Maß hinaus. Zu selbständigem Schaffen regte ihn stets aufs neue die heimische Landschaft mit ihren herrlichen Bäumen und großartigen Wolkenbildungen an; der eichenumstandene Landsitz, den die Familie im Sommer im nahen Oberneuland bezog, gab dafür die schönsten Motive, aber auch von mancher Reise zeugen lebendige Naturaufnahmen. Wie weit mein Vater es in dieser Fertigkeit brachte, beweist der Umstand, daß er später von Südamerika aus die Reisebriefe vom Magdalenenstrom, die er in Westermanns Monatsheften erscheinen ließ, mit eigenen Illustrationen versehen konnte.

Noch stärker aber entwickelten sich literarische Neigungen, die eine Richtung nahmen, die für Bremen charakteristisch zu sein scheint. Von jeher bis zum heutigen Tage ist hier die dichterische Übersetzung gepflegt worden. Meister auf diesem Gebiete, wie Gildemeister, Laun und Herzberg, gingen in jener Zeit aus Bremen hervor, andere, wie Willatzen, Menke und Grabenhorst, reihten sich ihnen an. Diese Neigung erwachte auch in meinem Vater. Am „gefesselten Prometheus", der von den Primanern beinahe wie ein antiker

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Faust" verehrt wurde, versuchte er zuerst seine Kunst. Englische und französische Lyriker folgten, bald aber nahm ihn die apollinische Satyrgestalt Byrons ganz mit ihrem Zauber gefangen. Der „Manfred", die „Hebrew Melodies", eine große Zahl der kleineren Epen, Bruchstücke aus „Childe Harold" und „Kain" wurden übertragen, ja, mein Vater hätte unzweifelhaft seinen Plan, die erste deutsche Übersetzung Byrons zu schaffen, zur Ausführung gebracht, wenn er nicht Proben Gildemeisterscher Arbeiten zu Gesicht bekommen hätte, und willig beugte er sich dem berufeneren Meister. Die Schwärmerei für Byron, den geistigen und politischen Freiheitskämpfer, dessen blendende Erscheinung auf Deutschland beinahe einen größeren Einfluß ausübte als auf seine eigene Heimat, ist für jene Zeit charakteristisch. Sein aus Begeisterung und Satire, aus schwärmerischer Weichheit und schroffer Bitterkeit wunderlich zusammengesetztes Wesen fand den Ausdruck für die gärende Stimmung, die jeden deutschen Jüngling ergreifen mußte, wenn er damals an der Schwelle der Studentenzeit anfing, ins Leben und seine endlosen Probleme hinauszublicken. „Nil humani a me alienum puto!" Das war der Wahlspruch der letzten Gymnasiastenjahre dieser Zeit, wo sich noch *alle* Kräfte regen dürfen, die man in sich spürt. Nur zu bald kommt die Frage nach dem Berufsstudium und macht trotz der „goldenen Freiheit" der Studentenzeit dieser geistigen Freiheit ein Ende. Auch an meinen Vater trat diese ernste Frage nach dem Abiturientenexamen heran; er wählte, mehr einer alten Familientradition als bewußter Neigung folgend, die Jurisprudenz als Ziel seines Studiums.

Es war am Todestage Alexander von Humboldts, als der neugebackene junge Student in Jena einzog. Damals konnte er noch nicht ahnen, wie eng sein späteres Leben mit diesem Namen verknüpft sein würde, aber die Kunde vom Tode des Mannes, der lange Jahre hindurch Deutschlands größter Stolz gewesen, machte den tiefsten Eindruck auf ihn. „Am Todestage Humboldts hatte der Burgkeller seine Fahnen eingezogen; ich fürchte, daß in den nächsten Tagen eine andre Schreckensnachricht alle die Studentenfahnen verschwinden lassen wird, um der schwarzrotgoldenen Platz zu machen."

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Dieser ernste Zeitgedanke, das bald ängstliche, bald begeisterte Harren auf einen Umschwung der unhaltbaren Zustände, das Sehnen und zugleich Ahnen eines herannahenden Morgens, den man nur oftmals schon zu nahe wähnte, drückte dem ganzen Studentenleben jener Zeit einen seiner charakteristischen Züge auf. Es gewann dadurch einen idealen Anstrich, der sich nur bei einem noch nicht erreichten Ziele voll zu entwickeln pflegt. Wenn dem Professor am Schluß des Semesters der übliche Fackelzug gebracht wurde und der „alte Droysen" auf dem phantastisch erleuchteten Jenaer Marktplatz seine kraftvollen Worte ertönen ließ, dann gestaltete sich der Abend zu einer enthusiastischen nationalen Kundgebung; wenn eine Schar von Freunden bei der Pfingstfahrt am Rhein dahinstrich, so machte sich oben auf der Ruine des Kölner Domturms das Gefühl in einem „Was ist des Deutschen Vaterland?" Luft, und der Rest des Tages war von einer gehobenen Stimmung geweiht. Bei dieser Gemeinschaft in Begeisterung und Streben entstand ein besonders inniges, ungezwungenes Freundschaftsleben.
Aber auch zwischen dem Dozenten und seinen Zuhörern bestand damals öfter als heute ein persönliches Verhältnis, das dazu diente, dem Studenten sein Studium lebendiger zu gestalten. Der Professor, der damals in Jena und später in Berlin am mächtigsten durch die Kraft und Lebhaftigkeit seiner Persönlichkeit auf seine Zuhörer wirkte, war Johann Gustav Droysen,[2] ein Mann, der es verstand, sein ganzes eigenes Wesen mit männlicher Begeisterung und männlicher Abneigung wiederklingen zu lassen in dem, was er schilderte: „Ein Charakter durch und durch", schrieb mein Vater, „und das ist doch die Hauptsache beim Historiker; was soll objektive Geschichtsschreibung; objektiv sein kann doch kein Mensch." Der junge Student ergab sich, obgleich er die Jura als eigentliches Studium ausersehen hatte, ganz dem Banne dieser mächtigen Persönlichkeit.
Er folgte seinem Lehrer im zweiten Semester nach Berlin, wo Droysen erst seine ganze Kraft entfaltete. Nur eine Natur wie er konnte es wagen, im Berlin vom Jahre 60 in seinen Vorlesungen die Geschichte des eigenen Jahrhunderts mit deutlicher Bezugnahme

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

auf die Gegenwart zu behandeln. Kein Wunder, daß im dichtgedrängten Auditorium, in dem Militär und Zivil, Abgeordnete und Studenten durcheinander saßen, die Stimmungen des Tages lebhaftesten Ausdruck fanden, bald in lautem Beifall, wenn Droysen etwa von Napoleon III., „dem inkarnierten Jahre 48", sprach, „der da stolpert und, um nicht zu fallen, immer schneller läuft", bald in tumultuarischen Szenen, wenn er etwa dem Junkertum mit wuchtigen Worten zu Leibe rückte.

In dieser Unmittelbarkeit des persönlichen Einwirkens auf seine Zuhörer war Droysen gerade das Gegenteil seines großen Kollegen Ranke, dessen Vorlesungen mehr „halbverständlichen Selbstgesprächen" glichen als einem öffentlichen Vortrag. Es war unvermeidlich, daß sich im Laufe der Zeit in Berlin zwei historische Lager bildeten, eine Ranke- und eine Droysen-Partei, die nicht gerade in Gegensatz, wohl aber in Wettbewerb miteinander traten. Der Hof, vor allem die junge Prinzeß Viktoria, die unter anderem Droysens „Karl August" ihrer Mutter zum Geburtstag ins Englische übersetzte, begünstigte die gegenwartskräftige Art Droysens, aber über die vielen Privataudienzen, die der Jenaer Professor hatte, „durfte nicht gesprochen werden, um Ranke nicht zu verletzen".

Der Mittelpunkt der damaligen Tätigkeit Droysens war sein historisches Seminar. Jeden Sonnabend fand es sich in des Meisters Studierstube zusammen, und während man mit ernsthaftem Fleiß über alte Urkunden referierte, machte nach patriarchalischer Sitte eine Tasse Tee die Stimmung gemütlich. Das Grundthema der Verhandlungen bildete das Konzil zu Konstanz, aber diese Aufgabe war so weit gefaßt, daß darin die Darstellung und Entwicklung der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Lage aller auf das Konzil bezüglichen Staaten inbegriffen war, und Nitzschs damals gerade Staub aufwirbelndes Werk „Ministerial und Bürgertum" wurde ebensogut einer genauen Analyse unterzogen wie „Hussi quattuor libri de sacramentis". Meinem Vater fiel hierbei die Darstellung der italienischen Verhältnisse zu, und er war nicht wenig stolz darauf, bei dieser Gelegenheit einen Mann zu „entdecken", der heute in allen Darstellungen der Renaissance als typische Per-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sönlichkeit hervorgehoben wird, damals aber „sogar dem Alten unbekannt war": Coluccio Salutati, den Kanzler von Florenz.[3] Diese Arbeiten fesselten ihn so sehr, daß sich daran teils fürs Seminar, teils privatim umfassende Studien über die Handels- und Finanzverhältnisse von Florenz, das italienische Heerwesen, die Verfassung von Florenz, Mailand und Neapel knüpften, die als Vorläufer für sein späteres Werk, „Das Rinascimento", einer Kulturgeschichte Italiens im 14. Jahrhundert, bestimmt waren. Solchen Plänen, so nahe sie damals ihrer Ausführung auch waren, machte später leider das juristische Spezialstudium ein langsames Ende.

Es hatte sich allmählich ein engerer Freundeskreis gebildet, in dem meinem Vater vor allem *Gustav Droysen*, der älteste Sohn des Professors, *Alexander Brückner* und *Adolf Hausrath* nähertraten.[4] Mit ihnen wurde gemeinsam gezecht, geschwärmt und gearbeitet. „Das Arbeiten in der Jugend ist Schwelgerei, reine Wollust, beileibe keine Tugend, kein Verdienst!" Diese Worte, die der alte Droysen einst zu meinem Vater sagte, sind dabei das Motto dieser Zeit. „Meine Studien" – so schrieb er damals – „sind bis jetzt bloß eine Fortsetzung der Schulzeit: die Humanität habe ich bloß gesucht, nicht Juristerei oder Historie als solche, und so wird es wohl am Ende des Semesters stehen, daß ich weder als Jurist, noch als Historiker weiter gekommen bin als bis zu dem großen Aussichtspunkt, wo das Feld der Wissenschaft vor dem Auge ausgebreitet ist, d. h. wo man alles überschaut und wählt. Bei diesem Wählen bin ich weit entfernt, die Historie zu erfassen, aber die Historie im Auge zu behalten, wenn das Berufsstudium ernst beginnt, wird mir zur Pflicht." – So ist es in Wahrheit gekommen. Wohin das wechselvolle Leben meinen Vater später führte, überall erfaßte er die neuen Zustände, in die er versetzt wurde, nicht nur mit dem Auge des Beamten, sondern zugleich als forschender Historiker. Das machte sein Leben und Denken, das machte auch den Eindruck, den seine Persönlichkeit überall hervorrief, so besonders lebhaft und eigentümlich. Aber dadurch stellte er auch Aufgaben an sich selbst, die gerade bei dem steten Wechsel seines Wirkungskreises und bei der Art dieses Wechsels, der ihn oft auf Gebiete ver-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

setzte, die vorher noch nie eines Forschers Fuß betreten, für die Kräfte eines einzelnen kaum zu bewältigen waren.
Schließlich behielt in der Berufswahl die Jura doch die Oberhand, und als im Frühjahr 1861 die „alte Horde", wie Droysen sein Seminar nannte, nach allen Richtungen auseinanderstob, da siedelte auch mein Vater nach Göttingen über, um sich hier mit ganzer Kraft der Juristerei zu widmen. Einige Mitglieder des Berliner Kreises, darunter Droysen jr., hatten sich auch in Göttingen zusammengefunden, dazu kamen neue Freunde, vor allem Carl Binding,[5] der von nun an meinem Vater wohl am nächsten trat. Bald gründete man in dieser Schar einen „jüngeren Hainbund"; das Gartenhaus eines Freundes wurde durch den Schmuck eines Plafondgemäldes, „die deutsche Einigkeit in Spiritus", durch Tannengrün und Freskobilder, die „wilde Jagd" darstellend, zum Vereinslokal umgewandelt. Bisweilen freilich zog man es auch vor, selbst die wilde Jagd auf dem einladenden Rundwall Göttingens nächtlicherweile darzustellen, was einmal so wirkungsvoll gelang, daß mein Vater als „unus pro multis" in das „Hotel zur akademischen Freiheit", den Karzer, umsiedeln mußte. Aber hier ging es damals gemütlich genug zu; am nächsten Mittag freute sich ganz Göttingen über eine ellenlange Pfeife, die aus dem Fenster des ersten Karzerstockwerkes hing und unten immer neu von Freunden gestopft wurde, wenn sie der oben Eingekerkerte ausgeraucht hatte. So gingen die Tage dahin in Ernst und Scherz, und ehe er sich's versah, ward aus dem übermütigen Studenten ein würdiger Doctor utriusque juris. Dann kam die Examensarbeit für das Oberappellationsgericht in Lübeck, und nach wenigen Monaten konnte der junge Doktor es schwarz auf weiß lesen, daß er sich „für seinen künftigen Beruf vorzüglich gut vorbereitet habe".
Für welchen Beruf? Sollte er jetzt wirklich sofort in die Advokatur zu Bremen eintreten, zu der er berechtigt war? Sehr verschiedene Wege lagen ihm noch für die Zukunft offen; neben der praktischen Laufbahn winkte die theoretische. Mein Vater neigte damals entschieden am meisten zum akademischen Beruf. Hier wollte er Jura und Geschichte miteinander in Wechselwirkung setzen, und so be-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gab er sich denn vorerst noch einmal nach Berlin, um hier eine Reihe größerer juristischer Arbeiten zu vollenden, unter denen ihn besonders eine rechtshistorische Abhandlung „Der Prozeß Jesus Christus" interessierte. Die Arbeiten schwollen unter seiner Hand immer mehr an, und als er 1863 endlich doch nach Bremen übersiedelte und seine lebhafte Natur in den neuen Verhältnissen auf allen Seiten neue Aufgaben auf sich heranstürmen sah, wurden sie überwuchert vom jüngeren Nachwuchs.

Die nächsten zehn Jahre in Bremen sind vielleicht die reichsten und glücklichsten in meines Vaters Leben gewesen. Seine temperamentvolle Kraft gab dem Strom des Bremer Lebens neue Antriebe, und in zahlreichen Rinnen begann man diese Kraft sogleich einzufangen und allerhand Mühlräder damit zu treiben. Sie sind verschieden genug.

Als Syndikus der Bremer Handelskammer konnte er in alle die Lebensfragen seiner Stadt, die den Handel betrafen, aktiv eingreifen. Hier kam er in nähere Berührung mit H. H. Meier,[6] dem Mann, dessen Unternehmungsgeist durch Jahrzehnte der Entwicklung Bremens den Stempel aufgedrückt hat. Mit Emminghaus zusammen rief er die „Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger" ins Leben, deren Sekretär er war und deren Organisation ihm im wesentlichen zu danken ist. Eine andere wichtige öffentliche Aufgabe sah er in dem Gedanken, Bremen einen großen Volkspark zu schaffen. Man hatte den Mut, ein weites Wiesenterrain, die Bürgerweide, die dem deutschen Bundesschießen gedient hatte, dafür auszuersehen. Mein Vater schrieb den Aufruf und leitete das Werbeamt, und so entstand in den sechziger Jahren der „Bremer Bürgerpark". Noch Jahrzehnte später dachte keine andere deutsche Stadt an eine ähnliche Gründung, Bremen ist die einzige gewesen, die sie rechtzeitig unternahm und, was später viele Millionen gekostet haben würde, mit verhältnismäßig geringen Mitteln erreichte.

Mit gleichem Eifer aber, wie er in das aktive Leben der Stadt eingriff, widmete er sich ihrer Vergangenheit. Droysens Geist zog ein in die Bremer Historische Gesellschaft, und hier konzentrierte sich zwischen zahlreichen kleineren Studien sein Interesse vor allem in

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zwei Werken: der Geschichte der *Stedinger*, jenem seltsamen Volk, das in mutigen Kämpfen, die an antiken Geist erinnern, seine Freiheit verteidigte, und der Geschichte des alten Wunderwerkes der Stadt, des *Rathauses*, die er mit Hermann Ehmk zusammen in einem Prachtwerk herausgab. Damit spielte der erste architektonische Hauch in den Schaffenskreis der Schumacher herein.

Daneben aber begann er im gesellschaftlichen Leben der Stadt ein treibendes Rad zu werden. Dieses wurzelte damals im „Künstlerverein", einem Kreis, der sich in jener Zeit zu einem Kulturmittelpunkt des kleinen Gemeinwesens entwickelte, wie ihn ähnlich wohl nur wenige Städte gehabt haben. Die ganze Intelligenz Bremens schloß sich hier zu gemeinsamen geselligen und kulturfördernden Unternehmungen zusammen. Künstler waren so gut wie gar nicht dabei, denn von ihnen hatte Bremen nur wenige, aber das Leben, das sich hier entwickelte, weckte in jedem einzelnen, was in ihm an Künstlertum schlummerte, und das gab einen reichen Klang. Die vergilbten Zeugnisse von Festen, die damals Arthur Fitger mit meinem Vater zusammen ins Leben rief, wecken noch heute ein Gefühl hochstehender Festesfreude; ich sehe ihn, wenn ich sie durchblättere, als Albrecht Dürer in einem gleichnamigen Festspiel der deutschen Kunst ein Huldigungslied singen, oder als Simson in einem übermütigen Scherzspiel die Bremer Philister höhnen; kurz, eine Welle von ernster Arbeit und heiterer Lust ging damals von ihm aus durch das Leben der Stadt.

Um diese Zeit lernte er meine Mutter kennen. Im Freundinnenkreise seiner Schwester fiel ihm ein zierliches Mädchen auf, das an Lebhaftigkeit und Anmut vor den übrigen hervorstach. *Therese Grote* hieß sie, eine Waise, die das schwere Leben des unbemittelten elternlosen Kindes in fremden Häusern gekostet hatte und jetzt bei ihrem Onkel, der zugleich ihr Schwager war (er hatte die älteste der fünf Groteschen Schwestern geheiratet), liebevolle Aufnahme gefunden hatte.

In dem bescheidenen neuen Haushalt, der nun gegründet wurde, erschien am 6. März 1868 mein Bruder Hermann,[7] und am 4. November 1869 folgte ich ihm nach.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ZWEITES KAPITEL

BOGOTÀ 1872—1874

Als ich 1909 als Baudirektor nach Hamburg übersiedelte, war der erste Besuch in meinem neuen Hause Frau Margrete Mehlhop aus Bramstedt, meine alte Wärterin, die damals 1869 meine ersten Lebensregungen betreut hat. – Jetzt war ich wieder erreichbar geworden, und plötzlich tauchte ihr treues, kluges Bauerngesicht, umrahmt von den schwarzen Bändern eines uralten Staatshutes, wieder einmal bei mir auf; freudig begrüßt. „Ja, Fritz", sagte sie, als wir beim Essen saßen, „das erstemal, als du in Hamburg eingezogen bist, da war's noch mit der Postkutsche, und ich hab' dich getragen." Ich wollte es nicht glauben, denn ich fühlte mich nicht alt genug, um den Weg von jener Postkutsche bis zu dem Automobil, das draußen auf mich wartete, am eigenen Leibe in der gleichen Stadt erlebt zu haben. Aber es stimmte; 1870/71 gab es noch keine direkte Eisenbahn zwischen den beiden Schwesterstädten, und so war ich in die Stadt meiner künftigen Bestimmung noch eben vor Torschluß im Urväterstil eingefahren. Das war meine erste Reise, und ich soll trotz eineinhalb Jahren schon sehr verständig gewesen sein und die Mitreisenden durch Aufsagen eines Gedichtes in Erstaunen gesetzt haben, das mir, wie ich noch deutlich weiß, höchst interessant war, weil darin die schöne Vorstellungen erweckenden Verse vorkamen:

„Soll ich auch im Schrank nachsuchen?
Da ist noch ein Stückchen Kuchen!"

Meine Erinnerungen gehen überhaupt in Kleinigkeiten merkwürdig weit zurück. Die allerersten beziehen sich auf Farben von Kleidern und Muster von Tapeten, an denen mein Bett stand. Ich glaube, daß solche frühe Erinnerungsbilder nur dann vorhanden sind, wenn der Mensch in den betreffenden Jahren seine Umgebung völlig än-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dert, so daß nicht Eindrücke späterer Jahre sich in das gleiche Umgebungsbild der Erinnerung projizieren, in dem diese matten Flämmchen aufleuchten. Die reiferen Bilder dürfen nicht auf die gleiche photographische Platte kommen.

In meiner ersten Kinderzeit war aber vom Schicksal trefflich dafür gesorgt, daß die Platten meiner Erinnerung ausgiebig gewechselt wurden. Schon Anfang 1872 wurde ich aus dem freundlichen Bremer Familienkreis herausgerissen, und es begann ein Wandern.

Mein Vater hatte an den mannigfachen Fragen eifrig mitgewirkt, welche die Umwandlung Deutschlands zum Reich auch der Bremer Handelskammer stellte. Jetzt hieß es, die gesamtdeutschen Interessen im Auslande zu festigen: die diplomatischen Vertretungen wurden umgestaltet und neue dazu gegründet. Es war unter anderem beschlossen worden, in Columbien eine neue Ministerresidentur zu schaffen, und dieser Posten wurde meinem Vater angeboten. Er galt als wichtig, denn man hegte große Pläne mit Columbien: man erwog, mit deutschem Kapital eine Eisenbahn über die Kordilleren nach der Hauptstadt des Landes, Bogotà, zu legen, denn man erwartete im Hinterland eine reiche Ausbeute für den deutschen Handel. Diese Fragen und Aussichten sollten drüben studiert und das Feld vorbereitet werden für eine Tat deutschen Unternehmungsgeistes, die, wenn sie zustande kam, epochemachend werden konnte für die Ausdehnung des deutschen Einflusses in Südamerika. Dieser erste Eroberungszug für das neugeschaffene Reich reizte meinen Vater; er glaubte, den Ruf der Zeit zu hören, verließ die sichere Zukunft der Heimatstadt und zog mutig hinaus in das unbestimmte Feld einer großdeutschen Tätigkeit. Er selber reiste allein voran, um auf fremdem Boden die Stätte für seine Familie vorzubereiten, und meine Mutter folgte ein halbes Jahr später mit ihren Kindern, von denen das jüngste, meine inzwischen geborene Schwester Luise, noch nicht ein Jahr alt war.

Der damalige Kronprinz hat meinem Vater einmal, als er von den Leistungen meiner Mutter auf jenem Auszug hörte, gesagt: „Sagen Sie Ihrer Frau von einem alten Soldaten: Alle Achtung!“ Und in der Tat, jene Reise mit drei kleinen Kindern war nicht leicht.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Äußere Umstände wie der, daß mein Bruder unterwegs den Arm brach, der von einem Barbier an Bord falsch eingeschient wurde, und daß mein Vater, der uns in Barranquilla abholte, noch alle erschreckenden Spuren einer schweren Klimakrankheit zeigte, machten sie noch schwerer. Aber auch ohne diese Besonderheiten war es damals nicht einfach, nach Santa Fé de Bogotà zu kommen, denn an den entscheidenden Stellen waren die Transportmittel nicht viel anders geworden als damals im 16. Jahrhundert, wo die Welser ihren berühmten Zug über die Kordilleren machten auf der Suche nach „El Dorado", dem güldenen Prinzen, und bei besagter Gelegenheit eben dieses Bogotà gründeten.

Was ich von dieser Reise im Gedächtnis trage, sind Eindrücke, die aus der Hinreise und der zwei Jahre später erfolgten Rückreise zusammengewürfelt sind, und ich will nicht versuchen, sie zu unterscheiden; aus beiden zusammen formt sich mir eine noch heute deutliche Kette kleiner Episoden.

Die letzten heimatlichen Eindrücke knüpften sich an den kleinen Flußdampfer, der uns von Barranquilla aus vierzehn Tage lang den Magdalenenstrom hinaufführen sollte. Er hieß nämlich „Bismarck", denn diese Dampferlinie war der Anfang der ins Auge gefaßten deutschen Unternehmungen; aber trotz des großen Namens muß der Betrieb, dem er diente, ziemlich bescheiden und südamerikanisch gewesen sein. Wir fuhren nur des Tags, denn im Dunkeln konnte man nicht wagen, zwischen all den Sandbänken der unregelmäßigen Fahrstraße hindurchzukommen; nachts lag also der kleine Raddampfer friedlich mitten im Urwald fest. Das hatte etwas Unheimliches, und einmal glaubten wir in der Tat, daß wir überfallen werden sollten, denn Signalpfiffe ertönten im Walde, und man sah und hörte schwarze Gestalten huschen. Schon wurden die Rollen verteilt, um uns Kinder in Sicherheit zu bringen, da stellte sich heraus, daß uns eine Herde großer Affen täuschte, die wahrscheinlich die gleichen Vorsichtsmaßregeln mit ihren Signalen angeordnet hatte, wie wir auf dem Schiff. Tagsüber muß es schön gewesen sein, so zwischen der üppigen wilden Vegetation dahinzugleiten. Gewürzt wurde dies Vergnügen noch durch eine eifrige

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Jagd auf Alligatoren, die in großen Mengen auf den Sandbänken lagen und uns Kindern nicht wenig interessant waren. Aber auch an Bord scheint die exotische Fauna sich bemerklich gemacht zu haben, jedenfalls ist mir unvergeßlich geblieben, wie eines Abends ein Passagier auf den Eßtisch festgebunden und mit Kognak vollgeschüttet wurde, bis er um Erbarmen schrie: ihn hatte ein giftiger Skorpion gebissen, und es war seine einzige Rettung.

Dies schwimmende exotische Idyll endete in Honda. Von hier mußte man fünf Tage zu Fuß oder auf Reittieren durch die Kordilleren nach Bogotà reisen. Dieser Marsch muß einigermaßen abenteuerlich gewesen sein.

Unsere Karawane wurde geführt von meinem Vater, dem sein Sekretär zur Seite ritt. Dann kam meine Mutter, auch zu Pferde, sie trug meine noch nicht einjährige Schwester in einem großen Tuch, das über die Schulter gebunden war. Bei dieser ungeheuren Anstrengung half ihr Margrete Mehlhop, die mit stoischer Ruhe und Umsicht alle fremden Dinge so behandelte, als ob sie in Bramstedt bei der Feldarbeit wäre. Ihr klassisches Gegenstück war die Haushälterin, die mit uns hinauszog, Fräulein Elise, eine preziöse alte Jungfer, die alles mit bremischem Maßstab maß, zu leicht befand und entsprechende Klagelieder sang, nicht ohne dabei jede Gelegenheit zum Kokettieren gründlich wahrzunehmen. So fehlte dank ihrer Bemühungen auch die komische Figur in unserer Schar nicht ganz, und diese Tatsache wurde dadurch kräftig unterstrichen, daß Margretens Sohn Heinrich, der ebenfalls zur Expedition gehörte und aus dem man in Bogotà so etwas wie einen Diener heranzuziehen beabsichtigte, mit der ganzen Respektlosigkeit seiner vierzehn Jahre schwierige Situationen für Fräulein Elise zu inszenieren verstand.

Das waren die Reisegenossen. Außer den Eltern ritten sie auf Maultieren, dann kamen weitere Maultiere und Träger mit dem Gepäck und dann kamen wir beiden Brüder. Wir konnten noch nicht reiten, und so hatte mein Vater für uns sinnreiche Käfige ersonnen, bestehend aus Weinkisten, die an einer Seite offen und oben mit einem Zelttuch überspannt waren; vorne konnten sie mit Quer-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

stangen vergittert werden, und malerisch hingen rechts vom Gitter die emaillierten Eßnäpfe, während links in gleicher Ausführung ein verfänglicheres Topfexemplar auf europäische Kultur hindeutete. Diese Käfige wurden von Indianern an breiten Gurten mit der Stirn getragen, eine sinnreiche Art, die sich hier bei den Bergbewohnern für das Lastenschleppen herausgebildet hatte. Und da saßen wir nun den ganzen Tag auf unseren schmalen Brettchen, ganz still, denn jede Bewegung löste berechtigte Flüche unseres unheimlichen Lasttieres aus, starrten neugierig auf die Tier- und Pflanzenwelt der Wildnis und wunderten uns nicht weiter über Sonne, Hunger und Regen. Noch heute sehe ich, wie neben mir auf meiner kleinen Sitzbank ein wundervoller roter Bonbon lag, ein einheimischer „Boccadillo", den ich beim Aufbruch geschenkt bekommen hatte und wie einen Schatz betreute, der mir aber statt zum Genuß zum tragischen Erlebnis werden sollte. Mehrere Tage hatte ich ihn bereits vor allen inneren und äußeren Gefahren sicher behütet, da stürzte mein Träger mit mir beim Durchwaten eines Flusses in eine Tiefe, und als mein Vater uns beide eben noch zur rechten Zeit aus der Strömung gezogen hatte, war mein Boccadillo verschwunden. Daß ich klitschnaß noch stundenlang in meinem Käfig weitersitzen mußte, erregte mich gar nicht, aber über diesen Verlust war ich so untröstlich, daß ich mir noch jahrelang den Schmerz mit gleicher Stärke zu vergegenwärtigen vermochte. Man könnte daraus auf eine höchst materielle Naturveranlagung schließen, aber vielleicht bedarf der Mensch in unangenehmen Lebenslagen, um sie siegreich zu ertragen, irgendeiner Kleinigkeit, von der er weiß: jetzt brauche ich nur hinzulangen, um einen Augenblick der Labsal zu erwischen; er langt gar nicht wirklich hin, aber das Bewußtsein, es zu können, hält ihn aufrecht und darf ihm nicht geraubt werden.

Die Nachtquartiere wurden in unbewohnten Lehmhütten genommen, die als Unterkunft die Tagesmärsche markierten. Sie müssen nicht gerade erfreulich gewesen sein. Ich erinnere mich einer Nacht, wo unser Schlafraum von dem Raum der betrunken grölenden Träger nur durch ein Plaid getrennt war, das vor ein Loch in der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wand gespannt wurde. Die Erwachsenen schliefen in Hängematten, was Fräulein Elise nicht vertragen konnte, sie wurde zur Bereicherung der Situation seekrank. Wir Brüder lagen auf Decken an der Erde, und die ganze Nacht liefen dick und schwer die Ratten über uns hinweg; die Ritzen und Löcher in der Wand, aus denen man Skorpione und ähnliche freundliche Tierchen erwarten durfte, hatte Margrete eifrig mit Lappen zugestopft. Am Morgen aber machten wir derartige Vorsichtsmaßregeln leider doch zunichte, denn wir verstanden es, ahnungslos als Unterlage unserer ländlichen Morgenandacht reinliche Ameisenhaufen auszuwählen, und das nahmen die Tiere übel. Sie richteten uns in einer Weise zu, die man wohl nur von tropischen Ameisen erwarten kann.

Fünf Tage lang mußte man auf solch primitive Weise die Kordilleren durchqueren, dann öffnete sich der Kessel, in dem Bogotà lag, ein baumloses Land, denn man befand sich „doppelt so hoch wie auf dem Rigi", wie meine Mutter es nach dem Maßstab ihrer höchsten europäischen Gebirgsleistung auszudrücken pflegte. – Eine halb improvisierte Stadt von lauter aus Rücksicht auf die Erdbebengefahr einstöckig gebauten Häusern, die nur am Kathedralenplatz, auf dem sogar ein von Ferdinand von Miller gegossenes Bolivar-Standbild prangte, und in der „Calle Real" einen zivilisierten Eindruck machte. An der Calle Real lag unser Haus; breit und niedrig bildete es eine Straßenecke, und ich glaube, wenn man hereinkam, muß es recht stattlich gewirkt haben. Das Wohngeschoß war um etwa drei Meter über den Erdboden emporgehoben und umschloß im Innern einen offenen Hof, um den ein gedeckter Holzgang rings herumlief. An diesem offenen Korridor lagen die Zimmer: nach vorne die Staatsräume und Arbeitszimmer des Vaters, an den beiden Längsseiten die Schlafzimmer. Die zweite Querseite nahm ein großer Eßsaal ein, von dem aus man zu Küche und Wirtschaftsräumen gelangte, die mit einem verwilderten Garten in Verbindung standen. Man sieht: der ins Primitive übersetzte Typus des römischen Hauses.

In diesen Hinterquartieren herrschte die indianische Köchin Hedoviches und eine Wasserträgerin, die auf den Namen „Jesus" hörte,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ein Umstand, der wohl nur dadurch erträglich wurde, daß man diesen Namen spanisch aussprach, wobei das „u" so schön lang gezogen werden kann, daß das Wort ganz harmlos zu klingen beginnt. – Im vorderen Hof regierte Eusebio, ein bildschöner Neger aus Havanna, der eine Mittelrolle zwischen Diener und Hausknecht spielte. Er besaß einen halbwüchsigen Filius, den er in allen Künsten anlernte, wobei er ihn, stolz auf seine englischen Kenntnisse, mit „Look here" zur Stelle rief. Wir hielten diesen Anruf für seinen Namen, nannten ihn Lukia und schlossen mit ihm enge Freundschaft, denn er kannte tausend Künste, die uns fremd waren.

Auf der Galerie dieses Vorderhofes spielte sich das Leben des Hauses ab. Die rechte Seite wurde von Margrete beherrscht, die linke von Fräulein Elise. Diese beiden Mächte führten Krieg miteinander, jenen natürlichen, instinktiven Krieg entgegengesetzter Naturen. Ich muß aber gerechterweise gestehen, daß die Kräfte ungleich verteilt waren, denn Margrete hatte in ihrem Heinrich einen zu geschickten Mitkämpfer, und noch heute fühle ich unser Vergnügen, wenn Fräulein Elise, die immer alles verlegte, klagend ihre Speisekammerschlüssel suchte, die Heinrich ihr hinten auf die schön gestärkten Puffer ihres Kleides gelegt hatte. Wir Kinder waren natürlich Verbündete von Margrete, wir liebten sie und zogen in diese Liebe alles mit herein, was zu ihrem Leben gehörte: ihr Bauernhaus, von dem sie uns jedenfalls voller Heimweh erzählte, ihre Kuh und die Kartoffelfelder, das war lange Zeit in meiner Phantasie das Schönste, was es auf Erden gab.

Vielleicht schien mir unwillkürlich ein Bild, in dem ein Stück deutscher Natur auftauchte, auch deshalb so schön, weil in Bogotà kein Fleckchen anmutiger Umgebung uns erquicken konnte. Kahle Berge schauten in großen, aber starren Linien in unseren Hof herein, und sie wären uns sicher gar nicht weiter interessant gewesen, wenn nicht hoch oben auf ihrem Kamm zwei Klöster gelegen hätten, die durch ihre scheinbare Kleinheit unsere Einbildungskraft lebhaft bewegten. Wir hielten sie wirklich für Liliputhäuser und konnten nicht genug davon haben, wenn mein Vater, der jeden

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Märchenstoff aufgriff, den wir Kinder ihm zufällig boten, von ihren kleinen Bewohnern erzählte. Sie waren genau so groß wie die Finger seiner Hand, und allmählich wurden die Finger beim häufigen Erzählen das Abbild der Bewohner selbst, jeder bekam seinen Namen, und seine Gestalt formte sich nach der Form seines Fingers. Der Held der ganzen Sache aber, ein übermütiger kleiner Tunichtgut, wurde der Dedo chiquito (der kleine Finger), um den sich allmählich ein ganzer Sagenkreis wob, der hinausgriff über den Bereich jener beiden geheimnisvollen kleinen Bergklöster.

Die Außenwelt spielt nur wenig in die Erinnerungen dieser Zeit herein, nur einmal leuchtet sie mir wie ein grelles Plakat zwischen den feinen kleinen Aquarellen auf, als die mir die Bilder jener Tage leis verschwommen vor der Seele schweben. Zur Feier der Unabhängigkeitserklärung gab es alljährlich große Volksfeste; auf dem Kathedralenplatz wurden rings Tribünen errichtet, und mitten darin befand sich die Loge des diplomatischen Korps. Einmal durften wir mit Margrete in diese Loge, denn an diesem Tage war Kinderbelustigung, Sacklaufen und ein höchst ergötzliches Wettklettern an glatten hohen Masten, auf deren Spitze ein ausgestopfter Mann mit goldener Uhr an der Weste als Siegesbeute winkte. Zum Schluß ritten reizende weißgekleidete Mädchen auf Stieren um den Platz herum und reichten goldene Tüten mit Zuckerwerk in die Logen herein. Selig kamen wir mit einer solchen Tüte nach Hause und ruhten nicht, bis wir ein zweites Mal mit Fräulein Elise hingelassen wurden. Diesmal aber war, ohne daß die Eltern es wußten, das harmlose Programm verschoben worden und – jedenfalls sehr zur Freude von Fräulein Elise – war statt dessen ein richtiges Stiergefecht im Gange. Wir erlebten, wie der Torero vom Stier gepackt und in die Luft geschleudert wurde, und ich sehe noch, wie ein weißes Hemd in der Luft flatterte, als wir schließlich fluchtartig die Loge verließen. Dieser aufregende Eindruck hielt mich lange in Erregung und beschäftigte meine ohnedies gefährlich früh angestachelte Phantasie.

Außer solchen öffentlichen Lustbarkeiten muß das Leben in dieser Hauptstadt ziemlich still gewesen sein. Nur ein einziger Alters-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

genosse taucht auf in dem ganzen Bekanntenkreise: der kleine Paredes. Sein Vater vertrat das Künstlertum in der Stadt, in Wahrheit war er Photograph, und das Söhnchen war zu unserem Verdruß als Künstlerkind in Samt gekleidet. Damit konnte mich nur versöhnen, daß er wundervolle Spielsachen besaß, besonders eine Knopfschachtel mit einem märchenhaften Inhalt verschiedenster Knöpfe aus den phantastischen Kostümen seiner Mutter. Diese Knopfschachtel war der Anlaß zum ersten bewußten Fehltritt in meinem Dasein: ich stahl daraus einen messingenen Gardinenring, den ich für über alle Maßen begehrenswert hielt. Niemand von den Erwachsenen bemerkte diese Untat, aber noch manches Jahr später, als ich beim ersten Eindringen in die Lehren der Religion den Begriff „Sünde" kennenlernte und eifrig in meinem Leben nach Sünden suchte, die ich recht tüchtig bereuen könnte, da trat mir dieser Ring brennend vor die Seele, und ich schämte mich darüber, in Wahrheit viel schlechter zu sein, als meine Mitmenschen von mir anzunehmen schienen.

Ohne dieses lasterhafte Ereignis würde ich diesen Spielkameraden wohl längst vergessen haben, denn in Wahrheit hatte ich damals nur einen Kameraden meines Kinderlebens: meinen Bruder. Alles taten wir zusammen wie Gleichaltrige; er kommandierte, er war stets der General, ich der Gemeine, er war der Kutscher und ich das Pferd, aber mir fiel das Folgen nicht schwer, und wir vertrugen uns prächtig. Das kleine Schwesterchen, das man Louisita nannte und das wir deshalb in abgekürztem Verfahren mit „Sita" bezeichneten, spielte noch nicht recht mit; es war einstweilen nur zum Ansehen da.

Lange hat dieser seltsame Aufenthalt in kulturfernem Lande nicht gedauert. Die Studien meines Vaters ergaben, daß außer Chinarinde und Smaragden aus dem vielversprechenden Hinterlande von Bogotà nicht genug für deutschen Handelsgeist zu holen war, um riesige Unternehmungen rechtfertigen zu können. Er riet ab von den Plänen des deutschen Kapitals, und da er damit eine wichtige Mission erfüllt hatte, wollte man seine Tatkraft und Umsicht an bedeutsamerer Stelle für das Reich ausnutzen: man bot

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ihm das Generalkonsulat in New York an, ein Posten, an dem damals vielleicht die wichtigsten und verwickeltsten Fäden der aktiven neudeutschen Auslandsarbeit durcheinanderliefen. Roesing hatte begonnen, sie anzuspinnen, und mein Vater zögerte nicht, sie aufzunehmen, war hier doch ein Lebenswerk zu leisten, bei dem die Kleinarbeit der täglichen Hilfe an Tausenden von Landsleuten sich verband mit der großzügigen Arbeit des unmittelbaren Studiums der wichtigsten wirtschaftspolitischen Fragen.

Für meine Mutter war es ein Segen, daß sie aus der weltfernen Verbannung fortkam. Nicht nur durch den Tod lieber Angehöriger hatte sie schwere Tage in Bogotà gehabt, sie konnte auch die dünne Luft der hohen Lage dieser Stadt nicht vertragen. So wird denn der Abschied nach zwei Jahren nicht hart gewesen sein, wenn auch manche Liebe, die in dem rastlosen deutschen Wirken meiner Eltern heimlich erblüht war, zurückbleiben mochte. Rührend war beispielsweise der Schmerz unserer Hausgenossen. Hedoviches überhäufte uns mit Abschiedsgeschenken: einheimisches Flechtwerk, Zuckersachen und Schnitzereien aus wohlriechenden Hölzern. Noch fünfundzwanzig Jahre später, als ich wirklich einmal den damals so heiß begehrten Besuch in Bramstedt machte, fand ich von diesen Angebinden einen nach Vanille duftenden Löwen als vielbewundertes Schaustück in Margretes bäuerlicher Hütte. –

Dann kam wieder der abenteuerliche Zug über die Kordilleren und die langsame Fahrt auf dem Magdalenenstrom. Schließlich erschien uns allen der Dampfer, der uns in Baranquilla aufnahm, als erster hochwillkommener Zeuge europäischer Kultur.

In Colon trennten wir uns von unserem Vater, der nicht mit nach Bremen, sondern sofort nach New York reiste. Noch sehe ich, wie seine hohe Gestalt auf der kleinen Schaluppe, die sich immer mehr entfernte, zu unserem Schiff herüberwinkte, wie meine Mutter weinend die Brüstung umklammerte, und ohne daß ich recht begriff, um was es sich handelte, zog tiefes Weh zum erstenmal durch meine Brust.

Dennoch erscheint mir diese Fahrt nach Bremen als eine besonders schöne Erinnerung, teils weil höchst interessante exotische Tiere

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

an Bord waren, von denen allerdings eine riesige Schlange, die aus ihrem Käfig entkam und nun unter jeder Bettdecke nicht ohne Grund erwartet werden konnte, sich einigermaßen unliebsam bemerklich machte, teils weil ich augenscheinlich von der Schiffsgesellschaft unerhört verzogen wurde. Das muß sehr ausgiebig gewesen sein, denn als am Jahrestag von Wörth beim Mittagsmahl der Kapitän einen flammenden Toast auf den Kronprinzen ausbrachte und ich nebenan hörte, wie alles begeistert rief: „Unser Fritz soll leben!" erschien ich strahlend in der Tür des Speisesaals und war zum Gaudium aller Anwesenden fest davon überzeugt, daß der Jubel mir gegolten habe.

In Bremen wurde es mit diesem Verziehen wohl nicht viel besser. Es ist mir, als ob ein Taumel von Liebe uns empfing. Zum erstenmal unterschied ich mit Bewußtsein die lieben Gestalten meiner Großeltern, zum erstenmal sah ich Vettern und Onkel und Tanten, und zum erstenmal mußte ich mich wehren gegen die stürmischen Liebkosungen von niedlichen jungen Mädchen, die behaupteten, meine Cousinen zu sein.

Das alles war reizend, aber bald hieß es wieder: An Bord! Wir fuhren einer neuen Heimat entgegen, und jene ersten Jahre sanken wie in ein Traumland zurück. Wie ein merkwürdiger bunt gewebter Teppich scheinen mir diese südamerikanischen Eindrücke als erster Hintergrund meines Lebens ausgespannt zu sein. Die Gestalten auf dem Teppich sind fremdartig und kindlich stilisiert, aber die Farbe ist leuchtend und frisch. Ich möchte diesen Teppich nicht entbehren.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

DRITTES KAPITEL

NEW YORK 1875–1883

Der Zufall wollte es, daß wir auf dem Schiff bereits einige der Menschen kennenlernten, mit denen uns das neue Leben in New York später in engste Beziehung brachte.

Zwei Frauen tauchen vor allem vor mir auf. Die eine hat den typischen Habitus einer altgewordenen Schauspielerin: es ist die Gattin des berühmtesten deutschamerikanischen Rechtsanwaltes, der zugleich der erste Deutsche war, dem man die Würde eines „Governor" anvertraute. Die Fama behauptete, sie habe einst wundervoll auf dem Drahtseil getanzt, was angesichts der Körperfülle, die sie jetzt aufwies, wohl nur eine Sage sein mochte, der Kontrastwirkung zuliebe erfunden. Sie war eine der Frauen, die leise klagend durchs Leben gehen und dadurch Gelegenheit finden, ihr eigenes Ich kunstvoll zu kultivieren.

An Bord nun entwickelte sich eine ergötzliche Eifersucht zwischen dieser Frau, die gewohnt war, daß sich alles um sie drehte, und einer zweiten Dame, die von selber die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog: es war die Gattin von Karl Schurz.[8] Sie war leidend, und ihr Bild ist in mir untrennbar von aufgelösten Haaren, die ein zart geschnittenes, durchgeistigtes Gesicht umrahmen. Begleitet war sie von ihren beiden Töchtern, die eine anziehend durch die natürliche Vornehmheit, die andere durch die eigentümliche Energie ihres Wesens. Dann aber war noch Karli da, ein Junge in unserem Alter, der unser erster wirklicher Freund wurde.

Die schnell sich anbahnende Freundschaft zwischen unseren Familien, die durch die Interessengemeinschaft der beiden Väter bestätigt wurde, fand ihre besondere Festigung dadurch, daß wir bald traurige Tage zusammen durchleben sollten. Als Frau Schurz kurz nach der Überfahrt bei der Geburt eines Knaben sterben mußte, brachte Karli die schweren Tage der Entscheidung in unserem Hause zu. Er muß ein träumerischer Junge gewesen sein, ein Ge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

misch von lautem Temperament und weicher Versonnenheit. Es war erschütternd, wie er den Tod seiner Mutter nicht glauben wollte. – „Hier sind doch lauter Blumen", meinte er, „und die Mutter sagt, wo Blumen sind, da ist auch Freude. Warum soll ich also traurig sein?" – Mir kleinem Kerl, der ich die wahre Lage vollkommen begriff, machte das damals einen so tiefen Eindruck, daß einige Jahre später eines meiner ersten Gedichte daraus entstand. Es war das erstemal, daß ich den Tod wirklich sah. Frau Schurz erschien mir im Sarge wie eine Heilige, und ich hatte eher feierliche als schreckliche Eindrücke.

Zunächst aber durchlebten wir eine fröhliche Überfahrt miteinander, denn uns Kindern gefiel es auf dem Schiffe immer besonders gut; wir erlebten alle Tage Neues, befreundeten uns mit Offizieren und Mannschaft, und es war, als ob jeden Morgen Sonntag wäre. Am Ende der Reise aber stand als Krone die wundervolle Einfahrt in den majestätischen Hafen von New York und das Wiedersehen mit dem Vater, der inzwischen begonnen hatte, den neuen Boden für sich und uns zu erobern.

Er war hier am 2. Dezember 1874 eingefahren, und als er zum erstenmal dieses herrliche, bunt belebte Bild der Riesenstadt, die das Feld seiner Tätigkeit werden sollte, vor sich liegen sah, da mochte er sich der Worte erinnern, die ihm einst der Minister Bülow nach Bogotà geschrieben hatte: „Das Generalkonsulat in New York ist, was den Umfang der geschäftlichen Tätigkeit und die Mannigfaltigkeit und Wichtigkeit der zu vertretenden Interessen betrifft, das bedeutendste unserer Ämter. Der Leiter einer solchen Behörde muß mit der vollen Hingabe an seinen Beruf und den technischen Kenntnissen, welche das Amt in bedeutendem Maße erfordert, Klarheit und Schnelligkeit des Blicks verbinden."

Kaum einer andern Stadt hat die Hand der Natur so deutlich schon in der äußeren Erscheinung den Stempel ihrer Bedeutung aufgedrückt wie New York. Wie in einem Brennpunkt laufen alle die Strahlen des amerikanischen Handels hier in einem mächtigen Städtekomplex zusammen; der herrliche Hafen lenkt fast die ganze Flut des europäischen Verkehrs auf diesen Punkt, die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

breiten Wasserstraßen, die rechts und links die Insel der Stadt einfassen, bilden eine natürliche Verbindung mit dem Inlande; alle Eisenbahnstrecken des Kontinents finden hier ihren End- oder Ausgangspunkt. Und durch diese Eigenschaft New Yorks als erster Einfuhr- und Ausfuhrhafen Nordamerikas kommt es, daß es keine Errungenschaft im Binnenlande gibt, die nicht zugleich einen deutlichen Reflex auf diese Stadt wirft und ihre Macht steigert und steigert.

Es ist natürlich, daß mit diesem steten Aufsteigen die Bedeutung der deutschen Interessen, die das Generalkonsulat vertritt, in proportionalem Verhältnis steht. Und so kam mein Vater mit einem Schlage aus der studierstubenartigen Abgeschlossenheit des Bogotàer Daseins in ein so gewaltiges Leben, daß er wohl einen Augenblick hätte betäubt sein können. Schon die Fülle ungewohnter Eindrücke, welche das lärmende Riesentreiben New Yorks für den Fremden mit sich bringt, wirkt zuerst überwältigend, nun aber mußte er sofort in dieses rastlose Triebwerk eingreifen. Da galt es, das stolze Motto zu bewähren, das er bei einem alten Liebling seiner historischen Studien, Petrus Martyr, so liebte: „Poscimur!"

Es war jedenfalls ein gewaltiges Stück persönlicher Arbeit, das der neue Generalkonsul hinter sich hatte, als er am Ende des Jahres 1875 seine erste Jahresabrechnung, die unter anderem von rund 18 000 einzelnen Journalregistrierungen berichtet, dem Auswärtigen Amte einreichen konnte, eine um so größere Arbeit, als er in diese Verwaltung großen Stils ohne jede reguläre Vorschulung eintrat und bei den zahlreichen Neuanordnungen, die er im Geschäftsgang des jungen Postens treffen mußte, lediglich auf sein angeborenes organisatorisches Talent angewiesen war.

Die Haupttätigkeit des New Yorker Generalkonsulats zerfällt in drei große Gruppen: eine nationalökonomische, eine humanitäre und eine polizeiliche. Die nationalökonomische Seite ist ohne Zweifel zugleich die großartigste; die unzähligen Fäden, die von New York aus Nordamerika mit Deutschland verbinden, bringen das Generalkonsulat immer aufs neue mit den wichtigsten wirtschaft-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lichen Fragen in Berührung, die dann in entsprechenden Berichten ihre Beurteilung finden. So wird vielleicht der wertvollste Teil der geistigen Arbeit dieser Jahre in den Archiven des Auswärtigen Amtes schlummern, und wer diese Archive daraufhin einmal durchsieht, wird hier zwischen den Zeilen der Abhandlungen das Bild eines seltsamen Kampfes finden, den ein idealgesinnter einzelner Mensch gegen die übermächtigen Tendenzen seiner Zeit durchkämpfen zu müssen glaubte. Es waren die entscheidenden Jahre von Bismarcks Wirtschaftspolitik, die mein Vater hier in New York zubrachte; „Hie Schutzzoll, hie Freihandel!" war der Kampfruf dieser Jahre, und es handelte sich dabei um eine jener großen Prinzipienfragen in der Kulturorganisation der Völker, die eine alle Knoten meidende Lösung nicht besitzen und nicht besitzen können. Welches Prinzip eine Zeitentwicklung beherrscht, wird nicht diktiert von Gründen theoretischer Gerechtigkeit, sondern ist eine komplizierte opportunistische Machtfrage.

Mein Vater, der frühere Syndikus der Bremer Handelskammer, war mit allen Fasern seines Wesens mit freihändlerischen Gedanken verwurzelt, und wenn auch die entgegengesetzte Strömung, die jetzt einsetzte, die gewaltige Hand Bismarcks hinter sich hatte, so lag es nicht in seiner Art, sich solcher Kraft bedingungslos zu beugen. Seine Berichte ließen das wohl deutlich spüren, und je bedeutender sie in ihrer Art waren – sie haben aus manchem berufenen Munde dieses Urteil erfahren –, um so mehr verfinsterten sie bei Bismarck und seinem Sohne, der damals das Auswärtige Amt leitete, die Stimmung gegen den Warnergeist in New York. So leistete mein Vater einen Teil seiner großen Arbeit sich selbst zum Leide.

Ein zweites Gebiet, auf dem es Schritt für Schritt zu kämpfen galt, fand er in der humanitären Wirksamkeit seines Postens. Der Generalkonsul New Yorks hat nicht nur die dankbare Aufgabe, zahlreichen bedeutenden Männern, die beim ersten Gang im neuen Weltteil sein Amtszimmer ratsuchend betreten, nach Kräften beizustehen, daneben lag die äußerlich undankbare, viel größere Aufgabe, die in diesen Jahren durch das Auswandererwesen Tausen-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

den armer Landsleute gegenüber täglich an ihn herantrat. Hier gerade griff mein Vater mit unermüdlichem Eifer ein. Es lag in seinem Wesen, sich solchen Dingen weit über das Maß des Amtsnotwendigen zu widmen, und zahllos werden diejenigen sein, deren Lebensschiff er im entscheidenden Augenblick die ausschlaggebende Steuerrichtung gegeben hat.

Wenn er auf diesem Gebiet die Mittel zu noch weitergehendem Wirken wünschte, tönte ihm wohl der kalte Ruf entgegen, der amtlich einmal in die Worte gefaßt wurde: „Die neuen Sternen ihr Glück vertraut haben, mögen diesen folgen!" Er aber vermochte nicht in diesem Geiste zu leben, er suchte zu helfen, wo die Gelegenheit dazu hervortrat, wenn es auch an seinem Leben zehrte, daß all diese Ansprüche zu gewaltig waren, als daß *ein* Mensch sie hätte bewältigen können.

Neben diesen schweren Pflichten des Helfens standen die nicht minder schweren des Handelns. In alle die schwierigen kriminalistischen Fälle, die von Deutschland nach Amerika hinüberspielten, mußte das Generalkonsulat in entscheidender Weise eingreifen. Das gab oft die verwickeltste polizeiliche Tätigkeit voller Aufregung, eine Tätigkeit, die sogar bisweilen in die stillen Zimmer unseres Wohnhauses herübergriff. So erinnere ich mich, daß ich eines Sonntags in ein großes Tribunal hineinplatzte, das in unserem Besuchszimmer stattfand, und das nur inszeniert wurde, um einen Millionendefraudanten darüber hinwegzutäuschen, daß man ihn nach amerikanischem Recht am Sonntag nicht verhaften konnte. Er wurde mit Wagenfahrten und Verhören einen ganzen Tag lang auf das zuvorkommendste unterhalten, bis man ihn um 12 Uhr nachts endlich festnehmen konnte. Zum Glück hatte er nicht geahnt, daß er vorher durchaus das Recht hatte, sich mit höflicher Verbeugung von seiner Umgebung zu verabschieden.

So spielte die große Welt des Generalkonsulats ab und an auch in unser Dasein mit herein. Im allgemeinen aber ahnten wir natürlich nichts vom eigentlichen beruflichen Leben unseres Vaters, sondern sahen ihn nur, wenn er sich in den kargen Stunden der Rast in kindlicher Lustigkeit mit uns herumbalgte oder des Sonn-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

tags einen Spaziergang in den schönen Zentralpark mit uns machte. Ein ganz besonders Fest war es dabei, wenn er mit einem von uns „ganz allein" spazieren ging. Bei solchen Gängen zog er alles, woran man vorbeikam, halb scherzend, halb belehrend in den Kreis des Gesprächs; er verstand es, mit wenig Worten den Dingen Beziehungen zu geben, die in der kindlichen Phantasie haften blieben, und so wurde alles reich, was er leise streifend mit dem Finger berührte.

Wenn ich in jenen New Yorker Jahren gefragt worden wäre, was mir in der Stadt besonderen Eindruck machte, hätte ich wahrscheinlich zuerst den Bau der Hochbahn in der Sixth Avenue genannt, dem ich mein ganz besonderes Interesse zuwandte. Dann wäre ein Besuch bei „Macy" gekommen, denn in diesem Wunderland eines richtigen Warenhauses, wie es New York damals 25 Jahre vor Wertheim schon besaß, mit meiner Mutter herumzustreifen und als Krone im „Tearoom" einen Ice-Cream zu essen, erschien mir ein ungeheurer Genuß, von dem ich in späteren Jahren noch oft geträumt habe. Endlich würde ich wohl die riesigen illustrierten Theaterplakate genannt haben, die sich oft Dutzende von Metern weit an den Straßenecken der Stadt erstreckten und die Hauptszenen der gerade bevorzugten Stücke in eindringlichster Weise zum besten gaben. Ich sparte keine Straßenkreuzung, wenn ich sie irgendwo sah. Sobald ich lesen gelernt hatte, kannte ich als kleiner Knirps alle die Dialogbruchstücke, die unter solchen Bildern standen, auswendig und amüsierte meinen Vater nicht wenig, wenn ich plötzlich aus „H. M. S. Pinafore", Sullivans erster Riesenerfolgsoperette, sang:

„I snap my fingers to the foemans tents
And so do his sisters and his cousins and his aunts",

oder wenn mir die wunderschöne Miß Lillian Russell eine ebenso selbstverständliche Erscheinung war wie etwa eine gute Bremer Tante, über die ich ja auch nur vom Hörensagen Bescheid wußte.

Diese Eindrücke der großen Affichen sehe ich nach Jahrgängen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

unterschieden noch so deutlich vor mir, wie ein andres Kind seine verschiedenen Bilderbücher in leibhaftiger Anschaulichkeit vor Augen hat, nur war in diesem Bilderbuch nicht Sneewittchen dargestellt, sondern Sarah Bernhardt, nicht Max und Moritz, sondern Moody and Sanky, die wunderlichen Wanderheiligen, die damals New York unsicher machten; und als etwa dreißig Jahre später das gebildete Deutschland, das immer glaubt, in Kulturerscheinungen so besonders gut orientiert zu sein, begann, Oscar Wildes merkwürdige Persönlichkeit zu „entdecken", stand es mir plötzlich in aller Klarheit vor Augen, wie ich mich schon in den siebziger Jahren über diesen Herrn geärgert hatte, als sein Bild in Escarpins auf seltsam mit großen Sonnenblumen stilisiertem Hintergrund an allen Straßenecken New Yorks prangte und ich absolut nicht verstehen konnte, was dieser alberne Jüngling in meinem Bilderbuch eigentlich wollte.

In Wahrheit wirkten diese kunterbunten Eindrücke ebenso harmlos in meinem Innern wie die sorgfältig ausgewählten Weihnachtsbücher eines braven Bremer Jungen, und doch bringen sie von früh an unbewußt einen fremdartigen Hauch in mein Leben. Mein Vater fürchtete sich augenscheinlich nicht davor, uns beiden Jungens mitten in die eigentümlichen Eindrücke zu stellen, welche die neue Welt auf Schritt und Tritt bot, er würde uns wohl sonst beispielsweise nicht mit sechs und sieben Jahren zum Besuch der Weltausstellung in Philadelphia 1876 mitgenommen haben, die mir, so klein ich war, einen unauslöschlichen Eindruck gemacht hat.

Mein Vater hatte viel mit dieser Ausstellung zu tun gehabt: er hatte den großen Irrtum der deutschen Industrie amerikanischen Verhältnissen gegenüber, den Reuleaux später mit seinem „Billig und schlecht" festnagelte, vorausgesehen und vielen zum Ärger immer wieder in die Heimat geschrieben: „Wir fangen erst an, von Amerika etwas zu wissen, wenn wir aufhören zu glauben, es bereits zu kennen." Jetzt gab diese Ausstellung die traurige, aber sehr nützliche Bestätigung, und sie mag meinem Vater ein später unentbehrliches Fundament für seinen Überblick über das Verhältnis zwischen Amerika und Europa gewesen sein.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wir Kinder sahen sie natürlich in erster Linie mit Spielzeugaugen an: Modelle kleiner „Pullmancars", von Bergwerken in Betrieb, kleine Siedlungen und dergleichen erregten mein höchstes Entzücken. Die mörderischen Kämpfe um Platz in den Pferdebahnen bei der Heimfahrt betrachtete ich als besonderen Witz des ganzen Unternehmens, und vor allem eignete ich mir eine bewundernswerte Fertigkeit an, die fürchterliche Riesendampforgel, die aller Welt zur tödlichen Qual unerbittlich die gleiche Melodie über die ganze Stadt wegtutete, täuschend nachzuahmen, eine Kunst, die bis zum heutigen Tage nicht verlorengegangen ist.

War das vielleicht eine etwas problematische Ausbeute dieser Bildungsfahrt, so darf ich schließlich auch nicht vergessen, daß mehr als alles andere ein Bild der Art-Gallery ein gewaltiges Staunen in mir wachrief. Ich sah zum erstenmal im Leben Gemälde, die etwas anderes als Porträts darstellten, und geriet in ein Gemisch von Beängstigung und Begeisterung vor diesen Erscheinungen. *Ein* Bild aber tat es mir beim ersten Anblick vor allem an, es wirkte auf mich wie ein unbegreifliches, alle anderen Leistungen überstrahlendes Wunder: ein antiker Triumphzug, in dem ein herrliches blondes Weib mit einem trotzigen Knaben den Mittelpunkt bildete. Später, als ich, ein frischgebackener Student, den ersten Saal der Münchener Pinakothek betrat, feierte ich ein unerwartetes Wiedersehen mit diesem Gegenstand meiner Bewunderung: es war Pilotys Triumphzug des Germanikus, der damals in Philadelphia den Clou der deutschen Kunstabteilung gebildet hat.

Ganz allmählich begannen nun auch im eigenen Heim Kunstwerke absichtslos um mich aufzutauchen. Dies eigene Heim und den eigentlichen Hintergrund aller Erinnerungen aus diesen siebziger Jahren unseres New Yorker Aufenthalts bildet das Haus 6 West Fourty-ninth Street. Es lag sehr vornehm, unmittelbar an der Ecke der Fifth Avenue, und war eines jener hohen, braunen Drei-Fenster-Häuser, wie sie in kaum variierter Gleichheit den Typus dieser besseren Wohnviertel bilden. Lang und schmal dehnt sich das Haus nach hinten; unten ist diese Tiefe ausgenutzt zu einem langgestreckten Parlour und einem daranstoßenden Eß-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zimmer, das aber nur Gesellschaften dient, denn der tägliche Speiseraum liegt im Untergeschoß unmittelbar neben der Küche. In den oberen Geschossen ergibt sich durch die tiefe Form des Grundstücks zwischen den Vorder- und den Hinterzimmern eine dunkle Partie, die ausgenutzt ist zu jenen praktischen begehbaren Kleiderräumen, an denen ein kleiner Gang, in den die Waschtische eingebaut sind, außen vorüberführt. Das ganze Anwesen, das einem vornehmen kinderlosen Ehepaar Ludlum gehörte, war uns nach amerikanischer Art, da die Besitzer auf dem Lande leben wollten, mit allem Inventar wohnfertig vermietet, und so wurde man plötzlich in die Welt versetzt, die ein gebildeter, europakundiger Amerikaner um sich aufgebaut hatte. In allen Zimmern hingen Stiche von berühmten Gemälden, das Porträt Raffaels im Eßzimmer interessierte mich besonders, denn im Parlour konnte man Ölgemälde seiner Bilder sehen: die Engel der Sixtina und eine sanfte Madonna aus München in wahrscheinlich recht dürftigen Kopien.

Mir gaben sie schon früh die Vorstellung einer besonderen Welt voller Köstlichkeiten, und ich fing an, alle Bilder zu sammeln, deren ich aus Zeitungen habhaft werden konnte, je lieblicher natürlich um so besser: die beiden Dürer-Holzschnitte, die mein Vater in unserem Schlafzimmer an die Wand stiftelte, wollten mir lange Jahre gar nicht gefallen. Überhaupt glaube ich nicht, daß alle diese Kultureinflüsse mich damals besonders reif machten oder gar ein vorzeitiges verfeinertes Gefühl in mir weckten; ich war gar kein besonders sensibler oder nervöser Junge, und wenn man mich eine Zeitlang zu meinem größten Leidwesen dafür hielt, so zeigte sich später, daß man mir damit bitter unrecht getan hat.

Ich war in dem Alter, wo man plötzlich das dringende Bedürfnis fühlt, sich mit all den übersinnlichen Vorstellungen, die man auf dem Gebiet der Religion oder auf dem des Märchens, zunächst naiv, hingenommen hat, auseinanderzusetzen. Wie kommt es, daß Gott den Menschen hören kann? Wie kann er überall zugleich sein? Wie steht es mit den Engeln? Gibt es böse Geister?

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das waren Fragen, die mich lebhaft quälten, wie sie wohl jedes Kind beschäftigen, das selbst zu beobachten beginnt und hier Unbegreiflichkeiten wittert, die nicht weichen wollen, während doch sonst die anfangs unbegreiflichen Dinge immer klarer zu werden anfangen.

Ich betrachtete es deshalb als einen gruseligen, aber doch recht interessanten Beitrag zu diesen ungelösten Fragen, als ich begann, nachts endlich wirklich Geister mit eigenen Augen zu sehen: eine weiße Gestalt ging leise durch unser Schlafzimmer, trat an mein Bett, beugte sich mit stieren Augen weit über mein Gesicht und war, wenn ich nach dem ersten Schrecken die Augen wieder zu öffnen wagte, verschwunden.

Ich erzählte das beim Frühstück und wurde ausgelacht; als es wieder kam, erzählte ich es noch einmal; da begann man, mich als albernen Hasenfuß zu hänseln. Und nun schwieg ich von meinen Erscheinungen, schwieg sogar, als ich eines Abends noch stärkere Eindrücke hatte. Ich ging aus irgendeinem Zufall allein auf der Etage im Dunkeln zu Bett und wollte mir aus einer der Schrankkammern noch etwas holen. Als ich hier an den seitlich aufgehängten Kleidern entlangtastete, griff ich plötzlich an eine Menschenhand. Es durchlief mich eisig, aber ohne einen Ton zu sagen, ging ich in mein Bett und teilte niemandem etwas davon mit, so stark überwog die Scheu vor der falschen Meinung der Meinigen die tödliche Furcht. Später stellte sich heraus, daß unser Kindermädchen ihren Liebhaber in jenem Schranke zu verstecken pflegte, von wo aus er dann die Geistererscheinungen zunächst unabsichtlich inszenierte, um zu sehen, ob wir Kinder schliefen; später wird wohl schlaue Absicht daraus geworden sein. Der Kerl entpuppte sich als ganz gefährlicher Mensch, und mein beharrliches Schweigen hätte uns leicht in eine böse Lage gebracht.

Dieses Abenteuer mit der wackeren Minna hatte nun die wunderschöne Folge, daß unsere vielgeliebte Margrete, die in Bramstedt bei ihrer eigenen Familie geblieben war, wieder aus Deutschland verschrieben wurde. Jetzt schien mir unsere Familie erst wieder vollzählig zu sein. Ich ahnte nicht, daß dies Kommen auch damit

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zusammenhing, daß diese Familie noch vollzähliger werden sollte. Eines Abends wurde zu unser aller größter Freude Schwester Sitas kleines Bett, das sonst bei den Eltern stand, zu uns mit hereingeschoben; dann kam eine merkwürdig unruhige Nacht voller Hinundhergelaufe. Wir drei krochen voller Sorge zusammen in ein Bett hinein, und so fand mein Vater uns, als er uns mitteilte, daß wir ein kleines Brüderchen bekommen hätten. Die unbeschreibliche Freude, die das auslöste, sollte leider nicht lange währen. Es kam ein trauriger Abend, wo ein freundlich aussehender fremder Pastor das Brüderchen am Bett meiner Mutter taufte, und anderen Tages lag es weiß aufgebahrt im Wohnzimmer.

Im nächsten Jahre erlebten wir eine ähnlich geheimnisvolle Nacht, und von da an trat in Schwester Emmy eine liebliche neue Erscheinung in unseren Kreis, von deren anmutsvollem Wesen ein leiser Schein durch mein ferneres Leben geht.

Wir drei Ältesten wuchsen anfangs in New York ohne Schule und ohne eigentliche Gespielen auf. Das brachte uns untereinander fraglos besonders nahe. Wir hatten in ganz regellosen Exerzitien, die meine Mutter korrigierte, allmählich Lesen und Schreiben gelernt. Auch das einfachste Rechnen war überstanden, ich weiß nicht recht wie, denn irgendwelche Unterweisung, die man Unterricht nennen konnte, hatten wir nie genossen. Erst 1878 sollte in der berühmten Schule von Doktor Sachs, die, wie alle besseren Schulen New Yorks, eine Privatanstalt war, System ins Lernen gebracht werden.

Ob sie dafür geeignet war, scheint mir nachträglich etwas zweifelhaft, denn nach europäischen Begriffen war sie höchst merkwürdig organisiert. Sie bestand nur aus drei Klassen. In die unterste, die „Primery", kam man hinein, um Lesen zu lernen, dann folgte die „Intermediate", die während unseres Dortseins in zwei Abteilungen getrennt wurde, und endlich kam die „Superior", von der aus der Schüler reif für die Hochschule auf „College" zog.

Die Primery hatte etwa fünfzig Insassen, und ich brauche nicht zu sagen, daß hier alle Schattierungen des werdenden Wissens bunt durcheinanderflimmerten. Es gehörte deshalb wohl kein kleines Lehrtalent dazu, um diese Schar überhaupt unterrichtend im Gange

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zu halten, von *gutem* Unterricht ganz zu schweigen. Die Klasse wurde in drei Abteilungen geteilt, und während die erste etwa eine Schreibarbeit verrichtete, wurde mit der zweiten Buchstabieren geübt, und die dritte rechnete an der Tafel nach angeschriebenen Exempeln. Oft konnte die kleine Miß Duty das allein unmöglich bewältigen, so daß zwei Lehrer gleichzeitig tätig waren.

Mein erstes Auftreten erregte, ohne daß ich den Grund ahnte, einiges Aufsehen. Ich bekam ein kleines schwarzes Lesebuch vorgelegt, aus dem ich, während die übrigen etwas anderes taten, ein Stück herauswählen durfte, das ich dann zur Probe vorlesen sollte. Ich wählte einen kleinen Aufsatz: „Christ, the good shepheard", den ich voll überzeugter Betonung fehlerlos las. Aber eine gewisse Unruhe ging trotzdem durch den Raum, und die Lehrer lächelten. Erst viel später wurde mir der Grund dafür klar: wir zwei waren die einzigen Christen in der ganzen Schule, alle Lehrer mit eingeschlossen, und so hatte diese erste Leseprobe aus dem unvorsichtig assortierten Lesebuch wie ein freudiges Bekenntnis gewirkt.

Trotzdem fühlten wir uns ganz wohl in unserer neuen Umgebung. Das Teilungssystem des Klassenunterrichts brachte es mit sich, daß die Kleinen, wenn sie die ihnen gestellten Aufgaben leidlich fix bewältigten, unwillkürlich am Unterricht der Größeren mit teilnahmen und so das Lernquantum gleichsam nebeneinander wie an einem breiten Büfett serviert bekamen, das in sorgsam klassenweise abgegrenzten Gängen auf Deutschlands Schulen hintereinander aufgetragen zu werden pflegt. Ein hungriger und etwas unternehmender Geist wurde deshalb in den Stand gesetzt, auch da zuzulangen, wo eigentlich für ihn gar nicht aufgetischt war, und so konnte ein lerneifriger Junge sehr schnell vorwärtskommen.

Wir beide müssen wohl in dieser Beziehung kräftige Übergriffe in das Lerngebiet unserer älteren Genossen gewagt haben, denn nach einem halben Jahr wurden wir zur eigenen großen Überraschung in die „Intermediate" versetzt, und zwar, um uns Brüder aus weisen pädagogischen Gründen auch einmal im Leben zu trennen, mein Bruder in die erste, ich in die zweite Abteilung.

Der gute Doktor Sachs muß mich bei dieser Maßregel stark über-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schätzt haben, denn von allem, was ich in dieser Klasse fernerhin trieb, habe ich nie etwas verstanden. Wir lernten Physik und Chemie, ich freute mich, wenn Phosphor auf Wasser verbrannte oder wenn eine Flüssigkeit plötzlich prachtvoll blau wurde; was die Sache bedeuten sollte, ahnte ich nicht. Wir hatten Algebra, und ich arbeitete mit, aber ich riet einfach herum, denn ich hatte nicht den leisesten Schimmer, was ich mit diesem a und b und x anfangen sollte. Die geschichtlichen Vorträge waren mir genau so unverständlich, wie wenn man mir aus Kant vorgelesen hätte, und die ganze naive Hohlheit meiner Bildungsbasis kam denn auch beim ersten englischen Aufsatz, den ich zu schreiben hatte, in grotesker Weise zur Erscheinung. Wir sollten über die Bedeutung von „George Washington" schreiben, ein gewiß für einen amerikanischen Jungen nicht sehr schwieriges Thema. Auch mir war der Name Washington ganz geläufig, aber ich verband nur eine einzige tatsächliche Vorstellung mit ihm, eine kleine Kindheitsanekdote, die ich irgendwo gelesen hatte und die erzählt, wie Washington als Knabe ein neues Beil damit einweiht, daß er den schönsten Obstbaum seines Vaters selig umhaut, dann aber, zur Rede gestellt, mannhaft die Tat bekennt: „Father, I cannot lie, I did it with my little hatchet!"

Nie war jemand auf den Gedanken gekommen, mich über Washingtons Bedeutung aufklären zu sollen, und da man sich zu Hause um meine Schulaufgaben nicht zu kümmern pflegte, schrieb ich wohlgemut meine kleine Geschichte nieder und versicherte, die Bedeutung Washingtons läge darin, hierdurch ein glänzendes Beispiel für die jedes braven Amerikanerjungen einzig würdige Wahrheitsliebe gegeben zu haben. Dies würde noch jetzt an jedem 4. Juli mit vielem Feuerwerk gefeiert. Diesen Aufsatz las Mister Wells, mein bislang so geliebter Lehrer, in der Klasse vor. Er selbst konnte vor Lachen kaum zu Ende lesen, und die Klasse brüllte. Ich verlor zeitweise den Glauben an die Menschheit, aber was noch schlimmer war, auch den Glauben an mich selbst.

Dieser unnatürliche Schulzustand hätte jedenfalls zu irgendeiner Katastrophe geführt, wenn nicht von selber im Herbst 1879 durch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eine längere Urlaubsreise meines Vaters nach Deutschland dem seltsamen Bildungsintermezzo ein Ende bereitet worden wäre.
Das eine Gute hatte dieses Schuljahr gehabt, wir hatten angefangen zu lernen, mit anderen Kindern zu verkehren. Diese Aufgabe ist mir, glaube ich, gar nicht besonders leicht geworden. In furchtbarer Erinnerung habe ich z. B. einige Kinderbälle, zu denen gute Bekannte uns ab und an einluden. Ich muß für die liebenswürdigen Wirte geradezu eine Heimsuchung gewesen sein, denn keine Überredungskunst konnte mich aus der Saalecke, von der ich einmal Besitz ergriffen hatte, herauslocken, und alle köstlichen Süßigkeiten verschmähte ich beharrlich; da ich sie nämlich außerordentlich gerne aß, hielt ich es für ein Gebot der Männlichkeit, dies ja nicht öffentlich erkennen zu lassen. In all diesem Jammer hielt mich nur das eine Gefühl aufrecht, daß ich unendlich stolz auf meine Schwester Sita war; sie war ein reizender kleiner Wurm, aber das war nicht der eigentliche Grund dafür, sondern sie besaß ein hellgrünes Seidenkleid, das ihr eine Freundin des Hauses in Bogotà auf Zuwachs und in echt südamerikanischem Geschmack geschneidert hatte. Dieses Kleid hielt ich für eine Sensation, und das Bewußtsein, mit diesem Prunkstück verwandt zu sein, gab mir eine innere Festigkeit, die mich fähig machte, allen Anfechtungen eines solchen fürchterlichen Festes zu trotzen.
Die Schulzeit nun hatte mich fremden Erscheinungen gegenüber wesentlich robuster gemacht. Ja, es erwachte bald in uns beiden eine Art organisatorischer Initiative; einem latenten deutschen Bedürfnis folgend, faßten wir den Plan, alle Jungens unserer Straße, obgleich wir nur zwei oder drei davon kannten, zu einem militärischen Korps zu vereinigen. Von der richtigen Voraussetzung ausgehend, daß hierzu nur äußere Mittel würden helfen können, machten wir uns mit Feuereifer daran, aus Buntpapier und Pappe wundervolle Epauletten und Tschakos zu verfertigen; auch Bandeliere und Fahnen fehlten nicht, und das alles entstand in so ungeheuren Quantitäten, daß mehrere Straßen damit hätten ausgerüstet werden können. Wir hatten uns nicht getäuscht, der Anblick unserer Uniformkammer tat Wunder: alle, alle kamen, und es wurde

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ein großartiger Aufzug. Wir hatten für uns die Würde eines „Captain" in Anspruch genommen und bildeten uns ein, damit ein für allemal die Oberherrschaft garantiert zu haben. Plötzlich aber erhob sich einer und erklärte, er wäre „General", und ein anderer machte sich zum „Colonel" – im Handumdrehen gab's gar keine Gemeine mehr, und wir bescheidenen Captains waren gar im Rang die niedrigsten. Wir suchten diese Revolution nach Kräften niederzuschlagen, aber es nützte nichts, und so lernten wir ein Stück charakteristischen Weltgetriebes in Miniaturausgabe mit allen Abarten kennen, waren empört und verzweifelten an der militärischen Disziplin der Yankees.

Weit bessere Kameraden führte uns erst der nächste Sommer zu. Wir hatten die Jahre vorher in Summit und New-Brighton köstliche Sommermonate verlebt, sie alle aber werden verdunkelt durch das Paradies, das sich uns in Cornwall öffnete. Mehrere deutsche Familien hatten hier ein großes Haus an einem reizvoll waldigen Punkt des Hudsons gemietet, das gemeinsam bewirtschaftet wurde; ihnen schlossen sich meine Eltern an.

Solche gemeinsamen Unternehmungen fallen entweder sehr qualvoll oder ganz reizend aus. Hier war das letztere der Fall. In der „Kommune" vereinigten sich die verschiedenartigsten Menschen; alle nur denkbaren Typen, die etwa ein Theaterdichter für eine solche Situation erfinden würde, waren vertreten: die feine leidende Frau, die robuste Kommandeuse, die gute, parteiisch verziehende Tante, die schöne Erscheinung, der teutsche Kraftmensch, der sinnige Allerweltsonkel, der behäbige und der energische Kaufherr. Und das alles klang tadellos zusammen. Man hatte ein Bundeslied, Feste wurden gemeinsam gefeiert und lebhafte Anstrengungen gemacht, einen gepflegten mehrstimmigen Gesang hochzuhalten. Dafür hatte ich damals allerdings nicht das leiseste Verständnis, denn ich fand es höchst überflüssig, wenn man abends bei Sonnenuntergang auf „Dear Hill" die bekannte Frage nach dem Erbauer des schönen Waldes kunstgerecht immer wieder stellen sollte.

Wir Kinder zimmerten uns unsere eigene Welt, und in diesem Be-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

streben fanden wir in den beiden ältesten Söhnen Wendt, die nahezu unser Alter hatten, die denkbar besten Gefährten. Das waren echte „americanboys", unternehmungslustig und von jener eigentümlichen, nur da drüben gedeihenden Selbständigkeit, die man mit „independent" bezeichnet. Diese „Independance" ist das erste Ziel, nach dem ein amerikanischer Junge strebt, er betrachtet sie als höchstes Gut, und wenn dies Gut bei Lichte besehen vielleicht auch nur eingebildet vorhanden ist, so bringt es doch als wertvolle Eigentümlichkeit der besseren Jugend des Landes etwas mit sich, was man vielleicht am besten nicht positiv, sondern negativ bezeichnet: Schablonenlosigkeit. Zu diesen amerikanischen Besonderheiten aber hatte eine feinsinnige Mutter durch die Liebe, die sie zu erwecken wußte, eine Menge zartester Eigenschaften bei ihren Kindern wachgehalten, so daß Freddy und Alfred Kameraden waren, die wir ganz verstehen und lieben konnten.

Als wir uns zum ersten Male sahen, saß Alfred auf einem Baum und pflückte Äpfel, während Freddy an einem großen Loche grub. Ohne irgendwelche Präliminarien griffen wir bei beiden Beschäftigungen zu: das Loch war der Anfang zu einer im großen Stil angelegten Burg, die unreifen Äpfel dienten als Munition zur Verteidigung, zum Teil auch als Fourage.

Das wurde eine Burg! Sie war tief in die Erde eingegraben und war dann von einem großen Ringwall aus Bruchsteinen umhegt, der mit Lehm fest verbunden war, darüber spannte sich an kunstvoll gefügten Reifen ein Zeltdach. Zugänglich war sie nur durch einen kleinen Gang in die Erde, in dem man sich tief bücken mußte. Innen aber war sie mit allem nur denkbaren Komfort an Moosbänken eingerichtet, auch waren heimliche Schatzkammern, wohlversorgte Proviantgelasse und natürlich ausgiebige Munition da.

Wir waren unbesiegbar in dieser Burg und mit einem Schlage Herren der Gegend. Das war in gewisser Weise bedauerlich, denn wir waren so wundervoll gerüstet und es fehlten uns nur die richtigen Feinde. Eigentlich kamen als solche nur die Mädchen der „Kommune" in Betracht, halbwüchsige Mädel, welche Jungens, ehe die Peripetie der Tanzstunde einsetzt, zunächst als natürliche Feinde

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zu betrachten pflegen. Es waren auch besonders resolute und zum Bekriegen geeignete Exemplare darunter, aber daneben doch auch in der schönen Lily ein Wesen, das wir heimlich bewunderten, zumal sie um einige Jahre älter war als wir. So kam es denn, daß nach kurzen Feindseligkeiten die Mädchen bald zu festlichen Gelagen bei uns eingeladen wurden, und es saß sich prachtvoll mit sechs bis acht Personen in eng geschlossener bunter Reihe hinter unserer Ringmauer.

Unsere Feinde aber mußten wir uns anderswo suchen. Teils gab hierfür eine wütende alte Riesensau das geeignete Objekt ab, in deren Zwinger stiergefechtähnliche Szenen improvisiert wurden, vor allem aber begannen wir, unser Interesse den Schlangen zuzuwenden, die in ganz besonderer Fülle diesen schönen Fleck Erde bevölkerten. Besonders in einem großen Sumpf, der im Garten lag, gab es Steine, wo man sicher war, welche zu finden, und nun wurde Jagd gemacht. Das war kein ungefährliches Spiel, denn es waren sehr giftige Arten unter diesen Tieren, und es ist mir heute noch ganz verwunderlich, daß ich, obgleich ich von Natur gar kein besonders mutiger Mensch bin, keine Angst vor diesen Tieren hatte. Erst ganz zuletzt verlor ich mit einem Schlage diese Harmlosigkeit, da mir eines Tages, als ich äpfelsuchend unter einem Baum hockte, eine lange kupferrote Natter zwischen den Beinen durchschoß und wütend vom Baume aus gegen mich anzischte. Da meine Gedanken nicht jagdgemäß eingestellt waren, bekam ich einen solchen Schreck, daß ich seitdem Schlangen gar nicht mehr leiden kann.

So genossen wir köstliche Tage, und als es schließlich hieß, Abschied nehmen, und wir im Ernst unser schönes Scheidelied sangen:

„Good bye, John,
Don't stay long,
Come soon back to your own Chickybiddy",

da schien mir diese grausame Abreise nur dadurch erträglich, weil wir wußten, daß uns wenige Wochen darauf das große interessante Schiff nach Deutschland bringen sollte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mein Vater wollte in längerer Urlaubszeit einmal wieder die deutschen Verhältnisse sondieren. Mit dazu beigetragen haben mochte die Tatsache, daß ihm während des Aufenthalts in Cornwall von Bremen aus die Stelle eines Senators angetragen war.
Die Seefahrt, die nun bald folgte, war wundervoll. Nichts zu tun zu haben, ein ganzes Schiffsverdeck als Spielplatz zu besitzen, auf der Kommandobrücke die tägliche Knotenzahl mit feststellen zu dürfen und schon frühmorgens zum Frühstück Buchweizenpfannkuchen zu bekommen, das konnte mir schon gefallen. In Bremen, wo wir ein halbes Jahr in den reizenden, am Wall gelegenen Räumen von Hillmanns Hotel wohnten, wurde dies Schlaraffenleben fortgesetzt, aber es kam auch eine ernsthafte Wendung für mein Knabendasein herein: ich wurde für ein vereinzeltes Vierteljahr in die Vorschule des Bremer Gymnasiums gesteckt, unvorbereitet mitten in eine völlig neue deutsche Welt. Das mag im ersten Augenblick beinahe grausam erscheinen und hätte es auch sein können, aber ich traf in Doktor Janson einen so vortrefflichen Lehrer und kam in einen so lieben Kreis von Jungen herein, daß aus der Prüfung ein Genuß wurde. Wir lebten in der Klasse wie in einer großen Familie. Als viel zu schnell mein letzter Schultag herannahte, setzten zur Feier des Tages alle Lehrer den Unterricht in unserer Klasse aus und erzählten uns statt dessen hübsche Geschichten, zum Schluß aber wurde mir eine große gerahmte Photographie überreicht, welche die ganze Klasse mit ihrem Lehrer in der Mitte zur Anschauung brachte. Nie im Leben bin ich wieder so stolz und so beglückt über eine Gabe gewesen wie über dies Zeichen einer schnell erworbenen Anhänglichkeit, und sicher hätte ich mich in New York voll Heimweh nach Bremen zurückgesehnt, wenn nicht dort ein freundliches Geschick uns wieder in unmittelbare Berührung mit den alten Freunden Wendt gebracht hätte. So blieb dieser Bremer Besuch für mein Gefühl ein Intermezzo, und das Leben knüpfte ganz organisch wieder an die „Kommune" von Cornwall an.
Im Hafen von New York liegt eine anmutige grünbedeckte Insel, Staten Island, die eine Art Villenvorstadt der großen City bildet und mit einem trefflichen System orgineller „Ferryboats" mit ihr

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

verbunden war. Hier, zwischen den Plätzen Tompkinsville und Stapleton hatten Wendts auf der Höhe einen schön gelegenen Besitz mit großem Garten erworben, und wir nisteten uns für den Sommer 1880 gerade gegenüber in dem Haus eines deutschen Herrn ein.

Von der Terrasse unseres Hauses hatten wir einen majestätischen Blick über die weiten Flächen des New Yorker Hafens. Das ganze Getriebe der Schiffe zog weithin verfolgbar stolz an uns vorbei; an der einen Seite glaubte man, bis ins offene Meer zu sehen, die andere schloß die damals schon durch vereinzelte „Skyskraper" phantastisch zerklüftete Silhouette der Stadt mit der wundervollen Linie ihrer riesigen Brooklynbrücke, die mein Vater uns Jungen früh bewundern und lieben lehrte. Hier auf dieser Terrasse brachte er in diesem Sommer viel durchreisenden Besuch mit, so daß die Geselligkeit des Hauses sich mehr als sonst entfaltete. Wir Knaben wurden nie fortgeschickt, wenn Fremde da waren, und deshalb erinnere ich mich deutlich mancher einzelner Gestalten: des viel erzählenden Weltreisenden Schlagintweit,[9] der Amerika mit Vorträgen überschwemmte, des mumienhaften Adolf Bastian,[10] der uns unheimlich war, weil er in seiner Schiffskabine Negerkinder in Spiritus mit sich führte, des vornehmen Max Maria von Weber,[11] dessen „Vom rollenden Flügelrade" mir bald darauf eine neue, wenn auch nur halb verstandene Welt öffnete, des Gesandten von Schlözer,[12] dessen originell-formloses Wesen der Hausfrau immer irgendeine anekdotische Überraschung brachte. Beim ersten Besuch in unserem Hause kam er beispielsweise vor der angesagten Stunde, und meine Mutter, die ihn nach seinem Aussehen nicht ohne Berechtigung für einen Tapezier hielt, den sie erwartete, empfing ihn mit den Worten: Ich kann Sie nicht mehr brauchen, wir erwarten jeden Augenblick den Gesandten! Dann taucht die martialische Schar der sieben Nachkommen des Helden der amerikanischen Befreiungskämpfe, General von Steuben,[13] die zum Jubiläum in Amerika gefeiert wurden, vor mir auf, und endlich vor allem die gralsritterähnliche, schlanke Gestalt des Grafen Vitzthum,[14] des späteren Präsidenten der sächsischen Ersten Kammer, der als Attaché bei

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

meinem Vater arbeitete und sich augenscheinlich in unserem Hause besonders wohl fühlte. Er spielte lustig mit uns Knaben, vertraute meiner Mutter seine kleinen Sorgen an, und beim nächsten Weihnachtsfest, das er behaglich mit uns feierte, wurde er uns ein Weihnachtsmann, der nicht ohne Einfluß auf meine Geistesrichtung geblieben ist, denn die acht Bände des „Buches der Erfindungen", das er uns schenkte, durchstöberten wir schon um des Gebers willen eifrig, wurde der doch allmählich in unserer Knabenvorstellung zu einer Art heldenhafter Idealgestalt.

Aber das alles gab diesem Sommer nicht seinen eigentlichen Charakter, der lag in dem kleinen Leben, das wir uns selber machten. Des Morgens mußten wir jetzt zu unserem großen Leidwesen fleißig sein: deutsche Aufsätze wurden verlangt nach Themen, welche meine Mutter stellte, oder nach kleinen Abhandlungen, die sie zum Wiedererzählen vorlas. In den Stunden, während wir so über unseren Arbeiten brüteten, legte ich nebenher meine ersten poetischen Eier. Ich war gewöhnlich mit meinem Pensum eher fertig als mein Bruder, und nun saß ich müßig in dem gegen die Hitze halbverdunkelten Zimmer da. Langeweile, ein träges Wohlgefühl und ein Bleistift in der Hand, das gibt bei infizierten Gemütern unweigerlich Verse. Früher hatten mich besonders aufregende Unglücksfälle, von denen ich hörte, aus dem Keim des Mitleids heraus zum Reimen angeregt; so hatte ich begonnen, das Erdbeben von Lissabon und später zur Abwechslung das Erdbeben von Herkulanum und Pompeji in Poesie zu setzen, aber natürlich war ich steckengeblieben. Jetzt war nicht mehr der Stoff das Anregungsmittel, sondern das träumerische Bedürfnis nach rhythmischer Wortfügung, und siehe da, ich brachte „Gedichte" wirklich bis zu Ende. Ich war selbst höchst erstaunt darüber.

Um einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen, hatte ich als erstes die „Loreley" neu gedichtet. Sie war dramatischer gefaßt, als der gute Heine es fertiggebracht hatte, die letzten Verse lauteten:

O Schiffer, Schiffer, trau ihr nicht,
Der Jungfrau, die dort blickt herab,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Geh jenen Riffen nicht zu dicht,
Sonst gehst du ins sichere Grab!

Doch siehe! Der Schiffer lacht mein bloß,
Da half kein Bitten noch Fleh'n,
Geht ab vom Ufer mit leichtem Stoß,
Er mußte die Jungfrau seh'n.

Ihr fragt nach dem Schiffer? Der kehrte nie wieder,
Der sank in den Strudel herab,
Denn wie er hörte der Jungfrau Lieder,
Fand er an den Klippen sein Grab.

Als ich dieses mir geheimnisvoll erblühte Erstlingswerk fertig hatte, stürmte ich damit durchs ganze Haus. Bei meiner Mutter fand ich achtungsvolle Aufnahme, aber als ich Bewunderung heischend zur nächstwichtigen Autorität kam, der sehr in Gunst und Ansehen stehenden Köchin Lina, erlebte ich eine bittere Enttäuschung: „Dummer Junge, meinst, ich ließe mir was weismachen! Das kenne ich ja längst! – Bin nich so ungebildet!" Dabei blieb sie, trotz aller Beteuerungen meinerseits. Schließlich warf sie mich feindselig zur Küche heraus. Ich erlebte in vollem Umfang das herbe Schicksal des verkannten Poeten, und es blieb mir nichts übrig, als standhaft mit frischeren Stoffen weiterzudichten. Das geschah denn auch, und vor allem im nächsten Winter, während einer langen Krankheit, feierte ich in meinen Kissen poetische Orgien in Jagd- und Frühlingsliedern, die wohl unbewußt der Sehnsucht entsprangen, die ich nach Luft und Licht verspürte.
Wenn am Vormittag die Arbeit schlecht und recht getan war, waren wir frei, und wir stürmten hinüber zu Wendts. Hier gab es keinen Burgenbau mehr – der wäre auch nicht zu überbieten gewesen –, sondern wir waren unvermerkt in die nächste Phase knabenhafter Interessen eingetreten, in die Phase des Bastelns.
Wendts waren Meister darin. Es war charakteristisch für dies Haus, daß der eigentliche Zweck aller ihrer kleinen Arbeiten und Erfin-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dungen der Geburtstag der Mutter war. Monate voraus begann dafür eine weitverzweigte Tätigkeit, denn man begnügte sich nicht etwa mit ein oder zwei sorgsam ausgedachten Gaben, sondern die Geschenke, die allmählich hierfür zusammengebracht wurden, glichen einer kleinen Aussteuer. Freddy zeichnete, malte und pappte oder schrieb kleine Bücher, die er einband, Alfred schnitzte und sägte unzählige Gebrauchsgegenstände oder doch Dinge, die vorgaben, so etwas zu sein.

Was Wunder, daß wir angesteckt wurden. Ein Bildnertrieb erwachte, und es ist vielleicht ganz bezeichnend, daß er sich nicht etwa des Bleistifts bediente, sondern jedes, wenn auch noch so spröde, konkrete Ausdrucksmittel bevorzugte. So war Kork und Stanniol ein höchst beliebtes Material; wir machten unter Zuhilfenahme von Stecknadeln und Zwirn eine ganze Panzerflotte daraus, denn Schiffe spielten angesichts des Hafenbildes natürlich bei uns eine große Rolle.

Dann entdeckten wir das Wachs als Ausdrucksmittel; die Reste der farbigen Weihnachtslichter stiegen im Kurs und wurden zu Figuren aus dem Struwelpeter kunstvoll verarbeitet. Eine ganz persönliche Eigentümlichkeit aber wurde von mir gepflegt: ich suchte mir am Waldesrand geeignete Terrains heraus und gestaltete sie zu kleinen Parkanlagen en miniature. Winzige Baumschößlinge, geeignete Moose und Steine wurden dafür gesammelt und entsprechend verpflanzt, kleine Wasser wurden angelegt und zierliche Brücken darüber, kurz, es entstanden ganz raffinierte Gebilde, die auch den Erwachsenen Freude machten.

An eigentlichem Zeichnen erinnerte ich mich aus dieser Zeit nur einer andern Spezialität. Ich zeichnete Hausfassaden einfachster Art, deren Witz darin bestand, daß man Tür und Fensterläden öffnen konnte; hinter jeder Öffnung war farbig etwas dargestellt: eine nähende Großmutter, ein sich putzendes Mädchen, Blumentöpfe und Papageienbauer, ein rauchender Vater, sich prügelnde Jungens und dergleichen mehr, kurz, eine ganze primitive Familiengeschichte. Diese novellistisch angehauchte Beschäftigung stand, glaube ich, unter dem Einfluß einer neuen Hausgenossin, die uns

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

als Fräulein meiner kleinen Schwester Emmy seit dem letzten Bremer Aufenthalt begleitet hatte. Anna Balck war eine ganz originelle Erscheinung. Sie war von grotesker Häßlichkeit, die riesige Nase, das an Polsterfüllungen erinnernde steife schwarze Haar gaben ihr einen indianerartigen Typus, dazu kam eine höchst eigentümliche Kleidung, denn sie machte alle ihre Garderobe selbst mit großem Geschick, aber mit einer seltsamen Phantasie, die sie später auch auf das Äußere meiner Schwestern ausdehnte. In dieser Hülle, die ganz vergessen ließ, daß man ein noch nicht fünfundzwanzigjähriges Mädchen vor sich hatte, steckte nun ein kluger, humorvoller Geist und ein Herz am rechten Fleck.

Allem, was in ihre Nähe kam – und zwar nicht nur Personen, sondern auch Dingen – gab sie durch wie von selber entstehende Beinamen eine eigene Färbung. Jene bevölkerten Häuser, die ich zeichnete, mögen aus der Eigentümlichkeit entsprungen sein, daß sie alle Personen, die man aus den Nachbarhäusern nur vom Fenster her kannte, in Beziehungen zueinander setzte, sie mit Namen versah und nun die seltsamsten Dinge auf eigene Faust erleben ließ, für welche die zufällig sichtbar werdenden Handlungen dieser Figuren lose Anhaltspunkte gaben. Neugierde, wie viele andere Frauen sie haben, die wirklichen Verhältnisse ihrer Nebenmenschen zu erforschen und zu begackern, lag ihr völlig fern, sie schuf nur mit erdichteten Wesen, deren wohldistanzierte Körperlichkeit die Umwelt lieferte, ein Gewebe, bei dem man schließlich ganz irre wurde, wieviel des Einschlags Wahrheit oder Phantasie geliefert hatte.

Zwischen ihr und meiner kleinen Schwester herrschte eine hingebende Liebe, und sie wäre zu jeder Opfertat für sie bereit gewesen, ebenso gefährlich aber konnte sie für diejenigen werden, die sie nicht leiden mochte oder die ihr komisch waren: sie wußte köstliche Streiche in aller Stille zu ersinnen. So ärgerte sie sich beispielsweise einmal über die Muttersöhnchen-Allüren eines jungen Bremers, der bei uns verkehrte, und als seine Mutter uns unter anderem Wäsche zuschickte, die er am Weihnachtsabend bei uns erhalten sollte, stickte sie in alle Unterhosen auf die Rückseite Sprüche wie:

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Ein gutes Gewissen
Ist das beste Ruhekissen!"

oder

„Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!"

Beim Auspacken der Geschenke konnte sie dann dem etwas verwunderten Jüngling gegenüber nicht genug preisen, auf welch sorgsame Mittel Mutterliebe doch verfiele.

Dieser seltsame Hausgeist wirkte jetzt unter uns und hatte leider bald Gelegenheit, seine Herzhaftigkeit praktisch zu erzeigen, denn der Winter 1880/81 war eine traurige Zeit voll immerwährender Krankheit. Wir waren zum Herbst in die Stadt gezogen, und während eines heiteren Festes, mit dem der Winter beginnen sol'te, brachen bei mir die Masern aus. Wir drei Ältesten führten ein kleines plattdeutsches Stück auf, das mein Vater nach dem Reuterschen Gedicht: „Du mußt de Pann herümm drägen!" in reizenden Versen geschrieben hatte, um uns Kinder mit dem Plattdeutschen vertraut zu machen. Ich konnte kaum zu Ende spielen, denn eine bleierne Willenlosigkeit überkroch mich plötzlich. Noch am gleichen Abend brach die Krankheit los, und kaum war ihr Kreislauf in der Familie überwunden, da meldeten sich Scharlach und Diphtheritis. Bei mir kam noch ein schwerer Rheumatismus am Herzen hinzu, und die Diphtheritis saß mir oben in der Nase, so daß ich nach damaliger Methode entsetzlich gequält wurde.

Welche Wonne war es dann aber, als solche Qualen verschwanden und man allmählich wieder zum normalen Leben erwachte, als die guten Weingelees der Freundinnen des Hauses kamen, als vorgelesen wurde und eines Tages ein mächtiger Fliederstrauß an meinem Bette prangte, den meine liebe, schwergeprüfte Mutter in dem Garten gepflückt hatte, in den wir nun bald zur völligen Erholung übersiedeln sollten.

Ich konnte es kaum erwarten, denn unser neues Haus lag wieder auf „Staten Island", unmittelbar auf der andern Seite des Wendtschen Gartens, und wir hatten es oft bewundert, denn „Eakins-Place" war der größte und schönste Besitz der ganzen Gegend.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Da unsere viele Krankheit auch der Ungesundheit unseres New Yorker Hauses zugeschrieben wurde, war beschlossen, daß wir auch den Winter hier auf dem Lande zubringen sollten. Man siedelte sich also gründlich an, und so öffnete sich ein ganz neues Stück Leben, das wir Jungens uns nicht schöner hätten vorstellen können. Der Besitz war wundervoll; ein großes, turmgekröntes Haus auf der höchsten Stelle des Insel, so daß die Aussicht noch herrlicher sich entfaltete als in der vorigen Wohnung, ein Garten, den man richtiger mit Park bezeichnen muß, oben waldartig mit Bäumen bestanden, dann steil den Berg herunter in Wiesen und Anlagen übergehend.

Für unsere Unterhaltung brauchte man hier oben nicht Sorge zu haben, schwieriger aber war das mit unserer Bildung. Mein Vater entdeckte unten in Stapleton einen deutschen Lehrer, Doktor O., der als feingebildeter Mensch galt und dessen Äußeres – er ähnelte einem Menschenfresser – hoffen ließ, daß er uns in Respekt halten würde. Wir begannen, im Winter täglich zu ihm hinunterzuziehen, was oftmals arktischen Expeditionen sehr ähnlich war, und verlebten unten die fröhlichsten Stunden in seinem Studierzimmer. Er besaß die ehrlichsten Absichten, uns etwas beizubringen, und hatte Latein und Mathematik dazu ausersehen. Ich aber war gerade in dem unglücklichen Alter, wo die unwahrscheinlichste Kleinigkeit eine Epidemie von Gelächter bei mir entfesseln konnte, und ob ich wollte oder nicht, der von mir selbst gefürchtete Augenblick, wo etwas Lächerliches eintrat, fehlte nie. War diese Gefahr einmal glücklich umschifft, so trat eine andere hervor: wir nahmen die Wahrheiten, die uns geboten wurden, durchaus nicht ohne Kritik entgegen, besonders in der Mathematik waren wir äußerst skeptisch. Wir hielten ihre Lehrsätze mehr oder minder für Vorurteile, die zu überwinden waren, und suchten unserem armen Lehrer zu beweisen, daß es ein Leichtsinn sei, zu glauben, daß bei *allen* Dreiecken die Summe der Winkel gleich zwei Rechten sei. Kurz, wenn Doktor O. sich nicht sonst über uns amüsierte, als Lehrer konnte er wenig Freude an uns erleben, und so schliefen denn auch diese Stunden bald wieder ein, und wir lebten gänzlich ohne Unterricht.

Mein Vater hat sich, glaube ich, nie über dieses wilde geistige Wachstum Sorge gemacht. Er sagte sich, *was* man in diesen Jahren treibt, ist für die Ausbildung des Menschen nicht das Wichtigste, es kommt darauf an, daß man irgend etwas ganz und mit voller Ausdauer betreibt. Und er sah, daß das auf anderem Gebiet bei uns der Fall war. Während wir in der Studierstube völlig versagten, waren wir auf eigene Faust begeisterte Handwerker geworden. Der Trieb zum Basteln, der im vorigen Sommer erwachte, war vor allem dadurch in festere Bahnen geleitet, daß wir im Winter zu Weihnachten eine kleine Druckerpresse geschenkt bekommen hatten. Nach den ersten enttäuschenden Versuchen brachten wir es fertig, auf der kleinen Maschine tadellose Drucke hervorzubringen, und nun erwachte in uns der amerikanische Geist: wir etablierten uns als regelrechtes Geschäft unter der Firma „Schumacher Brothers, Book and Job printers", druckten eigene Geschäftskarten sowie Rechnungsformulare, nahmen Aufträge entgegen und wagten uns an die schwierigsten Aufgaben heran. Unsere Auftraggeber fanden wir anfangs im nächsten Freundeskreis, aber da zu diesem Männer gehörten wie der Direktor der Germania-Lebensversicherungsgesellschaft, so gab das gute Aufträge, und allmählich verbreitete sich der Ruf der Firma so, daß wir ständig zu tun hatten. Mein Vater muß dies Treiben mit größtem inneren Behagen verfolgt haben. Er hatte uns diese geschäftliche Entwicklung unter der Bedingung erlaubt, daß wir allen Gewinn nur wieder für die Druckerei und ihre Verbesserung verwenden durften, und das wurde gewissenhaft eingehalten. Im übrigen behandelte er unsere Firma, der sogar eine „Postoffice Box" in der Stadt zur Verfügung stand, mit unerschütterlichem Ernst, und das gleiche geschah von allen Seiten. Wenn ich heute die streng geschäftliche Korrespondenz mit Herrn Wesendonck oder Paul W. Caesar durchblättere, sehe ich gerade aus dem ernsten Tonfall, wie man sich allerseits über die echt amerikanische Frucht am deutschen Stamme amüsierte, die unser Unternehmen darstellte.

Wir merkten von solchen Nebeneindrücken natürlich gar nichts, verfolgten die geschäftlichen Interessen von Schumacher Bros. mit

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

größter Unbefangenheit und fühlten uns vollständig als erwachsene Geschäftsleute. Die ersten Einnahmen verwandten wir zur Herausgabe eines kleinen Buches. Unsere Urgroßmutter Margarete Oelrichs, später die Gattin des Bürgermeisters H. A. Schumacher, war eine der ersten nach Selbständigkeit ringenden Frauen gewesen. Trotz der erschwerenden Eigenschaft einer Ratsherrntochter hatte sie es mit neunzehn Jahren durchgesetzt, allein nach Dresden zu ziehen, um dort Malerei zu studieren, und nur die unruhigen Verhältnisse des Jahres 1806 scheuchten sie wieder in die Heimat zurück. Sie war aber zu spät aufgebrochen und geriet auf der Rückreise in Leipzig in die schweren Wirren hinein, die hier durch die Schlacht bei Jena hervorgerufen wurden; nur die gastliche Aufnahme, die der Maler Anton Graff dem unbekannten Mädchen gewährte, beschützte sie vor schlimmen Erfahrungen. Diese Rückreise hat sie in einem uns erhaltenen Manuskript anspruchslos geschildert, und zu ihrem hundertsten Geburtstag haben wir es damals gedruckt und jedem ihrer zahlreichen Nachkommen als Erinnerungsgabe geschenkt.[15]

Das war für unsere kleine Presse eine große Leistung, und schon um sechs Uhr morgens wurde im Nachthemd mit dem Setzen begonnen, das uns viele Sorgen machte, wenn der Vorrat einzelner Buchstaben für die Seite nicht ausreichen wollte. Ein besonders schwieriges Geschäft war schließlich das Heften der fertigen Bändchen, deren farbiger Umschlag unser besonderer Stolz war. Gar nicht aber wollte das Beschneiden der gehefteten Arbeit gelingen, wir verzweifelten schließlich daran und beschlossen, es auswärts machen zu lassen.

Bei den Überlegungen, wen wir wohl mit diesem wichtigen Auftrag beehren könnten, fiel uns „Harpers Institute“ besonders ins Auge, da wir die zahlreichen berühmten Zeitschriften kannten, die von hier ihren Weg nehmen. Wir packten also unsere ganze Auflage in zwei große Pakete zusammen, schleppten sie zum Ferryboat, von da auf die Hochbahn und schließlich in das Riesenhaus des Harperschen Verlages. Hier verlangten wir die Chefs zu sprechen und kamen auch nach etlichen Schwierigkeiten in das Büro

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eines imponierenden Herrn. Dieser sah uns etwas erstaunt an, ließ sich dann unser Druckwerk genau erklären, und nachdem er es verschiedenen anderen Herren gezeigt hatte, wurden die Pakete einen Augenblick unbemerkt hinausgetragen. Während wir noch über unsere Firma weiter berichteten, kamen sie wieder herein, und unsere Seligkeit war groß, als wir sahen, daß sie alle miteinander tadellos beschnitten waren. Noch größer aber wurde unser freudiges Staunen, als wir mit etwas Herzklopfen nach dem Preise fragten und der imponierende Herr uns sagte, zur Erinnerung an die erste Bekanntschaft zwischen uns Kollegen bäte er, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Stolz zogen wir von dannen und ahnten nicht, welche ungewohnte Belustigung wir im Ernst eines Riesenbetriebes hervorgerufen hatten.

Neben diesem Unternehmen, der Herausgabe des Buches, richteten wir unser Augenmerk vor allem darauf, die Zahl unserer Typenarten zu vermehren. Mit nur zwei verschiedenen Typen hatten wir angefangen und waren es dem Ruf unserer Firma wie auch der Art unserer Aufträge schuldig, eine beträchtliche Abwechslung in den Buchstabenarten anbieten zu können. Allmählich hatten wir es schon auf etwa zehn bis zwölf verschiedene Typenarten gebracht, aber trotz dieser guten Ausrüstung setzte es uns doch in einige Verlegenheit, als wir dadurch vor eine neue Aufgabe gestellt wurden, daß der Freiherr von Moltke, der als Vizekonsul am Generalkonsulat tätig war, beschloß, seine Gedichte bei uns drucken zu lassen.

Wir hielten es typographisch für durchaus nötig, diese lyrischen Blüten in deutscher Schrift zu drucken, verfügten aber nur über lateinische und mußten feststellen, daß deutsche Typen in New York im Handel nicht zu haben waren. Da kam uns das Schicksal wunderbar zu Hilfe. Wir konnten bei dem ungeheuren Weitblick, den die Lage unseres Hauses gewährte, alle Brände beobachten, die im weiten Umkreis stattfanden, bewunderten oft die großartigen Schauspiele, die uns dadurch geboten wurden, und waren infolgedessen über die Brandstatistik des Tages vortrefflich orientiert. Als wir nun eines Abends feststellten, daß in New York

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eine große deutsche Zeitung, das „Belletristische Journal", abgebrannt war, knüpfte unser Unternehmungsgeist sofort an dies bedauerliche Ereignis kühne Pläne. Auf der Brandstätte mußten Haufen durcheinandergeworfener deutscher Buchstaben liegen; es war nicht anzunehmen, daß man sich die Mühe machen würde, sie wieder zu ordnen, wir aber schreckten davor durchaus nicht zurück. Hier ließ sich ein großartiges Geschäft machen.

Wir rückten also wieder aus, erschienen auf der Brandstätte und boten dem Chefredakteur in seinem Unglück die erste rettende Hand zu einem neuen Geschäft. Er sah die Logik unseres Gedankenganges ein, auf der Brandstätte lagen in der Tat die halb zerstörten Rahmen der schon gesetzten Seiten der letzten Nummer. Wir durften eine ganze solche Seite mitnehmen, und auch hier verweigerte man zu unserem Staunen jede Bezahlung. Der Transport der überaus schweren Letternseite gestaltete sich recht schwierig, aber mit unbeschreiblicher Genugtuung erfolgte dann die kunstgerechte Sortierung des neuerworbenen Schatzes.

So gingen wir mit besonderem Hochgefühl an den Druck dieser Gedichte; es war aber die einzige Freude, die wir an ihnen erlebten, denn der Auftraggeber reiste eines Tages ab und vergaß, unser mühevolles Werk zu bezahlen.

Trotzdem blühte unser Geschäft. Es war so gut fundiert, daß es solche Schicksalsschläge ertragen konnte, und wir erwarben im Laufe der Zeit nicht nur die herrlichsten neuen Typen, sondern durften uns ausnahmsweise auch eine mit Fußbetrieb eingerichtete Holzsägemaschine anschaffen, an deren Besitz eine lebhaft betriebene Tischlerei anknüpfte, die nicht bei einfachen Laubsägearbeiten stehen blieb, sondern auch zu Einlegearbeiten und ganz kompliziert gefügtem großem Geschränk überging. Wir hätten auch unsere Druckerei vom Handbetrieb in einen Fußbetrieb umgewandelt, wenn nicht neue Lebenswendungen dazwischengekommen wären; auch der schon lebhaft gediehene Plan der Herausgabe einer kleinen Zeitung, den wir sonst sicherlich durchgesetzt hätten, wurde dadurch für immer begraben.

Das Vorhandensein dieses Planes zeigt schon, daß wir nicht völlig

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

in Handwerkerinteressen aufgingen, und ich glaube, daß mein Vater ganz planmäßig ein Mittel ersonnen hatte, um nach dieser Richtung das nötige Gegengewicht zu erzielen.

Er nahm die große Verwüstung, welche um diese Zeit sein Lieblingskind, der Bremer Bürgerpark, durch eine Überschwemmung erfuhr, als äußeren Anlaß dafür. Wir sollten durch eine Lotterie dazu helfen, dieses Unglück abzumildern. Das Objekt dieser Lotterie aber mußten wir selber schaffen. Es waren drei riesige Bilderbücher, die von ausgeschnittenen Bildern aus illustrierten Zeitungen, interessanten Reklamekarten und dergleichen zusammengestellt waren. Der Verleger Steiger stellte dafür ganze Stapel alter Zeitungen verschiedener Herkunft aus seinem Lagerboden zur Verfügung, die sorgfältig daraufhin gesichtet wurden, welche Blätter dauernden künstlerischen oder inhaltlichen Wert zu haben schienen.

Das Ergebnis, das dabei herauskam, möchte ich heute wohl noch einmal sehen können. Ich glaube, daß es kulturhistorisch recht interessant sein würde, denn es ergab eine Bilderauslese aus einer Zeit, in der die Illustration noch eine ganz andere und in mancher Hinsicht interessantere Rolle spielte als heute, wo alles mit Bildern überschwemmt wird. Die drei Bände wurden von ihrem Gewinner einem Krankenhause gestiftet, wo sie jedenfalls gut am Platze waren. Uns aber ergaben sie nicht nur eine Summe von nahezu eineinhalbtausend Mark, die wir dem Bremer Bürgerpark stiften konnten, sondern sie ergaben vor allem eine Fülle von Anregungen. Ohne daß wir es merkten, bekamen wir einen Kursus in der Zeitgeschichte der letzten Jahrzehnte. Dinge, deren Wichtigkeit ich erst später kennenlernte, wie beispielsweise die Wiener Weltausstellung, die Premiere von Tristan und Isolde, Makarts neueste Triumphe, die letzten Erfindungen, Persönlichkeiten, die aus den verschiedensten Gründen eine Rolle in der Gegenwart spielten, all das wurde ein selbstverständliches und spielend erworbenes Stück meines Wissens und meiner Phantasie. Und wenn auch jetzt noch der Zusammenhang in solchen Eindrücken fehlte, allmählich begannen sie in späteren Jahren von selbst sich zusam-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

menzuschließen, und sogar in meiner Studentenzeit kam noch manchmal der Augenblick, wo ich bei irgendeiner Gelegenheit dachte: Aha! Allerwelts-Bilderbuch, zweiter Band, ungefähr in der Mitte!

Man könnte vielleicht meinen, daß alle diese Dinge uns vorzeitig wirklich das Wesen Erwachsener gegeben hätten, das wäre in Deutschland auch wahrscheinlich der Fall gewesen, Amerika aber verträgt andere Mischung. In Wahrheit waren wir trotz aller Selbständigkeit, mit der wir unseren Zielen nachgehen konnten, die richtigen Kinder, voller jungenhafter Abenteurerinstinkte. Und auch diese sollten auf Eakins-Place voll zu ihrer Rechnung kommen.

Unser Haus lag in Winterszeiten ganz einsam inmitten verlassener Güter, abgeschnitten von allen Menschen. Für meinen Vater stand, wenn er spät abends im Dunkeln von New York hereinkam, in Tomkinsville ein Wagen bereit, der ihn herauffuhr und dann nach unten in seinen Stall zurückkehrte. Bei einer solchen Rückfahrt wurde der Kutscher eines Abends am Tor unseres Gartens von vermummten Männern angehalten und nach allen Verhältnissen in unserem Hause ausgefragt. Es gelang ihm, zu entkommen, und nun konnte er etwas tun, womit die Räuberbande, die es auf uns abgesehen hatte, nicht rechnen konnte: wir gehörten damals zu den ganz wenigen, die bereits ein Telephon besaßen. Wir wurden also vom Kutscher telephonisch gewarnt, und nun begannen wir, wie in einer regelrechten Festung uns zu verbarrikadieren. Die Hunde versagten: am Morgen war uns der eine vergiftet worden, den andern fanden wir betäubt in seinem Stalle. Wir mußten uns also auf uns allein verlassen. Jeder bekam in dem weitläufigen Gebäude seinen Beobachtungsposten, und mein Vater, der einzige Mann im Hause, schoß ab und an mit dem einzigen Revolver zum Fenster hinaus. Anderen Tags stellte sich heraus, daß unsere Belagerer, während wir im finsteren Untergeschoß eifrig Wache hielten, versucht hatten, von den hohen Bäumen aus, die am Hause standen, in das hellerleuchtete leere Obergeschoß einzudringen. Triumphierend fand ich den Speck, mit dem man die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Fensterscheiben bereits eingerieben hatte, um sie einzudrücken, aber es muß aus irgendeinem Grunde nicht gelungen sein. So ging die Sache glücklich vorüber, stand anderen Tages mitsamt einem Hymnus auf den Nutzen des Telephons in der Zeitung – und am nächsten Abend war dieses unser Telephon abgeschnitten. Wir verlebten wieder eine Nacht in voller Rüstung, und nun brach bei meiner armen Mutter eine begreifliche Nervosität aus, die uns noch manche folgende Nacht alarmierte und zu schwerbewaffneten Zügen durchs ganze Haus führte. Das wurde auch nicht besser, als mein Vater einen berühmten Detektiv ins Haus nahm, und während die übrigen Hausgenossen von diesem Zustand durchaus nicht erbaut waren, genossen nur wir Jungens ihn aus vollstem Herzen. Ich habe damals in einem Gedicht „Die nächtliche Heerschau", das mit den Versen begann:

Des Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt die Mutter ihr Bett,
Macht mit dem Revolver die Runde,
Sieht aus so frisch und so nett.

Es wird Alarm geblasen,
Denn unten im Erdgeschoß
Hat Mutter was gehöret,
Als drehte sich ein Schloß,

den wunderlichen Aufzug eingehend beschrieben, in dem jeder einzelne zum nächtlichen Appell zu erscheinen pflegte.
Als wir uns nun mit dem Detektiv enger befreundeten, seine nächtlichen Streifzüge im Garten mitmachten und von ihm Geschichten aus seinem Leben erzählt bekamen, die es mit jedem Conan Doyle aufnehmen konnten, steigerte sich unsere Abenteurerfreude aufs höchste, und wer weiß, wozu all dies geführt hätte, wenn nicht das Schicksal plötzlich Eakins-Place mit all seinen Wundern uns vor der Nase zugeschlossen hätte. Mein Vater wurde mit kurzer Frist aus New York abberufen, und ehe er

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

seine neue Stellung antrat, sollte zuerst ein Besuch in der Heimat den Mut stärken für die neuen Anforderungen, die bevorstanden.
Mein Vater wurde als Deutscher Ministerresident nach Lima geschickt. Seine Anschauungen in weltwirtschaftlichen Fragen mögen einesteils zu dieser Versetzung geführt haben, anderenteils aber wohl auch die Notwendigkeit, in Lima einen Mann zu haben, der einer ungewöhnlich schwierigen Aufgabe gewachsen war. Der eben beendete unglückliche Krieg mit Chile hatte in Peru ungeheure deutsche Werte in Gefahr gebracht, es galt, die Entschädigungsverhandlungen so zu führen, daß die im Betrag von Millionen geschädigten deutschen Interessen voll gewahrt würden.
Bei der wirtschaftlichen Bedeutung, die Südamerika für deutsches Kapital besitzt, war das eine wichtige Mission, zugleich eine undankbare, denn wo es sich um ein Retten und nicht um ein Neuaufbauen handelt, wird jeder Erfolg – mag er noch so schwer zu erringen gewesen sein – als etwas Selbstverständliches betrachtet, während alles Nichtermöglichte natürlich deutlich als solches empfunden wird.
Was mein Vater hier inmitten ungefestigter, durch innere Wirren und Bürgerkriege unablässig unterbrochener Verhältnisse geleistet hat, werden wenige, welche die mühselige Detailarbeit überschauen konnten, ganz zu würdigen wissen; vielleicht steckt mehr Geschick, Ausdauer und Energie darin, als in mancher vielgerühmten politischen Arbeit im europäischen Gesichtskreise.
In New York sahen die intelligenten Kreise ihn mit großem Bedauern ziehen. Sie erkannten, wie seine idealistisch gefärbte Persönlichkeit segensreich war für die Entwicklung all der schwierigen Probleme, die das New Yorker Leben dem Deutschtum stellte. Das kam bei einer großen Abschiedsfeier warmherzig zum Ausdruck, die man meinem Vater bei seinem Scheiden gab. Karl Schurz faßte bei dieser Gelegenheit das Bild seines Wirkens in folgenden Worten zusammen:
„Ich weiß aus eigener Anschauung und Erfahrung, daß es dem Berliner Auswärtigen Amt schwerfallen wird, einen besseren Mann an die schwierige, eine große Resignation und viele Opfer

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

verlangende Stelle in New York zu setzen. Möge Doktor Schumachers Nachfolger die höchsten Anforderungen an sich selber richten, um seinem Vorgänger zu entsprechen. Die deutschen Konsulatsgeschäfte haben hier in den Händen eines Mannes gelegen, der dieselben von Grund auf verstand und rasch erledigte. Unser scheidender Freund hat nichts von der Zugeknöpftheit oder Ängstlichkeit vieler deutscher Beamter. Wer immer zu ihm kam, hat sittlichen Rat und hilfreiche Hand gefunden, sei es der Fachmann, der unser Land bereiste, sei es der Neuling, der nicht aus und ein wußte, sei es der Gelehrte, der Studien machen wollte, sei es der Offizier oder Student, den Schulden hierhertrieben. Schumacher hat nie bloß als Beamter gehandelt, immer auch als Mensch, sowohl für seine heimischen Landsleute als auch für die hiesigen Deutschen. Ein wahrer deutscher Mann, hat er namentlich in Einwanderungssachen gewirkt, und gar manche deutsche Familie, die jetzt in einer Blockhütte des Westens sitzt, gedenkt seiner in nie endender Dankbarkeit. Auch wir wollen seiner nicht vergessen!“

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

VIERTES KAPITEL

BREMEN 1883 – 1889

Dieser Abschiedsfeier, die am 3. Februar 1883 stattfand, war ein erster schwerer Abschied vorangegangen.

Mein Vater sah ein, daß es jetzt Zeit war, uns beide Brüder in geordnete Schulverhältnisse zu bringen. In Lima war das natürlich ausgeschlossen, und so wurde der Entschluß gefaßt, uns beide in Bremen zurückzulassen. Diese schwere Trennung wurde dadurch etwas erleichtert, daß die älteste Schwester meiner Mutter, Louise Grote, die sich auch schon ihrer verwaisten Schwester mütterlich angenommen hatte, uns in ihr Haus aufnahm.

Der Abschied aber wurde dadurch nicht leichter. Ich hing mit ganzem Herzen außer an den Eltern auch an meinen Schwestern. Sita war mir von jeher ein guter geduldiger Kamerad gewesen, Emmy war der freundliche Liebling des ganzen Hauses, und auf Eakins-Place war ein drittes Schwesterchen Conny noch zur Familie hinzugekommen, zu dem ich besonders intime Beziehungen hatte, denn ich hatte bei ihr auf der Reise nach Bremen an Bord kunstgerecht die Wärterin ersetzt, die uns nicht mit nach Deutschland begleiten konnte. Von alledem sollte man für Jahre getrennt werden.

Wer es nicht selber erlebt hat, der weiß nicht, welch schmerzliches Gefühl es ist, wenn zwei Schiffe sich langsam voneinander lösen, die Gestalten derer, die man am liebsten hat, an der Brüstung stehen, kleiner werden und kleiner, bis man schließlich nur noch die weißen Tücher erkennt, die vom Winken nicht lassen wollen, solange das Auge auch nur ein Tüpfelchen zu erkennen vermag. Es ist, als ob das Herz langsam aus dem Leibe gezogen würde und müßte nun in immer neuem Sehnen heimatlos herumschweben zwischen der eigenen Brust und jener unbestimmten Ferne, welche die Lieben verschlungen hat.

Wir fanden uns erst wieder in die Gegenwart, als sich an Stelle

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

des jäh zerrissenen unmittelbaren Zusammenhangs ein neues Adersystem gebildet hatte, in dem das Blut der Liebe wieder fließen konnte: ein Briefwechsel begann, in dem man sich vielleicht mehr voneinander mitteilte, als der gewöhnliche Alltag es ermöglicht hätte.

Wir Brüder hatten uns nun in einer Welt zurechtzufinden, die kein Theoretiker zu derjenigen, aus der wir kamen, entgegengesetzter hätte konstruieren können. Wir wild und abenteuerlich Aufgewachsenen kamen plötzlich in die unantastbarste Ordnung – wir gewiegten amerikanischen Geschäftsleute wurden plötzlich wieder Kinder –, wir, die wir frei und unabhängig die kompliziertesten Expeditionen zwischen Staten Island und New York auszuführen pflegten, ohne daß sich irgend jemand darum kümmerte, wurden auf Schritt und Tritt sorgsam bewacht.

Ganz Bremen war voll von Verwandten, hinter jeder dritten Fensterscheibe aber, an der wir vorbeigingen, saß mindestens eine gute Bekannte; und alle interessierten sie sich für uns, alle registrierten sie wohlwollend oder kritisch, ob wir berechtigten Bremer Vorstellungen entsprächen. Das war natürlich nicht der Fall; wir gingen anders wie Bremer Schuljungen: in den langen wiegenden Schritten des Broadway zogen wir durch die kleinen idyllischen Straßen, die zur Schule führten; wir waren anders gekleidet: feuerrote Strümpfe waren zu unserem Unglück damals in New York Mode gewesen, und mit diesen Storchenbeinen am untern und kleinen schottischen Mützen am obern Ende unsrer Erscheinung erregten wir ein Aufsehen, unter dem ich viel gelitten habe. Vor allem: wir dachten anders. Die wohl zugeteilten Beschäftigungsportionen, die jeder Tag dem Menschen von selber brachte, machten uns nicht satt, und wir rührten bald unsere eigenen Kochtöpfe zurecht.

All das hätten wir wahrscheinlich gar nicht empfunden, wenn nicht diese plötzliche Fülle von Verwandten da gewesen wäre, die sozusagen ererbte Rechte besaßen, sich um uns zu kümmern. Alle waren sie reizend mit uns, aber die Menge hatte durch die Ungewohntheit etwas Erdrückendes. Zudem waren es fast alles Tanten, männliche Verwandte waren nur sparsam gesät, aber Tanten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

waren da jeder Art und jeden Wesens. Da war die feinsinnige, etwas schöngeistige Dame alten Stils, die über all die Unglücksfälle einer zahlreichen Familie nur durch einen rührenden Idealismus hinweggekommen war; – da war das Oberhaupt eines blühenden und weitverzweigten Geschlechtes, das keines inneren Idealismus bedurfte, sondern ganz von selber durch die Verehrung der kommenden Geschlechter idealisiert wurde; – da war die kleine bescheidene Tante, die kärglich in einem Frauenstift ihr Leben fristete und doch in allen schweren Augenblicken der Familie seelisch eine der reichsten gewesen war; – da war die musikalische Frau, die durch die natürliche Fülle ihrer Interessen ein reicheres Leben führte, in das die meisten nicht recht hineinschauten; – da war die steinreiche alte Jungfer, die ihre Nase geschäftig in alle Verhältnisse hineinsteckte und mit flinker Zunge ihre eigenen Taten gegen die der lieben Nebenmenschen abwog; – da war die angeheiratete Tante von „drüben", die nicht für voll galt, aber doch höchst anständig, wenn auch höchst skeptisch in geeigneten Augenblicken zur Familie herangezogen wurde; – da war die geschäftige Tante, die mittellos in dürftiger Umgebung sich durch Missions- und Gemeindearbeit zu einem Mittelpunkt ihres Kreises gemacht hatte; – da war die aristokratische Tante, von der wir nicht viel mehr wußten, als daß sie in wundervollen Räumen ein elegantes Dasein führte; – da war die gelehrsame Tante, die immer etwas Bildung um sich verbreitete, wenn sie sich auch noch so rührende Mühe gab, nichts dergleichen merken zu lassen; – da war die originelle Tante, die sich im Verfolg ihrer künstlerischen Neigungen reisend und malend ein eigenes Leben gegründet hatte und daneben als lebendige Chronik der Familie voll war der seltsamsten Geschichten; – da war die kleine verwachsene Tante, die anspruchslos und gütig im Kreise der Verwandten hauste und durch die Feinheit ihres verinnerlichten Wesens eine Fülle von Segen und Anregung um sich verbreitete – und da waren noch viele andere.
Wenn ich heute diesen Kreis rückschauend überblicke, sehe ich ihn mit verwunderten und frohen Augen an. Welch eine Fülle ausgeprägter Gestalten, welche Mannigfaltigkeit verschiedenster Wesen!

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Damals aber verstand ich das noch nicht; in diesen Jahren des Werdens hat man zu viel mit sich selbst zu tun, um sich am Bilde anderer erfreuen zu können, und man merkt von ihnen nicht viel mehr als das, was sich unmittelbar auf einen selbst bezieht.

Unter all diesen Tanten aber war unsere neue Pflegemutter, Tante Louise, wohl die ausgeprägteste Erscheinung. Sie war seit langem das anerkannte Oberhaupt meiner mütterlichen Familie und vereinigte in sich die mannigfachsten Beziehungen und Interessen. Drei erwachsene Töchter, der älteste Sohn, der Richter war, und der jüngste, der eben erst zum Gymnasium kam, lebten in ihrem Hause. Ihr Reich ging aber weit darüber hinaus, denn bei ihr als einem Mittelpunkt der kirchlichen Interessen der strenggläubigen Gemeinde der Stadt liefen viele Schicksalsfäden zusammen. Sie lenkte sie streng, aber mit einer heiteren Selbstverständlichkeit, und jeder, der ihr näher trat, entdeckte hinter ihrem bestimmten und schwer beeinflußbaren Wesen einen zweiten, humoristisch gefärbten Menschen, der zwischen all dem Ernst des Tages bisweilen lustig hervorschaute.

Der Stil des ganzen Hauses war diesem Oberhaupte entsprechend echt patriarchalisch. Jedes Ding war aufs trefflichste geordnet, jeder Hausbewohner und jedes Gerät hatte seinen festbestimmten Platz, jeder Tag und jede Stunde ihre Bestimmung, jedes Fest seine Gebräuche und seine Gerichte. Darin lag bald für mich ein unbekannter Zauber, und während mein Bruder sich schwerer in die neue Welt schickte, saß ich mit Behagen an dem runden Wohnstubentisch, um dessen Lampe sich allabendlich die ganze Familie versammelte. Jeder brachte seine Beschäftigung mit, alle möglichen und unmöglichen Dinge entstanden hier für die mancherlei „Basare", für die man zu sorgen hatte; manchmal wurde vorgelesen, meist nur geplaudert. – Ich aber begann hier etwas Neues zu entdecken, das mich von jetzt an in wachsendem Maße beschäftigte: an diesem runden Familientisch fing ich an zu zeichnen.

Den Antrieb dazu gab der Umstand, daß ich begonnen hatte, jeden der wöchentlichen Briefe nach Lima mit einer Zeichnung zu schmücken. Bisweilen dachte ich mir selbst etwas aus, im allge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

meinen aber suchte ich mir die Motive aus allem zusammen, was mir in die Finger kam. Schließlich stieß ich auf Menzelsche Federzeichnungen, und das erlöste mich etwas von den schrecklichen Vorbildern der Zeitschriftenholzschnitte, die ich in Federzeichnung oder Sepiamalerei zu übersetzen pflegte. Diese Tätigkeit brachte mich im Groteschen Hause schnell in den Geruch des Künstlertums, eine Auszeichnung, die ich mit aller naiven Freude gern genoß. Denn ich selbst zweifelte zunächst durchaus nicht an diesem Künstlertum, und auch als ich bei Herrn Junghans, einem verkümmerten „Kunstmaler", regelrechte Zeichenstunden bekam, waren die Fähigkeiten, die ich hier beim Kopieren alter Gipsköpfe zu sehen kriegte, nicht derart, daß sie mein Selbstbewußtsein hätten erschüttern können.

Solche Nebenbeschäftigungen standen allerdings im Anfang jener Bremer Zeit ganz im Hintergrunde, denn da gab es anderes zu tun: zum erstenmal trat die Schule mit ihren Forderungen gebieterisch in unser Leben ein.

Wir hatten das große Glück, daß damals in Constantin Bulle, dem feinen Geschichtsschreiber des 19. Jahrhunderts, ein Mann an der Spitze des Bremer Gymnasiums stand, der weitherzig und pädagogisch vorurteilslos war. Er hörte, was wir bisher getrieben oder vielmehr nicht getrieben hatten, und sagte: „Ein Examen ist überflüssig, da es ja zu keinem Ziel führen kann. Ich will das Experiment wagen, die Jungens auf gut Glück zu ihren Altersgenossen in die Klasse zu setzen; nebenbei bekommen sie Privatunterricht in all den Fächern, die sie noch gar nicht kennen, und dann mögen sie zeigen, ob sie in Schritt kommen." Ich wurde nach Oberquarta zu meinen alten Kameraden gesetzt, mein Bruder eine Klasse höher, und nun begann ein fieberhaftes Lernen. Zunächst saß ich ganz stumm und dumm auf dem untersten Platz meiner Klasse, denn von dem Pensum, das da behandelt wurde in Geographie und Geschichte, in Latein und Griechisch, in Bibelkunde und Algebra, hatte ich nicht die geringste Vorstellung. Aber ein junger Primaner brachte uns in den Freistunden geschickt die Grundzüge der nötigsten Unterlagen im Geschwindschritt bei, und es ereignete

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sich bald etwas Unerwartetes. Von der gründlichen Durcharbeitung allen Schulstoffes, den unsere Kameraden genossen hatten, konnte bei uns natürlich nicht die Rede sein, das bißchen aber, was wir konnten, das wußten wir auch anzuwenden. Wo die mit trefflich studierten langen Regeln wohlausgerüsteten Geister unserer Kommilitonen schwerfällig und erfolglos herumhantierten, da gelang es uns, mit unserem leichten Gepäck ganz lustig zu bestehen, kurz, in wenig Zeit stiegen wir mit unheimlicher Schnelligkeit in unseren Klassen empor. Es zeigte sich, daß der schon ausgereiftere Geist etwas späterer Jahre das Pensum grammatikalischer Dressur, mit dem der normale deutsche Schuljunge manches Jahr gründlich gequält und abgestumpft wird, viel schneller und fruchtbarer in sich aufzunehmen vermag. Ich glaube, daß man aus dieser gewiß nicht vereinzelt dastehenden Erfahrung heraus sich mit Recht fragen kann, ob die Methode der geistigen Züchtung, die gewöhnlich eingeschlagen wird, wirtschaftlich zu nennen ist. Ich für mein Teil bin der Meinung, daß der komplizierte geistige Vorgang, den Grammatik darstellt, den jungen Köpfen viel zu früh zugemutet wird, zu früh, weil die Gefahr besteht, daß das anfangs in seinem wirklichen Wesen nicht Begriffene später unbegriffen mit fortgeschleppt wird in eine Zeit hinein, wo man denselben Stoff wahrscheinlich sofort begreifen und nutzen würde, wenn er zum *erstenmal* in geeigneter Form an einen heranträte. Dem jungen Geist des Quintaners und Quartaners sollte man Wissensgebiete mehr praktisch-realer Art, wie Geographie, Geschichte, Naturwissenschaften, Deutsch, in weiterem Maße eröffnen. Hier sind die Grenzen des Verstehens gar nicht so eng gezogen, und wenn mit diesen Mitteln ein gewisses geistiges „Training" erreicht ist, dann kann der komplizierte Mechanismus der Grammatik in viel schnellerem Anlauf viel lebendiger erfaßt werden.

Wir beiden machten jedenfalls an uns eine praktische Erfahrung dieser Art und hatten den Gewinn daraus, daß uns die Schule mit ihren Anforderungen nicht wie so vielen unserer Kameraden zur Qual wurde, wenn wir uns auch nicht weniger als sie auf Ferienzeit und Sonntag freuten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ferienzeit und Sonntag! Bei diesen Begriffen steigt in jenem Lebensabschnitt ein kleines niedersächsisches Bauernhaus vor mir auf. Tief umschattet liegt es zwischen hohen Eichbäumen, und nur auf einer Seite öffnet es sich mit einer großen Glasveranda auf einen weiten, mit Rhododendron umgebenen Grasplatz. Aus dieser Glasveranda aber kommt ein weißbärtiger Herr, in dessen scharfen Hanseatenzügen freundliche Augen leuchten, auf mich zu und streckt mir zum Willkomm seine leis zitternde, vom Alter verkrümmte Hand entgegen. Das war mein Großvater, der alte Senator. In seiner Person verkörperte sich noch ein Stück jenes patriarchalischen Bremen, das mehr und mehr im Schwinden war. Man sah einen Patrizier, der ebensogut mit Leuten des Volks jovial in Plattdeutsch zu verkehren verstand, wie er als geistreicher Causeur mit altfränkisch gepflegter Ritterlichkeit im Salon hervortrat.

Staubig und heiß kamen wir daher, denn wir pflegten am Sonnabendnachmittag zu Fuß zu den Großeltern nach Oberneuland hinauszupilgern, einen langen, schönen Weg durch die Rhiensberger Chaussee zur Horner Kirche und hier querfeldein an den Kornfeldern entlang nach Oberneuland. Unterwegs tauschten wir beiden Brüder, die wir ja durch unsere verschiedenen Klassen mehr voneinander getrennt waren als je zuvor im Leben, unsere intimsten Gedanken miteinander aus, planten, erzählten und schwärmten, so daß diese Märsche zum Schönsten gehören, dessen ich mich erinnere. In einem unglaublichen Geschwindschritt fanden sie statt, denn das erste, was wir stolz dem Großvater berichteten, war die Zeit, die wir zum Wege gebraucht hatten. Und nun erschien auch die Großmutter, ein Teebrett in den Händen, auf dem für unser leibliches Wohl gesorgt war, und ein Buch unter dem Arm, auf das wir uns die ganze Woche gefreut hatten. Sie hatte begonnen, uns in die seligen Gefilde der Literatur langsam einzuführen, und mit dem sicheren Auge der früheren Lehrerin wußte sie vortrefflich das Richtige hierfür auszuwählen. Wir begannen mit „Ekkehard", meines Vaters Lieblingsbuch, „Soll und Haben" folgte, dann kamen „Die Ahnen", aber auch Dahn und Ebers wurden geopfert,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ja, ich glaube, daß unter allen Büchern jener Zeit der „Kampf um Rom“ mich am meisten beschäftigt hat. Diese Stunden einer klug geleiteten Lektüre stehen mir in köstlicher Erinnerung, und wenn ich heute die Bilder in die Hand bekomme, die ich damals während des Vorlesens zeichnete, weiß ich noch deutlich, welche Dichtung dabei an meinem Geiste vorüberzog, und ich fühle etwas von Leid und Lust, mit dem ich in solche fremde Welten zum ersten Male eintauchte. Ich hatte bis dahin so gut wie nichts gelesen; jetzt erwachte nun die Lesewut mit doppelter Heftigkeit. Im Groteschen Hause fand dieser Drang keine besondere Nahrung, man war im allgemeinen geneigt, das Lesen in unserem Alter für ein mindestens überflüssiges Laster zu halten, wir mußten deshalb den Schauplatz unserer Lektüre anderswo suchen. Was blieb übrig? Wir verlegten ihn in die Schulstunden. Mit der Zeit gewann ich eine außerordentliche Technik darin, mit der offiziellen Lektüre eines braven römischen Klassikers unter der Bank die inoffizielle Lektüre eines kunstvoll auseinandergenommenen Reclam-Heftes zu verbinden, und so begann ich den Grund zu legen zu einer allmählich ziemlich umfassenden Literaturkenntnis. Besonders die ganze nordische und russische Literatur, soweit Reclam, unser vortrefflicher Wissensbronnen, sie gepflegt hat, wurde im Lauf der Semester auf diese Weise mein eigen.

So hilft das künstliche Zurückdämmen eines lebendigen Quells nichts, er sucht sich irgendwo seinen Ausweg. Und doch wird das Gegengewicht des Groteschen Hauses nützlich gewesen sein. Es ist ein gefährlicher Augenblick, wo der junge Geist entdeckt, daß neben der eigenen kleinen Welt, in der er nur tastend und schrittweise vorwärtstappt, unzählige wohlgeordnete und schimmernde Welten in den Büchern um uns aufgebaut sind. Man sitzt gleichsam in der ungedeckten Mittelhalle des Lebens, aus der Hunderte von Türen ringsum in die verschiedenartigsten Gemächer führen, und man braucht nur die Hand auszustrecken, um eine dieser Türen zu öffnen und in der traulichsten, gegen Wind und Wetter trefflich geschützten Umgebung zu sein. Das ist sehr einfach und auch sehr nützlich, daß man immer schön in die Mittelhalle zurückfindet und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nicht in das Labyrinth gerät, das hinter diesen Gemächern sich auftut und aus dessen unklarer Luft schwer wieder herauszukommen ist.

Ergänzt wurden diese ersten Leseeindrücke dadurch, daß wir ab und an ins Theater durften zu Klassikervorstellungen. Für 75 Pfennig gab es Schülerbilletts. Man mußte sich seinen Platz im Parterre durch Ausdauer und Schnelligkeit erobern, war aber, wenn dies gelungen war, doppelt empfänglich für die Offenbarungen, die nun kommen sollten. Ich hatte ja gar nicht geglaubt, daß es so etwas Schönes überhaupt gäbe wie die Eindrücke dieser ersten Vorstellungen der „Jungfrau von Orleans" oder der „Braut von Messina", und als dann die „Meininger" kamen und ich die Wallenstein-Trilogie sah in dieser großartigen Vollendung von Zusammenspiel und Bildwirkung, da war ich wie berauscht, und viele Monate war die Phantasie erfüllt vom Gebrause des Lagerlebens und dem Klirren der Pappenheimer-Rüstungen.

Meine Seele aber war von dieser Zeit an dem Theater verfallen. Keine der vorzüglichen Bulthauptschen Kritiken, die viel dazu beitrugen, den Stand der Bremer Bühne erstaunlich hoch zu halten, wurde überschlagen, und gelockt durch diesen Kritiker wagte ich mich allmählich sogar vor in das mir zunächst fremd und unverständlich erscheinende Gebiet der Oper.

Angelo Neumann kam damals mit seiner Nibelungentruppe nach Bremen; eben war ihm der Mittelpunkt seiner Schar, die Reicher-Kindermann, gestorben, und an ihre Stelle war eine unbekannte Choristin, Katharina Klafsky, getreten. Man hörte sie in Bremen, behielt sie dort, und in den nächsten Jahren beherrschte ihre große und edle Kunst das ganze Denken des kunstliebenden Bremen. Und mit Recht! Schöpfungen, wie diese Frau sie damals in der ersten leidenschaftlich sich entfaltenden Blüte ihrer großen Begabung als Fidelio oder in den Wagnerschen Rollen allabendlich in Bremen erstehen ließ, sind eine Gnade für eine Stadt und reißen das nur zu leicht zur selbstgenügsamen Trägheit neigende künstlerische Fühlen ihrer Bewohner mit sich empor zu größeren Zielen und tieferem Empfinden. Ich kann an die Gestalten der großen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

klassischen Opern nicht mehr denken, ohne diese Frau vor mir zu sehen, wie sie hingerissen und gewaltig ihre Empfindungen in den Glanz der Töne ausströmen ließ und zugleich mit jeder ihrer kühnen Gesten ein Bild schuf, das in vollendeter plastischer Kraft sich mit dem Ausdruck der Töne verband.

Alle solche Eindrücke aber entwickelten sich für mich natürlich erst im Laufe der Jahre, bis zu meiner Konfirmation wurden sie nur in kleinen Dosen zugelassen, und eine völlig andere Welt wurde in den Vordergrund meines Lebens geschoben.

Mein Vater hatte uns Kinder von einem ganz freisinnigen Prediger, Pastor Schwalb, dessen geistvollen Wahrheitsdrang er persönlich verehrte, taufen lassen. Im allgemeinen aber stand er auf dem Standpunkte, daß er jeden wirklich gefestigten Glauben, mochte er nun so oder so gefärbt sein, an sich für ein Glück und einen Segen des Menschen hielt. Und deshalb konnte er sich mit Recht sagen: eine Erziehung im positiven Geiste der Religion vermag zum wenigsten nicht zu schaden. Fühlt der Geist später die Kraft, sich zu größerer subjektiver Freiheit diesen Fragen gegenüber loszuringen, so wird das Loslösen vielleicht etwas schmerzen, aber es ist besser, sich diese Freiheit mit Schmerzen selber zu erwerben, als sie mühelos von vornherein durch die Erziehung zu erhalten und vielleicht den erhöhten Ansprüchen, die sie an den gewissenhaften Menschen stellt, nicht gewachsen zu sein.

So willigte er denn ein, daß wir in religiösen Dingen ganz im Geiste unseres neuen Heimathauses erzogen wurden, und allsonntäglich begannen wir dem feierlichen Zug, in dem die ganze Familie Grote zur Friedenskirche zog, ein neues Glied einzufügen.

Ich kannte bislang noch nichts vom Gottesdienst, und das Feierliche, das in der Gemeinsamkeit von Gefühlsäußerungen im Gebet und besonders im Gesang liegt, machte immer wieder einen starken Eindruck auf mich. Auch die lebendige Art von Pastor Otto Funcke,[16] der trotz aller Strenggläubigkeit seinen Predigten einen gewissen inoffiziellen und persönlichen Ton zu geben wußte, verfehlte ihre Wirkung auf mich nicht. In den Konfirmationsstunden trat diese Art noch stärker hervor. Sie weckte das Interesse,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ging aber nicht darauf ein, die schwierigeren Fragen von Glauben und Leben zu berühren, das hatte man mit sich selber abzumachen. Anfangs hielt ich das für leicht; in dem gehobenen Gefühl, mit dem ich zur Konfirmation ging und das Glaubensbekenntnis im Namen aller meiner Kameraden vor der Gemeinde ablegte, glaubte ich gegen alle Anfechtungen des Zweifels gefeit zu sein. Und wer weiß, ob das nicht noch längere Zeit vorgehalten hätte, wenn nicht mein Pastor die psychologische Unvorsichtigkeit begangen hätte, mich bei dem Besuch, den ich ihm nach der Einsegnung machte, dringend zu warnen vor der Lektüre von Schriften wie David Friedrich Strauß, Darwin, Büchner oder Haeckel. Das begriff ich nicht, ja es beleidigte mich. Ich dachte: So wenig hält man von der Festigkeit deiner Überzeugungen, daß man glaubt, solch ein Buch könnte sie plötzlich über den Haufen werfen? Was ist denn solch ein Glaube überhaupt wert, wenn der Zufall einer unrichtigen Lektüre ihn gefährden kann? Und so beschloß ich, diesen Kampf möglichst bald zu wagen, denn es war mir klar, daß er einmal bestanden werden mußte, wenn man sich nicht seines Kleinmutes schämen wollte.

Ich las also Büchner und Haeckel, nicht aus Wissensdrang, sondern mit vorauserklärter Feindschaft, und bei beiden gelang es mir ziemlich gut, diesen Standpunkt aufrechtzuerhalten. Die Probe aufs Exempel machte ich, indem ich einen Dialog schrieb, in dem die eine Partei alle Gegengründe gegen die biblischen Auffassungen zum Vorschein brachte, und die andere sie Stück für Stück widerlegte.

Schwerer wurde mir dieser abweisende Standpunkt schon bei Strauß und vor allem bei Darwin. Die harte Logik des einen und die unpolemische Reinheit des anderen waren nicht zu überwinden, und es blieb nur übrig, Brücken zu bauen und sich dabei einzubilden, diese Brücken führten nicht in neues Land, sondern nur in Sondergebiete des alten Reiches. Unvermerkt aber war bei solchem Tun der Geist anspruchsvoller geworden, er dürstete danach, die religiösen Überzeugungen in Verbindung zu bringen mit den Fragen des Lebens und mit den Problemen der Zeit, und er schaute um sich, wie ihm das gelingen möge.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vielleicht an keiner zweiten Stelle Deutschlands gingen seit langem auf kirchlichem Gebiete so mannigfache Gegensätze nebeneinander her wie in dem kleinen Bremen. Hier wurde den Predigern völlige Freiheit des Wortes gelassen, und so bildeten sich einzelne Gemeinden, die sich gewöhnten, geistvollen Männern zu lauschen, ohne viel nach religiösen Konventionen zu fragen, wenn nur ein starkes sittliches Streben von ihnen ausging. Ein solcher Mann, der den Überlieferungen eines kirchlichen Schemas ganz frei gegenüberstand, war Pastor Kradolfer. Die Quellen seines harmonischen Christentums suchte er in allen großen Erscheinungen der Menschheit, und so war es ihm etwas ganz Selbstverständliches, als Otto Gildemeisters Dante-Übersetzung erschien und nun das ganze gebildete Bremen Dantes Werk zu lesen versuchte, in seinen Predigten an diese Geisteswelle, die durch die Stadt ging, anzuknüpfen und ihre Spur zu vertiefen. Er nahm für einen Zyklus von Predigten die Texte aus der „Göttlichen Komödie", und es war sehr reizvoll, zu beobachten, wie er solchen Text beim feinsinnigen Auslegen seines Inhalts schließlich verschwisterte mit einem Wort der Bibel, das dem vorliegenden ethischen Gedanken vielleicht noch knapperen und monumentaleren Ausdruck gab.

Ich hörte diese Predigten, und sie waren mir eine Befreiung. Jetzt zögerte ich nicht, auch die anderen Kanzellehrer der Stadt kennenzulernen, aber nur einer unter ihnen machte mir noch einen starken Eindruck, das war der Mann, der mich getauft hatte, Moritz Schwalb.[17] Ganz anders wie Kradolfer gab er seinen Zeitgedanken Ausdruck. Er zeigte sie seiner Gemeinde nicht verarbeitet zu einem harmonischen religiösen Gebilde, sondern er zeigte sie in ihrem eckigen Gegensatz zu den landläufigen Glaubensbegriffen. Diesen Gegensatz wußte er großartig zu steigern, er gab unvergeßliche Einblicke in die schaurigen Klüfte des Lebens, und mit großer ethischer Wucht folgerte er aus ihrem Vorhandensein die Notwendigkeit seiner sittlich-religiösen Reformen. Das alles wurde mit der Energie und Leidenschaft eines Savonarola vorgebracht, aber zugleich forderte die Schärfe der Sprache zum Widerspruch heraus.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Als ich Schwalb zum ersten Male hörte, geriet ich in große Erregung, ich sträubte mich gegen die Macht seines Wesens und sah zahlreiche Punkte, wo man mit ihm rechten konnte. Und ich besann mich nicht lange; in einem leidenschaftlichen Schreiben hielt ich ihm die Haltlosigkeit gewisser Stellen seiner Predigt vor. Er schrieb mir sogleich wieder, das seien zu verwickelte Fragen, um sie schriftlich behandeln zu können, wenn ich es aber mündlich wollte, so würde er gern am Nachmittag in seinem Studierzimmer auf mich warten. Und hier verlebte ich nun eine unvergeßliche Stunde; der scharfe, unerbittliche Mann war ein weicher, feiner Mensch, der alle meine ins Subjektive gehenden Einwände völlig verstand und mir klarmachte, daß, wenn man als Streiter eine große, monumentale Wahrheit mitten auf den Markt des Lebens stellen will, man sie vereinfachend stilisieren muß, und daß das Nebenwerk der subjektiven Detailstudien trotzdem in den Mappen des Studierzimmers aufbewahrt sein kann. Von nun an ging ich häufiger mit allerhand Fragen den Weg in das Pastorenzimmer am Martinikirchhof und habe hier mit dem alten Streiter Debatten geführt, in denen er geduldig die Kanonen auffahren ließ, die ich gegen ihn ins Feld führte, denn schüchtern war ich damals nicht in geistigen Dingen. Aber immer endete es mit einem Friedensschluß, der mich beruhigte. Und so hat gerade dieser schroffe und streitbare Mann dazu beigetragen, daß mein aufgeregtes Innere sich abklärte. Als ich von Bremen aus auf die Universität zog, blickte ich in religiösen Dingen mit ganz ähnlichen Augen ins Leben hinein wie mein Vater. Der Gang der Dinge hatte mich von selber an die Stelle geführt, die er von vornherein für mich ausgesucht hatte.

Ich bin mit diesen kirchlichen Dingen weit vorausgeeilt. Ihre Entwicklung steht in Wirklichkeit im engsten Zusammenhang mit all den anderen Einflüssen, die auf mein ferneres Bremer Leben einwirkten. Nach der Konfirmation begann in dieser Beziehung langsam eine allgemeine Wandlung mit mir vorzugehen. Es mag mit an dem jähen Übergang aus der amerikanischen in die Bremer Luft gelegen haben, daß ich anfangs Altersgenossen gegenüber scheu

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und zurückgezogen war; ich verstand besser mit Erwachsenen umzugehen wie mit meinesgleichen.
Die meisten Jungen der Klasse lebten in dieser ersten Zeit in einer mir fremden Welt, und fremd waren sie mir auch darin, daß sie meistens der Schule und ihren Lehrern eine lebhafte Abneigung entgegenbrachten, die ich im ersten Rausch planmäßigen Lernens durchaus nicht teilen konnte.
Ich hatte bald das Glück, in die Hände eines Lehrers zu kommen, der ein geborener Pädagoge war. Er war in der Schule weit und breit wegen seiner Strenge gefürchtet, aber sie war nicht um der Schulzucht wegen da, sondern wenn wir mit peinlicher Gründlichkeit die lateinische Lektüre trieben, so hatte das einen ganz bestimmten Zweck. Als Ausweis des vorschriftsmäßigen Fleißes ließ er die kunstlos biedere Übersetzung gelten, dann aber begann er von dieser Grundlage aus mit uns nach der Schattierung des Ausdrucks zu suchen, die der betreffenden Stelle entsprach. Das wußte er zu einer Art Sport zu gestalten, der uns aufstachelte, das vielleicht zuerst nur dumpf Empfundene wirklich zur Klarheit zu bringen, und in Kürze hatte er es so weit, daß, wenn nach der ersten rohen Übersetzung sein: „Hat jemand etwas zu bemerken?“ erscholl, eine ganze Reihe von Händen sich erhob, um Verfeinerungen des Gehörten vorzuschlagen.
So hatten wir in Wahrheit in diesen Stunden *deutschen* Unterricht. Es schärfte sich das Gefühl für die Schattierung des sprachlichen Ausdrucks, und das sollte eigentlich stets das praktische Ziel aller fremdsprachlichen Lektüre sein. Daneben suchte er uns in seinem eigentlichen deutschen Unterricht die Kunst des Disponierens zu erschließen, und für diese Disziplinierung des Denkens bin ich immer von Herzen dankbar gewesen. Wie oft habe ich später im Leben gesehen, daß Menschen, die über ein Thema sehr gut gesprächsweise Rechenschaft geben konnten, völlig hilflos dem unförmigen Haufen ihres Stoffes gegenüberstanden, wenn es galt, ihn schriftlich zu behandeln. Sie hatten nicht gelernt, geistig zu disponieren.
Diesem kühlen Systematiker stand unter den Lehrern jener Tage,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die Einfluß auf uns übten, ein temperamentvoller Sanguiniker gegenüber. Er war eigentlich der geborene Nichtpädagoge, und doch wurde er zu einem fesselnden Lehrer, weil er ein fesselnder Mensch war. Ganz systemlos trieb er mit uns das Französische, aber dann begann er Daudets „Lettres de mon moulin" mit uns zu lesen, und an all die kleinen Szenen dieses reizvollen Buches knüpfte er mit spielender Beredsamkeit seine kulturellen Betrachtungen. Wir ahnten damals nicht, daß der einem frühen Tode Geweihte das Beste seiner Lebenskraft vor uns aussprudelte, und glaubten, daß er noch zu großen Dingen bestimmt sei.

Und das glaubten wir von noch einem zweiten Lehrer, der damals in unseren Gesichtskreis eintrat. Das war der Vertreter von Mathematik und Naturwissenschaft, ein ernster, klarer Mann, dem man anmerkte, daß sein Blick über die Grenzen der Schulstube weit hinausging; – er ist später Senator geworden. Auch er übte seinen Einfluß wohl vor allem dadurch aus, daß er uns in dem, was er gab, nach dem landläufigen Begriff der Schulnorm „übertaxierte". Die Ausblicke, die er uns gelegentlich wie durch die Spalten eines Vorhangs in die kosmischen Grundbegriffe und die naturwissenschaftliche Philosophie der Zeit gab, dankten wir ihm durch herzliche Verehrung. Es wäre in seinem Unterricht ebenso unmöglich gewesen, den traditionellen Schulunfug aller Art auszuüben, wie es bei anderen hochgewichtigen Herrn selbstverständlich war, denen keine Tortur erspart wurde, die das erfinderische Knabengemüt erdenken kann.

Ist es eigentlich eine Einbildung, oder ist es Wirklichkeit, wenn man aus den Erfahrungen seiner Jugend zu dem Schluß kommen muß, daß unter allen Menschengattungen gerade die Lehrer mit besonders vielen merkwürdigen Eigentümlichkeiten behaftet sind? Wir hatten eine reiche Galerie solcher Originale, aber trotzdem glaube ich, daß das Bremer Gymnasium der achtziger Jahre eine ungewöhnlich gute, ja in mancher Hinsicht zur damaligen Zeit vielleicht einzigartige Anstalt war.

Der eigentümlich freie Geist, der hier vor allem in den höheren Klassen geduldet wurde, hatte seinen inneren Ursprung in der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Persönlichkeit unseres Direktors Constantin Bulle.[18] Er war ein leidender, einsiedlerischer Mann voll allerlei Sonderlichkeiten, aber in der unscheinbaren, ja philiströs erscheinenden Hülle seiner Person barg sich ein edler, idealistischer Kern, und vorurteilslos begünstigte er alles, was eine solche Gesinnung in seiner Anstalt fördern konnte. Seine ganze Art kam erst voll zum Vorschein, wenn er kraft seiner Obergewalt einige Tage lang alle anderen Unterrichtsfächer bei uns aufhob und wir während der ganzen Schulzeit ohne Unterbrechung etwa die „Antigone" oder den „Heauton Timoroumenos" in einem Zuge herunterlasen. Jeder einzelne brauchte nur ein verhältnismäßig sehr kleines Stück der Dichtung zu präparieren, für das er allein verantwortlich war, sein Nachbar schloß mit dem folgenden Stück an ihn an; so war die Arbeit nicht groß, und diese Art der Aufgabenstellung weckte selbst bei den notorisch schlechten Schülern den Ehrgeiz, das kleine ihnen anvertraute Stück tadellos zu beherrschen. Es kam wirklich etwas wie ein dichterischer Wirkungszusammenhang zustande, der dadurch bekräftigt wurde, daß Bulle die bedeutsamsten Chorgesänge sich selbst vorbehielt und sie uns mit wahrer Dichterkraft übersetzte.
Die freie Lehrauffassung, die von diesem Direktor ausging, fand nun in manchem seiner Lehrer ihren Widerhall. Besonders in der Auffassung des deutschen Unterrichts trat das hervor. So kam es beispielsweise, daß ich in meinem ersten Vortrag nach freier Wahl über Arnold Böcklin sprechen durfte, dessen „Spiel der Wellen" damals in Bremen eine unbeschreibliche, meist den Charakter der Empörung tragende Aufregung hervorrief, so daß ich wundervolle Gelegenheit hatte, eine Lanze zu brechen für die Freiheit künstlerischer Phantasie. Der zweite Vortrag behandelte „Menzel und den Naturalismus", also auch ein Thema, das ganz aus dem Rahmen üblicher Gymnasiumsarbeiten liegt. Ja, man ließ meiner Kunstneigung selbst so freien Lauf, daß ich als Unterprimaner auf dem feierlichen „Aktus", der Abschlußfeier des Schuljahres, eine lateinische Rede halten durfte: „De arte pingendi Alberti Düreri", die jedenfalls nicht gerade durch ciceronianisches Latein geglänzt haben wird.[19]

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Man sieht, man ließ uns ruhig den eigenen Interessen nachgehen. Das wäre natürlich gar nicht möglich gewesen, wenn diese „eigenen Interessen" nicht geistiger Natur gewesen wären, aber das waren sie im ganzen Kreis der Freunde, der sich allmählich in den oberen Schulklassen zusammenschloß, und wenn ich auf diese Zeit zurückblicke, kann ich eigentlich nur sagen: Wir nahmen die schwierigste Seite unserer Bildung mit keckem Griff selbst in die Hand und die Schule sah wohlwollend dabei zu.

Dieser merkwürdige Zustand würde undenkbar sein, wenn wir selbst die Grundlagen dafür hätten schaffen müssen. Aber wir fanden in dieser Beziehung durch Generationen geheiligte Überlieferungen vor, die wir nur auszubauen brauchten. Von alters her blühte am Bremer Gymnasium ein „Prima-Verein", der im Leben zahlreicher führender Bremer eine entscheidende Rolle gespielt hat. Meinem von Natur etwas verschlossenen Wesen gab dieser Verein erst die Gelegenheit, in geistigem Austausch und fröhlichem Beisammensein sein Inneres zu öffnen.

Hier spielte sich nun für mich das gleiche heiße Ringen mit den ringsum auftauchenden Fragen des Lebens ab, wie es sich seit Generationen in diesem Kreise abgespielt hat, jenes Ringen, das so schwer und verwirrend werden kann, wenn man es allein mit sich abmachen muß, und das so beglückend wird, wenn man es Schulter an Schulter im Wettstreit der Kräfte mit guten Genossen beginnt. Wie vor bald hundert Jahren wurden noch immer mit der Schulmappe die geheimnisvollen, revolutionär aussehenden, großen roten Bücher getragen, in denen der Niederschlag unserer heiligsten Gedanken sich aufspeicherte, und noch immer mußte alle vierzehn Tage eine unserer guten Mütter erleben, daß ihr Speisezimmer zu einem Sitzungsraum umgewandelt wurde, wo an langer Tafel zwölf Jünglinge feierlich thronten und die Luft erfüllten mit dem Kampfgetön heißer Redeschlachten.

Das Programm der Sitzungen erledigte sich nach festen Gesetzen. Den Kern bildete die Kritik des Aufsatzes, der seit der letzten Sitzung bei den Mitgliedern in Umlauf gewesen war. Jeder mußte sie schriftlich niederlegen, und im allgemeinen war sie sehr scharf,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wir schonten uns nicht gegenseitig. Vor allem aber hatten wir meist gründlich verschiedene Ansichten, was kein Wunder war, da auch die übrige Welt sich über die Fragen, die wir behandelten, meist schon seit Jahrhunderten in den Haaren lag. Dann kam der eigentliche Vortrag des Tages, in dessen Diskussionen besänftigend das Klappern der Kaffeetassen hereinklang, mit dem die meist auf harte Geduldsprobe gestellte Mutter nebenan immer energischer einsetzte. Hatte sie einmal gesiegt, so wußten wir diesen Teil des Programms sehr zu schätzen, und während Kuchenberge spurlos verschwanden, wurden Waffenstillstände geschlossen. Nur drei von uns konnten dieses Kaffeeidyll jedesmal nicht recht mitgenießen, denn sie waren nach bestimmter Reihenfolge verdammt, gleich zu Beginn des zweiten Teiles der Sitzung Stegreifreden zu halten, und es galt als höchstes Ziel des Ehrgeizes, bei dieser etwas grausamen, aber höchst nützlichen Einrichtung mit möglichsten Ehren zu bestehen. Jeder von uns Nichtbeteiligten brachte drei Themata zur Sitzung mit, alle siebenundzwanzig Nummern wurden zu einer Liste vereinigt, und nun konnte sich das Opfer eines dieser Themen zu seiner Rede auswählen: – zehn Minuten Bedenkzeit im einsamen Zimmer, dann los. Da lernte man alle Qualen des Lampenfiebers kennen; dann galt es, sich zusammenzuraffen. Manchmal versagte der Apparat, die Maschine rannte sich nach einigen ungelenken Vorstößen im Sande fest, manchmal aber ging es prächtig: beim Sprechen begann der Ton des Wortes die Phantasie zu beflügeln, und eh man sich's versah, war man im Schwung. Mochte das nun aber so oder so ausfallen, jedenfalls war dieser Teil unserer Betätigung wohl der nützlichste, eine frühe Schule nicht nur der Überlegung und des Ausdrucks, sondern vor allem des Willens.

Selten waren wir mit unseren Kämpfen, die an Vortrag oder Aufsatz anknüpften, zu Ende, wenn um zehn Uhr die Sitzung geschlossen wurde und wir unsere erhitzten Köpfe eine Viertelstunde im Freien auslüften mußten, damit zu Hause der Sitzungstisch seiner ursprünglichen Bestimmung als Träger eines einfachen Abendbrots wieder zugeführt werden konnte. Daß ein heiterer Geist

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dann immer ausgiebiger den letzten Teil des Abends beherrschte, brauche ich nicht zu sagen; wir waren jung und bereit zu allen Scherzen. Ein herrliches Vorgefühl der Studentenzeit ergriff uns, ja, wir fühlten uns ganz als Studenten, obgleich das äußere Mittel, wodurch das meist in diesem Alter zu erreichen versucht wurde, der „Bierkomment", etwas war, was wir durchaus nicht zu schätzen wußten. Aber fröhlicher Ulk und lustige Kneipzeitungen standen hoch im Kurse, und ich glaube, sie waren, auch objektiv betrachtet, ganz amüsanter Natur, obgleich die leider ergiebigste Quelle der meisten Kneipzeitungen, die Zweideutigkeit, darin gänzlich verabscheut wurde.

Die ruhigen Häuser ehrbarer Bremer Familien mögen sich oft nicht wenig gewundert haben über den Lärm, der an solchen Abenden in ihnen erwachte. Aber die alten Überlieferungen unseres Vereins brachten es mit sich, daß auch die Zögernden unter den Müttern diese unbekannten verwunderlichen Töne sich bis zwölf Uhr gefallen ließen. Dann wurde das bis dahin schlaflose Haus des Gastfreundes leise verlassen, und ein vierter Abschnitt des Abends begann: das Nachhausegehen. Dieser Abschnitt ward zu einem komplizierten, aber besonders vollkommenen Kunstwerk entwickelt. Der nächste Weg zum Ziel, die elterliche Wohnung, war der einzige, den man nicht einschlug, meist brachte man einen Freund über den Umweg etlicher Abschnitte des Bremer Walls erst einmal nach Hause, und auf diesen Heimwegen genoß man alle schwärmerischen und ehrgeizigen Wonnen des jungen Kämpfers, der mit hochgeschwellten Segeln und idealen Hoffnungen hinausfährt in die Wellen der Lebensfragen und der seinen Mut gestählt fühlt, weil er weiß, daß ein Freund mit ihm am Steuer sitzt und den Kurs treulich mitberät.

In diesen Stunden des Eiferns und des Schwärmens fand ich Freunde, die mir bis heute geblieben sind, obgleich wir durch Jahrzehnte kaum miteinander in Fühlung kamen.

Wenn sie jetzt einzeln vor meine Erinnerung treten, will es mir scheinen, als wären es aber auch besonders gute und tüchtige Genossen gewesen. Viele von ihnen trugen ein deutlich ausgeprägtes

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

geistiges Gesicht, das sich im Laufe des Lebens wohl entwickelt, aber nicht im innersten Grunde verändert hat.

Unser Leben im Vereine wäre in dieser Ausgiebigkeit der gepflegten Bestrebungen gar nicht möglich gewesen, wenn nicht der Zufall in unserem Kreise Leute zusammengeführt hätte, von denen eine ganze Reihe schon damals ein ausgesprochenes Lieblingsfeld ihrer Interessen hatten, so daß Gedankenkreise sich begegneten, die man zu dieser Zeit des Lebens sonst wahrscheinlich niemals berührt hätte. Dadurch kam ein wirklicher Austausch zustande, und so wurden wir vor der allzu großen Verwässerung bewahrt, die naturgemäß eingetreten wäre, wenn jeder von uns sich auf alle die mannigfaltigen und interessanten Felder des geistigen Lebens hinausgewagt hätte.

So hatten wir unter uns den strengen Historiker, der allen Spekulationen skeptisch gegenüberstand, dann den Sozialpolitiker, dem wir etwas zögernd lauschten, obgleich jede freigeistige, der Allgemeinheit dienende Sache von vornherein unseres Beifalls sicher war. Sein Gegengewicht bildete der Aristokrat, ein werdender Staatsmann, der von glühender, uns ansteckender Bismarck-Begeisterung durchdrungen war und allen staatserhaltenden Tendenzen ein beredter Anwalt wurde. Auch auf dem Gebiet der naturwissenschaftlichen Philosophie, die uns anschließend an Darwin und Haeckel besonders lebhaft beschäftigte, waren Pol und Gegenpol vorhanden: ein rabiater Materialist sorgte ausgiebig für geistigen Zündstoff, und ein hochbegabter werdender Arzt, der schon damals fein abzuwägen wußte, kämpfte gegen die Billigkeit der Verallgemeinerung. Auch der skeptische Spötter fehlte nicht, dem sozusagen berufsmäßig nichts heilig war und der mit vielbewundertem journalistischem Witz unsere jeweiligen Götter in den Staub zog, woraus wir sie dann mühselig wieder aufrichten mußten. Mit Literatur beschäftigten wir uns natürlich so ziemlich alle, aber auch hier traten deutlich Spezialisten hervor. Nebeneinander sehe ich den schwärmerischen Jüngling, den nur alles Hehre und Hohe, Hölderlin und Lenau begeisterte, und den psychologischen Kritiker, der uns eines Tages Ibsen entdeckte und damit

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eine Revolution in unseren ästhetischen Vorstellungen heraufbeschwor, die lange andauerte und uns weiterführte zu den neuesten Erscheinungen der Tagesliteratur, jenen gefährlichen Naturalisten, die sich in der Münchener Zeitschrift „Gesellschaft" zusammenfanden. Wir liebten sie nicht, aber ihr beunruhigendes Wesen beschäftigte uns lebhaft. Der Zug der Zeit, der damals in aller künstlerischen Betätigung zum „Realismus" drängte, machte sich deutlich bemerkbar in unserem hochgestimmten Kreise, nur ließen wir ihm nicht ohne Kampf das Feld, sondern wo wir anerkannten, verteidigten wir zunnächst einmal unsere heiligsten Güter gegen seinen Einfluß, und erst dann gaben wir halb widerstrebend nach.[20]

Natürlich waren auch aktive Dichter unter uns. Ein feinsinniger kleiner Kamerad zeigte sich als formgewandter Lyriker, und neben ihm, den wir offiziell als Dichter anerkannten, traten ab und an, gleichsam im Nebenamt, andere Talente hervor, zuerst mutig und siegesbewußt, später schüchtern und beinahe verlegen. Zu ihnen gehörte auch ich.

Zuerst hatte ich es gewagt, die Welt zu erschüttern durch ein Drama „Michael Kohlhaas", ein Stoff, der meinem Bedürfnis ausgezeichnet Rechnung trug, allen Tyrannen meinen Abscheu und allem furchtlosen Heldentum meine Bewunderung auszusprechen. Mühelos hatte ich es hingeschrieben und war mir keiner bösen Tat dabei bewußt. Später hingegen feilte und zagte ich lange, bis ich eine im Stile Conrad Ferdinand Meyers gehaltene Novelle „Vittoria Colonna" zum besten gab, für die ich außer in Burckhardts und Springers Renaissancewerken auch in Rankes „Geschichte der Päpste" eifrige Studien machte, und die mir dazu diente, meine Begeisterung für Michelangelo vom Herzen zu schreiben. Mich fesselte dabei vor allem das Kunstgeschichtliche, denn das war in unserem Verein mein unbestrittenes Recht. – Ich war der Minister für bildende Kunst, und die meisten meiner Vorträge und Aufsätze bewegten sich um ihre Ästhetik.

Es war im damaligen Bremen schwerer, als man sich jetzt vorstellen mag, auf eigene Faust mit bildender Kunst in engere Be-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ziehung zu kommen. Noch gab es nicht die großartige Fülle des Abbildungsmaterials, mit dem heute der Buchhandel überschwemmt ist und der es in jedem kunstfremden kleinsten Nest dem einzelnen spielend ermöglicht, sich über beliebige Schaffenskreise der Künstler ein deutliches Bild zu machen. Damals mußte man sich das ziemlich mühselig zusammensuchen. Der Springersche Atlas zur Kunstgeschichte, den ein glücklicher Freund besaß, war mir als die vornehmste Quelle hierzu das Ziel häufiger Wallfahrten, und wir begeisterten uns an seinen primitiven Konturenzeichnungen. Leider fälschte diese Quelle etwas das historische Entwicklungsbild, weil der Vater dieses Freundes es in seiner Eigenschaft als Pastor für nötig gehalten hatte, alle Blätter, die mangelhaft bekleidete Frauengestalten enthielten, sorgfältig aus den Bänden herauszutrennen, so daß der Strom mancher Kunstepochen in recht eingetrocknetem Zustand zur Erscheinung kam.

Über neuzeitliche Kunst war es vielleicht noch schwerer, sich ein einigermaßen richtiges Bild zu schaffen. Die Bremer Kunsthalle, die große moderne Ausstellungen veranstaltete und eifrig besucht wurde, war in einem ganz traurigen Zustand. Sie brachte eigentlich nur leichteste Verkaufsware, die von hier in ungeheuren Mengen – Bremen war nach München der erste Exportplatz für Kunst – nach Amerika verfrachtet wurde. Einige fragwürdige Maler arbeiteten, glaube ich, nur für Bremen, denn sie wurden nicht nur exportiert, sondern überschwemmten auch Bremen selbst. Man konnte mit ziemlicher Bestimmtheit sagen, wenn man an Bremer Häusern von einem gewissen wohlhabenden Typus vorüberging, daß sie einen „Böhm Pál", einen „Ebel" oder „Fahrbach" bargen; in besseren Fällen war man zweifelhaft, ob daneben auf einen Lutteroth oder auf einen Oswald Achenbach zu rechnen war.

Es wäre unwahr, wollte ich behaupten, daß ich mich nicht auch eine ganze Zeitlang an allerlei Süßigkeiten entzückt hätte. Kiesels feingliedrige Frauen und Hugo Kauffmanns fröhliche Oberbayern hielt ich lange für wundervoll gemalt, und Gabriel Max, der zusammen mit den Achenbachs die obere Grenze desjenigen zeigte, was in Bremen florierte, war mir noch bei meiner Übersiedlung

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nach München einer der tiefsten unter den lebenden Malern. Aber ab und an erschienen in diesem gleichmäßigen Geplätscher holder Mittelmäßigkeit durchreisende Gäste, die mir einige Distanz dem gegenüber gaben, was man in Bremen für zeitgenössische Kunst ausgab.

Mehr aber als alles andere befreite mich das Erscheinen der „Kunst für Alle". Ich bekam das Abonnement geschenkt, und mit unvergeßlicher Spannung sah ich nun jede neue Nummer kommen. Uhde, Spitzweg, Menzel und Liebermann traten mir jetzt entgegen, ich sah an den Skizzen, wie ihre Bilder entstanden, und hütete diese immer wieder und wieder betrachteten Blätter wie einen Schatz. Von Menzel und Uhde aus habe ich dann meinen Weg ziemlich richtig weitergefunden.

Daß die ideale Phantasiekunst daneben nicht erblich, dafür sorgte schon der Umstand, daß die einzige persönliche Berührung, die ich mit schöpferischem Künstlertum hatte, in die Götterwelt Arthur Fitgers führte, der damals eine eigentümliche Blüte der monumentalen Wandmalerei in Bremen hervorbrachte.[21] Anknüpfend an die Freundschaft mit meinem Vater hatte ich mir schon bald nach der Bremer Übersiedlung den Mut gefaßt, ihn ab und an in seinem Atelier aufzusuchen. Das war für mich immer eine Tat und ein Ereignis, denn vor Männern, die man bewundert, pflegt man sich auch zu fürchten, und je mehr ich im Laufe der Zeit den Dichter Fitger kennenlernte, um so mehr wuchs in mir vor diesen dunkelglühenden oder scharf-sarkastischen Gedichten und vor diesen farbenreichen, freiheitatmenden Dramen die Bewunderung. Zugleich aber auch das Gefühl, daß in diesem Manne eine Welt von Schönheit und Bitterkeit, von beizender Kritik und träumender Sehnsucht durcheinanderbrodelte, die mir unbekannt und unzugänglich war.

Damals hauste er noch im Dachgeschoß des „Rutenhof", und man mußte lange herumtappen, bis man seine Türe fand; keine Aufschrift, keine Klingel, ein zaghaftes Klopfen; endlich raschelte es drinnen, und der seltsame Kopf mit der vergeistigten Stirn und dem sinnlichen Munde erschien. Ein verwirrendes Durcheinander

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

von riesigen Leinwandflächen, Büchern, Paletten und vollbepackten Möbelstücken empfing einen, eine Wolke nackter Leiber schimmerte von jeder Wand herab, und über allem lag der geheimnisvolle Duft von Ölfarbe und Firnis. Ich war in einer anderen Welt, und ihr Beherrscher ließ mich mit solch liebenswürdiger Bereitwilligkeit darin herumschnüffeln, daß ich nach einiger Zeit gar nicht mehr begriff, weshalb ich mich eigentlich vor dem Besuch gegrault hatte. So war es jedesmal; freundlich und mitteilsam behandelte er mich als guten Bekannten, ja ich glaube nachträglich, daß der einsame Mann sich über den jungen Besuch, der da mit großen Augen und mit jeder Faser bereit zum Bewundern in seine Welt hineinguckte, gefreut hat, wenn ich auch damals nie auf solch einen überheblichen Gedanken gekommen wäre. Als ich im Prima-Verein das Präsidium führte, faßte ich einen kühnen Entschluß, ich trug ihm unsere Ehrenmitgliedschaft an. Bereitwillig sagte er zu, verehrte uns seine sämtlichen Werke und erschien auf einer festlichen Sitzung des Vereins. Wir suchten unser Bestes zu geben, und er belohnte uns mit einer ernsten, tiefen Rede.

„Laß dich nicht kirren, laß dich nicht wirren
Durch goldne Äpfel auf deinem Lauf,
Die Schwerter klirren, die Pfeile schwirren,
Doch halten sie nicht den Kämpfer auf."

Das war sein Text, und lange hat er mir später noch in den Ohren geklungen. Dann aber, im zweiten Teil des Abends, taute er lustig mit uns auf; der Fitger, dessen Lieder wir im Kommersbuch liebten, kam zum Vorschein. Fröhlich zogen wir abends mit ihm heim und betrachteten ihn weiterhin als den Unseren.
Noch engere Beziehungen verknüpften unseren Kreis mit dem anderen Dramatiker, den Bremen damals besaß, mit Heinrich Bulthaupt.[22] Er hatte einem unserer Kameraden eine lebhafte Zuneigung geschenkt, und als der Verein zum erstenmal in dessen Hause tagte, erschien Bulthaupt plötzlich in unserer Mitte. Wir waren damals noch unkritisch gesinnt und voll natürlicher Ver-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ehrung für alles Hochgestimmte, und so war es uns, als ob einer der Götter sich unter uns niedergelassen hätte. Aber Bulthaupt verstand es vortrefflich, den richtigen Ton für uns zu finden. Wohl vermochte er nie ganz dem heroischen Pathos, das schon in seiner rollenden Stimme lag, zu entsagen, aber er hatte eine eigene Art, alles zu überflimmern mit leichten humoristischen Lichtern, so daß, wenn er lehrhaft begann, die Sache mit einer kleinen, scherzhaften Episode endete, die er aus dem reichen Schatz seiner Erinnerungen daran knüpfte. So gewann er unsere jungen Herzen im Sturm, und als wir ihn nach der Sitzung zu seiner Wohnung begleiteten, die sich damals noch im alten Klosterbau an der Sögestraße, dem späteren Museum für bremische Altertümer, befand, war die Stimmung so festlich, daß er es nicht übers Herz bringen konnte, uns ohne weiteres ziehen zu lassen. Er lud uns alle noch zur Nachsitzung in seine Räume ein. Zuerst wurde ein geisterhafter Fackelzug in die alten Kellergewölbe des Klosters gemacht, um den nötigen Mundvorrat herbeizuschaffen, wobei aber auch ein ganzer Vorrat alter Lorbeerkränze von uns entdeckt wurde, mit dem wir uns zu festlicher Prozession schmückten. Dann aber saß Bulthaupt am Klavier, und das war in guten Stunden ein wirklicher Genuß. Ernstes und Heiteres schloß sich aneinander; er wußte mit dem Klavier zu plaudern, und wir genossen das so ausgiebig, daß, als wir um halb vier Uhr nach Hause kamen, bereits eine Panik unter den Müttern ausgebrochen war, die, als sie den Sachverhalt erfuhren, Bulthaupt jedes Talent zum Erzieher der Jugend kategorisch absprachen.

Er hatte es aber doch. Wenn wir ihm auch bereits als Primaner kritisch gegenüberstanden, das Pathos seiner Person gutmütig verulkten und dem Pathos seiner Dichtungen nicht mehr trauten, gab es doch keinen, der nicht empfand, welche reiche Anregung er uns brachte. Durch die Mannigfaltigkeit seiner Interessen und vor allem durch die seltene Gabe für jene fruchtbare Art der Kritik, die trotz epigrammatischer Pointierung nicht um ihres eigenen Feuerwerks willen da ist, ragte er in Bremen als kulturfördernder Faktor deutlich hervor. So bescheiden seine Stellung in der Lite-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ratur sein mag, man kann sich die achtziger Jahre des geistigen Lebens von Bremen ohne seine Person nicht vorstellen, und ich habe an ihm gesehen, wie dankbar eine Stadt den Männern sein muß, die, wie er, ihre beste Kraft hingeben, um die gesellschaftlichen Unternehmungen ihres Lebenskreises zu veredeln und auf eine höhere selbständige Stufe zu bringen. Gerade in diesen schnell verrauschenden künstlerischen Arbeiten des Tages war Bulthaupt als Vorsitzender des Künstlervereins ein nie ermüdender Meister, und daß er uns an diesem Geiste so früh teilnehmen ließ, bereicherte diese Jugendjahre. Noch öfter haben wir nach jener ersten unsoliden Nacht stimmungsvolle Stunden in seinen behaglichen Junggesellenräumen zugebracht, besonders wenn wir Stücke mit verteilten Rollen lasen, wobei seine „Malteser" natürlich nicht vergessen wurden. Solches Lesen gehörte mit in das Programm des Prima-Vereins, aber es kommt eine Zeit, wo das ernsthafte Verstellen, ganz besonders, wenn es mit einem Bloßlegen der Gefühle gepaart ist, einem unbehaglich wird. Nur wenn man durch Maske und Verkleidung seinen wirklichen Menschen hat ganz ablegen können, vermag man unbefangen zu schauspielern, sonst hindert einen eine gewisse Keuschheit des Gefühls, aus dem eigenen Ich herauszuschlüpfen. Je mehr das Verständnis für die Feinheiten künstlerischer Werte erwacht, um so eher wird dieser Zustand eintreten. Wir ließen das Lesen mit verteilten Rollen beinahe einschlummern, und der Schauspielergeist regte sich nur noch, wenn es galt, parodistischen Ulk zu inszenieren.

Da aber konnte er sich um so üppiger ausleben: unsere Stiftungsfeste wurden Ereignisse. Am lebhaftesten erinnere ich mich einer Aufführung der Tannhäuser-Parodie, die mit einem naturgetreuen Ballett begann. Ich sang die Elisabeth und prangte dabei in der richtigen Perücke der Primadonna des Stadttheaters, Milka Ternina, die ich auf eine mir nicht mehr recht begreifliche Weise zu diesem Zweck erobert hatte. Den Clou des Abends aber bildete die Venus eines graziösen Freundes von südländischem Typus, der alle Künste der Verführung zum Gaudium der Zuschauer ausgiebig spielen ließ.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Dieser Abend brachte Otto Gildemeister zum erstenmal in unsere Mitte. Jene talentvolle Venus war ein Neffe von ihm, mit dem er in herzlichem Verhältnis stand. Alle Früchte seines erstaunlich reichen Geistes gab er ihm als reife Gaben zu kosten, so daß es wenige Menschen geben wird, die eine reichere Einführung ins geistige Leben genossen haben, wie dieser Freund.

Es lag in Gildemeisters Wesen, daß er nicht etwa, wie Bulthaupt, sich wohl gefühlt hätte im bunten Strudel unseres Prima-Vereins-Kreises, dazu war er viel zu verfeinert. Er blieb dem Verein fern, aber ich bekam durch mein Verhältnis zu diesem Freunde etwas ab von den ihm zugedachten Gaben und hatte Gelegenheit, den ungewöhnlichen Mann im Kreise des eigenen Hauses zu erleben. Wer da in der harmonisch abgestimmten Umgebung seines einfachen Heimes an einem angeregten Abend mit ihm zusammen war, wird das nicht leicht vergessen. Wenn seine Frau es verstanden hatte, ihn in richtige Stimmung zu bringen – und sie besaß diese Kunst in ungewöhnlichem Maße –, ging ein sprudelnder Strom feinsinniger Betrachtungen von ihm aus. Meist knüpfte er an ein Buch an, das er gerade gelesen, und kam von da auf die mannigfachen Fragen der Zeit. Wir Jünglinge brauchten nur die Kunst des Zuhörens zu verstehen und ab und an eine einigermaßen verständige Frage dazwischen zu werfen, mehr war nicht nötig. Und wie beglückt habe ich zugehört! Ich habe bei kaum einem zweiten Manne, der mir im Leben begegnet ist, so sehr den Eindruck eines wirklichen Humanisten gehabt wie bei Otto Gildemeister. Die Art, wie dieser erste Staatsmann seiner Vaterstadt, der im Bundesrat als Bürgermeister die wichtigsten Probleme des Reiches mitberiet, alle geistigen und künstlerischen Fragen seiner Zeit verfolgte, die Art, wie er in seinen Essays und vor allem in jenen berühmten Donnerstag-Leitartikeln der „Weser-Zeitung“ politische Fragen mit allgemeinen Kulturfragen überraschend verband und so den ethischen Kern aus einer Sache zu lösen verstand, wird in unserer hastenden Zeit wohl nur selten wieder erblühen. Und wenn man nun bedachte, daß dieser so mitten im praktischen Leben stehende Mann zugleich die unübertreffliche

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Meisterschaft der deutschen Sprache, die ihn auszeichnete, dazu verwandte, um den Geist der unübersetzbaren englischen und italienischen Dichterfürsten für unsere Literatur nachdichtend einzufangen, dann mußte man staunen über den Reichtum, der sich in dieser Persönlichkeit vereinigte.[23]

Ich betrachte es als eine besondere Bevorzugung in meinem Jugendleben, daß ich während der Jahre des geistigen Erwachens mit den drei Männern Bremens, die seinem künstlerischen Leben die Färbung gaben, in so enge Berührung gekommen bin. Der abgeklärte, verfeinerte Einfluß, der von Gildemeister ausging, die etwas unheimlichen genialischen Eindrücke, die mit Fitgers unausgeglichenem Wesen zusammenhingen, und die mehr populären Anregungen, die Bulthaupts Person vermittelte, wirkten zusammen, um mein Leben früh ungewöhnlich reif zu machen.

Diese ganze geistige Entwicklung spielte sich nur in ihrer ersten Hälfte im Hause von Tante Louise ab. Obwohl sie selbst den Regungen, wie sie im Prima-Verein hervortraten, mit einem gewissen Argwohn gegenüberstand, war sie doch so weitsichtig, zu erkennen, daß der Entwicklungsgang, den ihre beiden Schutzbefohlenen nahmen, doch etwas Organisches und Unhemmbares hatte, und so ließ sie uns gewähren, so daß die entscheidenden Wendungen in dem Gang unserer Interessen in die Jahre fallen, die wir dort in der sicheren und wohlgefügten Umwelt dieses Hauses verlebten. Dann aber kehrten im Jahre 1886 meine Eltern aus Lima zurück, und es öffnete sich uns wieder ein eigenes Elternhaus, ehe wir aus Bremen in die weite Welt des Hochschulstudiums hinauszogen.

Ob die unsagbare Wonne des Wiedersehens nicht alle Trübnisse einer Trennung wieder aufwiegt? Wenn ich an etwas ganz Schönes in meinem Leben denken will, so denke ich an diese Zeit, als wir wußten: die Lieben kehren zurück. Dann die Wochen der Erwartung: jetzt sind sie in Valparaiso, jetzt am Kap Horn, jetzt in St. Vincent, jetzt dauert es nur noch kurze zehn Tage, jetzt noch lange drei. Als wir endlich nach Hamburg reisen durften, wo der „Setos" ankommen sollte und wo bei lieben Verwandten die erste

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Rast nach der abenteuerlichen Reise vorgesehen war, da kannte die Ungeduld des Erwartens keine Grenzen mehr. Wir waren, um sicher nichts zu versäumen, zwei Tage zu früh angekommen, und werden die liebe alte Tante Constanze durch die Erregung, in der wir vom Hafen zu den Schiffsagenturen und von den Schiffsagenturen zum Hafen rannten und überall nach dem „Setos" fragten, nicht wenig auf die Probe gestellt haben.

Der Plan, in der Nacht mit dem Lotsen dem Schiff entgegenzufahren, mißlang, aber endlich wurde der „Setos" wirklich gemeldet, und früh um fünf Uhr, an einem kalten Junimorgen, konnten wir nach einer schlaflosen Nacht mit einer kleinen Pinasse die Elbe hinunter ihm entgegenfahren. – Da kam dieses mit heißen Wünschen begleitete Schiff herangeglitten, und da sahen wir oben an der Reling meinen Vater stehen, der wortlos uns die Arme entgegenstreckte, da er seine Rührung nicht mehr beherrschen konnte. Und nun taumelten wir von Seligkeit zu Seligkeit: da unten in der Kabine war die geliebte kleine Mutter, Anna Balcks wohlbekannte Gestalt tauchte auf, und die drei reizenden Mädchen, die wir gar nicht wiedererkennen konnten, das waren die Schwestern. War es nicht, als ob man in eine neue Welt und in ein neues Leben hineinblickte?

Als die Eltern sich in Bremen provisorisch einigermaßen seßhaft gemacht hatten, verwirklichte mein Vater einen Gedanken, den er lange im Herzen getragen hatte: er wollte seine ihm fremder gewordenen Söhne auf einer Fußreise wieder ganz kennenlernen. Sie sollte zu einigen Stätten führen, die durch Deutschlands Geschichte besonders geheiligt sind.

Wir zogen zur Wartburg. Als wir großer Erinnerungen voll vom Burghof auf das Meer der grünen Baumkronen hinabschauten, waren wir so begeistert, daß wir nicht wieder ins Tal hinunterzubringen waren. Da damals oben keine Gastzimmer bestanden, überredeten wir zwei Kellner, uns ihr Nachtlager abzutreten, und schauten aus den winzigen Fenstern der Dachstuben noch bis spät in die Nacht weit über die im Mondenschein schimmernden Hügel, hoch empor an dem ehrwürdigen alten Turmgemäuer und noch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

höher hinauf zu den Sternen. Durch den Thüringer Wald ging es dann über Erfurt nach Jena. Wie drei Studenten zogen wir in den „Bären" ein, und alle Erinnerungen meines Vaters wurden lebendig. Wir suchten sein altes Quartier, und hier ereignete sich etwas, was mir immer unbegreiflich geblieben ist: ein rotbärtiger Tischlermeister öffnete uns die Tür, mein Vater sah ihn, ohne etwas zu sagen, prüfend an, und auf einmal rief dieser fremde Mann: „Schumacher!" Er war zur Zeit des Aufenthalts meines Vaters ein sechsjähriger Knabe gewesen und hatte ihn wiedererkannt. Das machte uns doppelt froh.

Mit andächtigem Gefühl zogen wir dann nach Weimar und kamen hier in neue Begeisterung. Von all den Stätten großer Erinnerungen, die wir hier besuchten, übte Schillers Haus in seiner rührenden Schlichtheit die größte Wirkung auf mich aus. Aber noch manchen anderen unvergeßlichen Eindruck nahm ich von hier hinweg. So lehrte uns mein Vater im Museum seinen Liebling Schwind, dem wir schon in der Wartburg gehuldigt, an den Aquarellen zur „Melusine" lieben. Auf der Rudelsburg und in Halle, wo ein Besuch bei Gustav Droysen jr. Stunden alter Erinnerung mit sich brachte, trat das Studententum wieder in den Vordergrund, so daß wir mit einem prächtigen Vorgeschmack künftiger Herrlichkeiten wieder nach Hause kamen, unseren Vater aber als guten Kameraden bei all unseren Begeisterungen kennen und noch mehr lieben gelernt hatten.

Wir ahnten damals nicht, wie schwer ihm das Herz auch bei dieser Reise gewesen sein muß, und wie traurig diese Rückkehr aus Lima für ihn war. Als schwerkranker, durch ein inneres Leiden schon gebrochener Mann kam er von den Anstrengungen der Tropen zurück. Er hatte inmitten ganz ungewöhnlicher Schwierigkeiten seine nächstliegende Aufgabe drüben gelöst; nun war er zur Disposition gestellt. Nachdem er seine beste Kraft draußen fürs Reich in rastloser Arbeit aufgebraucht hatte, kam er ohne Ziel in die Vaterstadt zurück, die er einst geistig beherrscht hatte. Jetzt war er ihr fremd geworden. Zwar legte er sogleich mit dem ihm eigenen Trieb zum Wirken Hand an, wo sich öffentliche Arbeit darbot,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

aber es waren keine seiner Kraft entsprechenden Aufgaben. Am meisten mag ihn die Mitarbeit an der großen Gewerbe- und Industrieausstellung, die Bremen damals dank der großzügigen Unternehmungskraft Christoph Papendiecks vorbereitete, befriedigt haben; dieser Mann, der einige Jahrzehnte hindurch seiner Vaterstadt den Stempel seines energischen Wollens aufdrückte, fesselte ihn unter allen Erscheinungen, die er in Bremen vorfand, am meisten, und gerne wirkte er in seiner Nähe. Eine befriedigende Beschäftigung aber war auch so etwas nicht, und ich glaube, mein Vater hätte diese Jahre des Brachliegens trotz seiner geschwächten physischen Kraft nicht ertragen, wenn er nicht in seinen historisch-wissenschaftlichen Arbeiten eine Welt geschaffen hätte, in die er sich auch während der Epochen schärfster Berufsarbeit wie in einen stillen, kühlen Raum aus dem heißen Wirbel des Lebens zurückzuziehen gewohnt war. Diese Welt war ihm unversehrt geblieben, und die Tätigkeit, die er in ihr entfaltet hat, wäre als Lebensarbeit manch eines anderen genügend gewesen.

Ich habe früher schon davon gesprochen, wie mein Vater als Syndikus der Bremer Handelskammer begann, die heimatliche Geschichte zu bearbeiten. Diese Anfänge waren in der Zeit seiner Abwesenheit durch Gleichstrebende, wie von Bippen, Ehmck und Buchenau, lebhaft gefördert worden, und eine Reihe zusammenfassender Werke hatten hier einen festen Grund gelegt. Aber Einzelaufgaben waren noch reichlich vorhanden, und an diese knüpfte mein Vater wieder an. Er begann die Vorarbeiten zu einer Reihe von Charakterköpfen aus der bremischen Geschichte, aus denen einige kleine Studien sich gesondert entwickelten, so insbesondere eine Monographie der Lilienthaler Sternwarte, die seltsamerweise eine Zeitlang durch Männer wie Olbers und Bessel, der ursprünglich Handlungslehrling in Bremen war, eine führende Rolle in der Astronomie gespielt hat.

Diese kleinen Arbeiten aber waren nur Mitläufer. Seit der Reise nach Bogotà war mein Vater in die noch merkwürdig wenig bearbeiteten Gebiete der amerikanistischen Wissenschaften eingedrungen. Geographische und historische Studien gingen auf diesem Ge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

biete Hand in Hand. Sie führten zu einem ersten Werk „Petrus Martyr, der Geschichtsschreiber des Weltmeers", eine Studie, die in die Geschichte der Kartographie neues Licht hineinbrachte und zugleich das interessante Profil eines merkwürdigen Gelehrten charakteristisch umriß.[24]

Dann folgten „Südamerikanische Studien", die an der Hand der Lebensgeschichte dreier bedeutender Männer, die unter dem Einfluß Alexander von Humboldts standen, Mutis, Caldas und Codazzi, grundlegende kulturgeschichtliche Entwicklungslinien für den Norden Südamerikas zeichneten.[25] Aus dem gleichen Arbeitsgebiet stammte auch das seit Jahren bereits begonnene große Werk, das meinen Vater jetzt vor allem in Bremen beschäftigte: Die Geschichte der Entdeckungszüge der Welser.

Es ist seltsam, daß uns Deutschen diese höchst merkwürdige Teilnahme unserer Landsleute an der Erschließung der Neuen Welt so ganz aus dem Gesichtsfeld gerückt zu sein scheint. Wem ist es heute zu einer Zeit, wo doch Fragen der Kolonisation im Mittelpunkt des Interesses stehen, so recht im Bewußtsein lebendig, daß wir einst eine Kolonie Venedig-Land (Venezuela) besessen haben, die Karl V. einem großartig geführten Handelshause, den Augsburgern Welser, zu Lehen gab, und wer weiß etwas von den heldenhaften Entdeckungszügen, die eben diese Welser dann unter Dalfinger, Philipp von Hutten und Bartolomé Welser über den Gebirgszug der Kordilleren gemacht haben, um einen Weg zum Stillen Ozean zu entdecken! Seltsame Sagen spielen in diese Züge hinein; El Dorado, ein vergüldeter Prinz, der über ein Goldland herrschte, lockte die Abenteurer unter der Schar, furchtbare Kämpfe und heldenhafte Entbehrungen wurden geleistet, neue unbekannte Eingeborenenstämme wurden entdeckt, Städte wurden gegründet, Bogotà, die Hauptstadt Columbiens, ist, wie schon gesagt, die Gründung Ambros Dalfingers, und schließlich endete das ganze heldenhafte Beginnen, das als Leistung wohl mit dem Zuge des Xenophon und ähnlichen antiken Heldentaten verglichen werden kann, mit einem tragischen letzten Akt. Schon lange war das Wirken der Deutschen den spanischen Jesuiten, die diese Welt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

für sich beanspruchten, ein Dorn im Auge, sie wußten Philipp von Hutten und Bartolomé Welser in ihrem Machtbereich zu fangen, und beider Häupter fielen unter dem Beil der Spanier. Den Welsern aber, die sonst nichts gescheut hatten, um ihr Kolonisationswerk weiterzuführen, schwand der Mut zu Unternehmungen, die das Opfer ihres Erstgeborenen gefordert hatten. So ging Venezuela den Deutschen wieder verloren.

Für diese merkwürdige Episode in der Geschichte deutschen Unternehmungsgeistes fand mein Vater in alten spanischen Heldengesängen, die damals nach dem Vorbilds Ariosts in Blüte gestanden hatten, neue Quellen.[26] Es galt, ein Stück Geschichte urbar zu machen, auf dessen Boden sich bisher noch kein Forscher ernstlich gewagt hatte. Ein ungeheures Material wurde zusammengebracht, und dabei war es das wenigste, die Linien der historischen Vorgänge festzulegen. Sowohl bei diesem wie bei den früheren Stoffen meines Vaters lag der eigentlich bedeutsamste Teil der Arbeit darin, daß der Weg durch die Wildnis des Stoffes zu einer Fülle von Nebenfragen führte, die jede für sich ein neues Thema darstellten. Da wurden bisher unbekannte Indianerstämme genannt, deren ethnographischer Bestimmung mein Vater nachforschte, hier galt es, geographischen Beziehungen in ihrer verworrenen Geschichte nachzuspüren, dort tauchten die Profile von Männern auf, deren Lebensbild nebenbei umrissen wurde. All diese Fülle des Nebenstoffes, der sich bei solchen Arbeiten auf Neuland für den gewissenhaften Forscher einstellt, bewältigte mein Vater in Noten zum eigentlichen Text. In ihnen häufte er ein Material ethnographischer, geographischer und geschichtlicher Art auf, das seine Werke zu Quellenschriften dieser amerikanischen Forschungsgebiete gemacht hat.

Meinem Vater ist es nicht vergönnt gewesen, dieses Welserwerk zu Ende zu bringen. Nach seinem Tode haben wir Söhne es zu einem gewissen Abschluß geführt, wobei allerdings nur ein kleiner Teil des wertvollen Notenmaterials zur Reife gebracht werden konnte.[27]

In diese Studien versenkte sich mein Vater während seiner Bremer

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Muße, daneben aber blieb es ihm nicht erspart, zum Gelderwerb allerlei kleine Zeitungsartikel zu schreiben, die seine Kraft zersplitterten.

Es war uns kein Geheimnis: der Vater konnte nur mit schweren Sorgen den Unterhalt seiner Familie bestreiten, obgleich wir in sehr bescheidener Häuslichkeit in einer kleinen Bremer Straße lebten. Ich ahnte das zwar, und es hat oft auf mir gelastet, aber das Bewußtsein davon war doch nicht stark genug, um sich mir dauernd mitzuteilen. Wohl war es mir klar, daß ich für alle besonderen Ansprüche des Lebens selber sorgen mußte, wenn ich sie mitgenießen wollte, aber auch an den regulären Erfordernissen des Daseins mithelfen zu können, daran habe ich damals gar nicht gedacht.

Ich verdiente, ebenso wie mein Bruder es getan, durch Stundengeben an schwache Schüler niedrigerer Klassen ein ganz hübsches Stück Geld, aber den Schatz, der daraus heranwuchs, betrachteten wir als unangreifbar für profane Zwecke, wir hüteten ihn als Mittel, das unsere leuchtendsten Träume verwirklichen sollte, die Träume von Reisen, die uns die große, weite Welt erschließen würden.

Eine unendliche Sehnsucht ins Weite, ein mächtiger Zug in die unbekannte Welt, das war das Endergebnis all der heißen geistigen Turniere, welche die Primanerzeit ausgefüllt hatten, und zwei Kostproben solcher Reisen, die in diese Zeitepoche hineinfallen, waren so schön, daß sie diese Sehnsucht noch festigen und verstärkten.

Die erste faßte gleichsam das ganze Glück meiner Primanerzeit in sich zusammen. Zehn Freunde unseres Kreises hatten sich vereinigt, um zu Fuß die Rhön, den Spessart und den Odenwald zu durchqueren, und diese erste Fahrt, die ich als freier Bursch durch deutsche Wälder und deutsche Städte machte, gehört zu den schönsten unter meinen Erinnerungen.

Lachend und singend lernten wir ein neues Stück Leben kennen. In Fulda trat uns zum erstenmal das dem Bremer ja ganz unbekannte Wesen des Katholizismus entgegen, und der Anblick jedes behäbigen Pfaffen brachte uns in Aufregung. Ein Refrain Fitgers:

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Aber dennoch nach Kanossa,
Nach Kanossa geh'n wir nicht",

zu dem ich in der Nacht aktuelle, mit Anspielungen auf die Eigenschaften der Kameraden gespickte Verse machte, wurde zu unserem Bundeslied. Aber die Gastfreundschaft der Mönche auf dem Kreuzberg verschmähten wir dennoch nicht, ja, ich glaube, daß der einfache und würdige Ton, in dem man hier aufgenommen wurde, und der Zauber der ganzen ungewöhnlichen Umwelt uns unvermerkt etwas gerechter machte. Alle Lustigkeit aber kam doch erst zum Vorschein, wenn wir abends in den kleinen Nestern, durch die wir streiften, mit den Einwohnern schnelle Freundschaft schlossen, mit alten Spießern auf der Kegelbahn in Wettkampf traten, die ersten Proben der damals noch hoch bewerteten Trunkfestigkeit in gefährlichen einheimischen Bieren ablegten, oder eine liebliche Tochter des Landes aufs Korn nahmen, um ihr männliche Huldigungen zu Füßen zu legen. Durch den Odenwald ging es nach Heidelberg und den Rhein hinunter nach Bonn, wo man sich ganz als Student fühlte, ja, ich glaube, ich habe mich noch nie so sehr als Student gefühlt wie auf dieser Wanderfahrt, denn in meiner wirklichen Studentenzeit habe ich so sorglos nie mehr ins Leben hineinsingen können. Das Ganze endete vor dem Dom zu Köln, und hier, wo ich später einen Höhepunkt meines Berufslebens finden sollte, wehte mich zum ersten Male die ganze geheimnisvolle Größe baulichen Schaffens wie mit mystischem Hauch an. „Fühlbar, aber nicht greifbar", dachte ich, als ich diese steingewordene Welt vor mir sah, in der Sehnen und Denken so seltsam durcheinander spielt.

Damals trennte mich noch ein gutes halbes Jahr von der wirklichen Studienzeit und ihren Berufsentscheidungen. Schnell genug ist es vergangen und das Abiturientenexamen stand vor der Tür. Ich kann nicht behaupten, daß ich ihm mit vollem Gleichmut entgegenging, aber es verlief menschenfreundlicher, als ich dachte, und so kam es denn, daß während der zwei Tage dauernden Prozedur mich immer aufs neue eine Verwunderung erfaßte: Ist das alles?

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Für diese Nichtigkeiten so lange innere Anspannung? Als es zu Ende war, überwog zuerst das enttäuschte Gefühl, mein vollbefrachtetes Innere nicht entladen zu haben, dann aber, als ich dem Elternhause zueilte, kam allmählich ein großes Glück über mich: Frei für einen neuen Lebensabschnitt! Der erste ehrenvoll beendet!

Es ist seltsam, was dieses erste Gefühl der Freiheit für einen Zauber ausübt, auch wenn man, wie ich, auf der Schule sehr glücklich gewesen ist. Aber das Recht der Selbstbestimmung, der geistigen Selbstbestimmung, das kam jetzt hinzu, und das war es, was das Herz begeisterte. Hätte man genauer zugesehen, so hätte es eigentlich das Herz beklemmen müssen, denn was nützt alles Recht der Selbstbestimmung, wenn man selbst nicht weiß, wozu man bestimmt ist. Und so wird es den meisten in diesem sorglosesten und eigentlich doch kritischsten Augenblick des Daseins gehen, der dem Abiturientenexamen folgt. Man soll sein Lebensschicksal durch die Wahl des Berufes entscheiden, man soll entscheiden, ohne auch nur annähernd einen Überblick zu haben über das, worunter man zu wählen hat. Denn was kennt man von den Berufen des Lebens? Das Gymnasium vermittelt eine Ahnung vom Philologen und seiner Karikatur; vom Arzt und vom Theologen hat man aus dem täglichen Leben einigermaßen eine Vorstellung, schon beim Juristen pflegt das Bild, das man sich von der Art des geistigen Werdens in diesem Berufe macht, höchst verschwommen zu sein. Von allen abseits dieser kanonischen Fächer liegenden Lebensgebieten aber und vor allem von den Staffeln ihrer Entwicklung hat man nicht die geringste Vorstellung. Der Ingenieur, der Chemiker, der Architekt, der Nationalökonom, der Kunstgeschichtler, das sind Berufe, von deren Werdegang und Daseinsformen ganz unbestimmte Begriffe vor dem Geiste des Zöglings stehen. Das ist eine der größten Schwächen des humanistischen Gymnasiums, daß es einem nicht zeigt, wie weit die wirkliche Welt ist.

Ich empfand das jetzt sehr deutlich bei mir. Hätte mein Bruder nicht die Nationalökonomie ergriffen gehabt, so würde ich sie wohl gewählt haben, denn ein unbestimmtes Gefühl zog mich zur

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Beschäftigung mit Dingen des werdenden, flutenden Lebens. So gab ich denn zunächst Naturwissenschaften als das Ziel meines Studiums an und tröstete mich damit, daß mir die Hochschule schon den richtigen Weg weisen würde. Denn ganz ernst war es mir eigentlich nicht mit meinem Entschluß. Im stillen fühlte ich: irgendwo muß die Kunst doch in dein Leben hineinspielen, ich wußte nur nicht wie. Und vier Semester hat es doch auch gedauert, bis ich es herausbekam. Ganz von ferne hatte ich wohl einmal mit der Architektur geliebäugelt, denn unter den Freunden meines Vaters, die ich ab und an besuchte, war auch der Architekt *Heinrich Müller*, dessen Geist man überall in Bremen begegnete.[28] Sein herbes und knorriges Wesen machte mir großen Eindruck, und als er mich fragte, ob ich mich denn nicht für Architektur interessierte, konnte ich das mit Recht bejahen, denn ich interessierte mich eigentlich für alles. Aber es war mir ganz unmöglich, mir vom Wesen architektonischer Arbeit ein Bild zu machen. Da gab er mir zur besseren Erleuchtung das Buch über die antiken Säulenanordnungen von Mauch mit, und ich kann sagen, daß es mir ein Schlüssel wurde – aber ein Schlüssel, der mir das Reich der Architektur nicht aufschloß, sondern noch mehr verschloß. Und das war kein Zufall, sondern eine natürliche Reaktion auf die gründlich falschen architektonischen Erziehungsvorstellungen dieser Zeit, von denen ich bald mehr erfahren sollte. Oft will es mir nachträglich wie ein Wunder erscheinen, daß man trotzdem Architekt geworden ist.

Zunächst war also das Ziel meines Studiums eigentlich nicht Naturwissenschaft oder Kunst, sondern „München", und dies Studium nahm ich von Anfang an sehr ernst. Aber ehe ich dieses Land der Sehnsucht betrat, kam jene zweite Reise, von der ich schon gesprochen, eine Reise, die wundervoll hinüberführte in das neue Leben.

Mein Bruder war nach einem Freiburger Semester bereits nach München übergesiedelt, und es war für uns selbstverständlich, daß wir zusammenzogen. Schwer genug hatten wir die Trennung empfunden, die durch seinen Auszug auf die Hochschule hervorgerufen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

war. Jetzt wanderten wir gemeinsam ins Leben hinaus, und wir beschlossen, auf dem Wege zu unserem Ziel die erste Expedition aus unserem Reiseschatz zu machen.

Dresden war der Anfangspunkt, und so lernte ich diese Stadt lieben, lange bevor ich ahnte, welch entscheidende Rolle sie in meinem Leben spielen würde. Ein junger Bremer Bildhauer, Georg Roemer, war hier als Schüler Schillings ansässig, wir trafen ihn auf der Straße und hatten dadurch die Freude, nicht nur zum erstenmal ein Bildhaueratelier zu sehen, sondern den bewunderten Meister Schilling selbst inmitten seiner Arbeit zu begrüßen. Dann lernten wir Prags berauschende Schönheit kennen, zogen nach Wien, wo das Burgtheater uns begeisterte, und entschlossen uns hier noch, die Fahrt nach Budapest zu wagen. Auf der Donau fuhren wir an den malerischen alten Königstädten Gran und Visegrad vorüber in die stolze und üppige Stadt ein. In dem bunten Völkergetriebe, das hier am Ufer der Donau durcheinanderflutet, fühlten wir uns beinahe im Orient, und wir genossen all das Fremdartige mit offenen Sinnen. Nach Hause konnten wir von einer merkwürdig schnellen Karriere berichten, die wir schon auf unserer ersten Studienfahrt gemacht hatten; wir fanden im „Pester Lloyd“ in der Liste der angekommenen Fremden zu unserem maßlosen Staunen: „Hermann und Fritz Schumacher, Professoren aus Bremen“ aufgeführt und schickten den Zeitungausschnitt triumphierend heim. Er sollte als Gruß beim Einzug ins erste Semester eine merkwürdige Vorbedeutung erhalten. Obgleich wir beide in unserer Berufsführung später der akademischen Laufbahn ganz fernstanden, wurden wir zehn Jahre nachher alle beide innerhalb des gleichen halben Jahres Professoren an deutschen Hochschulen. Hätte man uns das damals gesagt, so würden wir wohl nicht wenig gelacht haben.

Als ich nach einer wundervollen Fahrt über Linz und Salzburg in München einzog, kam es mir zunächst nach all der Pracht, die ich gesehen, beinahe farblos vor, und erst allmählich enthüllte es mir seine eigentlichen Schönheiten. Wer, wie ich, nur mit Erwartungen und eigentlich ohne Pläne in ein neues Leben eintritt, muß zu-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nächst Enttäuschungen erleben. Erst wenn der Mensch selber Pläne hat, können sich auch Erwartungen erfüllen, und schließlich muß er sich auch die reichste Stadt, die ihn umgibt, erst aus seinem Innern heraus für sich aufbauen, wenn er sie besitzen will.

Das ahnte ich damals noch nicht. Mit voraussetzungsloser Freude und Neugier ging ich dem ersten Semester entgegen. Es sollte das einzige sein, das ich sorglos verleben durfte. Es wurde noch bereichert dadurch, daß mein lieber Vater München besuchte, um mit dem letzten Nachkommen der Welser, der hier Polizeipräsident war, Fragen seines großen Werkes zu beraten. In harmloser Fröhlichkeit verlebte er dabei einige Wochen mit uns und unseren Freunden. Schon im nächsten Semester rief mich eines Abends eine Depesche unvermutet nach Bremen an sein Totenbett. Das innere Leiden, das er aus Lima mitgebracht, hatte sich plötzlich mit tödlicher Heftigkeit entwickelt.

Ich hatte wohl schon vorher den Tod gesehen, aber noch nicht das Sterben. Niemand, der nicht erlebt hat, wenn einer seiner Lieben langsam ermattend mit dunklen Mächten ringt, weiß, was der Tod ist: ein mächtiger Erlöser vom Sterben.

Ich will nicht sprechen von den Erschütterungen, die das Leben schütteln, wenn nun plötzlich der feste Punkt verschwindet, um den es sich bis dahin bewußt und unbewußt bewegt hat. Erst allmählich baut man diesen Halt wieder auf in dem Erinnerungsbilde, das aus den Schmerzen dunkler Tage versöhnend hervortaucht.

Zum vollen Bewußtsein dessen, was mein Vater war, bin ich erst durch seinen Tod gekommen. An seinem Grabe erwachte noch einmal das Echo alles dessen, was er in seinem reichen Leben gewirkt und getan. Der Historiker W. von Bippen hat das damals in einem Nachruf in folgenden Worten geschildert:

„In Hermann Schumacher hat unsere Stadt einen Mann verloren, der anregend, fördernd, schaffend auf so mannigfache Weise gewirkt hat, daß ihm Gegenwart und Nachwelt viel Dank schulden. Ihm war wie wenigen das Leben Arbeiten, aber ein Arbeiten, das immer, ob es auf literarischem oder auf praktischem Gebiete lag,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ob es einem Bedürfnis des Tages diente oder fernen Zielen nachging, seine Aufgabe unter ideale Gesichtspunkte stellte. Was immer seiner Beobachtung und seiner Tatkraft nahetrat, geistig zu erfassen, es mit seinen Ideen zu vertiefen, es mit nahen oder fernen Plänen und Gedanken, die ihn oder andere beschäftigten, in Verbindung zu bringen, war ihm Bedürfnis und war seine Lust. Wie er es verstand, andere für seine Studien oder Arbeitsziele zu gewinnen, so stellte er hinwieder in ungleich größerem Maße ihnen seine Arbeitskraft in selbstlosester Weise zur Verfügung, dafern er nur ein ideales Streben erkannte. Der Gefahr der Zersplitterung der Kräfte, der solche Naturen mehr als andere ausgesetzt sind, ist er auch nicht ganz entgangen. Wenn er dennoch in einem allzu kurz bemessenen Leben ein reiches Maß dauernder Früchte gezeitigt hat, so ist das seiner seltenen Arbeitskraft und seiner reichen Begabung zu danken.

Er gehörte zu denjenigen, die nicht nur wirken durch das, was sie fertiggebracht, sondern vielmehr durch die vielseitige Anregung der mannigfaltigsten Art, die sie in anderen hervorgerufen haben.

Die Mitwelt pflegt oft ungerecht und undankbar zu sein gegen Naturen, wie er eine gewesen ist, die Mitwelt urteilt leicht nach dem äußeren Erfolge oder Mißerfolge; sie sucht den Ertrag eines Menschenlebens besonders in dem, was die letzten Jahre desselben uns als solchen darbieten, sie versteht es nicht, in einem Gesamtbild zeitlich Getrenntes zusammen zu schauen und dadurch einen kräftigen und wahren Eindruck dessen zu gewinnen, was uns ein solcher Mann gewesen ist. Uns möge die Freundschaft und Dankbarkeit dahin leiten, in einem kräftigen Gesamtbild das Wesen und Streben dieses Verstorbenen zusammenzufassen, und wenn wir das tun, da sehen wir, was für ein lichtumflossenes, von herrlichen Farben erfülltes Dasein es doch gewesen ist, das ihm beschieden war. Ein Mann, der für sein Gemeinwesen wirkt, wie er gewirkt hat, ein Mann, dem es dann vergönnt war, die Pfade eines Washington zu verfolgen und die Wege eines Alexander von Humboldt zu gehen, ein Mann, dem das Schicksal die Kraft gegeben hat, an den Gestaden des Hudson und des Magdalenenstroms so zu wirken

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wie am heimischen Weserstrom, ein Mann, der an allem mit vollem Herzen teilnehmen konnte, aufnehmend und mitteilend, eine Natur von ebenso großer Rezeptivität wie Produktivität – fürwahr, ein solches Menschenleben, das ist ein von Gott begnadetes, trotz all der Schatten, die sich durch dieses Leben hindurchziehen!"

Ich glaube, daß ein Hauch seines Wesens in dieser Darstellung gefaßt ist, zugleich aber fühlt man vor solchen Worten, wie unmöglich es ist, von einem Menschen und seiner Art mit den Mitteln der Sprache Rechenschaft zu geben.

Mir ist es immer ein besonders schmerzliches Gefühl gewesen, daß mein Vater mit all den Gedankengängen, die zu meinem späteren Beruf geführt haben, keine lebendige Gemeinschaft mehr gehabt hat. Aber in Wahrheit hat er auch die zweite Etappe meines Lebens, sie, die zu meinem Beruf führte, innerlich geleitet, ebenso wie er es bei der ersten aus der Nähe und aus der Ferne getan hat.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ZWEITER TEIL

„Oh, daß ich in hundert Wesen wiedergeboren würde! — Wer diesen Seufzer nicht aus Erfahrung kennt, kennt auch die Leidenschaft des Erkennenden nicht." Nietzsche.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ERSTES KAPITEL

MÜNCHEN 1889 – 1891

Wenn man in München die Schellingstraße hinuntergeht, findet man nahe der Türkenstraße inmitten all der verputzten Fassaden ein einziges rotes Backsteinhaus. Im Jahre 1889 trug es unten an der Scheibe des kleinen Ladens, der das Parterre beherrschte, die lockende Inschrift: „Melberei von Crescenzia Wendlinger".

Wenn man den Laden betrat, fand man einen blitzsauberen Raum, angefüllt mit allerlei Brotwerk, vor allem mit Nudeln, mit Nudeln jeglicher Art und jeglicher Gattung – dünne und dicke, runde und flache. In einer Ecke aber sah man eine seltsam verhutzelte kleine Gestalt emsig an einem Brett mit Teig wälzen und schneiden und immer neue Nudeln mit unstillbarer Geschäftigkeit in die Welt setzen. Der hagere Körper war etwas hexenhaft verkrümmt, der Kopf, bekrönt von einer viel zu hohen Frisur, hatte etwas von einer vertrockneten Pflaume, aber zwei lebhafte dunkle Augen guckten daraus hervor und nahmen dem Ganzen mit einem Schlage den Eindruck des Boshaften, den man sonst fraglos im ersten Augenblick haben mußte.

Das war Creszenzia Wendlinger, meine erste Studentenmutter. Daß sie gerade das einzige rote Backsteinhaus der Gegend bewohnte, darf ich zu den symbolhaften Fügungen meines Lebens rechnen.

Vor der Ecke von Crescenzias Nudellaboratorium hockten gewöhnlich ein paar Frauen der Nachbarschaft und unterbreiteten irgendeinen kritischen Fall ihrem salomonischen Urteil, denn sie war das Orakel des ganzen Umkreises der Schellingstraße, soweit ihr Nudelgebiet reichte.

Ich habe später beurteilen können, mit welchem köstlichen, überlegenen Scharfblick sie die Dinge ihrer Umwelt beurteilte. Anfangs war das allerdings nicht möglich, denn wir redeten in zwei völlig verschiedenen Sprachen. – Daß ich sie nicht immer verstand, merkte ich wohl ganz von selber, aber daß sie mich nicht verstand,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mich das merken zu lassen, war sie viel zu taktvoll. Wenn ich sie mir im Geiste vorstelle, taucht sie mit unendlich freundlichen Augen aus einem Winkel hervor und sagt: „Mit was?", eine abgekürzte Form, die sie für: „Mit was kann ich dienen?" erfunden hatte und unterschiedslos als Form der Anknüpfung gebrauchte.
Zuerst gab es manche Verwechslung; ich sagte beispielsweise: „Fräulein Crescenz, möchten Sie mir ein bißchen einheizen?" „Mit was?" – Ich, sehr erstaunt: „Nun, mit Holz und Kohle, denke ich." Dann begann draußen mit der Theres ein emsiges Überlegen, was ich wohl gemeint haben könnte, und schließlich brachte man mir warmes Wasser, weil ich bei meinem Wunsche die kalten Hände gerieben hatte. Bald aber brauchte ich überhaupt nichts mehr zu sagen, denn in rührender Sorgfalt suchte sie jedem Wunsche zuvorzukommen.
Richtig, da war noch die Theres, eine Nichte von etwa sechzehn Jahren, die unter dem strengen Regiment der Tante zu den Künsten der Melberei erzogen wurde. – Es war eine jener kleinen bräunlichen Münchnerinnen, die aussehen wie eine Haselnuß, immer freundlich, arglos und unendlich bescheiden. Außer dem Laden hatten die beiden Frauen nur eine winzige Küche, in der zugleich ein schmales Bettgestell stand, über dessen vier Pfosten bei Tage ein schmales Brett gelegt wurde, so daß es als Tisch dienen konnte, auf dem der große Trog zum Anmachen des Nudelteigs seinen Platz fand. Wie Theres unter diesen Umständen eigentlich schlief, ist ein ungelöstes Rätsel geblieben. Daß es unter dem Schutze der strengen Tante geschah, war allerdings gewiß; aber die Frage, ob der Nudeltrog als Unterlage dafür diente oder die bloße Erde ausreichen mußte, ist nie ganz geklärt worden.
Trotz dieser primitiven Lebensgewohnheiten hatte man übrigens stets den Eindruck tadelloser Sauberkeit, eine Sauberkeit, die auch den beiden bescheidenen Studentenbuden, welche die Wohnung vervollständigten, ihren Vorzug gab. In der großen, nach vorne, wohnte mein Bruder, in der kleinen, nach rückwärts, hauste ich, und von diesem Hauptquartier aus begannen nun die ersten Streifzüge ins neue Leben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Was galt es alles zu entdecken! Das Reich der Hochschulen, das Studentenleben, die Münchener Kunst, die große Welt des gesellschaftlichen Daseins: all das liegt vor einem, weit, gewaltig, lockend, aber hinter unbekannten Wällen und Hecken, oder auf steilen Höhen, deren Zugang sich versteckt. – Und da steht nun so ein kleiner neugebackener Student. Dies ist alles dein, denkt er und fühlt doch zugleich, daß er keinen einzigen Pfad kennt, der ihn in diese Länder führt. Und eigentlich ist niemand da, der ihn zurechtweisen könnte; er muß selber sehen.

So ging's denn zunächst in die Hörsäle. – Der alte W. H. Riehl, der eine Kulturgeschichte des Mittelalters las, hatte mich ganz besonders gelockt. Ich hatte einst in Bremen einen Vortrag von ihm gehört, ein reizendes, inhaltsreiches, in sich selbst abgerundetes Kunstwerk. Diesen von ihm selbst geschaffenen Maßstab brachte ich für ihn mit, und ach, er wollte gar nicht stimmen. Er erwies sich als Festtagsmaßstab; uns Studentlein wurde im regelmäßigen, landläufigen Kolleg nach einer viel kargeren Elle zugemessen. Ich war enttäuscht, und dieses Gefühl wuchs, als ich die Vertreter der Naturwissenschaften in ihren Elementarkollegs hörte, die ich belegt hatte, ganz besonders aber, als ich der Kunstgeschichte näher zu Leibe ging. Jeder Respekt vor dieser Wissenschaft ist mir damals fürs erste ausgeblasen worden.

Kurz, ein ungeheures Staunen ergriff mich, daß die Brüste höchster Weisheit nicht üppiger und glänzender strahlten. Ich hatte geglaubt, auf der Universität würde den Studenten in jeder Stunde die Quintessenz höchster Erkenntnis in goldenen Schalen kredenzt. Wie erstaunlich sparsam scheinen im Leben pädagogische Talente vertreten zu sein, und wie unbegreiflich rar sind gute Redner! Oder kommen gerade diese Begabungen selten auf Hochschulsitze und werden anderwärts aufgebraucht? Auch heute noch, wo ich die Hochschulen vieler Städte überblicken kann, staune ich, wie selten wissenschaftliche Bedeutung mit jener menschlichen Kunst der unmittelbaren Mitteilungsgabe vereint ist, die den Kern des wirkungsvollen Lehrers ausmacht und die das junge Herz miterleben und miterbeben läßt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Da Mathematik und Naturwissenschaft offiziell mein Ziel darstellten, kam ich auf den Streifzügen nach einem Hafen, in dem mein Schiff nun wirklich ernstlich Ladung einnehmen sollte, auch auf die Technische Hochschule, wo beide Gebiete die vorzüglichsten Vertreter hatten. Hier fand ich für das Studium ganz feste Programme vorgeschrieben. Das Herauspicken einzelner Fächer wäre ganz aus dem Rahmen des üblichen Betriebes gefallen, und so paßte ich mich denn auch diesem sehr festgefügten Rahmen ein und probierte, wie die ersten Gerichte in der amtlich vorgeschriebenen Diät des werdenden Architekten schmeckten. Von der Physik bei Sohnke war ich entzückt, aber sonst kam die Kost mir höchst merkwürdig vor. In den zeichnerischen Fächern, in denen man den Zusammenhang suchte mit der Architektur als Kunst, bekam man Milchsuppen wie für ganz kleine Kinder, und in technisch-mathematischen Kollegs gab es schwer genießbare Speisen, die man nicht recht zu löffeln verstand, so daß man sich – wenn auch aus anderen Gründen – auch hier in einen Kindheitszustand zurückversetzt fühlte.

Bezüglich der mathematisch-technischen Fächer ist das ein ganz natürlicher Zustand. Hier steht der vom Gymnasium kommende Student ziemlich ahnungslos vor einer neuen Welt, und es liegt in der Natur der Struktur dieser Welt, daß man vorweg kein Bild davon zu geben vermag, wie dieses Ziel denn eigentlich ausschaut, dem man da zusteuert. Gleichsam willenlos muß man in der höheren Mathematik zunächst eine Kletterpartie ins Dunkle vertrauensvoll mit seinem Lehrer beginnen. Schritt für Schritt haut man mühsam eine neue Stufe und kommt ein bißchen höher, aber man sieht zunächst nichts als diese Stufe, und, für sich betrachtet, scheint sie wenig Sinn zu haben. Erst nach langem Kraxeln kommt, wenn man's aushält, plötzlich ein Moment, wo man ganz unerwartet einen hellen, weiten Ausblick hat. Ich könnte den Augenblick mit Datum und Stunde angeben, wo ich im Kolleg über höhere Mathematik bei Dyck[29] diesen Ausblick nach dumpfem, hoffnungslosem Tasten plötzlich hatte. Ich mochte schon seit einiger Zeit auf der Höhe angekommen sein, aber noch lag Nebel

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

umher, und auf einmal zerriß dieser Nebel, und ich sah staunend eine weite Rundsicht unter mir ausgebreitet. Nie habe ich wieder das Gefühl gehabt, dem Geheimnis des Weltgeistes so nahe zu sein wie in diesem Augenblick, als ich die Philosophie des Unendlichen begriff, aus der Differential- und Integralrechnung sich in ihrem letzten Grunde aufbaut. Heute wäre ich nicht mehr imstande, einem andern geistig Rechenschaft zu geben über das, was ich damals vor mir sah. Die Welt dieses Denkens ist mir im praktischen Dasein entrückt, und ein leiser Nebel ist wieder vor das Bild gezogen; aber ich habe es doch einmal mit Bewußtsein gesehen, und das möchte ich nicht entbehren.

Mußte man hier bei der höheren Mathematik tatsächlich in eine neuartige Welt eintauchen, ohne zunächst überblicken zu können, welches praktische Ziel damit verbunden war, so hätte man die „Technische Mechanik“ und die „Darstellende Geometrie“ leicht andersartig behandeln können, nämlich so, daß der Entwicklungsgang ihrer Probleme stets mit dem praktischen Leben in Beziehung gebracht worden wäre. Das geschah aber nicht, und nicht nur in München war das so. Es gehörte augenscheinlich zum Stolz der Vertreter der mathematischen Fächer, sie möglichst abstrakt, in ihrer fleischlosen Geistigkeit zu behandeln, und das ist für Generationen junger Studenten eine harte Prüfung gewesen. Man sieht in die unbestimmten Weiten wissenschaftlicher Theorie und ahnt nicht, wo eigentlich der Weg führt, der zum festbestimmten Ziele des Berufes hinleitet, und doch liegt er so nahe neben einem, und es bedürfte nur der sicher und freundlich weisenden Hand, um auf ihn aufmerksam zu machen und damit die Wanderfreude neu anzufachen.

Ach, die Wanderfreude! Eigentlich wird beim jungen Architekten alles getan, was sie recht gründlich ersticken kann. Kommt er aus den mathematischen Kollegs in den Zeichensaal, so erwartet ihn auch da meist nichts als ödes Schulmeistertum: hier soll man nichts anderes lernen als werkgerecht mit der Reißfeder umgehen, dort muß man Ziegelverbände mit Lichtkanten anlegen, hier gilt es, den Schatten eines Kegels zu konstruieren, und dort darf man als

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Höhepunkt der Gefühle eine dorische Säulenordnung kopieren. Geduldig schuftet man drauflos, aber tief im Herzen fragt man hoffnungslos: Wie sollst du je ein Architekt werden?

Drei Männer vor allem suchten uns in Form von Übungen in die Grundlagen unseres eigentlichen Berufes einzuführen; sie hatten wenig Glück damit. Der Vertreter der Baukonstruktionslehre war so umständlich, daß ich seine Vorträge eigentlich nur zu knabenhaften Albernheiten benutzte, indem ich mit Erfolg versuchte, durch Karikaturen, mit denen ich die trockenen Zeichnungen verbrämte, meine Nachbarn zum Lachen zu bringen; der Vertreter der antiken Baukunst genoß persönlich hohe Verehrung,[30] aber er wußte auch nichts Besseres mit uns anzufangen, als Systeme antiker Tempel reinlich auszuschattieren, und beinahe das gleiche übte der dritte Architekturvertreter an Systemen aus der Renaissance. Ein im Stile der „Ecole des beaux arts" köstlich abgestimmtes Blatt des Palazzo Bevilacqua beschäftigte mich einen ganzen Winter und galt als große Leistung. Trotzdem habe ich die eigentliche Schönheit dieser Architektur erst viel später zu verstehen begonnen, denn damals war ich nur durch größte Energie des Lehrers daran zu verhindern, Sanmicheles Meisterwerk nicht zu „verbessern". Ich fand die gedrehten Kannellüren der Säulen wider die Kleiderordnung und meinte, der Balustren gäbe es auch noch schönere, und wollte das ganz naiv in meiner Zeichnung zum Ausdruck bringen. So kindlich hing ich an den Einzelheiten, ohne den Sinn der Zusammenhänge zu begreifen.

Dieser Lehrer, Josef Bühlmann, wirkte mehr als durch seinen Unterricht dadurch auf mich ein, daß gerade um diese Zeit ein wundervolles Panorama von seiner Hand fertig wurde, eine Rekonstruktion des alten Rom aus der Zeit Konstantins, ein wahres Wunderwerk von malerischer Kunst, entwickelt auf dem Boden einer unheimlichen Gelehrsamkeit. Ich hatte in Bremen manchmal dabeigehockt, wie dort Hans Petersen[31] sein Rundbild von der Einfahrt eines Lloyddampfers in den Hafen von New York malte, und kannte deshalb all die Schwierigkeiten ein wenig, welche die Darstellung rechtwinkliger Formgebilde auf der runden

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Leinwandfläche macht. Deshalb staunte ich doppelt über die Kunst dieser Perspektive, und es erregte mein höchstes Interesse, wenn ich ab und an im Privatzimmer des Professors einen kleinen Einblick tun konnte in die Zeichnungen zu einem zweiten Panorama ähnlicher Art, in dem er das Athen des Perikles darstellen wollte. Leider ist das nie zur Ausführung gekommen, und das Panorama von Rom ist von der Bildfläche verschwunden. Es hätte unbedingt in Rom selbst seine dauernde Stätte finden müssen, wo es Tausende besser in die Geheimnisse der ewigen Stadt einführen würde, als ein Haufen berühmter Bücher.

Dieses wundervolle Werk gab mir wenigstens einigen Respekt vor meinen unwirksamen Lehrern; sie waren in der Tat alle drei berühmte Männer in ihrem Fach und verkörperten doch in ihrem eigentlichen Lehrberuf ein Stück auf deutschen Hochschulen nur zu oft wiederkehrender Tragödie: die Tragödie des bedeutenden Mannes, der jahraus, jahrein das A-B-C seines Berufes lehren muß.

Ich habe später für kurze Zeit die gleichen Fächer an der Dresdener Hochschule lehren müssen und habe bei meinen Studenten gerade in ihnen besonderen Anklang gefunden. Das lag – außer an unverbrauchter Jugend – wohl vor allem daran, weil ich diesen Gebieten als völliger Dilettant gegenüberstand. Das hielt mich von selber fern von jeder übertriebenen Wissenschaftlichkeit und ließ mich stets in großen Zügen die Zusammenhänge im Auge behalten, die alle historischen Erscheinungen untereinander haben, insbesondere aber die Zusammenhänge, die nach vorwärts in unsere Zeit führen. Nur solche Ausblicke können einen Elementarunterricht für den ausgewachsenen Menschen anregend machen.

Angesichts der mancherlei Enttäuschungen, die mir Universität und Technische Hochschule bereiteten, flüchtete ich schließlich der dritten unter den hohen Schulen Münchens in die Arme: der Akademie; und hier fühlte ich mich wunderbar erquickt. Das kam allerdings wohl mehr daher, weil ich lediglich als ganz bescheidener Hospitant gelegentliche Gastrollen gab. Hätte ich versucht, die bildende Kunst als Beruf zu packen, wäre das graue Elend wohl nicht lange

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ausgeblieben, das hier in allen Ecken hockt. Aber so ein gelegentlicher Löffel voll aus einem fremden Eßnapf schmeckt gewöhnlich ganz besonders gut. Ich kam nicht als normaler Schüler auf die Akademie. Bei dem kärglichen Mittagessen, das ich alltäglich dem Polytechnikum gegenüber einzunehmen pflegte und das eigentlich nur dazu dienen konnte, einen hungrigen Menschen noch hungriger zu machen, lernte ich einen jungen Maler kennen, einen Jüngling, dessen nachdenksames Wesen in Wahrheit aus einer unheilbaren Krankheit entstammte, das ich aber eine Zeitlang für überlegene Geisteskraft hielt. Er protegierte mich und nahm mich eines Tages mit in den abendlichen Aktkurs der Akademie.

Als ich voll innerer Spannung den amphitheatralisch ansteigenden Saal betrat, erwartete mich ein starker Eindruck: ich sah zum erstenmal ein enthülltes Weib. In schöner Stellung, von Licht übergossen, lehnte da, halb aufgestützt, eine herrliche Frau; wie ein Marmorbild, regungslos – aber doch strahlender durch den lebendigen Perlmutterglanz der Haut. Ich suchte, das Wunder dieser Formen in mich aufzunehmen, um es mit Kohle auf mein Papier zu bannen, und war voller Hochgefühl, das allerdings eine wesentliche Abkühlung erlitt, als das Zeichen der Pause ertönte, das Marmorbild gähnend die steifen Glieder reckte und mit watschelnden Schritten einem Vorhang entgegenstrebte, nicht ohne einige nekkische Bemerkungen mit den zunächst sitzenden Kunstjüngern zu tauschen. O weh, wo war die Göttin geblieben, die hier eben noch thronte? Alle Formen schienen plötzlich schlaff geworden, alle Linien waren entadelt.

Noch größer vielleicht als der erste Eindruck des nackten Modells war mir an jenem Abend aber die Spannung auf die erste Korrektur meiner Arbeit. Würde der Professor an meinem Machwerk merken, daß hier kein Zünftiger sich an die Kunst wagte? Mit Herzklopfen sah ich ihn – es war der junge Ludwig Herterich – meinem Bock näher und näher rücken, jetzt hielt er mein Blatt prüfend in Händen; er skizzierte mit wenigen Strichen die Konturen eines Beines an den Rand, gab dem von mir gezeichneten Körper mit einigen breiten Kohlewischern einen tiefen, schwarzen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hintergrund, so daß er zu leuchten begann. „Breiter, breiter!" sagte er, und ich atmete auf, als er weiterging und nebenan heftig herumzuradieren begann.

So bin ich noch oft in der Akademie gewesen und habe dort etwas den Trost getrunken, nicht ganz von der Kunst abgeschnitten zu sein, denn im eigenen Berufe suchte ich sie einstweilen vergebens.

Auch die Menschen, die zu mir paßten, fand ich hier im allgemeinen unter meinen Kameraden nicht. An dem sorglosen Ton des Zeichensaales hatte ich mehr ein beschauliches Vergnügen, die absichtliche Kulturlosigkeit des deutschen Studententums stieß mich zwar nicht ab, aber sie reizte mich nicht zum Mittun. Mit einigen Kollegen zusammen bildete ich inmitten des lauten Getriebes eine stille Gruppe.

In ihr schloß sich mir vor allem ein junger Ungar, Aladar Karmàn, an. Ich bewunderte, wie er jede Skizze, auch wenn näher betrachtet nicht viel dahinter steckte, malerisch in Wirkung zu setzen wußte, und hatte in ihm vor allem eine Art Schrittmacher für alle Arbeiten, die Fleiß und Ausdauer brauchten und die man ohne solch ein Widerspiel viel schwerer ertragen und erledigen kann. In den Stunden aber, die dem eigentlichen Freundesverkehr galten, verschwand auch er aus meinem Gesichtskreis; der entwickelte sich während meiner ganzen Münchener Zeit völlig abseits von den Berührungen, die sich aus meinem eigentlichen Beruf ergaben.

Ein fester Anhaltspunkt inmitten der verschiedenen Erscheinungen erbte sich aus meinem Bremer Freundeskreis herüber; als mein Bruder nach einem Semester München verließ, bezog mein Freund Gustav von Halem sein Zimmer, – eine klare, vornehme Natur, deren ausgesprochene historisch-politische Interessen meinem Wesen fremd waren, auch in die Besonderheiten des Münchener Studentenlebens wenig paßten, mir aber besondere Neigung einflößten. Zwei Hamburger gesellten sich hinzu, ein kühler und kluger Elektrotechniker und ein schnurriger Philosoph, der sein Zimmer nie verließ, ohne zweierlei in die Tasche zu stecken: einen Band Schopenhauer und einen schwarzen Spiegel. Aus dem Schopenhauer las er in allen möglichen und unmöglichen Lebenslagen Kraftstellen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

vor, und durch den Spiegel beschaute er die Welt: Natur und Menschen. Nur in dieser dunklen Umsetzung wollte ihm das Leben wirklich ganz gefallen, und diese äußere Seltsamkeit war, ohne daß wir es ahnten, ein Symbol seines innersten Wesens. Er ist durch eigene Hand in Schwermut gestorben.

Damals amüsierten wir uns nicht wenig über ihn, denn er war das stets lebendige Element unserer kleinen norddeutschen Insel und brachte uns auf immer neue seltsame Einfälle. Bald mauerten wir nachts einem Kameraden, der uns hatte sitzen lassen, vom nahen Neubau her die Haustür zu, bald zogen wir jeder mit brennender Petroleumlampe durch die Straßen, um den Zustand der Münchener Straßenbeleuchtung zu verulken, und was dergleichen schöne Scherze mehr waren. Vor allem machten wir uns mit Eifer daran, München und sein Treiben von Grund aus kennenzulernen, und das norddeutsche Wesen hinderte dabei durchaus nicht. Ich habe sogar noch öfter beobachtet, wie stark es aktiv an dem beteiligt ist, was so recht als „Münchener Leben" im Studententum in die Erscheinung tritt.

Dieses Münchener Leben hat je nach der Jahreszeit ein sehr verschiedenes Gesicht; im Winter entwickelt es sich auf der Basis des Cafés, im Sommer auf der Basis des Bierkellers. Das bedeutet einen tiefgreifenden Unterschied. Vielleicht kann man sagen, daß die Gegensätzlichkeit, die in diesen beiden Entwicklungsböden liegt, das Geheimnis der unverwüstlichen Gesundheit des Münchnertumes in sich birgt. Was sich auf dem Boden des Cafés nach der Richtung der Dekadenz zu entwickeln geneigt ist, wird durch die Urwüchsigkeit des Kellerlebens wieder aufgehoben, und so erzeugen die Keime des Winters und die Keime des Sommers zusammengenommen ein schönes Gleichgewicht des psychischen Gesundheitszustandes.

Dabei muß man allerdings an die Bierkeller alten Schlages denken; nicht an die Konzertgärten à la „Löwenbräu", die auch in Berlin stehen könnten, sondern an den Typus „Augustinerkeller": der Biergenuß ist völlig Selbstzweck, keine landschaftlichen, architektonischen oder musikalischen Reizungen machen ihm die Herr-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schaft streitig; an langen Tischen, in buntem Gemisch aller Stände sitzt man da unter Bäumen zum Kultus eines wirklich edlen Saftes vereint; lustig wird herüber und hinüber geschwatzt. Es ist etwas echt Volkstümliches in dieser harmlosen Gemütlichkeit.

Und ist die Zeit länger bemessen, die man der Arbeit entziehen kann, dann geht's über die Vorstadt hinaus, ins wunderreiche Isartal hinein, oder gar in die Berge. Die vielen Heiligen der katholischen Kirche, die ihre Festtage hier ins akademische Leben auszudehnen verstanden haben, sorgen gutmütig dafür, daß das recht oft möglich wird. Ein wundervolles Land mit seinen Seen und Höhen tut sich auf, und ein Volk lernt man kennen, dem man alles Kernige und Frische gern zutraut. So lag man im Sommer an den Brüsten der Natur, und Maßkrug und Rucksack waren die einfachen Ausrüstungsgegenstände.

Im Winter war das anders; da wurde dieses Dasein komplizierter und vielseitiger. Das Hauptquartier bildete das Café, in dem man seinen Stammplatz hatte. Hier stand das äußere Dasein unter dem Zeichen der jeweilig bevorzugten Kellnerin. Bisweilen wurde sie heiß verehrt, häufiger noch war es ein lustig-kameradschaftliches Verhältnis, denn diese Münchener Kellnerinnen haben nichts gemein mit ihren Berufsgenossinnen in norddeutschen Großstädten. Sie sind eine Mischung von Dame und „süßem Mädel" und dazu ein ganz leiser Einschlag von mütterlichem Wesen. So wenigstens erschienen mir damals die „lustige Anna" oder die „schwarze Lina". Sie waren wichtige Erscheinungen in unserem Lebensumkreis und blicken freundlich und neckisch zwischen all den Gesichtern aus jenen Tagen hervor.

Im Café, und vor allem in dem damals noch neuen „Café Luitpold", spiegelte sich alles, was von Interesse war im äußeren Leben der Stadt. Besonders zur Faschingszeit entwickelte sich an dieser Stelle ein buntes, künstlerisch angehauchtes Treiben, und die Redouten fanden hier eine Art Fortsetzung, die kaum minder lebhaft war.

Aus der Perspektive des Studenten hatte der Münchener Karneval damals viel Lustiges; manche drollige Szene ereignete sich, so er-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

innere ich mich noch immer mit Spaß eines Eindrucks auf der Maximilianstraße, auf der jeden Nachmittag pünktlich um 2¼ Uhr Ibsen mit würdigen Schritten, die Hände auf dem Rücken, zu seinem „Café Maximilian" hinunterzuwandeln pflegte. An diesem Tage wandelte ihm zu gleicher Zeit ein tadellos nachgeahmter zweiter Ibsen entgegen; alles beobachtete gespannt vom anderen Fußsteig aus, wie sich die beiden Gestalten auf der fast leeren Bahn näher und näher kamen, nur Ibsen selbst merkte, in Gedanken verloren, augenscheinlich gar nichts. Schließlich mochte ihm das ungewöhnliche Summen der Zuschauer auffällig sein, er blickte auf und sah sich selbst gravitätisch daherkommen. Die Doppelgänger grüßten sich mit viel Umständlichkeit, und der seltene Fall trat ein, daß man Ibsen lachen sehen konnte.

Solch witzige Einfälle entluden sich in raketenartiger Fülle auf den eigentlichen Künstlerfesten, die in allen Schattierungen einen Münchener Winter durchsetzten. Unter ihnen standen die Feste der Kunstakademie an der Spitze. Sie waren lange Jahre infolge eines schweren Brandunglücks, das bei einer dieser Veranstaltungen mehreren Malern das Leben gekostet hatte, nicht mehr abgehalten worden und begannen nun mit einem Feste „Auf dem Meeresgrund" in neuer Pracht zu erstehen. Von der Feenhaftigkeit dieses Festes läßt sich schwer eine Vorstellung geben. Die Riesenräume des Münchener-Kindl-Kellers waren in eine seltsame Felsenlandschaft verwandelt, zwischen deren Klippen riesige Schiffsrümpfe lagen – das Ganze umspielt von gedämpftem bläulichen Licht, das den Eindruck des Wassers vortäuschte. Das Fest wurde zu einer Huldigung an Böcklin, für dessen Kunst die Begeisterung in jenen Jahren den Höhepunkt erreichte: ein Gewimmel vieler Hunderter von Böcklinschen Gestalten wirbelte durch die Räume. Da keine Damen bei diesen stärksten der Münchener Künstlereinfälle zugelassen wurden, war der Nacktheit nur eine sehr bescheidene Grenze gesetzt, und trotzdem ließ die Welt der Nixen an Naturtreue nichts zu wünschen übrig, denn mit unglaublichem Raffinement verwandelten sich die jungen Künstler in bestrickende Sirenen. Der Gesamteindruck des Festes aber war merkwürdigerweise nicht der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eines Ulkes, sondern der eines künstlerischen Rausches. Keine der Kunstveranstaltungen, die ich später mitmachte, hat Ähnliches an zauberhaften Wirkungen hervorzurufen verstanden, wie es hier mit den einfachsten Mitteln geschah.

Beim Nachhausefluten ergriff der Mummenschanz allmählich die ganze nächtliche Stadt und endete mit einem Bacchanal im „Luitpold", wo sich echte und unechte Weiblichkeit höchst ergötzlich zu mischen begann. In jeder anderen Stadt würden solche Szenen unmöglich sein, sie würden wahrscheinlich ein unerhörter Greuel werden; in München behielten sie eine naive Anmut. Ein eigentümlich behaglicher Geist umspielte in dieser Stadt alles übermütige Treiben und nahm ihm von vornherein jene Schärfe und Härte, die das Kennzeichen des Großstadthumors von Berlin oder Leipzig ausmacht. Das Symbol des Münchener Humors war damals die gutmütige Gestalt eines „Papa Geis", der wohl der populärste Mann des studentischen Lebenskreises genannt werden kann. Wenn auf dem kleinen Podium des „Oberpollinger" das feiste Pfaffengesicht auftauchte und er in einem Ton, als ginge ihn das Publikum eigentlich gar nichts an, die lokalen oder hochpolitischen Neuigkeiten in seinen kleinen Gesängen anklingen ließ, war er unwiderstehlich. Aber wenn er gar als „bemoostes Haupt" erschien und mit der ganzen Studentenschaft, die seinen Saal füllte, einen regelrechten Kommers voll reizendster Zwischenfälle inszenierte, dann gab das einen Höhepunkt Münchener Lustigkeit.

Ich würde unbedenklich beteuern, daß es solch meisterhaften Komiker heute gar nicht mehr gibt, und werde nur irre an der Berechtigung dieser Behauptung, wenn ich mir klarmache, daß ich auch so gute Bühnenleistungen nicht wieder gesehen zu haben glaube, wie sie damals das Hoftheater bot.

Man trägt eine Liebe im Herzen zu den Stätten, die einem die Shakespeareschen Lustspiele erschlossen, wo man das Schaffen Ibsens und des frühen Gerhart Hauptmann in der Folge heißumstrittener Premieren ihrer neuesten Werke gleichsam mitmachte und wo man das Wunder der Erscheinung Eleonore Duses erlebt hat, das unverwischbar und mit gleichbleibendem Leuchten durchs

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ganze Leben weiterwirkte. Dann aber waren es auch szenische Fragen, die mich schon damals dauernd beschäftigt haben. Einer meiner ersten Zeitungsartikel galt dem Problem der Shakespeare-Bühne, das Savits 1889 aufgriff. Dieser Anlauf zu allen stilistischen Reformbestrebungen der späteren Jahre blieb zwar noch auf halbem Wege stecken: auf der Hinterbühne des festen Szeneneinbaus feierte das Illusionstheater noch fröhliche Feste, aber einzelnes, wie vor allem die Königsdramen, kam trotzdem zu bezwingender Wirkung.[32]

Das alles genoß man von der Höhe des „Olymps", nachdem man im Wettkampf mit den Nebenmännern durch äußerste Beingeschicklichkeit seinen Platz erobert hatte. Dann aber ging es oben sehr geistig und gebildet zu, denn man befand sich im künstlerisch kundigsten Teil des Münchener Publikums und tauchte in den Zwischenpausen kopfüber in den Kampf der literarischen Meinungen. Dieser Kampf war in jener Zeit in besonders lebhaftem Gange. Einige der Großmächte, die ihn führten, saßen ja in Münchens Mauern unmittelbar nebeneinander. Der eine literarische Mittelpunkt war natürlich Ibsen, der in jener Zeit seine symbolisch-psychologischen Weltbilder in München schuf. Er war aber nur ein unsichtbarer Pol, um den sich die Meinungen bewegten. Um so aktiver war das benachbarte Lager, das sich um *Michael Georg Conrad*[33] bildete. In seiner „Gesellschaft" sammelte er alles, was sich an Stürmern und Drängern in der neuen Generation auftreiben ließ, eine bunte Garde – aber es stand auch ein Dehmel darin und ein Liliencron, der damals in eben diesem Kreise seine unvergeßliche Münchener Episode erlebte.

Diese Gruppe der Jungen machte nicht wenig von sich reden und zog mich in ihren Kreis. In jenen Tagen gründete sie unter Conrads Führung eine „Gesellschaft für modernes Leben", deren Geburt ich mitgemacht habe. Da wurden kühne Reden gehalten und gewagte Dichtungen vorgetragen. Neben Conrad und Bierbaum traten verbitterte Erscheinungen wie Scharff hervor, und Hanns von Gumppenberg entrollte schließlich vielleicht das deutlichste Programm durch seine graziösen Parodien auf die Helden des da-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mals anerkannten deutschen Dichterwaldes.[34] Die Befreiung der Persönlichkeit und der Krieg gegen soziale Vorurteile wurde diesen zufriedenen Dichtern gegenüber auf die Fahne geschrieben, und so suchte man die Kultur dieser behaglich lächelnden Stadt zu größeren Willensleistungen aufzupeitschen; entweder ein grimmes Gelächter oder ein dionysisches Lachen sollte an die Stelle dieses behaglichen Lächelns treten. Das eine und das andere wurde den Mitbürgern in zahlreichen Unterrichtsstunden vortrefflich vorgemacht. Staunend sahen sie es mit an und lächelten dann doch behaglich weiter. Was aus all dem hochgestimmten Treiben für München herauskam, war nicht Scharff oder Bleibtreu, nicht Dehmel oder Liliencron, sondern Bierbaum.[35] Diese seltsam gefestigte Stadt hat noch immer verstanden, auch die wildesten Triebe unmerklich ihrer uralten Wachstumsart anzupassen.

Eine solche revolutionäre Gruppe suchte nun natürlich eifrig nach einer Inkarnation für ihre Feindschaft, und da Julius Wolff in Berlin saß und Ebers als Dichter nicht standesgemäß erschien, sah sie diese Inkarnation in *Paul Heyse*. Mehr vielleicht als Heyses Schaffen forderte dazu die ganz abweisende Stellung heraus, die er gewissen neuen Erscheinungen der Zeit gegenüber einnahm und gern zum Ausdruck brachte. In diesem musikdurchströmten Hause durfte beispielsweise kein Ton von Wagner erklingen, Ibsen wurde als krankhafte Verirrung der Dichtkunst betrachtet, und wenn wir unter dem starken Eindruck der Hauptmannschen Frühwerke oder der Halbeschen „Jugend" erbebten, zuckte Heyse betrübt die Achseln; nur nach der Erstaufführung von Sudermanns „Ehre" habe ich ihn mit einem gewissen Respekt von dem darin angeschlagenen neuen Ton reden hören. Sicherlich mußte es für ihn schwer sein, seine aristokratische Geistessphäre mit der zweifelhaften Welt dieser Dichtkunst in Einklang zu bringen, aber daß er es gar nicht versuchte, rächte sich bitter an ihm. Es machte ihn alt, ihn, der doch so gern jung bleiben wollte.[36]

Da ich mit beiden Lagern Fühlung hatte, machte ich diese literarische Gärung mit starker Anteilnahme mit. Künstlerisch war ich bei den Jungen, aber menschlich gefielen sie mir nicht, da war mir

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Heyse lieber. In der Tat war wohl sein persönliches Wesen und der Stil des Daseins, den er sich geschaffen hatte, das künstlerisch Stärkste an seiner Erscheinung. In seinem Hause erhielt ich den ersten Einblick in ein gesellschaftliches Leben großen Stils, und man kann wohl sagen, daß sich hier im Anfang der neunziger Jahre das intellektuelle „high life" Münchens am glänzendsten abspielte.

Durch Otto Gildemeister war ich gut eingeführt, und so durfte ich denn ab und an von jenen intimen Audienzen Gebrauch machen, die Heyse zwischen drei und vier Uhr denen gab, die es wußten, daß er um diese Zeit stets bei einer Flasche Wein und bei einem guten Buch in seinem Arbeitszimmer zu finden war und das gute Buch mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit gegen die zweifelhaften Genüsse der Unterhaltung eines jungen Freundes austauschte. Ich merkte von Anfang an, daß ich ihm eigentlich unverständlich war, und ich begreife das vollkommen, wenn ich zurückdenkend die eigentümliche Mischung erkenne, die damals durch die völlige Unbeholfenheit in allen gesellschaftlichen Dingen und durch die aus meiner ungewöhnlichen Jugendzeit entstandene Sicherheit in allerlei geistigen Dingen bei mir hervorgetreten sein muß.

Ich war so wenig über gesellschaftliche Formen aufgeklärt, daß ich beispielsweise die durch die schmalen Bürgersteige meiner Vaterstadt bedingte Gewohnheit, die Respektsperson niemals auf der Rinnsteinseite gehen zu lassen, auch auf ganz breite Promenaden übertrug, und ich erinnere mich noch der unverhohlenen Verwunderung Heyses, als ich bei einem Spaziergang, den ich mit ihm machte, dieses Prinzip mit größter Umsicht und Geschicklichkeit bei jeder veränderten Konstellation der Dinge durchführte; alle Augenblicke tauchte ich unvermutet an einer anderen Seite von ihm auf, und das Schicksal wollte, daß es nach dem richtigen Sittenkodex stets die falsche war. Ich glaube, er hielt mich damals für übergeschnappt. Solche parkettfremden Menschen paßten eigentlich gar nicht ins Heysesche Haus, wo in jeder Hinsicht die harmonische Form Selbstverständlichkeit war. Trotzdem wurde ich stets aufs freundlichste behandelt, und die intimen Mittagessen von sechs bis acht Personen, zu denen ich bisweilen geladen wurde, waren für mich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Feste. Schon diese Räume, wo auf Vorsaal und Treppe antike Plastik grüßte, wo an den Wänden der Salons Werke persönlichster Art von Böcklin, Menzel und Lenbach mich während der Unterhaltung in einem Zustand fortwährenden Spionierens hielten, versetzten mich in eine gehobene Stimmung. In solchem kleinen Kreise kam Heyses Wesen eigentlich erst zu voller Geltung. Die Art, wie er plaudernd an ein Tagesereignis oder eine persönliche Bemerkung anknüpfend, Erinnerungen spielen ließ, dazwischen in buntem Wechsel die mannigfachsten Fragen lebendig streifte, hatte etwas Glänzendes. Aber mehr noch als dieses machte mir die sichere Art Eindruck, mit der die hoheitsvolle Frau des Hauses an all dem schillernden Leben teilnahm und mit natürlicher Herzensgüte ein Tröpfchen Liebe hinzumischte. Denn in allem, was Heyse sagte, schwang etwas mit von der egozentrischen Stimmung einer Generation, die in sich gesättigt ist und deshalb in allem Neuen zunächst den unberechtigten Anspruch auf andere Kost sieht, als sie nach doch bewährten Rezepten ihr vorzusetzen vermag. Man mußte sich erinnern, daß dieser Mann in herzlicher Freundschaft für Keller und Storm, Conrad Ferdinand Meyer und die Ebner-Eschenbach, Lingg und Wilbrand, ja sogar für Fritz Reuter in ihren Werdezeiten eingetreten ist. Wenn man das tat, sah man die Tragik des Herrschers, der seinen Kronprinzen nicht versteht.

Das Behagen, mit dem ich in solch kleine Gesellschaften ging, verwandelte sich in ebensolche Beunruhigung, wenn ich die großen festlichen Veranstaltungen des Hauses mitmachte. Noch heute ist es mir eine Überwindung, in große Gesellschaftskreise selbst mir bekannter Menschen zu gehen; ich laufe dazwischen herum wie abwesend, und schon oft haben sich gute Bekannte hinterher beklagt, wie merkwürdig ich sie behandelt hätte. Mir fehlt gänzlich das Kleingeld, das für die kaleidoskopische Unterhaltung solcher Feste nötig ist – nicht etwa, als ob ich glaubte, nur über Goldstücke zu verfügen, sondern ich komme um die schwerfälligen Talerstücke nicht herum, bei denen man auf Herausgabe rechnet und die man in den Taschen eleganter und duftiger Gesellschaftskleider nun einmal meistens nicht gebrauchen kann.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

So ging ich denn recht zagend in die erste solcher Festlichkeiten hinein. Merkwürdigerweise war es dabei nicht mein äußerer Mensch, der mich unsicher machte, nein, da ich selber keinen Frack besaß, kam ich mir in dem geliehenen Prunkstück eines entfernten Bekannten höchst feierlich vor. Was mich unsicher machte, war, wie ich mich in diesen Fluten der Geister würde behaupten können, denn es genügte mir damals noch durchaus nicht, als Statist dabei gewesen zu sein; ich wollte mitgelebt haben.

Während wundervoll musiziert wurde, stellte ich fest, daß ich zwar viele der Anwesenden kannte, aber daß es nicht gegenseitig war. An Vorgestelltwerden war nicht zu denken, man mußte sich den Weg zur Unterhaltung der Damen auf eigene Faust bahnen, und das lohnte sich. Außer einem Kreis liebenswürdiger Schriftstellerinnen, der gleichsam zum Hofstaat des Hauses gehörte, traf man eine erlesene Schar weltgewandter junger Damen von hoher Kultur, allen voran die Hornsteinschen Töchter – später Frau Franchetti und Frau von Lenbach –, die Meisterinnen waren in der Kunst, mit einem Fremdling so zu sprechen, als ob man dieses Beisammensein längst geplant hätte.

Allmählich wuchs mir der Mut, und als nach Tisch ein lustiger Kreis wagte, allerlei Aufführungen zu improvisieren, half ich nach Kräften mit. Die schlanke Tochter des Münchener Chemikers von Bayer erinnerte in ihrer knallroten Toilette so auffallend an ein Bild des Jan van Beers, das in der Glaspalastausstellung des Jahres Aufsehen machte, daß man unter Zuhilfenahme aller roten Requisiten, die das Haus irgendwie aufwies, dieses Bild im Handumdrehen mit einer Naturwahrheit gestellt hatte, die verblüffend war. Jetzt folgte ein Bild der Ausstellung dem anderen. Stucks „Wächter des Paradieses", dessen flimmernder Hintergrund durch ein kunstvolles Arrangement einiger geblümter Kattunröcke und Nachtjacken der Heyseschen Dienstmädchen täuschend nachgeahmt wurde, erregte Sensation. Alma Tademas „Haupt des Holofernes", ein Bild, auf dem nur die Hand der Judith zu sehen ist, die den Kopf gepackt hält, wurde auf das raffinierteste durch den Maler Emil Lugo[37] verwirklicht, und nach manchen anderen Wagnissen trauten wir

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

uns zum Schluß gar an Uhdes „Bergpredigt" heran, deren Eindruck ich nie vergessen werde, da der Christus Lugos und die Gestalt der knienden blonden Bäuerin, die Wilhelm Jensens Tochter, die Verlobte des Prinzen Meiningen, darstellte, von vollendeter Schönheit waren. Zum ersten Male kam ich so selber mitwirkend in den Münchener Mummenschanz hinein, und zufällig war schon hier meine eifrigste Partnerin Helene Raff,[38] des Komponisten vielbegabte Tochter, mit der ich später so manche fröhliche Aufführung vollführen sollte.

In solch buntem, glänzendem Kreise schien mir eigentlich Heyses Lebenselement zu sein. Die ganze bezwingende Grazie seiner Person kam dabei zutage, und wenn ich ihn später manchmal, als ich am Gardasee baute, in Gardone wieder traf, wohin er vor dem Münchener Klima endgültig geflüchtet war, kam es mir so vor, als ob er eigentlich in einer Art Verbannung lebte. – Ein charakteristisches Stück Münchener Kunstlebens ist jedenfalls mit seinem Hause abgeschlossen, ein Stück jenes fürstlich auftretenden Künstlertums, das niemand aus der folgenden Generation von ihm geerbt hat. Unter den literarischen Künstlern spielte Heyse in dieser Beziehung eine ähnliche Rolle wie sein Nachbar Lenbach in der Malerei.

In einem merkwürdigen Gegensatz zu dieser Heyseschen Welt stand das andere Haus, in dem ich in München mit besonderer Gastlichkeit aufgenommen wurde, das Haus des Erzgießers und Bildhauers *Ferdinand von Miller*. In vieler Hinsicht war es, was ich später erst ganz erkennen lernte, in noch höherem Maße ein Mittelpunkt Münchens zu nennen als das Heysesche, aber während man dort ein geistiges Leben kennenlernte, das einen gewissen kosmopolitischen Charakter trug, sah man hier in einen Kreis hinein, der in ausgesprochenster Weise das Beste von dem widerspiegelte, was alteingesessenem *Münchener* Wesen eigentümlich ist. Vielleicht bekommt nicht oft ein Außenstehender dieses Münchenertum so unverfälscht und so lebendig zu sehen, wie ich es damals miterleben durfte.

Mein Vater hatte Ferdinand von Miller bei einem Preisgerichte kennengelernt, und dieser hatte ihm erlaubt, seine Münchener Jun-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gen zu ihm zu schicken. Schon nach dem ersten Besuch wurde ich aufgefordert, wann immer ich Lust hätte, unangemeldet zum Essen zu kommen, und in angemessenen Zwischenräumen machte ich treulich Gebrauch davon, schon lange vorher rechnend und wägend, wann ich mir den Genuß wohl wieder erlauben könnte. – Es ist schwer, zu beschreiben, welch ungewöhnlicher Reiz über solcher Mittagsstunde lag. Schon der warmherzige Empfang, den man ausnahmslos erlebte, machte das Herz fröhlich; – dann saß man vor dem Essen mit dem Hausherrn im kleinen Erker des tirolerisch getäfelten Eßzimmers und mußte erzählen, was man erlebt oder gedacht hatte; nicht nur so obenhin als Gesprächsstoff, sondern gründlich und oft unterbrochen durch eingehende Kritik und durch unendlich gute Ratschläge. Zum Essen kam dann die freundliche Frau des Hauses zum Vorschein mit dem halbwüchsigen Sohn und den drei jungen Töchtern, echt Münchener Erscheinungen von großer Lieblichkeit: die eine phantasiereich, die andere energisch, die dritte versonnen – alle aber voll Interesse für die mannigfachsten Dinge des Lebens. – Ich weiß nicht, ob die Welt, in die meine kleinen Mitteilungen blicken ließen, der Familie wirklich interessant war, oder ob es nur der Eifer war, mit dem ich die Dinge betrachtete, jedenfalls fühlte ich deutlich, daß man den seltsamen Norddeutschen mit freundlichen Augen ansah, und das war um so bedeutsamer, als außer den zahlreichen Mitgliedern des großen Familienkreises sonst nur wenige Gäste zum Bild des Hauses gehörten. – Ab und an traf ich einmal den alten Puppenspieler „Papa Schmid“, dessen kindliche Gescheitheit aller Leute Herz gewann, oder den Adlerjäger Dorn, der ebenso schneidig zu erzählen wußte, wie seine wundervolle, in ganz München populäre Erscheinung erwarten ließ, oder Meister Martin Greif,[39] dessen scheu-weltfremde Unbeholfenheit etwas merkwürdig Gewinnendes hatte. – Meist aber war ich allein, und das war am gemütlichsten. Nur am Weihnachtsabend, den ich regelmäßig bei Millers verbrachte, sah ich den ganzen Kreis der hochgewachsenen sieben Brüder beisammen und bekam den Eindruck eines patriarchalisch verbundenen Geschlechts.[40]

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Da Ferdinand von Miller der ausgesprochene Liebling des Prinzregenten war und deshalb eine ungewöhnliche Macht in seinen Händen lag, wurde er in München vielfach für einen richtigen Hofmann gehalten. Wer ihn in seinem Hause sah, konnte sich nicht genug darüber wundern. Die Macht, die dieser Mann ausübte, lag in der Natürlichkeit seines Wesens; niemals bin ich natürlicheren und schlichteren Lebensgewohnheiten begegnet. Die Zimmer der Wohnung waren klein und lagen über den Räumen der Erzgießerei, am Kontor vorbei erreichte man die bescheidene Stiege, die zu ihnen hinaufführte: der Betrieb des Werkes und das Leben der Familie gingen in altväterlicher Weise ineinander über. Aber diese Schlichtheit war eigentümlich geadelt durch Kunst; einzelne wundervolle Schnitzereien und Bilder schmückten die bescheidenen Räume, und unten begegnete der Blick schon im Garten Bruchstücken der neuesten Bronzewerke, die aus der Erzgießerei hervorgingen.

Nichts war mir interessanter, als die Werkräume durchwandern zu dürfen oder gar einem großen Gusse beizuwohnen. Da sah man, mit welcher Sorgfalt die technischen Eigentümlichkeiten der schmelzenden Masse geprüft wurden; dann versammelten sich die gesamten Arbeiter um die Grube, in der die Form eingegraben war, ein kurzes Gebet wurde gesprochen, und Ludwig von Miller, der reckenhafte jüngere Bruder Ferdinands, trat mit einer gewaltigen Eisenstange in die Grube hinunter. Mit mächtigem Schwung stieß er die Tür des Ofens ein, und unter donnerndem Brausen stürzte funkensprühend und prasselnd der weißflüssige Strom des Metalles in wilden Bögen in die Grube hinein. Das alles ging so plötzlich vor sich, daß man gar nicht begriff, wie sich der Meister vor dem Anprall der Elemente retten konnte. In raschem Sprunge stand er unter seinen Arbeitern; mit jubelnden Hochrufen begleiteten sie den Fluß der Masse, die in all den Löchern der Form zischend verschwand.[41]

So blickte man in die Werkstatt monumentalen Entstehens, zugleich aber durfte man dabei auch einen Blick werfen in das Atelier, in dem Ferdinand von Miller seine eigenen Werke schuf. Die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Münchener Künstler standen ihnen kritisch gegenüber, aber einige von diesen Werken, wie der „Geigenmacher von Mittenwald" oder die Brunnenfigur für Bamberg, muß jeder als feine und reine Arbeiten anerkennen. Ich aber liebte sie damals schon um ihres Schöpfers willen und bewahrte die Photographien, die er mir von ihnen schenkte, als ganz besondere Heiligtümer.

Den eigentlichen Stil des Millerschen Lebens konnte man aber nicht in München allein kennenlernen, dazu mußte man auch in Tegernsee und in Bozen gewesen sein. Die Besitztümer, die Millers hier hatten, ergänzten erst das Bild. In Tegernsee war ihr Reich der „Bayerhof", eine große, wundervolle Musterwirtschaft. Ein Gutsbetrieb großen Stiles spielte sich hier in reizendster Gegend ab, und es war köstlich mit dem Gutsherrn über die Wiesen und durch die Ställe zu wandern. – Unvergeßlich bleibt mir das bäuerliche Fest, das abgehalten wurde beim ersten Auftrieb des jungen Viehs auf die Weide. Es ist einer der spaßhaftesten Eindrücke, die man erleben kann, denn man glaubt nicht, wie komisch die jungen Tiere sind, wenn sie das ungewohnte Gras verwundert beschnuppern und dann voll Entsetzen in den Stall zurückstürmen, während die alten, erfahrenen Kühe alle Würde vergessen und richtige Freudentänze auf der neugeschenkten Wiese aufführen; bis schließlich die jungen angesteckt werden und alle miteinander wie betrunken ihre Kapriolen treiben.

Konnte man hier das Leben des Gutsherrn in höchster Vollkommenheit und Echtheit kennenlernen, so sah man in Bozen das Leben eines Schloßherrn, wie es eigentlich nur in alten Rittergeschichten vorkommt. Dicht vor Bozen, am Eingang des Eggentals, erhebt sich auf steilem Felsen über einem malerischen Dorfe eine vielgliedrige alte Burg, so recht der Typus dessen, was sich eine naive Phantasie unter dem Begriff „Burg" zusammenträumt. Hier auf „Karneid" hausten die Brüder Ferdinand und Fritz von Miller in den Frühjahrs- und Herbstmonaten, wenn das südliche Tirol die ganze Pracht seiner Blüten oder seiner Früchte entfaltet. In dieser Burg zu Gaste zu sein, war märchenhaft. Innen war sie noch schöner als außen; sie schien unberührt wie vor alten Zeiten,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

in Wahrheit aber hatte der feine Sinn ihrer Besitzer hier alles so gestaltet, daß es zugleich echt war und doch für heutigen Gebrauch behaglich wirkte. – Alle Räume gruppierten sich um einen malerischen Brunnenhof, an dem die Kapelle lag und der umschlossen wurde von einem Geäder mannigfacher Loggien und Gänge. Das Schönste aber war eine hoch an den Saal grenzende offene Terrasse, von der man einen weiten Blick in die lachende Bozener Ebene und in das romantische Eggental hatte. Von hier aus wurde die Landstraße scharf bewacht, denn durch die Nähe des buntdurchfluteten Bozen gab es hier oben viele Besucher aus allen Ecken der Welt, und es galt als Ehrenpunkt, schon eine halbe Stunde vorher genau zu wissen, welche Gesichter über der Zugbrücke auftauchen würden, um die schloßherrliche Taktik weise danach einzurichten. So war ein reiches, mannigfaltiges Leben in dem alten Gemäuer: Gesang erscholl, Lustbarkeiten wurden veranstaltet, Feuerwerk glänzte auf, kurz, jeder Tag war ein Fest und nur schwer fand man sich wieder ins Alltagsleben zurück. – Wie stark diese Millersche Freundschaft ferner in mein Leben eingriff, kann ich erst später erzählen, einstweilen bereicherte sie meine Studentenjahre durch ein reines und schönes Gefühl, und selten bin ich mit so glücklichen Schritten an die Arbeit gegangen, wie wenn ich in diesem Hause neue anregende Kraft geschöpft hatte.

Durch Millers, wo er mich eines Tages kennenlernte, erhielt ich in München noch einen ganz seltsamen neuen Freund, das war der uralte *Johann Nepomuk Sepp*,[42] der mich einlud, ihn zu besuchen. Er hauste ebenfalls in einer alten Burg, anders kann man das Haus, das er sich in rein gotischem Stil einstmals erbaut hatte, kaum nennen. Er war ein alter Achtundvierziger, seine Berühmtheit aber erhielt er dadurch, daß er im Jahre 1870 durch sein Auftreten in der bayrischen Kammer die entscheidende Wendung in der Haltung Bayerns zu Preußen herbeiführte. Allmählich hatte er sich zu einem höchst interessanten Sonderling herausgebildet, der vor allem für *ein* Ideal unermüdlich ins Feld zog, und das war die Gotik. In ihr sah er das Heil allen Gestaltens, und die anderen Stile waren ihm verächtlich; insonderheit die Renaissance nannte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

er „eine feile Hure" und bekräftigte solche Anschauungen in temperamentvoll geschriebenen Büchern. Wenn er in seiner gewölbten, achteckigen Halle saß, selbst anzuschauen wie ein weißbärtiger gotischer Kirchenheiliger vom Typus des Petrus, und unterstützt von zwei bejahrten gotischen Töchtern mich zu bekehren suchte zum wahren Kunstglauben, war es in der Tat schwer, ihm zu widerstehen. Aber ich hatte meine Bremer Debattierlust noch nicht verlernt und schlug mich wacker mit dem alten Herrn zugunsten der Freiheit der Kunst herum; er nahm das auch gar nicht übel und schenkte mir nur jedesmal zur besseren Einsicht einige neue Streitschriften für häusliche Bußübungen.

Ich habe damals eine ganze Reihe seltsamer Originale kennengelernt, und es gab mir eine besondere Genugtuung, die Stichhaltigkeit meiner eigenen Anschauungen an der Reibungsfläche einer phantastischen Überzeugung, die mir irgendwo entgegentrat, zu erproben. Eine Art Hunger nach dieser Form praktischer Erkenntnis ergriff mich und führte mich vorübergehend sogar unter anderem in einen höchst zweifelhaften Kreis von Wahrheitssuchern hinein: den Kreis der Spiritisten, die sich um die eigenartige Persönlichkeit des Barons *Karl du Prel* scharten.[43]

Nach dem gewaltsamen Tod des unglücklichen Königs Ludwig hatte dieser Kreis höchst unliebsames Aufsehen erregt; das Medium, durch das der Geist des Königs allerlei Enthüllungen zu machen begonnen hatte, war ausgewiesen worden, und so traf sich die kleine Schar in etwas vorsichtiger Stimmung in den Hinterräumen eines alten Weinrestaurants.

Ich fand eine merkwürdige Zusammenstellung von Menschen. Am meisten interessierten mich unter ihnen Bayersdorfer, der geistvolle Konservator der Pinakotheken, und Harburger, der feinsinnige Zeichner der „Fliegenden Blätter". Dann war da noch der Maler Gabriel Max, ferner ein Universitätsprofessor der Naturwissenschaften, ein Leibarzt König Ludwigs II., ein Mitglied des Münchener Uradels und ein bekannter Dichter der jüngeren Münchener Schule.

Alle waren überzeugte Spiritisten und suchten vorsichtig die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Skepsis zu überwinden, die ich bescheiden an den Tag legte. Die experimentelle Ausbeute der Sitzungen war nicht groß, das eigentliche Medium war ja ausgewiesen, und meistens war es so, daß, wenn die anderen etwas wahrzunehmen glaubten, mein unprogrammäßiger Zweifel dadurch gestraft wurde, daß ich es nicht zu sehen vermochte. Nur die seltsamen Zustände, in die das Mitglied des Münchener Uradels zeitweise geriet, machten auf mich einige Wirkung. Dieser Mann, der im gewöhnlichen Leben einen fast stumpfsinnigen Eindruck machte, wurde im Trancezustand von allen möglichen Geistern bedeutsamer Abgeschiedener heimgesucht, die sich durch ihn in langen Reden manifestierten. Das geschah stilistisch im Hinblick auf die jeweilige Persönlichkeit so überzeugend, daß man über die eigentümliche Kraft staunen mußte, die plötzlich durch den magnetischen Schlaf in dieses sonst so gelähmte Gehirn fuhr. Weit wertvoller aber als diese Versuche war mir der Eindruck von du Prels geistiger Persönlichkeit, die diesem Kreis unumstritten seinen Mittelpunkt und seine Richtung gab. Ich hätte ihn weder für einen Baron noch für einen Spiritisten gehalten, er sah aus wie ein kleiner Lehrer. Aber er hatte merkwürdige Augen; Klugheit mischte sich darin mit Fanatismus, und ich habe immer Scheu vor ihm gehabt, obwohl er sich mir stets als harmloser, oft humoristischer Plauderer gab. – Und wenn ich dann spät nachts beim Nachhausekommen noch schnell die Schriften las, die er mir freigebig zu schenken pflegte, war mir's oft wunderlich, daß es derselbe Mann war, mit dem ich da zusammen gewesen und der diese Werke voll spüreifrigem Wissensdrang und voll seltsam logischer Phantastik geschrieben hatte.

In dieser logischen Phantastik lag seine Macht. Wenn man seine Schriften las und am Anfang einer Auseinandersetzung eine verhältnismäßig harmlose Voraussetzung vorläufig zugegeben hatte, konnte er den Leser unvermerkt in lückenlosen Gedankengängen zum Ziele seiner phantastischen Absichten führen, und wenn man am Ende ankam, war es oft schwer, die Masche zu entdecken, durch die man aus dem logischen Netz wieder zurückschlüpfen konnte, ohne im Garn steckenzubleiben. Durch diese geistige Kraft

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hielt er viele und vor allem sich selber in Fesseln, denn daß er und seine Freunde von der ehrlichsten Überzeugung durchdrungen waren, konnte niemand bezweifeln. Sie glaubten, auf wissenschaftlichem Boden zu stehen, und suchten streng, sich Mitläufer vom Halse zu halten, die den Charakter dieses Ernstes kompromittierten.

Ich erlebte eine höchst dramatische Szene dieser Art, als der moderne Münchener Dichter aus dem Kreise ausgeschlossen wurde. Er war durch allerhand Experimente in einen religiösen Heilandswahn verfallen und hatte als Ergänzung zu den beiden in der Bibel schon bestehenden Testamenten ein „drittes Testament" geschrieben, das ihm vermittelst eines Mediums unmittelbar durch einen Erzengel offenbart worden war. Man erhielt darin höchst merkwürdige Aufschlüsse über die Organisation des Jenseits und die Art, wie bekannte Persönlichkeiten in seinen Gefilden eingeordnet waren. Der obersten Himmelsstufe war meines Erinnerns nur Richard Wagner, Nero und der einstige Religionslehrer des Verfassers gewürdigt, Christus saß beträchtlich tiefer; kurz, man hatte es mit dem Werk eines zeitweise Unzurechnungsfähigen zu tun. Daß nun auch durch die Konfiskation des Buches seitens der Familie und durch den Ausschluß aus dem du Prelschen Kreise die Periode der Verfolgungen gegen ihn einsetzte, bestätigte ihm, wie er in großartiger Rede ausführte, daß er zum Messias auserkoren sei: „Und wenn ich meine physischen und moralischen Muskeln recke, fühle ich, ich habe die Kraft dazu." So ging er ab und ist später doch wieder ein ganz vernünftiger Mensch geworden.

Was mein inneres Gleichgewicht betrifft, so ist es durch die Beschäftigung mit diesen gefährlichen Dingen nie ernstlich ins Wanken gebracht worden. Ich blieb trotz aller ehrlichen Vertiefung skeptisch. Wohl halte ich es allerdings noch heute für sehr wahrscheinlich, daß ein Teil unseres menschlichen Wesens jenseits der Grenze liegt, die wir mit unseren sogenannten fünf Sinnen wahrnehmen können, und das „transzendentale Subjekt" du Prels ist mir deshalb als Gedanke nicht so völlig unverständlich. Manche Seltsamkeiten des Traumlebens, manche Vorkommnisse von Gedan-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kenübertragung und Ferneinflüssen, die nicht geleugnet werden können, scheinen mir dadurch ihrer Erklärung nähergebracht zu werden; aber dafür braucht man an keine spiritistischen Phänomene zu glauben, sondern die inzwischen entdeckten Gesetze der elektrischen Wellenwirkungen reihen solche Erscheinungen schon jetzt in eine Gruppe von Vorstellungen ein, deren Ergründung uns nicht mehr als etwas Unfaßbares erscheint. Da ich auch im Kreise Schrenck-Notzings Zutritt hatte und dort manches merkwürdige telepathische Experiment erlebte, bestärkte sich dies Gefühl.[44] Es scheint in der Tat eine der Elektrizität verwandte Kraft – Reichenbach nannte sie bekanntlich „Od" – zu geben, welche seelische Einflüsse erzeugt, die uns in bestimmten äußeren Zusammenhängen als „Wunder" erscheinen. Sollte die Liebe nicht letzten Endes auch in diesen Kreis unerforschter Strahlungen gehören?

Zu manchen Zeiten des Lebens habe ich an mir selber in merkwürdigem Maße die Fähigkeit des Gedankenlesens beobachten können. Auch Mitteilungen, für die ich nicht den geringsten äußeren Anhalt hatte und die mir inhaltlich völlig gleichgültig waren, habe ich bisweilen, ehe sie gesprochen wurden, genau vorausgewußt und manchmal meinem Gegenüber, ehe er begonnen hatte, zu seinem maßlosen Staunen Wort für Wort mitgeteilt. Woher ich das konnte, war mir immer völlig unklar; aber mit Dingen im Stile du Prels hat das natürlich gar nichts zu tun. Die sind mir mein Leben lang völlig fremd geblieben. Um so mehr hat es mich immer ergötzt, daß ich viele Jahre später in Verbindung mit dem Begriff „du Prel" doch noch einen Augenblick erlebte, der durch seine Seltsamkeit den unheimlichsten Eindruck auf meine Umgebung machte. Ich traf mit einem meiner Bauherrn, dem Verleger Georg Hirzel, spät abends im „Englischen Hof" in Frankfurt zusammen, und als einzige Gäste im großen, üppigen Speisesaal beredeten wir die Studienreise für seinen Bau, die wir zusammen beginnen wollten. „In München", sagte er, „müssen Sie mich aber mit den mancherlei Menschen bekannt machen, von denen Sie mir früher erzählt haben, vor allem mit du Prel." – „Leider ist das schwierig", sagte ich, „denn er ist tot; allerdings ist das ja gerade

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bei ihm kein völliger Hinderungsgrund, denn er hat uns immer gesagt: ‚Wenn ich gestorben bin, werde ich schon Mittel finden, mich euch bemerklich zu machen'." In genau diesem Augenblick flog eine Fledermaus zwischen uns beiden hindurch quer über den Tisch. „Da ist er schon", rief ich lachend. Hirzel aber wurde kreidebleich und wollte sich über diese merkwürdige Mitternachtserscheinung im geschlossenen Speisesaal eines Musterhotels durchaus nicht beruhigen. Der Oberkellner erklärte mir nachher, das Tier sei am Abend schon einmal dagewesen und sie hätten es nicht fangen können. Es war also wieder nichts mit der Geisterwelt, und ich brauchte meine früheren Eindrücke nicht zu korrigieren. Aber obwohl dieses spiritistische Intermezzo meiner Studentenzeit ohne tiefere Spuren an mir vorüberging, hat es meine Anschauung von Welt und Menschen doch wesentlich bereichert.

Ich bin dem „Messiaswahn", der mir hier unter anderem entgegentrat, noch mehrfach im Leben begegnet, einmal unter sehr ernsten Verhältnissen, damals in München aber fast gleichzeitig in einer zweiten, harmlosen Form, die nicht ohne phantastisches Interesse war. Der Maler *Diefenbach* machte in jener Zeit München dadurch unsicher, daß er in härenem Gewande, begleitet von einer Schar wenig bekleideter Jünger, durch die Straßen wandelte und eine Rückkehr der sündigen Menschheit zu Einfachheit und Natürlichkeit predigte. Wahrscheinlich hatte er das Münchener Klima unterschätzt, kurz, er bekam eine schlaganfallähnliche Lähmung und wäre in äußerste Not geraten, wenn nicht sein Schüler Fidus (Hugo Höppener) mit größter Energie durch eine Ausstellung und aufopfernde persönliche Anstrengungen das Schiff über Wasser gehalten hätte.[45]

Das unerschrockene Auftreten von Fidus machte mir großen Eindruck, besonders als ich ihn nun kennenlernte und sah, wie er unter den größten Entbehrungen, immer fleißig schaffend, mit dem Alten und seinen reizenden Kindern urmenschartig hauste und wirtschaftete. Durch ihn wurde ich auch dem kranken Meister nähergebracht. Man brauchte noch nicht viel mit Diefenbach gesprochen zu haben, um zu merken, daß er sich nicht nur in Haar

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und Kleidung christusartig trug, sondern sich auch wirklich für einen verkannten Messias hielt, und als ich nun, meiner stets geübten Gewohnheit getreu, anfing, mit ihm über die lapidaren Sätze zu debattieren, die er mir als Brocken des Heils zuwarf, erlebte ich eine titanische Katastrophe: der edle Erlöser wurde so hanebüchen grob, daß ich die Nutzlosigkeit jedes auf Gegenseitigkeit beruhenden geistigen Umganges mit einem „Messias" gründlich kennenlernte und mich nur noch an den liebenswürdigen Jünger hielt. Hier war ein wirklicher Idealist, und ich habe mich später immer gefreut, daß er nicht zugrunde ging, wie so vieles in München, sondern sich doch in seiner Art durchsetzte – wenn diese Art mir auch später da, wo sie tiefsinnig sein wollte, nicht mehr viel zu sagen hatte.

Es ist merkwürdig, was für eine seltsame Sammlung von Originalen in solch einem Münchener Semester mühelos zusammenkam. Noch viele, zweiten und dritten Ranges, liefen mir überall im täglichen Leben unter, und ich hatte meine Freude an ihnen, eines der größten aber steuerte um diese Zeit meine liebe Vaterstadt selber zu dieser Sammlung bei. Es war Hermann Allmers, der von seiner zweiten Italienreise nach München zurückkam.

Eines Nachmittags, als ich fleißig bei der Arbeit saß, entstand auf meinem Vorplatz ein unheimliches Getöse. Ich hörte, wie Crescenzia mit Aufgebot aller Energie versuchte, ein schnaubendes Etwas am Vordringen zu verhindern, aber meine Tür wurde doch aufgerissen, und eine riesige, seltsam angetane Gestalt erschien in ihrem Rahmen, breitete beide Arme aus und rief in hohlen Rachenlauten meinen Namen. Ich hatte ihn noch nie mit Augen gesehen, wußte aber gleich, daß es Allmers sein mußte. Er hatte irgendwie gehört, daß ich in München studierte, erhielt bei der Polizei meine Adresse und kam nun polternd und lachend an – um mich anzupumpen. – Es war ihm nämlich gegangen wie schon oft in seinem Leben: er hatte sich mit irgendeinem Hochstapler innig angefreundet und war restlos ausgeplündert worden. Das ärgerte ihn aber nicht im geringsten, im Gegenteil: er machte daraus, wie aus allem, was ihm begegnete, eine köstliche kleine Ge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schichte, die er jedem, der sie hören oder nicht hören wollte, mit dramatischer Lebendigkeit zum besten gab.
Zum Glück hatte ich gerade etwas Geld, und wir zogen miteinander los. – Überall, wo er, gehüllt in sein vorsintflutliches Plaid, dem er eines seiner reizendsten Gedichte gewidmet hat, erschien, erregte Allmers das größte Aufsehen: mehr noch als der Maler Diefenbach, denn nicht nur seine Böcklinsche Erscheinung, die wirkte wie ein Stück noch nicht völlig menschgewordener Materie, fiel auf, sondern vor allem die Leidenschaftlichkeit, mit der er überall, wo er ging und stand, in den seltsamen Tönen seiner gaumenlosen Sprache reich mit Gesten illustrierte Erlebnisse vorführte. Und er schreckte vor nichts zurück: in der Galerie Schack hat er mir, einen Genellischen Satyr kopierend, eine Tarantella vorgetanzt, in der Pinakothek machte er zum Entsetzen der Aufseher die verschiedensten Arten des Baumschlags in Tönen nach; bei einem Hoffest, wo Frack obligatorisch war, steckte er einfach die Schöße seines alten Rockes mit Sicherheitsnadeln nach rückwärts und fühlte sich nun jedem Anspruch an Eleganz gewachsen; trotz seines Sprachfehlers, der ihn anfangs fremden Menschen überhaupt unverständlich machte, wagte er es ruhig, die edlen Verse seiner „Elektra“ öffentlich vorzulesen. Und er kam durch mit allem, ja, er besaß in guten Augenblicken durch das Groteske seines Wesens eine wirkliche Macht. Seine Rezitationen konnten ergreifend wirken, und seine Gestalt hatte Stil. Lenbach hat ihn in dieser Zeit wundervoll gemalt, aber er verstand ihn gar nicht; eine gewisse Ähnlichkeit mit einigen seiner eigenen Wesenszüge stand dem vielleicht entgegen; er sah nur das, was er den „Lorbeerreisenden“ nannte, und trotzdem faßte er ihn in seinem Bilde pathetisch auf. Der Reiz einer bei aller Eitelkeit doch naiven Natur entging ihm ganz; und das war Allmers doch, sonst hätte er in seiner Lyrik die wirklichen Gedichte nicht zustande bekommen, die ein Brahms komponiert hat, und sonst hätte er nicht überall diese zahlreichen Freunde gehabt. Aus allen Ecken kamen sie allmählich hervor, alte und junge, berühmte und unbekannte. In aller Eile wurden sie von Allmers, der ohne Gründungen nie zu-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

frieden gewesen ist, zu einem Verein zusammengefaßt. Er wurde „Nordwest" getauft, und Allmers wußte ihm wenigstens eine kurze Zeit künstlich so viel von seinem lungenkräftigen Odem einzublasen, daß er etwa ein Jahr lang manche höchst gemütliche und amüsante Sitzung gedeihen ließ; dann schlief er leise ein.

Allmers aber blieb länger für mich wach. Er schrieb mir ganz reizende Briefe und ruhte später nicht eher, als bis ich ihn auf seinem Herrschersitze im Marschenlande, dem „Friesenhof" in Rechtenfleeth, besuchte. Da hauste er mit seiner Nichte in einem mächtigen Bauernhause, das durch seine Sammlungen und die Kunst seiner vielen schöpferischen Freunde zu einem ganz eigenartigen Museum ausgestaltet war, ohne dabei die Wohnlichkeit des Bauernhofes zu verlieren. Jede Ecke hatte ihre Geschichte, und wo von Rechts wegen keine Geschichte war, da erfand der Hausherr sie freigebig. Vor allem galt es dabei, eine Lieblingsbehauptung zu beweisen, die er aufgestellt hatte: hier in Rechtenfleeth sollte Karl der Große über die Weser gesetzt sein. Voll geheimnisvollem Stolz wies er eine alte Steininschrift auf, die nach den Anfangsversen des Bremer Roland-Schildes fortfuhr: „Hei käm wo dat alisni heet unn sett denn öwer na Rechtenfleeth", und wenn man ihm dann von Herzen zu diesem großartigen Funde gratuliert hatte, sagte er nach einiger Zeit, in der er die Freude darüber weidlich ausgekostet hatte, vertraulich: „Die letzten Verse habe ich übrigens selbst dazu gemacht."

Er war ein großes Kind, das in einer Phantasiewelt lebte. Wohl wußte er, daß er nur spielte, aber er wollte gern spielen, und darin lag der Reiz, den seine Persönlichkeit trotz aller leicht erkennbaren Schwächen besaß. Er war von rührender Dankbarkeit, wenn er merkte, daß man sein Wesen auch im tieferen Kern richtig verstand, und so war trotz allen bunten Lärms die Freundschaft echt, die er mir bewiesen hat.[46]

Ich bin selbst erstaunt, wenn ich alle diese *alten* Menschen vor mir auftauchen sehe, mit denen ich da blutjung in meinem ersten Semester freundschaftlich in Verbindung stand. Aber es war ein Gegengewicht gegen sie da. Ein rechter jugendlicher Verkehr

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

knüpfte sich gleichzeitig an ein Haus, ohne das ich mir mein Münchener Leben, besonders in seiner zweiten Epoche, gar nicht vorzustellen vermag: das Haus von „Mutter Willich".

Ob es wohl jemals ein zweites solches Haus wiedergegeben hat? Äußerlich war es eine schmucke Villa gegenüber der alten Pinakothek und wurde bewohnt von der Witwe eines wohlhabenden Malers, Caesar Willich, mitsamt deren zwei Kindern: dem Sohn, der meinem Alter gleichkam, und der Tochter, die damals noch ein Backfisch war. Innerlich war dieses schmucke Heim die Stätte eines immer lebendigen Treibens, das von der gastlichen Hausfrau ausging. Sie war eine Menschenfischerin und seltene Meisterin in diesem Beruf.[47]

Da gab es jede Schattierung von Geselligkeit: große Feste, von denen die ganze Stadt sprach, kleine intime Mittagessen, die einem hervorragenden Manne zu Ehren veranstaltet wurden, offene Nachmittage im Garten, vor allem aber Bowlen, gemütliche Bowlen, wie sie nur aus der Heimat des Weins – die Hausfrau war Pfälzerin – in die große Biermetropole verpflanzt werden konnten.

Solch eine sommerliche Bowle war mein Debüt. Spät abends, als ich über meinen Büchern saß, holte mich der Sohn des Hauses, den ich durch gemeinsame Freunde kennengelernt hatte, ganz unerwartet fort. Da die Türen verschlossen waren, kletterten wir über die hohe Mauer in den Garten, und oben auf dieser Mauer hockend wurde ich der lachenden jungen Frau des Hauses zuerst vorgestellt. Sie hatte allmählich einen Kreis junger Leute, Männlein und Weiblein, aussortiert, die eine Garde des Hauses bildeten, und in dem angeregten Geplauder dieser trefflichen Leute konnte man sich schon wohl fühlen; das Gespräch ging absichtslos von den ernstesten Fragen zur heiteren Fröhlichkeit, und es gab nichts, worüber man nicht sprechen konnte und durfte. Der Interessenkreis der Frau des Hauses war an sich schon groß, vor allem aber ging sie willig auf jedes neue Interesse ein, das einen ihrer Gäste wirklich bewegte. Aber trotz dieser geistigen Regsamkeit war sie weit entfernt von dem Typ, der den Mittelpunkt eines geistreichen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Salons" darzustellen pflegt. Ein wertvolles Etwas kam zu diesen gesellschaftlichen Eigenschaften hinzu und ergänzte erst die Gestalt: das nämlich, was uns dazu brachte, sie allgemein mit „*Mutter* Willich" zu bezeichnen. Auf diesen Ehrentitel legte sie besonderen Wert.

Ich gehörte bald zu den Intimen des Hauses, und wir begannen mit einer fröhlichen jungen Schar, von diesem Stützpunkte aus die Welt zu regieren. Aber auch zu den festlichen Sonntagnachmittagen in ganz kleinem Kreise wurde ich hinzugezogen, bei denen man die Häupter des literarischen München aus familienhafter Nähe sah. Unter ihnen liebte ich Wilhelm Hertz ganz besonders, den feinsinnigen Erwecker der mittelalterlichen Ritterdichtungen. Er war im Leben von der gleichen geistigen Grazie, die seinen „Bruder Rausch" zu einer Perle in der deutschen Literatur macht, und konnte recht wie ein alter Philosoph ansteckend genießen.[48]

Diese Sonntagnachmittage taten aber – warum soll ich es nicht sagen – nicht nur meinem Geiste, sondern auch meinem Leibe wohl, denn in diesen Studentenjahren war es mir eigentlich nie möglich, aus eigenen Mitteln richtig satt zu werden. Als mein Vater nach meinem ersten Semester starb, war ich darauf angewiesen, meinen Unterhalt im wesentlichen selbst zu erwerben, und das ist nicht leicht, wenn man sich daneben einen neuen Beruf erarbeiten muß, dessen einfachste Grundlagen bereits unbekannte Welten sind. Nur selten erreichte ich es, achtzig bis neunzig Mark im Monat zur Verfügung zu haben, und selbst im damaligen München mußte man sehr bescheiden sein, um damit auskommen zu können.

Da die geistige Nahrung, zu der ich das ganze Münchener Leben rechnete, keinesfalls zu kurz kommen sollte, knappte ich der leiblichen alles ab, was nur eben ging, und einen ganzen Winter habe ich zu Crescenzias Kummer kaum zu Abend gegessen und in meinem Zimmer geschrieben und gezeichnet, ohne zu heizen, was ganz gut ging, wenn man aus der Bettdecke eine Art Toga machte. – Am schlimmsten aber, fürchte ich, hatte meine Kleidung zu leiden. Ich hielt sie für ein sehr gleichgültiges Kapitel: mein Konfirmationsrock hat mich noch auf die Universität begleitet, und ein ab-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gewetzter ärmelloser Lodenrock ersetzte Sommer- und Wintermantel. Daß ich dennoch in den anspruchsvollsten Kreisen der Stadt freundlich geduldet wurde, erfüllt mich nachträglich noch oft mit besonderer Dankbarkeit; trotz bitterer Armut hat mir das ganze damalige München offengestanden.

Diesen etwas fragwürdigen Unterhalt erwarb ich mir durch schriftstellerische Tätigkeit. Ich schrieb Feuilletons für eine ganze Reihe größerer Zeitungen: der „Pester Lloyd" war dabei, die „New Yorker Staatszeitung", die „Weser-Zeitung", sogar die damals sehr angesehene „Gegenwart". Meinen eigenen Beruf schloß ich dabei aus instinktivem Anstandsgefühl vom Kreise meiner Betrachtungen aus, und auch über die mancherlei Persönlichkeiten, mit denen mich das Leben in unmittelbare Beziehung brachte, habe ich nie eine Zeile geschrieben; aber sonst war ich nicht schüchtern.

Mit einer Studie über meinen geliebten Gottfried Keller begann diese Laufbahn; in merkwürdiger Reihenfolge sehe ich Adam Mickiewicz, Augier, Lingg und Anzengruber darauf folgen, und ich kann nicht leugnen, wenn ich so ein reinlich umrissenes Porträt gedruckt vor mir sah oder es gar beim Durchblättern der Zeitung im Café plötzlich an der gleichen Stelle entdeckte, wo ausgewachsene Literaten sich über ähnliche Stoffe verbreiteten, war ich immer sehr stolz und glücklich. Solche Entschädigung war auch nur gut, denn mehr als zwanzig bis fünfundzwanzig Mark gab es nicht für einen solchen mühsamen Essay. Neben den literarischen Themen suchte ich mein Feld vor allem in der bildenden Kunst. Die „New Yorker Staatszeitung" veröffentlichte längere Zeit eine fortlaufende Reihe von „Charakterköpfen der neueren deutschen Malerei" aus meiner Feder, und die Münchener Ausstellungen brachten immer frische Zufuhr für den weiteren Stoffbedarf in anderen Blättern.

Ganz ähnlich wie die Literatur machte damals auch die Malerei in München lebhafte Bewegungen durch; die mannigfachen Einflüsse wogten ungeordnet durcheinander. Teils kamen sie von außen: Whistler und die Schotten wurden in glänzenden Ausstellungen vorgeführt, und man entdeckte jene eigentümlichen dekorativen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Werte, die dann in der Dachauer Landschaftsschule weiterkeimten: daneben ging die Sensation des Impressionismus, wie sie von Liebermann, Uhde oder den Schneebildern Hans Oldes ausging; dann wogte wieder eine verfrühte Welle des Expressionismus in Gestalt der Phantasien Jan Toorops' beunruhigend herein; Stuck trat als hoffnungsreicher Kämpe hervor, und als stille große Marksteine des ewig Monumentalen standen dazwischen Gesamtausstellungen des Werks von Hans von Marées und von Adolf Hildebrand.
Nimmt man hinzu, daß Klinger zum erstenmal das Gesamtwerk seiner Graphik den Münchenern zeigte und daß kurz darauf Th. Th. Heine und Slevogt mit ihren ersten Ausstellungen im Kunstverein empörenderweise Lacherfolge davontrugen, so kann man wohl sagen: Wer all das nach der Enthaltsamkeit, die Bremen auf diesem Gebiet bisher erzwungen hatte, ehrlich und lebhaft miterlebte, der hatte schon etwas mit sich zu tun. Es brodelten hier all die reichen und mannigfaltigen Kräfte um einen, die dann etwas später in der „Sezession" ihren Zusammenschluß fanden und begeistert ihr frisches, buntes Banner in die Welt trugen.
Ich habe damals in stürmischen Debatten mit meinen Freunden versucht, meine Kunstbegriffe selber für mich zu ordnen, denn einen Leitfaden durch die verschlungenen Wege, die über Frankreich und England in die neue deutsche Kunst führten, gab es, außer etwa Ludwig Pfaus „Kritischen Studien", nicht. Die Geburt dieses Leitfadens, nämlich Muthers „Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts", machte ich als stiller Zuschauer, ohne es zu wissen, zeitweise mit. Denn bisweilen führte mich ein Freund an jenen Stammtisch des Weinrestaurants „Sommer", wo ein geistreich-stürmischer Künstlerkreis, dem auch Muther angehörte, die Erscheinungen, die von allen Seiten auftauchten, zu werten versuchte. Benno Becker ist mir aus jener Runde als besonders feiner, Fritz Wahle von den „Fliegenden Blättern" als besonders witziger Kopf in Erinnerung geblieben, und später tönten mir aus Muthers Werk überall die Klänge wieder entgegen, die ich hier vernommen hatte.
Die Architektur spielte in dieser künstlerischen Bewegung noch gar keine Rolle. Still und unbeweglich schlummerte sie auf dem sorg-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

fältig ausgepolsterten Kissen der historischen Stile, und für mich war es fraglos ein Segen, daß der bunte Wirbel noch nicht einsetzte, der in ihr wenige Jahre darauf alle Begriffe umwarf, ohne sie einstweilen vollwertig ersetzen zu können. Noch hatte ich genug mit all den anderen Erscheinungen zu tun, die sich vor mir auftraten. Nur eine der großen Zukunftsfragen, die mich später beschäftigen sollten, ragte bereits in diese Tage herein: ich las Sittes „Städtebau" wenige Wochen nach seinem Erscheinen und war in heller Begeisterung über die vielen bereichernden Gesichtspunkte, die er vermittelte. Hier machte ich auch als Schreibender die einzige Ausnahme meinem Berufe gegenüber: ich veröffentlichte eine kleine Abhandlung „Plätze und Denkmäler", die in der Presse mehrfach nachgedruckt wurde.[49]

Vielleicht sieht es so aus, als ob neben all dem bunten Treiben, das diese ersten Semester füllte, für den wirklichen Beruf gar kein Platz übrig geblieben wäre, aber in Wahrheit ging dieser gleichmäßig und ruhig im Hintergrunde seinen Weg, und trotz allen Getriebes und trotz des an der Universität verplemperten Jahres machte ich nach fünf Jahren mein architektonisches Vorexamen.

Es war gespickt mit allen erdenklichen Sorten von Mathematik; Physik und Chemie kamen hinzu, und ich ging mit den Gefühlen eines Hochstaplers in das Wagnis aller dieser wissenschaftlichen Fächer hinein; aber siehe da, es ging ganz gut. Ich erlebte dabei etwas, was ich mir später, wenn ich selber examinierte, immer vergegenwärtigt habe: wo ich gar nichts wußte, erhielt ich die beste Note, wo ich leidlich beschlagen war, ging es schief.

Einige Wochen vor dem Examen verirrte ich mich, bewaffnet mit den Kollegheften eines älteren Kameraden, in den Vortrag der „Algebraischen Analysis", die mir ein besonderer Schrecken war. Der Professor machte gerade Übungen und ließ einen Studenten an der Tafel den Sturmschen Lehrsatz entwickeln. Während dieser mit dem Schicksal rang, vergegenwärtigte ich mir in meinem Hefte, was da los war, und als der Mann an der Tafel völlig scheiterte und der verzweifelte Professor vergebens nach einem Ersatz rief, dachte ich schließlich: Was kann da sein?, wagte mich vor

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und führte die Sache zu Ende. Im Examen sah der Professor mein unbekanntes Gesicht prüfend an, und dann fiel ihm plötzlich ein: „Ah, Sie haben mir damals ja den Sturmschen Lehrsatz so schön entwickelt, wie ist das noch mit der Geschichte?“ Ich war gerettet; es war das einzige, was ich konnte, und meine vorzüglichen Kenntnisse in algebraischer Analysis wurden amtlich mit einer 1,00 beglaubigt.

So kommt der Wertmesser, benannt Examen, zustande, der dann für viele Leute die Skala des weiteren Lebens bestimmt. Nun, die Hauptsache blieb, daß es glücklich überstanden war. Jetzt erst lag das Feld des eigentlichen Berufes frei vor einem, nicht mehr abgezäunt durch den Stacheldraht der sogenannten Hilfswissenschaften. Man konnte wirklich in dem Boden ackern, den man sich gewählt hatte, und sogar Blumen konnte man pflücken, wenn sie am Rande der Furchen standen.

Dieses Glücksgefühl habe ich im tiefsten Innern genossen, aber ich wollte es zunächst nicht in München auskosten, es trieb mich rastlos, die Welt auch von anderen Seiten zu sehen, und so wählte ich für die nächsten beiden Semester Berlin als Aufenthalt.

In der Zwischenzeit der langen Ferien machte ich in Bremen meine erste praktische Büroarbeit durch. J. G. Poppe, dessen künstlerische Persönlichkeit damals Bremen beherrschte, nahm mich – als einzige Hilfskraft – in sein Atelier, das sich im alten Heineckenschen Hause in der Buchtstraße befand und ein märchenhaftes Durcheinander von alten Kunstwerken, Zeichnungen, Modellen und kostbaren Stoffen darstellte. Hier erlebte ich den Entwurf für die Ausstattung eines Lloyddampfers, vor allem aber arbeitete ich an dem Wettbewerbsentwurf für die Bremer Stadtbibliothek, einem Klinkerbau, der später zur Ausführung kam.[50]

München sagte ich nur flüchtig Lebewohl, ich wußte ja, es gab bald ein Wiedersehen; nur von der treuen Crescenzia mußte ernsthaft Abschied genommen werden. Ein merkwürdiger Wandertrieb hatte sie unwiderstehlich gefaßt: sie mußte durchaus nach Amerika. Als ich meine kleine Bude verließ, schloß auch sie ihren Laden. Mit der Theres zog sie nach Chicago und betrieb dort die mit Lebens-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

philosophie durchsetzte Melberei weiter – innerlich und äußerlich ganz, als ob sie noch in München wäre. Warum? frage ich mich heute. Damals begriff ich es völlig, denn auch ich wäre am liebsten in die fernsten Länder gezogen, um ja nichts von dem zu versäumen, was man auf dieser Erde Fruchtbares erkennen kann.
Schließlich gab auch Berlin ein ganz reichliches Material für dieses Streben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ZWEITES KAPITEL

BERLIN 1892

Berlin ist eine Stadt, durch die man einen Fremden ziemlich mühelos entweder so führen kann, daß er entsetzt, oder so, daß er entzückt ist. Man kann sie auch je nach Absicht und Veranlagung vom selben Punkte aus als Optimist oder als Pessimist bewohnen. Ich habe es als Optimist getan.

Von meiner Wohnung in der Melanchthonstraße des Moabiter Studentenviertels bin ich möglichst selten durch die fragwürdigen Villenstraßen nach meiner Arbeitsstätte in der Charlottenburger Technischen Hochschule gegangen; ich nahm den Weg an der Spree entlang, die mit ihren Kähnen und Schiffen immer einen malerischen Eindruck gewährt, und dann quer durch die herrlichen Baumgruppen des Tiergartens zur Charlottenburger Chaussee. So hatte ich im Sommer wie im Winter täglich zweimal Eindrücke, wie sie nur wenige Großstädte in ihrem Herzen besitzen.

Das Haus in der Melanchthonstraße wurde dadurch allerdings nicht hübscher. Es war ein richtiger Berliner Zinskasten, an dessen Hinterhofe ich die kleinere der winzigen Stuben bewohnte, durch deren Vermietung die Witwe Krüger ihr Leben fristete. Der poetische Hauch, der über Crescenzias Holzschnittfigur lag, fehlte hier allerdings völlig, aber trotzdem hatte die rührende Gestalt dieses bescheidenen schwindsüchtigen Frauchens, bei der manche Anzeichen auf eine etwas bewegte Vergangenheit deuteten, einen sympathischen Charakter. Die gescheite und gutherzige Berlinerin kam auch in diesem kleinen Format zum Vorschein.

In der Kammer, die ich hier bewohnte, bin ich oft sehr glücklich gewesen: neben mir hauste wiederum der Bremer Kamerad aus München, aber eigentlich wohnte noch ein dritter mit uns zusammen, und das war mein Bruder, der in Alt-Landsberg als Referendar tätig war und jeden Sonnabendnachmittag nach Berlin hereinkam, um hier den Sonntag zu verleben. Dann brachte er zwei

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nächte in meiner Bude zu, und es war nur gut, daß mein Bett zwei Matratzen besaß, so daß die eine auf der Erde zu einem Lager benutzt werden konnte, denn ein Sofa gab es nicht in dem kleinen Raume. Wenn ich sonnabends von der Arbeit kam und er meinem Pfiff vom Fenster aus antwortete oder ich oben auf den wohlbekannten Rhythmus seiner schnellen Schritte in den Hof hinunterlauschte, fühlte ich unendliches Wohlbehagen: nun war ein schöner Abend und ein noch schönerer Sonntag gewiß.

Der Abend wurde meistens im Kreise von Freunden verbracht, entweder versammelten sie sich bei uns, oder noch öfter zogen wir hinüber zum Bruderpaar Hampe, das nicht weit von uns in einer netten Wohnung hauste.

Die beiden Brüder, Karl und Theodor, die alle beide bekannte Gelehrte geworden sind, liebten wir sehr; sie zeichneten sich aus durch eine eigentümliche Sachlichkeit, mit der sie ideale Dinge betrieben. Die äußere Trockenheit, mit der alles behandelt wurde, würde beinahe zum Widerspruch gereizt haben, wenn nicht jeder Tieferblickende das wahre Gefühl dahinter leicht hätte erkennen können. An solchen Abenden teilte immer einer von uns zwanglos irgend etwas aus dem Kreis seiner Interessen den anderen ausführlich mit. Ein neues, merkwürdiges Buch wurde vorgenommen, eine den anderen unbekannte Dichtung mitgeteilt, meine neuesten Zeichnungen wurden durchgesprochen, und vor allem wurde musiziert. Hampes besaßen nicht nur ein Klavier, sie konnten auch singen. Einmal haben sie uns eine ganze Oper, die ihnen auf einer dänischen Reise Eindruck gemacht hatte, mit allen darin vorkommenden Rollen aus der Partitur vorgeführt; am schönsten aber war es, wenn uns Karl, der jüngere der beiden, mit seiner vollen Stimme und mit tiefempfundenem Vortrag die Lieder vorsang, die ihn gerade begeistert hatten. Er lebte damals in Brahms' und vor allem in Schuberts Liedern, und aus der unendlichen Fülle des Schubertschen Schaffens trug er mühelos vor, was immer man wollte. Manches, wie den „Schwager Chronos", mußte er unweigerlich jedesmal singen, aber im übrigen nutzten wir die Gelegenheit, um recht viel von diesen zum Teil wenig bekannten Schätzen kennenzulernen,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und nur selten hat Musik einen so tiefen und klaren Eindruck auf mich gemacht wie in der anspruchslosen Form, in der sie hier auftrat.[51]

Am Sonntag ging es dann in aller Frühe auf Entdeckungsfahrten in die Umgegend, nach Rheinsberg oder Chorin oder in die Buckower Berge. Da waren wir beide meistens allein miteinander, denn unser Zusammensein hatte noch einen ganz bestimmten Zweck; wir redigierten die Veröffentlichung des Welser-Buches, das mein Vater unvollendet hinterlassen hatte, und das jetzt als Festschrift zur Fünfhundertjahrfeier der Entdeckung Amerikas in Hamburg herausgegeben wurde. Das war eine mühsame Arbeit, die viele Stunden in Anspruch nahm, und um sie zu erledigen, suchten wir uns, draußen angekommen, immer irgendwo ein stilles Gebüsch, wo wir lagerten und die Blätter oder die Korrekturbogen vornahmen. So wurde aus der Mühe zugleich eine Erholung, denn dazwischen wanderten wir wieder ein Stück und hatten uns aus den Erlebnissen der Woche endlos viel zu erzählen.

Die Berliner habe ich bei dieser Gelegenheit liebgewonnen; solche Ausflüge sind so etwas wie ihre Spezialität, und sie verstehen es wirklich, die „Landpartie", mag kommen, was da will, in guter Stimmung durchzuführen. Ebenso aufreizend wie ihr schnodderiger Witz und immer bereites Wort wirken mag, wenn es in anderem Lande ertönt, ebenso selbstverständlich ist es, wenn sie untereinander sind und jede Regung dieser Eigenschaften sofort eine schlagfertige Gegenrechnung wachruft. Da verliert dieses Wesen das Anmaßende, denn es ist ja nur ein Sport, der um seiner selbst willen geübt wird. Der Berliner im Menschengedränge ist dadurch eines der amüsantesten Erlebnisse, das man haben kann, und versöhnt geradezu mit diesem sonst doch wahrlich nicht beneidenswerten Zustand des Daseins. Kurz, wer unter diesen Menschen lebt, lernt den Typus des Bürgerstandes bald schätzen; wir freundeten uns mit den Inhabern aller der Läden an, in denen wir unsere kleinen Einkäufe zu machen pflegten, besonders wenn niedliche Töchter vorhanden waren, und freuten uns an den tüchtigen und lebensverständigen Menschen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

In Berlin kann man eigentlich gar nicht anders als fleißig sein; alles ringsum ist ja fleißig, und so wurde es nicht schwer, sich zur Berufsarbeit zu sammeln. Aber die Technische Hochschule hatte in der ganzen Art ihres Betriebes etwas Ungemütliches, und nicht nur der menschliche Zusammenhang, auch der Zusammenhang zwischen den einzelnen Lehrfächern fehlte fast gänzlich. Jeder Professor machte seinen besonderen Kram, ohne sich um die anderen und ohne sich um das Gesamtbedürfnis seines Schülers zu kümmern. Ach, war ich einmal wieder enttäuscht!

Je berühmter die Herren waren, um so weniger schienen sie mir lebendig geblieben. Da war Raschdorff, bei dem perspektivisch entworfen wurde: das war ein systematischer Unterricht im Stehlen von Motiven aus einem zu diesem Zweck sorgfältig geordneten Photographenarchiv. Da war Jacobsthal, bei dem man Ornamente entwarf: das war ein zwar geschmackvolles, aber pedantisches Umgruppieren alter Formen, ohne den geringsten Zusammenhang mit den ewigen Quellen dekorativer Phantasie, die heute jede Volksschule ihren Schülern eröffnet. Da war Adler, der ein berühmtes Kolleg über italienische Renaissance las: aber wer die Burckhardtschen Werke kannte, erhielt keine neuen Eindrücke und sehnte sich nach der selbstlosen Einfachheit dieses wirklich großen Kulturschilderers.

Ich würde vielleicht ganz irre geworden sein an der Möglichkeit, meinem Beruf wirklich näher zu kommen, wenn nicht ein Mann gewesen wäre, bei dem man festen Boden zum Vorwärtsschreiten unter den Füßen spürte: *Karl Schäfer*. Er war gerade wieder von einem der schweren Anfälle genesen, die seine unmäßige Lebensweise ihm ab und an zuzuziehen pflegte; seiner hünenhaften Erscheinung konnte man nichts anmerken, die sah unerschütterlich aus, aber seine Hand zitterte so, daß ich jede Art des Zeichnens für ganz ausgeschlossen hielt, als er sich zum erstenmal an mein Reißbrett zur Korrektur niederließ. Da irrte ich aber sehr, denn wenn diese zitternde Hand den eingeklemmten Bleistift einmal aufs Papier gebracht hatte, trennte sich die Spitze für fünf Minuten nicht wieder vom Bogen, sondern pflügte wie eine selbsttätige Ma-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schine mit unfehlbarer Sicherheit in schweren Furchen auf der Oberfläche herum. Ich hätte zuerst schreien mögen, so war mein schönes, sauber gezeichnetes Blatt verwüstet: diese schwarzen Striemen waren nie wieder wegzukriegen. Gottlob versuchte ich es gar nicht, denn das hätte ein furchtbares Donnerwetter gegeben; ich mußte mich den grobschlächtigen Linien anpassen und selber ebenso kräftig zu zeichnen versuchen. Darin lag schon etwas sehr Nützliches und Erzieherisches, aber die Hauptsache war doch etwas anderes. Schäfer zeigte dem Neuling, wenn er mit ihm eine gotische Kirche entwarf, wie der Prozeß des architektonischen Denkens überhaupt vor sich geht; durch die Art, wie man Schnitt, Grundriß und Aufriß immer ineinander eingreifen lassen und wie man Form und Konstruktion stets gleichzeitig betrachten mußte, begann man, den Bau als Organismus aufzufassen. Man wurde erlöst von dem pedantischen Pendeln um Motive und um Linienspiele, man arbeitete gleichsam plastisch, und keine Unklarheit wurde dabei hingelassen.
Und noch etwas anderes wirkte erlösend: wenn man die Schäferschen Kollegs über Stein- und über Holzkonstruktionen fleißig mitgemacht hatte, besaß man Rezepte, und, so unkünstlerisch das klingen mag, es ist äußerst beruhigend, von dem idealen Standpunkt freien Künstlertums auf den hausbackenen Standpunkt guter Rezepte zu kommen. Wohl jeder etwas hochgemutere junge Architekt geht mit sehr kühn gespannten Vorstellungen von der Freiheit künstlerischen Schaffens und dem Wert eigener Gedanken in seinen Beruf hinein. Man möchte das auch gar nicht anders wünschen, denn es ist die Form, in der sich eine idealistische Gesinnung bei Dilettanten meistens äußern wird. Diese Gesinnung darf auch nicht mit rauher Magisterhand zerstört werden, aber in den entscheidenden Jahren muß sie leise umgestaltet werden nach einer anderen Richtung: nach der Richtung aufs Handwerk in unserem Beruf. Für dieses Stück Handwerk muß man Sinn bekommen, nicht etwa nur, indem man es erkennt und als unvermeidliches Schwergewicht am künstlerischen Flügelwagen betrachtet, sondern indem man beginnt, darauf stolz zu werden, ebenso stolz wie auf das frühere, unbestimmt umrissene „Künstlertum".

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schäfer hatte die Gabe, diese Wendung in seinen Schülern hervorrufen zu können. Er gab ihnen den sicheren Boden des Handwerks und zugleich den Stolz darauf; jeder Schäfer-Schüler sah mit Verachtung auf architektonische Phantasten und brüstete sich mit seiner soliden Werkgerechtigkeit. Manche blieben in dieser Welt der Vorbedingungen stecken, das schadete nichts, denn man bewahrte die Mitmenschen vor den Entgleisungen, denen sie sonst sicherlich anheimgefallen wären. Wer berufen war, darüber hinauszukommen, tat es leichter von diesem sicheren Boden aus, durfte allerdings, solange er unter Schäfers eigenen Händen war, schwerlich daran denken.

Denn Schäfer war ein eifriger Gott. „Sic volo, sic jubeo" war das Motto seines Zeichensaales, und in diesem unbeugsamen, ansteckend wirkenden Glauben an das Heil des eigenen Wesens lag ein bedeutsamer Grund zur großen Macht, die er über die Gemüter der Jungen hatte. Für mich war dieses Despotische in Schäfers Auftreten die Ursache, weshalb ich mich ihm innerlich nicht völlig nähern konnte; ich verehrte dankbar die Kraft, die hier vor mir stand, aber die menschliche Liebe erglomm nicht. Das mag mit daran liegen, daß auch die Gotik mir mehr ein geistiges, als ein herzliches Vergnügen bereitete. Ich glaube, daß es kein Objekt gibt, an dem man die Grundsätze solider baulicher Gesinnung so deutlich zergliedern und lehren kann, wie an dem Schema einer frühgotischen Kirche. Eine wundervoll klare architektonische Grammatik tut sich hier auf und prägt sich dem Bewußtsein ein; aber auch in der Dichtkunst sind mir vom Standpunkt des Genießens die Schöpfungen lieber, bei deren Stil ich an Grammatik nicht weiter erinnert werde.[52]

Was mich aber wohl am meisten etwas kühl bleiben ließ, war das instinktive Gefühl, in dieser gotischen Welt doch nur sehr lose mit den Forderungen und Erscheinungen der Gegenwart in Beziehung zu stehen. Das merkte ich vielleicht am deutlichsten dadurch, daß ich zu gleicher Zeit, wo ich bei Schäfer arbeitete, die Übungen im Stegreifentwerfen mitmachte bei dem alten prächtigen Ende;[53] und da versagte mir die Gotik. Es waren kleine Wettbewerbsaufgaben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

aus dem praktischen Leben, die er stellte. Man suchte sie in anspruchslosen Blättern zu meistern, und die eingelaufenen Lösungen wurden dann kritisch von ihm durchgesprochen. Mit großem Mut machte ich mich in meinen Abendstunden an diese eigentlich für mich Anfänger viel zu schweren Aufgaben, erwischte auch manchmal ein freundliches Wort meines Preisrichters, aber lernte im ganzen doch wohl mehr auf negativem als auf positivem Wege. Für die Kunst, an ein reales Bauprogramm mit seinen bunten Ansprüchen sachlich heranzutreten, hatte ich noch nicht die geringste Anregung genossen. Das war auch eine Sache, die Schäfer fernlag, für die aber die Stadt, in der ich lebte, ringsum unwillkürlich die wertvollsten Anregungen bot. Ich fing hier in Berlin zuerst an, die Gebäude fachmännisch zu betrachten, zergliedernd und nach Ursachen forschend; zugleich übertrug ich die bisher nur für längst vergangene Zeiten vorhandene Neugier nach den Verfassern der Dinge auch auf die Gegenwart.

Ich war völlig unwissend über den ungeschriebenen, nämlich den zeitgenössischen Teil der Architekturgeschichte nach Berlin gekommen. Das kam in unverhüllter Weise zum Vorschein, als ich beim Architekten Martens, dem bekannten Bankspezialisten, einen Gruß aus Bremen bestellte, wo er auch eine Bank gebaut hatte. Nur die Dame des Hauses, eine lebhafte, gewinnende Frau, empfing mich, und im Laufe des über architektonische Dinge geführten Gesprächs flocht sie mehrfach ein: „Ich bin nämlich eine Tochter von Gropius." Ich schämte mich damals noch der gesellschaftlichen Verstellung und sagte ganz offen: Gropius wäre vermutlich ein bedeutender Architekt gewesen, ich wüßte leider gar nichts von ihm.[54]

Das war Anlaß, daß sie mir in liebenswürdigster Weise ein Privatissimum über die letzten Entwicklungsgänge der Berliner Architektur, ihre Vertreter und deren bezeichnendste Bauten hielt – ein Wegweiser, dem ich dann eifrig nachgegangen bin. Aber sie kündigte gleich an, bei dieser theoretischen Auseinandersetzung dürfte es nicht bleiben, ich sollte die Berliner Meister auch in natura kennenlernen, das sei ebenso interessant; und sie hielt Wort. Wieder erlebte ich hier, als einziges Studentlein mit lauter ausgewachsenen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Männern zusammen sein zu dürfen. Im Martensschen Hause verkehrten in kleinem Kreise die meisten der Berliner Architekten, die damals im Vordergrunde standen, und zwei von ihnen machten mir als Persönlichkeiten großen Eindruck: Kayser, der Kompagnon von Großheims, durch sein ritterliches Wesen, und Hans Grisebach, den ein Hauch von Kunst und Anmut umwehte. Unter allem, was ich damals in Berlin an Neuem sah, liebte ich seine Bauten am meisten; die liebenswürdigen Villen, die im Verhältnis zu anderen Berliner Leistungen so einfach waren, und vor allem seine ersten Versuche zur Lösung der Frage des Großstadtgeschäftshauses, wie sie in der Friedrichstraße standen, erschienen mir bahnbrechend. Heute ist das alles blaß geworden; die Keime, die in diesem Manne steckten, sind zu früh verwelkt, wer ihn aber selber im Leben gesehen hat, weiß, daß das ein Verlust war.

Dieser erste Zusammenhang mit den lebenden Kräften meines Berufes spielte sich natürlich sehr aus der Ferne ab. In München hatte ich seltsamerweise die Kluft des Entwicklungsunterschiedes gar nicht recht empfunden, wenn ich mit fertigen Menschen zusammen war. Hier war er mir sehr deutlich, und etwas Ähnliches war eigentlich mit dem ganzen Berlin der Fall. München und sein Treiben hatte mir mit zugehört, Berlin gehörte mir nicht, ich durfte es nur angukken. Ich sah das ganze Leben, an dem ich in diesen beiden Semestern teilnahm, etwa wie der Handwerksbursche die Delikatessenauslage bei Borchardt: ganz wundervoll konnte ich alles besehen und kritisch bewundern, aber eine Glasscheibe war dazwischen. Zum Besitzen waren diese Dinge nicht für mich da.

Das gilt natürlich in besonderem Maße für die reiche Sammlung von Eindrücken, die ich mir im weitesten Umkreis des Berliner Geisteslebens zu schaffen suchte, Eindrücke, die nicht tief gehen, die mir aber vieles in meinem Dasein lebendiger und frischer gemacht haben. In den späten Nachmittagsstunden nämlich, wenn die Arbeit im Zeichensaal beendet war, hospitierte ich in den Vorlesungen der Universität, und zwar war dabei der maßgebende Gesichtspunkt nicht eigentlich der Inhalt dieser Vorlesungen, sondern die Persönlichkeit des Lehrers. Es gab mir einen außerordentlichen Ge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nuß, die Art des Vortrages, Stimme und Gestalt der verschiedensten Männer kennenzulernen, deren Wirkungsspuren ich im Leben überall wieder begegnete. So hörte ich Vorträge von Hans Delbrück, Paulsen und Gneist, von Adolf Wagner und Schmoller und verfolgte die Verschiedenheit ihres Stiles und ihrer Individualitäten. Bei Herman Grimm machte ich unter anderem den historischen Augenblick mit, als er die erste Dame in ein Berliner Kolleg einführte: er hielt es für nötig, zuerst eine feine kleine Rede über Studententum und Ritterlichkeit zu halten; dann führte er sie feierlich am Arm zu ihrem Platze. Das ist mir immer, wenn ich später die Scharen der Damen in die Kollegs fluten sah, ein interessanter Maßstab für den staunenswerten Geschwindschritt geblieben, mit dem die Frau sich ihren Platz an der Sonne erobert hat.

Bei Helmholtz geriet ich in ein Kolleg der allerhöchsten Mathematik, in das sich nur fünf oder sechs Studenten hineintrauten, während ich geglaubt hatte, in der Menge völlig zu verschwinden. Er entwickelte eine so komplizierte Formel, daß es grün und blau wurde vor meinen noch frischen Mathematikeraugen, und zum Schluß kam etwas völlig anderes aus der großen Mühe heraus, als er vorher angekündigt hatte. Das genierte ihn aber gar nicht; mit größter Seelenruhe wies er auf den Fehler, den er mitten in der Rechnung gemacht hatte, hin und sagte: wenn wir den nicht machten, würde es schon richtig werden. Das glaubten wir auch unbesehen, ja, sein persönlicher Eindruck war trotz dieser mißlungenen Vorführung so groß, daß ich ihm noch ganz anderes geglaubt hätte.

Den weitaus stärksten Eindruck unter all diesen großen Hochschullehrern machte mir aber *Heinrich von Treitschke*. Er sprach in dem großen Saal der alten Singakademie hinter dem Universitätsgebäude, und seine Zuhörerschaft setzte sich aus Mitgliedern aller Stände und Altersklassen zusammen. Da er so gut wie ganz taub war, hatte er eine hohle und dröhnende Sprechweise angenommen, die zuerst befremdete, aber später seine leidenschaftlichen Ergüsse noch wirkungsvoller machte. Was ich von ihm hörte, war ein gewaltiger,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

historischer Haßgesang gegen England. Erbarmungslos beleuchtete er die politische Moral dieser erfolgreichsten Nation des 19. Jahrhunderts, und es klang wie das Grollen eines Löwen, wenn er den einstigen Zusammenbruch des aus solcher Gesinnung Gebauten mahnend voraussagte. Ich folgte ihm damals noch nicht in solcher Beurteilung, einstweilen wirkte der Glanz dieser scheinbar so gefestigten Kultur allzu kräftig auf mich, aber rhetorisch schlug Treitschke mich ganz in seinen Bann. Das war hinreißende Kraft und zugleich eine Kunst des Ausdrucks, wie ich sie nur ganz selten wieder gehört habe. Treitschke, Naumann und Bebel sind eigentlich die einzigen drei Redner, die mich durch die Kunst des Sprechens wirklich in Bewunderung versetzt haben. Naumann war der vollendetste, Bebel der geschickteste, Treitschke aber der mächtigste unter ihnen.

In diesem Winter habe ich auch außerhalb der Universität viele merkwürdige Redner gehört, denn die wichtigste Regung, die Berlin in mir erweckte, war wohl das Bedürfnis nach einer gewissen Auseinandersetzung mit den großen politischen und sozialen Bewegungen der Zeit. Es war vielleicht der Trieb nach einer Art von Ergänzung zu den Münchener Einwirkungen, der sich darin äußerte, denn in dieser selbstzufriedenen Kunststadt spielten Fragen politischer Natur für den sogenannten Kulturmenschen eigentlich gar keine Rolle; sie wurden betrachtet als etwas, was außerhalb des Gesichtskreises liegt, der einen berühren muß. Hier im Norden aber brauchte man gar nicht sehr beweglich zu sein, um in ihren Bann zu geraten. Überall, wohin man schaute, blickte dem jugendlichen Beobachter das Sphinxhaupt dieser Fragen entgegen, und man fühlte sehr deutlich, wie einseitig das Bemühen um künstlerische Angelegenheiten aller Art war, während hier die eigentlichen Probleme der Zeit schlummerten.

Ich begann, den Reichstag zu besuchen und mich mit politischen Dingen zu beschäftigen; vor allem ließ es mir keine Ruhe, bis ich den Mann gesehen hatte, an den man überall gemahnt wurde, und der eigentlich, obgleich fern, noch immer der Mittelpunkt dieser Stadt war, in der ich lebte. Ich sparte all mein Geld zusammen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und fuhr zum 1. April nach Friedrichsruh. Als ich da unter all den begeisterten Fackelträgern vorwärts zog und plötzlich vor dem wohlbekannten Gesicht stand, war es mir, als ob mein Herz einen Augenblick stockte. Ich konnte nicht „hurra" rufen und nicht singen, sondern blickte stumm in diese strahlenden Augen, die unter dem Kürassierhelm hervorleuchteten. Das ganze Gesicht erschien mir im Ton viel lichter, als ich es mir nach Lenbachs bräunlich gehaltenen Bildern vorgestellt hatte, und auch die Stimme war heller, als ich sie erwartet. Die kräftigen, abgehackten Sätze ertönten, unermeßlicher Jubel folgte, und dann zog man endlos durch die dunklen Bäume des Parks, voll innerster Freude, diese Stunde erlebt zu haben. Kein Kunstwerk vermag ähnliche Erregungen auszulösen wie der Genuß des Anblicks eines wirklich großen Menschen.

Ja, selbst kleinere Charakterköpfe aus der Galerie des Lebens können dem Interesse an Kunst den Rang streitig machen. Das merkte ich in diesem Winter, in dem Musiker, Maler und Schauspieler fast ganz aus meinem Gesichtskreis verschwanden, während die Redner der politischen Versammlnugen in reicher Reihe in den Vordergrund traten. Vieles, was ich in diesen Versammlungen kennenlernte, stieß mich gründlich ab, aber anderes wieder packte mich mächtig durch die Gewalt der die Grundfesten des Lebens berührenden Fragen. Da war vor allem die Sozialdemokratie. Jeder, dem das Großstadtleben zuerst in aller Eindringlichkeit die Tragweite und zugleich die Ungelöstheit der sozialen Probleme vor Augen stellt, muß vor die Frage geführt werden, ob es wirklich nötig ist, daß die menschlichen Bestrebungen, welche die sozialdemokratische Bewegung verfolgt, mit den politischen Bestrebungen dieser Partei untrennbar verbunden bleiben. Von der Notwendigkeit der menschlichen Bestrebungen, die hier ihren Ausdruck suchten, war ich ebenso überzeugt wie von der Verderblichkeit der politischen, und mit diesem Zwiespalt glaubte ich mich am besten auseinandersetzen zu können, wenn ich die sozialdemokratischen Versammlungen besuchte, die damals zahlreich in Berlin abgehalten wurden. Es war gerade eine kritische Zeit im inneren Leben der Partei.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Eine radikale Gruppe verlangte eine weit schärfere Fassung und Auslegung des politischen Parteiprogramms, während die größere Menge deutlich den gemäßigteren Standpunkt vertrat, der bereits der Theorie gegenüber gewisse bürgerliche Charakterzüge anzunehmen begann. Es war außerordentlich interessant, den verschiedenen Phasen dieses Kampfes zu folgen. Tiefe Blicke in das Wesen der politischen Fragen ergaben sich daraus, aber noch weit tiefere in das Wesen der einzelnen Persönlichkeiten, die da redend hervortraten. Neben traurigen Machern sah man kernige, emporstrebende Willensmenschen, neben ehrgeizigen Fanatikern standen idealistische Phantasten, und immer waren es die Skrupellosen und die Einseitigen, die den äußeren Erfolg auf ihrer Seite hatten. Ich lernte bald mit Trauer, daß man auf den Gedanken verzichten muß, in Volksversammlungen einem gerechten Abwägen von Grund und Gegengrund näherzukommen und daß hier nur jene schärfste Schwarzweißmalerei zur Wirkung kommt, bei der die Stilisierung an der Grenze der Karikatur steht.

So kam ich eigentlich nur psychologisch auf meine Kosten; politisch aber blieb mir aus den stürmischen Eindrücken die Hoffnung lebendig, daß der scharfe Gegensatz, den man zwischen den wirklich umstürzlerischen Elementen und denjenigen bemerken konnte, die nichts anderes wollten als die zweckmäßige und sachkundige Vertretung ihrer Standesinteressen, doch einmal zu einer gesunden Sonderung der Massen führen würde. Der Gedanke einer Arbeiterpartei im Rahmen der gefestigten Begriffe von Moral, Religion und Vaterlandsgefühl erschien mir durchaus nicht als etwas Undenkbares, und es war klar, daß in ihm die einzige Möglichkeit lag, den immer drohender aufsteigenden Despotismus dieser Massen wirklich einzudämmen.

Damals hatte Naumann noch nicht seine Versuche in dieser Richtung gemacht; ihr Scheitern ist mir später, als ich in Leipzig diese Kämpfe mitmachte, eine gewaltige, fast unbegreifliche Enttäuschung gewesen.

Führte die Sozialdemokratie in der Form, wie ich sie damals kennenlernte, immer wieder in die unfruchtbaren Gefilde einer

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

unheilvollen Theorie, so tat ich auf eine andere Weise einen tiefen Blick in die unmittelbare Praxis der sozialen Großstadtarbeit: ich lernte die Heilsarmee näher kennen. In diesem Jahre machte sie ihren allerersten Vorstoß nach Berlin, und das erregte mehr Aufsehen und Ärgernis, als man sich heute denken mag, wo ihre Erscheinung zum selbstverständlichen Bestandteil der Großstadt geworden ist.

In dem kleinen Saale eines Vorstadthinterhofes fand die erste Versammlung statt, zu der die Heilsarmee in Berlin eingeladen hatte; sie ging vor sich mit dem ganzen Apparat der üblichen Geschmacklosigkeiten und wurde geleitet von einem Manne, der sich in einer Sprache verständlich zu machen suchte, die man kaum mit deutsch bezeichnen konnte. Eine echte Berliner Radaustimmung beherrschte den Saal, der, soweit man sehen konnte, nur von Vorstadtpublikum gefüllt war. Man lachte, johlte, machte Witze, aber die Leute auf dem Podium schienen das gar nicht zu bemerken. Ihre Inbrunst wurde immer größer, und es war seltsam: von dem Manne mit der gebrochenen Sprache ging die Kraft reiner Überzeugung und leidenschaftlichen Wollens aus. Als schließlich das große gemeinsame Gebet begann und er jeden, der anfangen wollte, sich zu bessern, aufforderte, stillschweigend mit den Betenden auf dem Podium niederzuknien, stahlen sich nach einiger Zeit leise die verschiedensten Menschen nach vorne. Plötzlich sah ich den Burschen, der neben mir am lautesten randaliert hatte, unter der Gemeinde knien, kurz, ein merkwürdiger und mir nicht begreiflicher Rausch hatte wenigstens einen Teil der Gemüter ergriffen. Diese Stimmung wurde stark dadurch gefördert, daß inzwischen die draußen wartende Menge das viel zu geringe Polizeiaufgebot durchbrochen hatte und begann, die Fensterscheiben des Saales einzuwerfen. Die völlige Unbekümmertheit, mit der das Hallelujah weitergesungen wurde, während Steine durch das Fenster fielen, machte wohl am meisten Eindruck. Jedenfalls aber hatte man das Gefühl, einer ungreifbaren Macht begegnet zu sein, und dieses Gefühl verschwand nicht bei längerem und häufigerem Kennenlernen. Wohl kamen da alle die Kindlichkeiten der Heilsmethode

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

deutlich zum Vorschein, aber ein tiefer Respekt vor diesen Menschen, die ein großes und schweres Ziel mutig verfolgten, blieb bestehen, besonders ein Respekt vor den Frauen. Nur diese konnten ihren dem Elend der Großstadt verfallenen Schwestern wirklich helfen, und sie taten's mit Hingebung und, wie mir schien, mit manchem Erfolg.

Ich war im Laufe der Zeit augenscheinlich eine bekannte Erscheinung in den Heilsarmeeversammlungen geworden, und als kurze Zeit darauf der General Booth selber in Berlin erschien und nach sehr eindrucksvoller Rede sich leise erkundigte, welche Seelen er persönlich zu fangen suchen sollte, wurde ich ihm offenbar als ein solches hoffnungsvolles Objekt gezeigt. Unvermerkt pirschte er sich von hinten an meinen Stuhl heran, und als ich ahnungslos dem Bericht eines zweiten Redners lauschte, raunte er mir plötzlich mit Geisterstimme ins Ohr: „Have you found Christ?" Das verfehlte nun seine Wirkung völlig; ich ärgerte mich über dieses theatralische Manöver und machte ihm sofort klar, daß er seine kostbare Zeit nicht an mir verschwenden solle. Und damit hatte dieses Heilsarmeeintermezzo für mich ein Ende. Mein Interesse an der sozialen Arbeit dieser seltsamen Bewegung ist aber aus größerer Ferne das gleiche geblieben.

Zu Großstadtstudien dieser Art stand es eigentlich im schärfsten Gegensatz, daß dieser Winter zugleich der einzige in meinem Leben war, an dem ich als regelrechter Tanzherr eine regelrechte Ballsaison mitgemacht habe. Gott sei Dank, daß es der einzige war, denn ich fühlte mich für diese Art des Vergnügens außerordentlich unbegabt, und es will mir auch nachträglich scheinen, als ob diese Geheimratsbälle eigentlich eine rechte Karikatur gewesen sind. Ausgehend von dem lieben und gastlichen Hause einer Tante, der Schwester meines Vaters, die, vermöge ihrer besonderen Persönlichkeit, einen ungewöhnlichen Freundeskreis besaß, wurde ich allmählich in all den bekannten Berliner Professorenhäusern eingeführt, und wenn ich nachmittags die Väter im Kolleg studiert hatte, konnte ich abends an den Töchtern weiterstudieren. Sicherlich ließ sich mit diesen Mädchen, die nicht nur aus geistig beson-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ders angeregten Häusern stammten, sondern vor allem gewitzigte Berlinerinnen waren, besonders leicht in einer Weise verkehren, die das Niveau des Ballgesprächs etwas überragte, aber steif und gezwungen ist mir dieser Verkehr nach dem, was ich in München gewohnt war, doch immer vorgekommen. Das Merkwürdigste aber war, daß mir all diese Ballfeste eines genau wie das andere zu sein schienen. Man befand sich in den Räumen der eigenartigsten Köpfe aus der deutschen Gelehrtenwelt, eines Virchow, eines Treitschke, aber sie sahen eigentlich alle gleich aus, denn alle waren für das große Ereignis des Balles künstlich zurechtgemacht. Irgendwo stieß man auf den freundlich lächelnden Hausherrn, aber man hätte ebensogut an einem dritten Orte zusammenkommen können. So lag das Ergebnis dieser Berliner Semester nicht in ihren geselligen Erlebnissen, auch sie spielten sich für mich wie hinter einer Glasscheibe ab, durch die ich nur hindurchsah; es lag vielmehr in dem Einblick in eine Welt, die man weder in München noch in Bremen kennenlernen konnte: die Welt des sozialen Getriebes, auf dem das Wesen unserer augenblicklichen Kulturordnung beruht. Durch die Art, wie diese Dinge dort im Norden in ihrer unerbittlichen Bedeutung hervortreten, kommt ein herber Zug in das Leben hinein, das sich hier abspielt. Ein Künstlerleben, wie es München die ausschlaggebende Färbung gibt, kann solchen herben Zug wohl eine Zeitlang übertönen, ganz auslöschen wird es ihn nie wieder können; und das ist gut, denn für den Architekten ist es nützlich, zu wissen, daß nicht die Luxusaufgaben unserer Zeit, mögen sie künstlerisch noch so sehr locken und glänzen, die wichtigste Rolle im Gesamtbild unseres Schaffens spielen, sondern daß die Mitarbeit an großen sozialen Problemen auch für die Architektur die schwerwiegendste Wichtigkeit hat. Das begann langsam am Horizonte meines Berufes als neue Erkenntnis aufzudämmern.

Ein Schuß Berlin in dem künstlerischen Wein, den München dem werdenden Künstler spendet, wird immer von großem Nutzen sein, wobei nicht zu vergessen ist, daß dieser Münchener Wein für die dionysische Stimmung, aus der aller werdende Kunstsinn

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

erst seine innere Kraft und Fülle erhalten kann, unentbehrlich ist.

Ebenso nützlich wie es für mich war, dieses Jahr in Berlin verbracht zu haben, ebenso wichtig war es jedenfalls auch, daß ich nun wieder nach München zurückkehrte. Für Berlin aber habe ich seit dieser Zeit nicht als Künstler, aber als Mensch immer ein Heimatgefühl behalten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

DRITTES KAPITEL

MÜNCHEN 1892 – 1895

München hatte sich nicht verändert, als ich wiederkehrte; dieselben gastlichen Häuser, dieselben Kameraden, dieselbe Lebenslust. Nur meine Arbeit war eine andere geworden.

Sie brachte von selbst eine volle Konzentrierung auf die Technische Hochschule mit sich und damit gegenüber dem bunten Suchen der ersten Jahre eine gewisse Beruhigung. Bunt war die Speisekarte, die man zu bewältigen hatte, trotzdem noch immer, denn das Schlußexamen der Hochschule, das ich in einem Jahr machen wollte, hatte nach heutigen Begriffen ein geradezu barbarisches Programm. In fünfzehn verschiedenen Fächern wurde man teils mündlich, teils schriftlich geprüft; davon waren nur fünf im eigentlichen Sinne fachlicher Natur, nämlich Klausurarbeiten in Perspektive, in Konstruieren und im Entwerfen nach den verschiedenen Stilarten; die anderen waren Nebenfächer in engerem oder weiterem Sinne. So mußte man nicht nur schriftliche Abhandlungen in Ästhetik und Kunstgeschichte machen, sondern auch Aufgaben in Straßen- und Eisenbahnbau lösen, ein Heizungsprojekt durchberechnen und über Geodäsie, Hygiene und Maschinenlehre die unangenehmsten Fragen gewärtigen. Alle diese und noch einige andere Kunstfertigkeiten wollte ich in einem Jahre schwergeprüft zum besten geben; daneben aber mußte ich eine Riesenmappe mit Zeichnungen anfüllen, denn acht verschiedene Professoren gaben mir für diesen Teil der geleisteten Arbeit zu den fünfzehn anderen noch acht weitere Noten. Zum Glück setzte man seinen ganzen Ehrgeiz auf diese Mappe; in ihr köstliche Blätter zusammenzuspeichern, war der Stolz jedes jungen Architekten, und ich habe später nicht weniger als sechsundneunzig Blätter meiner hohen Prüfungskommission vorgelegt.

Wenn man sich aber, nüchtern zurückschauend, heute dieses Prüfungsprogramm vergegenwärtigt, faßt einen doch ein ehrlicher

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zorn über die Unvernunft solcher Facherziehung. Statt das Riesengebiet, auf das man den Architektureleven führt, sorgfältig abzuzäunen, damit er sich nicht auf mancherlei Nebenwege verliert, die in ihm zusammenlaufen, statt weise allgemeine Orientierungstafeln über diese Nebenwege aufzustellen und so dem Studenten im Wirrwarr der Eindrücke zurechtzuhelfen, wurde er der Ressortpolitik sämtlicher Ordinarien der Hochschule ausgeliefert. Jeder forderte seinen Teil an der armen Seele, und was lehrte er ihn von seinem Spezialfach? Nicht etwa die geistigen Grundbegriffe der Maschinenlehre, sondern die verschiedene Berechnungsart der Nietköpfe, nicht die praktischen Handgriffe der Geodäsie, sondern die wissenschaftliche Methode, um die Fehlergrenze der feinsten Messungen mittels Integralreihen festzustellen – nicht die großen Zusammenhänge des Eisenbahnbaus, sondern die Konstruktionsarten verschiedener Weichen. Das ist ein ganz unerhörter Mißbrauch mit der Kraft der anvertrauten Schüler, und zwar in einer Zeit, wo diese Kraft mit aller Anspannung lebendigen Zielen gewidmet sein sollte. Richtiger ist es vielleicht, wenn man von dem *Versuch* eines Mißbrauchs spricht, denn im Ernste haben wir uns auf diese Zumutungen eigentlich nicht eingelassen. Man tat so, als ob man sich mit diesen Dingen beschäftigte; in Wahrheit war man so verständig, zu zeichnen.

Auch auf diesem Gebiete wurde man von den verschiedensten Männern beansprucht, aber auch hier konzentrierte man sich vernünftigerweise aus eigener Machtvollkommenheit. Soweit man konnte, zeichnete man nur für einen: für Meister *Friedrich Thiersch*.[55] Es ist ja auffallend, daß Thiersch, obgleich zahllose Schüler im Laufe der Jahre durch seine Hände gegangen sind, doch keine deutlich erkennbare Schule gezeitigt hat. – Vielleicht ist eine gewisse Wurzellosigkeit seiner akademisch gefärbten Kunst daran schuld, denn wenn auch die durch keine lokalen Einschläge begrenzte, gleichsam allgemeingültige Note in der Architektur vorzüglich geeignet ist, vielen Menschen weitergegeben zu werden, so hat eben diese Allgemeingültigkeit die Folge, daß später der einzelne Schaffende seine besondere Färbung selbst in dieses Schema hineinbringt und so die Spur des Lehrers verlorengeht.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Jedenfalls war Thiersch in der Zeit, wo ihm die eigene Arbeit Muße genug ließ, sich ganz um seine Schüler zu kümmern, ein vortrefflicher Lehrer. Zuerst bereitete er mir ganz bewußt eine bittere Enttäuschung. Ich hatte mir vorgenommen, ein großartiges Gesellschaftshaus bei ihm zu entwerfen: das Programm von Monte Carlo schien mir etwa auszureichen; eine mächtige Kuppel krönte die üppige Pracht. Als ich Thiersch die Skizze vorlegte, fiel zuerst die Kuppel, der Bau hatte also für mich gar keinen Zweck mehr. Dann verschwand allmählich alles, was mir wirkungsvoll schien, und zuletzt stand ein ärmlicher Rest meines ersten Gedankens da, der mir wie ein gerupfter Pfau erscheinen wollte. Nun aber begann eine Abklärung dieses ärmlichen Restes; alle Achsenbezeichnungen und Raumentwicklungen wurden reif gemacht, und leise fing ich an, zu ahnen, worauf es ankam: die Klarheit des Rhythmus, die am schlichten Gebilde noch stärker zur Wirkung kommt als am reichen. Die Erziehung zur Einfachheit ist vielleicht das wichtigste, was der Lehrer für seinen Schüler leisten kann, zugleich aber auch das schwerste, denn es wird immer so gehen, daß es den Schüler zuerst geradezu erbittert, wenn seine „schönsten Einfälle" erbarmungslos hingeschlachtet werden; ja, ich war richtig eifersüchtig, wenn Thiersch meinem Nachbarn ein wundervolles dekoratives Schmuckstück mit spielender Feder in die Zeichnung setzte, während er mir gar nichts erlauben wollte. Vielleicht tat er es gerade deshalb, weil ich besonders gern die dekorativen Dinge zeichnete und deshalb noch mehr sie zu überschätzen geneigt war, wie werdende Architekten das ohnehin zu sein pflegen; sie meinen gewöhnlich, in dieser Fähigkeit liege der Unterschied zwischen Kunst und Handwerk.

Thiersch selbst gab das glänzendste Beispiel für eine zur freien Kunst hinüberneigende Begabung. Seine Zeichnungen, und besonders seine Aquarelle, waren von entzückender Grazie, und etwas von solcher glänzenden künstlerischen Anmut lag über dem ganzen Menschen. Wir hielten ihn für einen Götterliebling und verehrten ihn mit jener leisen Scheu, die man dem Olympierhaften entgegenbringt. Dadurch wirkte er vielleicht um so stärker, wenn er in

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

fröhlichen Augenblicken die Höhe und die Würde abstreifte und in heiteren Liedern, die er selbst meisterlich auf der Gitarre begleitete, in die Sphäre der Vertraulichkeit hinüberstieg. So habe ich nach einem Künstlerfest bis fünf Uhr morgens mit ihm fröhlich zusammengesessen, und um acht Uhr sahen wir ihn auf dem Katheder in alter Überlegenheit vortragen; so habe ich ihn aber vor allem bei einer Pfingstfahrt erlebt, die er mit seinen Studenten nach Tirol hinunter veranstaltete.

Da war er ein unvergleichlicher Führer, der strenge Arbeit und heitere Lust trefflich zu vereinen wußte. Von Brixen aus zogen wir über Velthurns zum köstlichen Malerstädtchen Klausen, wo die drei Töchter des „Lampl"-Wirtshauses dreißig Studentenherzen eroberten. Und als wir drunten in Bozen und seinen alten Burgen tüchtig fleißig gewesen waren, ging es deshalb mit Allgewalt nach Klausen zurück. Wir hatten schon von Bozen aus die Mädel des ganzen Ortes abends zum Tanz geladen, zogen im Triumphzug in unsere Feststadt ein und jubilierten die ganze Nacht hindurch, bis der Frühzug nach Innsbruck der Lustbarkeit ein Ende machte. Solch fröhliches Studententreiben setzte Thiersch später in seinem eigenen Hause ab und an fort. Da gab es Kneipabende, an denen jeder, der nur irgendeine heitere Kunstfertigkeit besaß, sie zum besten geben mußte, so daß etwas von dem praktisch vorgeahnt wurde, was später als „Kabarett" eine typische Form gewann. Ich mußte dabei tüchtig mittun, denn bei der Pfingstfahrt war ich als Hausdichter endeckt worden – der Klausener Tag wurde von mir im Stile der „Glocke" zu einer Festdichtung verarbeitet –, und wenn damals in München derartige Eigenschaften irgendwo ruchbar wurden, gab es kein Halten mehr, überall traten Gelegenheiten hervor, wo sie verlangt wurden. So steht dieser zweite Abschnitt der Münchener Jahre vor meinem Auge durchsetzt mit lustigen Versen, mit Aufführungen und allem erdenklichen künstlerischen Mummenschanz.

Das eine Hauptquartier für solche Betätigungen bot sich im Willichschen Hause; hier erwachte in unserem jugendlichen Freundeskreise eine mächtige Tatenlust, die schließlich nach allerlei

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kleineren Vorläufern zur Planung eines großen Kostümfestes führte. Als Thema wurde die Blütezeit der holländischen Malerei genommen. Die Räume des Hauses wurden im Stile Adrian Brouwers hergerichtet, und mit dem altholländischen Spiel des „Bohnenfestes", durch das der Bohnenkönig und seine Königin gewählt wurden, bekam das Fest seinen Mittelpunkt. Die Hauptsache des Abends aber war die Vorführung von zehn Meisterwerken der holländischen Malerei, die in einem Goldrahmen mit großer Kunst von lebenden Personen gestellt wurden. In den Rahmen war ein schwarzer Schleier gespannt, der die Szenen flächenhaft machte, und mit Hilfe schöner Menschen, trefflicher Kostüme und raffinierter Beleuchtung brachten wir wirklich Bilder wie „Rubens mit seiner Frau", Rembrandts Selbstporträt, Knellers „Violinspielerin", „Raufende Bauern" oder van Dycksche Kinder mit schlagender Wirkung zustande. Diese Bilder wurden von mir als altem Professor in Form eines in Versen gehaltenen kunsthistorischen Vortrags vorgeführt. Er füllte die Pausen von Bild zu Bild und flocht in die scherzhafte Besprechung des jeweiligen Werkes allerlei zeitgemäße Anzüglichkeiten. Die ganze Vorführung hatte einen großen Erfolg, und da jedermann in München sie sehen wollte, mußte sie noch mehrfach wiederholt werden. Am Festabend selbst aber, wo alles zueinander stimmte, Umgebung, Kostüme und Menschen, wurde wirklich eine köstliche Wirkung erreicht.

Wir haben noch manche lustige Aufführung in Szene gesetzt, und ich fand in der vielbegabten Helene Raff eine unübertreffliche Partnerin. Wir verfaßten meistens die Aufführungen zusammen, wobei wir mit Neckerei und Satire nicht sparten, und führten sie dann in den Hauptrollen auch selber aus. Eine besondere Lust an derartigen Scherzen lag damals, wie mir scheint, über ganz München. Jedenfalls erwachte sie überall, wohin ich kam, und zwar ohne daß ich dazu die Initiative ergriff; ich konnte es machen, wie ich wollte: unversehens war ich wieder in ein derartiges Unternehmen verwickelt, und unversehens war eine neue Partnerin da, die mich zu hohen Taten anspornte.

Geraume Zeit stand ich in dieser Beziehung ganz im Banne einer

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

jungen, stilvollen deutsch-russischen Künstlerin, Nelly von E., die ich in einem befreundeten Hause kennenlernte und lebhaft verehrte. Sie lebte mit ihrer Schwester zusammen unter der Obhut einer ehemaligen Erzieherin in sehr bescheidenen Verhältnissen, und die Art, wie wir uns den Boden unserer gemeinsamen Unternehmungen gewannen, war höchst ungewöhnlich. Die Gattin eines amerikanischen Admirals, die als Schriftstellerin in München lebte, sah uns eines Tages in einem kleinen Stück zusammen spielen und machte unserer Truppe einen echt amerikanischen Vorschlag: wenn wir solche kleinen Aufführungen in ihrem Salon machen wollten, sollten wir einen beliebigen Kreis von Freunden dorthin einladen können. Für alles Weitere würde sie sorgen. Wir griffen zu und luden nun einen Winter hindurch in gewissen Zeiträumen Menschen, die wir gut leiden konnten, in die behaglichen Räume von Mrs. Selfridge ein, wo wir dann dafür sorgten, daß es angeregt herging. Von seiten der Hausfrau kam ein internationaler Künstlerkreis zu unserem Kreise hinzu, und der Salon von Mrs.Selfridge erfreute sich plötzlich einer aufsehenerregenden Beliebtheit.

In der Kunst, mir täuschende Masken zu machen, muß ich es zu dieser Zeit ziemlich weit gebracht haben, denn durch sie gelang es mir sogar, die scharfe Wachsamkeit zu täuschen, die in München von alters her geübt wurde, um die berühmten Künstlerinnenbälle vor der Entweihung durch Männeraugen zu bewahren. Die Energie, mit der die Damen diese ihre Bälle, auf denen sie selber in ausgiebiger Weise als Herren zu erscheinen pflegten, gegen deren Kennerblicke verteidigten, hatte in München den Versuch, alle Vorsichtsmaßregeln zu durchbrechen, zu einer Art Sport gemacht, und so wettete ich denn in einem übermütigen Augenblick mit meinen Freundinnen von E., daß ich auf diesem Feste zugegen sein würde. Ich verwandelte mich in einen uralten herrschaftlichen Diener, eine Metamorphose, die mir angesichts meiner übergroßen Schlankheit besonders gut lag, und während das Dienstmädchen Weisung hatte, ihre Herrschaft um vier Uhr früh vom Balle abzuholen, erschien ich dort bereits um drei Uhr und ließ den Damen ansagen, daß der Diener zum Abholen eingetroffen wäre. Es war eine bitter-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kalte Winternacht, und so geschah, worauf ich gerechnet hatte. Man brachte es nicht übers Herz, den schlotterigen alten Mann vor der Tür stehen zu lassen, sondern wies ihm einen Platz unter den bereits wartenden Dienstmädchen an, die in einer zentralen Durchgangshalle beieinander saßen, von der aus man allseitig in die verschiedenen Festräume blicken konnte. In dieser vorgerückten Stunde war das Fest auf dem Höhepunkt seiner Stimmung angelangt. Jedenfalls wogte die Menge, in der kecke Husaren, Rattenfänger, Marquis Posas und dergleichen schöne Männergestalten überwogen, in buntester Ausgelassenheit durcheinander. Trotzdem wurde ich bald bemerkt, und die Erscheinung des überaus korrekt aussehenden vermeintlichen alten Herrn erregte so lebhafte Heiterkeit, daß ein Gänsemarsch um meinen Stuhl herum gemacht wurde, wobei man sich an der Bestürzung und dem schamhaften Staunen des Alten höchlich zu ergötzen glaubte. Als am anderen Morgen in allen Ateliers bekannt wurde, einem Studenten sei es wirklich gelungen, auf den Künstlerinnenball zu kommen, erregte dies die größte Aufregung. Wie gründlich haben sich die Gewohnheiten der Frauen verändert!

Scherze solcher Art, spielende Verse und bunte Feste umgaukelten damals ausgiebig den ernsten Teil des Lebens, ja, sie wurden sogar sehr wichtig genommen, so daß manches vorsichtige pädagogische Haupt wohl ins Schütteln gekommen wäre, hätte es in das Treiben hineingeschaut. Mich selber hat nur einmal ein leiser Schrecken erfaßt, und das war, als mir Herr von Perfall, der Hoftheaterintendant, nach einem unserer Scherzspiele den ernsthaften Antrag machte, mich für das Hoftheater auszubilden. Da frug ich mich denn doch, ob ich auf dem Wege sei, von meinem Ziele abzuirren, und beschloß, diese zerstreuenden Künste etwas weniger zu üben.

In Wahrheit kommt es wohl nur darauf an, daß man solches Treiben nicht über eine gewisse Zeitdauer hinaus mitmacht, damit es nicht wirkliche Herrschaft über einen gewinnt; in den jungen Jahren des ersten Werdens ist es als Form, in der sich die überschüssigen Kräfte ausleben, eine ganz nützliche und erziehliche Zutat zur breiten Suppe des Alltagslebens, denn wer weiß, wie manche

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Anregung die unbewußten Elemente der Phantasie in Farbe und Form, in Ton und Bewegung aus dem Kaleidoskop festlicher Launen geschöpft haben.

Einstweilen sorgten schon Broterwerb und Examen dafür, daß man in solchen Dingen nicht ganz aufgehen konnte. Beide griffen mit strenger Unerbittlichkeit ins Leben ein, und die Notwendigkeit des Geldverdienens war der beste Antrieb dazu, das Examen nicht etwa hinauszuschieben. Nein, mit Wagemut stürzte ich mich in die Fluten, und wieder war mir der Zufall in mannigfachster Gestalt günstig, so daß ich meine offizielle Lehrzeit mit dem besten Prädikat abschloß, das man erlangen konnte. Das wäre nun für mich sehr förderlich gewesen, wenn ich die Absicht gehabt hätte, in den Staatsdienst einzutreten, aber das war keineswegs der Fall. Ich sehnte mich nach möglichster Freiheit des Schaffens, und die war damals im staatlichen Betriebe nicht zu erwarten. Leise regte sich an einigen Stadtbauämtern der künstlerische Geist, aber im allgemeinen war doch nur bei privater Betätigung eine befriedigende Zukunft zu erhoffen. Hier also suchte ich Anschluß, und dabei hat nie wieder jemand mein schönes Zeugnis angesehen.

In den letzten Wochen meines Studiums hatte sich mir bereits ein wundervoller Anlauf zu meinem Ziele aufgetan. Unter allen Münchener Architekten, ja, unter allen lebenden Architekten, deren Werke ich kannte, verehrte ich Gabriel Seidl am meisten. Seine gemütvollen Bauten, die inmitten des Raffinements der Zeit einen Hauch naiven Künstlertums ausströmten, wirkten mächtig auf mich ein. Vor allem die St.-Anna-Kirche, die während der letzten Jahre in München entstanden war, erschien mir in der persönlichen und zugleich einfachen Art, wie sie einen alten Stil neu belebte, eine Befreiung zu sein.

Ich war bei Seidl gewesen, um ihm meine Zeichnungen zu zeigen; voller Beklemmung hatte ich die riesige Mappe in sein Studierzimmer geschleppt. Angesicht des freundlich blickenden kleinen Mannes, vor dem Zwang und Unnatur keinen Augenblick bestehen konnten, war die Beklemmung bald gewichen, und als wir nach zwei Minuten bäuchlings auf der Erde vor der Mappe lagen und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die einzelnen Blätter besahen, die er mit trockenen Bemerkungen begleitete, war ich begeistert. Kurze Zeit darauf erhielt ich die Nachricht: für zwei Wochen könnte ich bei ihm helfen.
Er war im Wettbewerb mit Hauberisser, dem Architekten des Münchener Rathauses, und Albert Schmidt, dem Schöpfer der Synagoge, aufgefordert worden zu einem Entwurf für das Bayerische Nationalmuseum, und der winzige Kreis seiner Mitarbeiter konnte für solch eine plötzliche Aufgabe Verstärkung gut gebrauchen.
Ich tat dabei einen höchst interessanten Einblick in Seidls Art, zu entwerfen. Innerlich trug er fraglos das ganze Gebilde, das entstehen sollte, fertig mit sich herum, aber er brachte immer nur einzelne Ecken zu Papier, und zwar ohne Schiene und Winkel, in eigentümlich unordentlichen Strichen, die gar nichts Blendendes an sich hatten, aber doch eine eigentümlich suggestive Wirkung besaßen. Wenn man ein solches gekritzeltes Blatt in eine ordentliche Zeichnung übertrug, merkte man plötzlich mit Erstaunen, wie schwer es war, den Reiz zu erhaschen, der in ihm bereits gelegen hatte. All diese kleinen Teile wurden dann im Büro durchgearbeitet, in richtige Maße gebracht, die Schnitte dafür abgeleitet, und allmählich fügte sich so Stück für Stück das Bild des Gewollten zusammen, an dem in diesem ersten Zustand kaum noch etwas geändert wurde. Die Selbstkritik setzte dann später um so schärfer ein. Das alles ging scheinbar so mühelos und, wie ich zuerst glaubte, so zufällig vor sich, daß die Sache fertig war, als ich meinte, sie sollte nun anfangen. Dieser erste Entwurf zum Nationalmuseum war von absichtlicher Nüchternheit, das ganze Gewicht war ausschließlich auf die Innengestaltung gelegt, und ich war sehr froh, daß ich vor allem an den Schnitten mitarbeiten durfte. Unter der meisterlichen Führung kam mir alles außerordentlich leicht vor.
Das Projekt wurde abgegeben, und mein Gastspiel war damit zu Ende. Als das Examen gemacht war, versuchte ich in ganz München vergeblich, eine Anstellung zu bekommen. Ich war sehr bestürzt. Was sollte ich machen? Es war unbedingt nötig, sofort Verdienst

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zu schaffen; auf meine literarischen Erzeugnisse, die mir im Laufe der Zeit nicht etwa leichter, sondern immer schwerer geworden waren, konnte ich mich nicht verlassen, außerdem war streng berufliche Arbeit eine natürliche Pflicht, wenn man es ernst mit sich meinte. Es blieb also nichts übrig, als aus München auszuwandern. Es wurde mir klar, ich mußte nach Berlin, mich dort in eines der berüchtigten großen Ateliers verkaufen, in denen neunundneunzig von hundert ihre Hoffnungen und ihre Elastizität langsam zu Grabe tragen.

Betrübt blickte ich in die Notwendigkeit dieser Zukunft. Es war Hochsommerszeit, und alle meine Freundesfamilien waren verreist; Willichs und Heyses irgendwo im Süden, Millers auf Karneid bei Bozen. Ich konnte es nicht übers Herz bringen, so ganz ohne Abschied zu verschwinden, und so suchte ich denn die letzten Groschen, die mir noch übrig waren, zusammen und fuhr die Nacht hindurch nach Bozen, um Millers, deren wiederholten Einladungen nach Karneid ich damals noch nicht gefolgt war, dort Lebewohl zu sagen.

Gegen Mittag stieg ich zur Burg hinauf; alles war wie ausgestorben. Nach langem Pochen wurde das Tor halb geöffnet: Millers waren nicht da, sie waren für mehrere Tage zum Besuch zu einem Herrn Günther nach Burg Prösels gezogen, die zwei Stunden über Blumau am Fuße des Schlern lag. Da stand ich nun! Sollte ich unverrichteter Sache in die Verbannung reisen? Nach langem Zaudern faßte ich mir ein Herz, zog nach Blumau und beschloß, anderen Tages den Heimweg zur nächsten Eisenbahnstation über Prösels zu nehmen, um so Millers wenigstens noch begrüßen zu können.

Wundervoll stieg anderen Vormittags nach langer Wanderung das stattliche Schloß zwischen den Bäumen vor mir empor; es ist das größte in ganz Tirol, der einstige Stammsitz der Grafen Völs-Colonna und nur deshalb nicht allgemein bekannt, weil es fern von jeder Fahrstraße nur vom rüstigen Wanderer zu erreichen ist. Jetzt herrschte hier in voller Einsamkeit Herr Günther, ein aus Frankfurt gebürtiger seltsamer Münchener Kunstfreund, der begonnen hatte, mit seinen wunderbaren Sammlungen das Schloß zu neuem Leben zu erwecken.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ohne einem Menschen zu begegnen, ging ich durch die Gänge und Mauern der Burg den fröhlichen Walzerklängen eines Klaviers nach, die aus dem Innern des Gebäudes ertönten. Endlich kam ich in einen von Bogengängen umgebenen Turnierhof, wo mich ein großer Hund mit mächtigem Gekläff stellte. Vom Toben des Tieres veranlaßt, schaute plötzlich Herr von Miller von dem oberen Umgang in den Hof herunter, und, als ob es nichts Selbstverständlicheres auf der Welt gäbe als mein Erscheinen in dieser Bergeinsamkeit, rief er in den Saal zurück: „Der fehlende Herr zur Françäss' ist endlich da!" und zu mir: „Machen S' geschwind, daß Sie raufkommen, Sie sind hier sehr nötig!", und im nächsten Augenblick war ich mitten in der Française.

Merkwürdig! Das Tanzen ist immer ein sehr wunder Punkt meines Daseins gewesen, und in diesem entscheidenden Augenblick meines Lebens wurde es doch die wichtigste Eigenschaft, über die ich verfügte. Es ging sehr lustig zu im großen Saale der Burg. Außer einigen älteren Familienmitgliedern ergaben sich die drei Millerschen Töchter hier dem Tanzvergnügen, und nur ein Münchener Bildhauer verkörperte das Widerspiel der jugendlichen Herrenwelt. Die Chancen waren also unleugbar günstig.

Als ich nach einigen Stunden wieder weiterwandern wollte, sagte der Hausherr, den ich inmitten der vielen bekannten Gesichter kaum beachtet hatte: „I, Gott bewahre, wir gehen gerade zum Mittagessen, nachher haben Sie noch Zeit genug, um zum Abendzug ins Tal zu kommen." Bei Tisch setzte er mich neben sich, und wir gerieten in lebhafte Gespräche, die sich noch steigerten, als er nachher mit mir allein durch alle Ecken und Winkel der alten, weitgebreiteten Burganlage zog. Wir gerieten in helle Begeisterung über die Schönheit, die hier, halb verschüttet, verborgen lag, wetteiferten in Vermutungen, wie es wohl einstens gewesen sei und wie es neu wieder erstehen könnte. Und plötzlich, als ich in aller Unschuld wieder ausgemalt hatte, was man da alles Schönes erwecken könnte, blieb er stehen und sagte in seinem Frankfurter Tonfall: „Sie sage immer, das *könnte* man mache – nein, das *mache* wir!" Zuerst verstand ich ihn gar nicht. Endlich machte er mir in aller

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Form den Vorschlag, wie ich ging und stand, dortzubleiben und die Burg auszubauen. Ich war sprachlos. Es war mir, als ob ich in einer Kellerschen Novelle lebte, etwa im Stile des Herrn Litumlei, der armselig in die Welt zog und plötzlich mitten im Glücke saß.

Alle Hausgenossen fanden das einen ganz prächtigen Gedanken, und allmählich wurde ich selig. Aber dann folgte im getäfelten Fremdenzimmer des Schlosses eine schreckliche Nacht. Erbarmungslos trat es mir vor Augen, daß ich gar nicht fähig war, das Beabsichtigte durchzuführen; in schlaflosen Stunden suchte ich all meine Wissenschaft zusammen, wog sie und mußte rettunglos zu dem Schluß kommen, daß sie viel zu leicht war. Der schöne Plan mußte ein Traum bleiben.

In aller Frühe, als ich Herrn Günther durch die Gänge des noch schlafenden Schlosses streifen hörte, schlich ich ganz verkatert zu ihm und teilte ihm mit, daß ich es nicht vor meinem Gewissen verantworten könnte, die Aufgabe zu übernehmen. Aber da kam ich schön an. Er lachte mich einfach aus und sagte: ich wäre wohl über Nacht verrückt geworden. Das Zeichenzeug sei schon in München bestellt, in drei Tagen würde es da sein; bis dahin hätte ich Ferien, um wieder vernünftig zu werden. Wenn ich mit Zeichnen anfinge, würde er schon selber am besten sehen, ob die Sache was wert sei oder nicht. Ich sollte mich nicht in etwas mischen, was mich gar nichts anginge. Ich konnte nichts machen und sehnte mich nur danach, beginnen zu können, um zu sehen, ob ich die Probe bestände.

Während ich noch auf mein Handwerkszeug wartete, waren über Karneid Briefe für mich gekommen, in denen mich Willichs und Heyses, die in Meran zusammengetroffen waren, nach Schloß Labers einluden; sie hatten mein Lebewohlschreiben aus München bekommen und schlugen mir vor, hier noch für ein paar Tage Abschied zu feiern. Abschied war ja nun nicht mehr nötig, aber da auch Millers inzwischen aufbrachen, reiste ich geschwind für einen Tag hinüber, um mein Glück frisch zu erzählen. Hier unter den lieben Menschen, die sich mit mir freuten, erwachte erst ein rechtes Glücksgefühl in mir, und als man mir scherzend, um meinen Mut

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zu heben, Zimmer und Bett im Schloß Labers zuwies, in dem die Nacht zuvor Paul Wallot geschlafen hatte, nahm ich das als gutes Omen und hoffte, daß etwas von der Kraft dieses Großen auf mich übergehen möchte für mein erstes selbständiges Werk. Hätte mir damals jemand gesagt, daß mir fünfzehn Jahre später die Nachfolge dieses Mannes an der Dresdner Akademie angeboten werden würde, und noch dazu, daß ich so töricht sein würde, das Anerbieten auszuschlagen, ich hätte den Menschen für unheilbar geistesgestört gehalten.

Als ich mit guten Wünschen beladen zum zweitenmal nach Prösels – plötzlich *meinem* Prösels – emporstieg, klopfte mir das Herz vor Erwartung. Wie würde es mir gelingen, nicht nur die beruflichen Ansprüche der Arbeit, sondern auch die menschlichen Ansprüche des Herrn vom Hause zu befriedigen? Man brauchte nicht lange mit ihm zusammen zu sein, dann war einem klar, daß das, so einfach und anspruchslos er auch aussah, gar nicht so ganz leicht war. Er stellte große Anforderungen an die Eigenschaften seiner Umgebung, und seine Kritik war unerbittlich. Irgendeine kleine Wendung, die ihm übertrieben oder voreilig erschien, irgendeine kaum bemerkbare Regung, die er für unwahr oder unecht hielt, konnten ihn in hellen Zorn versetzen oder eine ironische Wendung hervorrufen, die noch weit schlimmer war. Mit seiner Kritik machte er bei niemandem halt, vor keiner Berühmtheit und selbst vor keinem Freunde. Was man halb unbewußt, gleichsam im Unterton, bei irgendeiner Gelegenheit im tiefsten Innern dachte, vermochte er mit unheimlichem Scharfblick zu lesen, und diese große Kunst der Kenntnis aller heimlichen Nebenregungen der Seele hatte ihn zu einem Menschenverächter gemacht, so daß er bloß einigen ausgesuchten Leuten, denen er leidliches Vertrauen schenkte, den Weg in seine Nähe freiließ, eigentlich aber nur noch in Gesellschaft von Büchern, Stichen und schönen Kunstwerken ganz glücklich war.

Den gleichen kritischen Scharfblick wie den Menschen gegenüber besaß er aber auch gegenüber den Dingen, und das hatte ihn zu einem fast unfehlbaren Kenner alter Kunst gemacht, dessen Überlegenheit von allen in Betracht kommenden Münchener Persönlich-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

keiten ohne Widerrede anerkannt wurde. Er hatte im Laufe seines seltsamen Lebens – er mochte damals fünfundfünfzig Jahre zählen – für sich und andere so viel Schönes und Erstaunliches gesammelt, daß wohl nur Museumsdirektoren wie Bode mit ihm vergleichbar wären. Aus ganz kleinen Verhältnissen hatte er sich im Hause Rothschild emporgearbeitet, war längere Zeit der Vertrauensmann des Pariser Rothschild für Sammlerfragen gewesen und hatte, als er ein genügendes eigenes Vermögen besaß, selbst begonnen, in großem Stile zu sammeln. Dabei war er mit allen bekannten Leuten der Welt in Berührung gekommen. Es gab niemanden, mit dem er nicht irgend etwas erlebt hätte, am tiefsten aber wurzelte er in dem Kreis, der sich in der Mitte der siebziger Jahre um Gedon, den Seidl als seinen Vorgänger betrachtete, und um Piloty scharte; er war der Vormund der Gedonschen Kinder, der Nachlaßverwalter Pilotys; er hatte ein Jahr lang mit Lenbach den Palazzo Borghese bewohnt; er war lange Zeit mit Wilhelm Busch und Fritz August Kaulbach gereist, und er hatte *vor* dem Grafen Schack Böcklins Bilder gesammelt. Als er sich nach langen Reisen zum erstenmal in München ansiedelte, schmückten, außer einer Sammlung erlesenster Gobelins, mehr als zwanzig Böcklins seine Wände; die erste „Toteninsel" war darunter. Aber er war ein unruhiger Geist; wenn er eine Sammelleidenschaft erfüllt hatte, ergriff ihn unwiderstehlich eine neue, und um alle diese kostspieligen Leidenschaften nebeneinander befriedigen zu können, reichte selbst sein ansehnliches Vermögen nicht aus. Dann gab er seine Schätze an seine Freunde weiter. Fast alles, was Lenbach an alten Kostbarkeiten besaß, die Tizians, die herrlichen Brunnen, stammte aus Günthers Händen; die berühmten Sammlungen der Freiherrn von Heyl in Worms und in Darmstadt waren einst sein Eigentum gewesen; sie hatten neuen Sammlerzielen Platz gemacht. Im Augenblick lebte er ganz für die Wiederherstellung des alten Schlosses „Prösels", das er mit allem Lande ringsum erworben hatte, nachdem ihm der schon vollzogene Kauf des „Runkelstein" im letzten Augenblick vom Kaiser von Österreich streitig gemacht worden war. Die herrlichsten Schätze hatte er hier schon vereinigt; köstliche alte Steinarbeiten schmückten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mauern und Hof, Holzbildwerke und alte Gemälde füllten die Räume, aber in großen, provisorisch hergerichteten Magazinen lagen noch Haufen von allen möglichen Herrlichkeiten unbenutzt bunt durcheinander.

Damit konnte ich nun wirtschaften, und zwar sollte ich zunächst einen verwahrlosten Flügel des Schlosses aufbauen, der mit einem zerfallenen Turm endigte. Dieser Baugruppe, von der nur die Mauern standen, mußte außen die architektonische Form gegeben werden. Innen sollte ein mächtiger Festsaal entstehen. Andere kleinere Arbeiten an Terrassen, Treppen und Erkerausbauten schlossen sich an diese Hauptsache an. Auf dem Papier kam ich erstaunlich schnell mit meinem Bauherrn ins reine. Eine gewisse Naivität half mir wahrscheinlich dazu, vor allem für das Äußere den richtigen Ton zu finden; im Innern machte ich den Saal ganz aus Holz mit mächtiger kieferner Tonnendecke. Ein zweigeschossiger Einbau, zu dem eine reichgeschnitzte alte Wendeltreppe emporführte, vermittelte den Zugang zu den reizvollen beiden Rundräumen des Turmes.

Auch das ging auf dem Papier noch sehr gut, aber ich hatte trotzdem recht gehabt, wenn ich vor den Mängeln meiner Kenntnisse gewarnt hatte. Es galt nun, all diese schönen Absichten in die Wirklichkeit umzusetzen. Die Wirklichkeit hatte in dem alten Gemäuer keine rechten Winkel und keine gerade Linie. Das machte allen inneren Ausbau schon an sich zu einem Kunststück; dieses Kunststück aber mußte geleistet werden mit den völlig ungeübten Handwerkern des kleinen Bergnestes. Dem war ich in Wahrheit in keiner Weise gewachsen. Was ich an Kenntnissen oder Erfahrungen mitbrachte, war gar nichts; ich hatte noch nie eine Vertäfelung oder sonstiges Holzwerk detailliert, und es war nur gut, daß man in der Not dazulernen kann. Zum Fragen und Unterweisen war niemand ringsum vorhanden, aber die alten Dinge selbst konnte ich fragen; das tat ich mit spürendem Eifer, und sie haben mich unterwiesen, so gut ich sie verstehen konnte.

Schließlich habe ich das Wagestück des Saales leidlich zusammengekriegt, wenn ich auch mit einiger Angst daran denken würde,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ihn heute kritisch wiedersehen zu müssen. Aber die Arbeit ging langsam, die Bruchsteine für das Mauerwerk wurden aus den Wiesen zusammengesucht, die Balken des Dachstuhles wurden im Walde gefällt, die Bretter der Täfelung wurden aus kostbaren alten Zirbelkiefern gesägt. Man arbeitete wie Robinson auf einsamer Insel und mußte alle Handwerke aus ihren primitiven Urgründen zunächst für sich selber entwickeln, um sie dann als Lehrmeister sofort weiterzugeben.

Herr Günther verfolgte all das mit sichtlichem Interesse. Er freute sich an jedem Fortschritt und sah seine Burg langsam reifer und reifer werden. Auch den jungen Bildhauer Balthasar Schmitt[56] hatte er dort behalten, und ähnlich, wie er mich bauen ließ, ohne daß ich eigentlich das Bauen verstand, ließ er ihn malen, ohne daß er das Malen verstand. Der Burghof und die Terrassen wurden von ihm mit Fresken geschmückt, und das gelang sehr gut, denn sie bekamen wirklich den stilvollen Charakter des ursprünglich Primitiven.

Ab und an verirrte sich auch ein Besuch zu uns herauf und blieb einige Tage; der prächtige Rudolf Seitz, ohne den das Münchener Kunstgewerbe vom Ende des 19. Jahrhunderts nicht denkbar ist, der kunstsinnige Graf Moy, der geistreiche Heidelberger Arzt Professor Oertel tauchten auf. Aber allmählich wurde es immer einsamer, der Spätherbst kam, auch Herr Günther zog weiter nach Süden, und ich saß allein mit meinen Handwerkern auf dem alten Schlosse. Da habe ich die Natur in all ihrer Herrlichkeit genießen können, wie sie vom heißen Sommer zum üppigen Überfluß des Bozener Herbstes reift, wie sie farbiger wird und farbiger und sich allmählich rüstet zur winterlichen Größe. Da habe ich vor allen Dingen den Schlern liebgewonnen, der von dieser Seite als gewaltige Gigantenstirn aus den Wiesen emporsteigt und das ganze Farbenspiel des Tages an seinen mächtigen Wänden widerleuchten läßt. Da habe ich auch die Menschen kennengelernt, die in diesen Tälern hausen, Menschen, deren Natur weit verwickelter ist, als der Reisende von den „schlichten Söhnen der Berge“ anzunehmen geneigt ist – die aber doch sympathisch bleiben in ihrer Tüchtigkeit und stolzen Klugheit.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Das würde vielleicht noch länger gedauert haben, wenn ich nicht eines Tages von Gabriel Seidl einen Brief bekommen hätte: jetzt sei Platz für mich in seiner Zeichenstube, er hätte den Wettbewerb gewonnen, an dem ich damals geholfen, und wenn ich wollte, möchte ich schleunigst kommen. Das war keine kleine Freude. Die Arbeit auf Prösels wurde so eingerichtet, daß ich sie von München aus weiter förderte und bewachte, und ich zog wieder in die Stadt ein, die ich vor Monaten für ein paar Tage zum Abschiednehmen verlassen hatte. Das Ziel war erreicht, das mir beim Übergang in die Praxis als Ideal vorgeschwebt hatte: *Gabriel Seidl.*[57]

Da Seidl mit drei oder vier Menschen in seinem Atelier auskam, manch einer außer mir das gleiche Ideal verfolgte und eigentlich ein Norddeutscher in die ausgesprochen süddeutsche Atmosphäre dieses Mannes gar nicht hinpaßte, hätte ich dieses Ziel wohl nie erreicht, wenn er mich nicht durch die Arbeit auf Prösels, die ihn lebhaft interessierte, im Auge behalten hätte. Und so gehörte ich nun wirklich in dieses behagliche kleine Bürohaus, das da im Garten der Marsstraße unter Bäumen lag und gar nicht wie eine gewöhnliche Arbeitsstätte aussah. Wer es bezog, wurde halbwegs, wie in altpatriarchalischen Zeiten, in den Familienkreis mit aufgenommen, denn man saß hier mitten in der Familie drin.

Im unteren Stockwerk des Bürohauses hatte der Bruder, Emanuel Seidl,[58] seine Arbeitsräume; im Vorderhause aber wohnte die greise Mutter mit einer Tochter, Gabriel mit seiner schönen Frau und der älteste Bruder der Familie, Anton Seidl. Dieser leitete die berühmte Bäckerei, deren großes Gebäude dem Bürohaus gegenüberlag und die Quelle des Wohlstands der Familie bildete. Anton galt bei vielen als der künstlerisch begabteste der drei Brüder, er war auch der Besitzer der Künstlerkegelbahn, die im Garten lag und in mancher Beziehung der wichtigste unter seinen Bauten war, denn hier pflegte die künstlerische Elite Münchens jeden Donnerstag als Gast des Bäckermeisters zu kegeln, und niemals fehlten die königlichen Prinzen dabei. Am Donnerstagmorgen sprach ein reichgalonierter Diener in unserem Büro vor, um der „Alt-Urschi", unserer Scheuerfrau, entweder den lakonischen Auftrag „A Kalbsbraten"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

oder den Auftrag „A Schweinsbraten" zu überbringen. Das war die prinzliche Ansage für das Menü des Nachtmahles, und Urschi ging hin und tat ihr Bestes. Ich glaube nicht, daß es eine zweite Stadt gibt, wo Hof und Bürgertum in dieser schlichten Weise miteinander in Fühlung stehen, und mir ist dieser kleine Nebeneinblick in das Leben der Familie Seidl immer als etwas für München äußerst Bezeichnendes erschienen.

Meinem neuen Meister brachte ich von vornherein Liebe entgegen. Bei ihm deckten sich Künstler und Mensch in seltener Weise, und je mehr Architekten man im Laufe seines Daseins kennenlernt, um so mehr versteht man das zu schätzen, denn im Baufach mit seinen zahllosen beruflichen Nebenwirkungen und Nebenanforderungen ist die Gefahr groß, daß der Mensch im Kampfe des Lebens irgendeine Verzerrung oder Verkrüppelung erfährt. Besonders auf dem Wege des Erfolges ist es in diesem Berufe nicht leicht, sein Charakterbild in voller Harmonie zu halten.

Diese Übereinstimmung zwischen Künstler und Mensch war aber bei Seidl nicht nur ganz allgemein qualitativer Natur, sie prägte sich in der Eigenart und den Eigentümlichkeiten des Wesens mit merkwürdiger Plastik aus. Wenn man ihn noch nicht kannte, sah man im ersten Augenblick nur eine kleine, verkrümmte Gestalt mit einem übergroßen häßlichen Kopfe; aber bald wurde man zweifelhaft darüber, ob diese Häßlichkeit nicht eigentlich eine Schönheit war: und darin scheint mir ein hohes Lob zu liegen, denn die Ehrfurcht, die dadurch entsteht, trägt zugleich den Keim der Zuneigung in sich. Wenn man mit ihm zu tun hatte, war der erste Eindruck lokal gefärbt, als erstes dachte man: „Münchener Künstler", bald aber dachte man „Künstler" schlechthin, und darin scheint mir wiederum ein hohes Lob zu liegen, denn nur, wer ganz in seinem Heimatboden wurzelt, vermag Kunst voll zu fühlen und innerlich zu verstehen. Wenn er etwas durchsetzen wollte, mochte es sich um Winziges oder Großes handeln, hörte man zuerst die tiefe Liebe zu dem Ziel, das er zu erreichen trachtete, dann erst hörte man die Autorität: und darin scheint mir nicht minder ein hohes Lob zu liegen, denn in der Kunst ist der Versuch, die eigene Liebe

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dem anderen mitzuteilen, der einzige Weg, um dauernd Einfluß zu üben. Und man glaubte ihm seine Liebe. Er konnte sich entzücken, daß es unmöglich war, nicht angesteckt zu werden. Manch hohen Herrn habe ich zuerst überlegen lächeln gesehen, wenn der naive Tonfall dieses Entzückens erklang, und in einigen Wochen hörte ich ihn bei gleichem Anlaß die gleichen Ausdrücke selber gebrauchen.

Als Mensch blieb Seidl in seinen Sitten und Gewohnheiten bis zuletzt jenem bürgerlich-münchnerischen Charakter unverrückbar treu, dessen Ausdruck in der Kunst ihn zuerst berühmt gemacht hat; als Künstler entwickelte er sich allmählich weit darüber hinaus. Wohl hat er das Idyllisch-Bürgerliche mit unfehlbarer Treffsicherheit immer weiter gepflegt, aber daneben entfaltete er zugleich eine patrizierhafte Note, die ihn den Stil finden ließ für die repräsentativen Bedürfnisse des „großen Herrn". Hatten die mancherlei Arbeiten für die Familie Sedlmayr für die erste Art den Ton festgelegt, so geschah das für die zweite durch die Bauten der Freiherren von Heyl und vor allem durch das Haus Franz von Lenbachs. Die norditalienische dekorative Kultur, die in so manchen Schößlingen durch Tirol hindurch nach München hinüberrankt, hat hier den belebenden Einschlag gegeben. Aber das Repertoire war damit nicht erschöpft; weil er den göttlichen Instinkt für das Richtige hatte, konnte jede ungewöhnliche Aufgabe neue Seiten aus Seidl hervorlocken. Das Stadthaus in Bremen und das Deutsche Museum in München haben es deutlich gezeigt. Nur das rein Monumentale war ihm wohl versagt: die strenge Herbheit, die dazu gehört, um nicht das individuelle Fühlen, sondern die allgemeine Idee in einem Kunstwerk zu verkörpern, lag seinem Wesen nicht.

Seidls Arbeitsart ist oft falsch beurteilt worden. Sein ganzes Zimmer war ringsherum gleichsam getäfelt mit Pappkasten, die nach Begriffen geordnete Photographien enthielten; auf diesem Material spielte er mit unfehlbarem Gedächtnis wie auf einer Klaviatur, und so konnte er bei allem, was er zeichnete und anordnete, sofort irgendein Bildchen aus diesem Schatze auftauchen lassen. Es wäre aber ganz falsch, zu glauben, daß er nun aus diesen Dingen seine Arbeiten zusammenfügte; alle die Bilder, die gewürdigt wurden,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

in dieser Sammlung Aufnahme zu finden, waren Erlebnisse, die er einmal gehabt hatte: sie war ein Herbarium seiner künstlerischen Entzückungen. So lebten diese Motive eigentlich in seiner Seele, und wenn er sie hervorholte, dann geschah es mehr als Gradmesser und als Kontrolle.

So fremd mir selber diese Art des Arbeitens ist, so sehr konnte ich sie damals bei Seidl verstehen, denn die alten Motive ordneten sich stets dem lebendigen Gedanken ein, und bei der Durchbildung wurden sie neu geschaffen. In dieser Durchbildung zeigte sich Seidls Meisterschaft. Wenn wir ihm ein Dutzend Naturdetails in Kohle vorbereitet hatten, die alle übereinander auf einer großen Tafel hingen, und er kam nun mit seinem Blaustift und fuhr mit sicherer Hand an ihnen herunter, Blatt für Blatt wie einen Abreißkalender mit unglaublicher Geschwindigkeit erledigend, dann sahen wir die Sicherheit einer Vorstellungswelt, die man sich nur selber schaffen, nicht anderen absehen kann. Seidlsche Profile „saßen", auch ohne daß sie erst in naturgroßen Gipsmodellen ausprobiert wurden; er schaute, deshalb brauchte er nicht zu sehen.

Mit der gleichen unheimlichen Schnelligkeit entstanden seine perspektivischen Skizzen. Oft, wenn eine Sache ihn noch nicht gepackt hatte, verschob er Aufträge mit den naivsten Ausreden monatelang, und wenn dann schließlich der Besuch nicht mehr abzuwenden oder die Reise nicht zu vermeiden war, wurde im letzten Augenblick mit Blei- und Buntstift ein Bild hergestellt. Noch sehe ich, wie er in dieser Weise die Perspektiven improvisierte, die er dem Kaiser für den Ausbau der Burg „Hohenzollern" vorlegen sollte. Da sie nicht wirkungsvoll genug schienen, wurde noch mit Kohle und dann mit dicken Tuschstrichen hineingearbeitet, und zum Schluß wischte er die Tusche unversehens mit dem Ärmel quer über das Blatt. Das Ganze sah aus wie eine Kinderzeichnung, er aber sagte nur „oha!", rollte die Sachen zusammen und stürzte, das ganze Gesicht über und über mit Kohle verschmiert, zum kaiserlichen Zuge. Er wußte, daß er diese scheinbar kindlichen Zeichnungen für den Beschauer beleben konnte, denn was er wollte, steckte auch im unscheinbaren Kleide bereits in ihnen drin, und er hatte die Kraft, es anderen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

durch die Lebhaftigkeit seiner Persönlichkeit zum Vorschein kommen zu lassen.

Die ganze Art des Seidlschen Arbeitens wäre wohl bei der Vielseitigkeit seiner Aufgaben und der Zahllosigkeit der dafür benötigten Zeichnungen unmöglich gewesen, wenn nicht ein Mann an seiner Seite gestanden hätte, der in alles Technische Ordnung brachte. Das war *Heinrich Kronenberger*. Ich habe erst viel später, als ich selbst mitten in großen Bauten steckte, ermessen können, was dieser Mann leistete. Er machte alle Kostenanschläge, besorgte das ganze Rechnungswesen, den geschäftlichen Briefwechsel, die statischen Berechnungen; aber er zeichnete auch die schwierigen technischen Blätter, zuweilen mit Stolz und Seligkeit sogar Künstlerisches. Vor allem aber war er Bürochef, Hofmarschall und Portier. Vielleicht war die letzte Betätigung sogar das Wichtigste, was er für seinen geliebten „Gabi" tat, denn mit der Treue eines guten Bernhardiners hielt er, unmittelbar vor Seidls Tür gelagert, die zahllosen Störungen, und solange es irgend ging, alle Unliebsamkeiten von ihm fern; niemand konnte zum Meister kommen, den er nicht zuvor anmeldete, und ob das nur ein kleiner Handwerker oder ein Fürst oder ein berühmter Künstler war, während er ungeniert die Kopiermaschine weiter bediente oder eine Zeichnung mit Tusche auszog, ließ er sich zunächst mit dem neuen Ankömmling in ein kleines Gespräch ein, fertigte ihn ab oder brachte ihn in die Stimmung, die er für vorteilhaft hielt, bald besänftigend, bald belustigend, bald einschüchternd, bald ermutigend, bald aufklärend. Immer, ob grob oder wohlwollend, sprach er an der Grenze des Scherzes, und nie war er nervös. Dieses Wunder von einem Menschen lenkte meine ersten tastenden Schritte auf dem schlüpfrigen Boden der Praxis.

Wenn man von humanistischer Vorbildung kommend Architekt werden will, wird man zweimal aus den Höhen der Menschheit in den Kindheitszustand zurückgeworfen: einmal, wenn man Student wird, und dann wieder, wenn man akademisch diplomiert in die Praxis tritt. Auf alles, was der Meister selbst macht, ist man eingeübt, von allem, was er von einem haben will, hat man kaum eine Ahnung. Als ich am ersten Morgen meine neue Stellung antrat,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wollte mir Seidl jedenfalls eine möglichst leichte Aufgabe geben und beauftragte mich, den Fensterstock eines bäuerlichen Landhauses zu detaillieren. Hätte er mich ein Reichstagsgebäude entwerfen lassen, ich wäre ohne Zaudern an die Arbeit gegangen, aber der naturgroße Schnitt durch das Holzwerk eines Bauernfensters? – Ich vertraute mich Kronenberger an. „O mei! Die Herren Kinstler!" sagte er und brachte mich mit ein paar Linien und Zahlen in Schwung. Sein Gängelband tat niemals weh: ich zeichnete beispielsweise anfangs viel zu ausführlich und hatte in einem Schnitt, der unter anderem einen Bibliotheksraum zeigte, die Bücher auf den Börtern zierlich angedeutet: „Sehr schön", sagte er, „aber die Titel auf den Büchern haben S' noch vergessen", und ich gewöhnte mir das schlankere Handgelenk an.

Anfangs erschien ich ihm in der stockmünchnerischen Überlieferung des Büros natürlich als eine Ungeheuerlichkeit: „A protestant'scher Geistlicher hat uns grad noch g'fehlt!" war der Eindruck, den er mir später gestand, denn er hielt mein etwas verhungertes Aussehen für reine Askese. Bald aber kam er jeden Morgen mit irgendeinem Witz zu mir ins Zimmer, er hatte nämlich trotz seiner vielen Arbeit immer Zeit, und hockte da so lange bei mir herum, bis ich schließlich anfing, Münchnerisch zu sprechen. Dann fuhr er sich entsetzt in die Haare: „Jessas, hören S' auf, i geh schon!"

Es war nämlich für mich hoffnungslos, mich irgendwie in den äußeren Tonfall des Büros einzugliedern. Ich habe nie fremde Dialekte nachmachen können und sprach mein Norddeutsch ebenso spitz weiter wie in Bremen. Allen Handwerkern gegenüber lag darin eine unleugbare Schwierigkeit, denn die konnten das natürlich nicht begreifen und meinten, es sollte etwas besonders Feines sein. Sonst aber fand ich mich im kollegialen Tonfall meiner Umgebung sehr schnell zurecht. Außer mir waren noch zwei jüngere Architekten da, prächtige Leute, dann aber pflegte Seidl noch einen älteren Helfer zu haben, und das war, als ich kam, kein anderer als Theodor Fischer.[59] Ich war nur kurze Zeit mit ihm zusammen, er übernahm dann das Münchener Stadterweiterungsamt und ging

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

rasch seinen Weg nach aufwärts, aber die ruhige und sichere Art, mit der er schaffte und waltete, die köstlichen Perspektiven, die er machte, und die freundliche Aufmunterung, die von ihm ausging, sind mir unvergeßliche Eindrücke geworden. Ich war mit dem Manne zusammengetroffen, der an der Spitze derjenigen steht, die meinen Beruf in eine befreite Zukunft geführt haben, und ich habe mir noch oft im späteren Leben, wenn ich vor künstlerischen Entscheidungen stand, innerlich vorgestellt, daß er mir freundschaftlich über die Schulter schaute.

An Fischers Stelle trat dann ein Mann, der sich zur Abwechslung Visscher schrieb; er war mit einer großen Praxis in Leipzig geschäftlich gescheitert und stellte jetzt, um leben zu können, seine glänzenden zeichnerischen Fähigkeiten in Seidls Dienst.

Das war die kleine Schar, mit der eine Tätigkeit aufrechterhalten wurde, wie sie wohl selten in den Händen eines Privatarchitekten zu finden ist. Neben höchst anspruchsvollen Bauherren, wie dem Freiherrn von Stumm, Graf Henckel-Donnersmark, Graf Törring, Baron Wendelstadt und vielen anderen großen Herren, war da immer noch eine Schar einfacher Unternehmer und bescheidener Villenbesitzer, die versorgt sein wollten; ganz im Vordergrunde aber standen Riesenaufgaben, wie das Nationalmuseum und das Künstlerhaus. Beim Nationalmuseum konnte man auf dem Wettbewerbsprojekt weiterbauen, beim Künstlerhaus mußte noch ganz aus dem Rohen gearbeitet werden. Die Künstlerschaft hatte es erst zu genehmigen, und da gab es viele Gegenströmungen. Um den Entwurf einem großen Kreise verständlich zu machen, baute ich in wenigen Tagen aus Holz und Pappe ein großes Modell im Maßstabe 1 : 50 nach den Entwurfszeichnungen zusammen, das kunstvoll so eingerichtet war, daß man es teilweise auseinandernehmen und so in das reizvolle Innere hineinsehen konnte. Noch naß vom Anmalen wurde es in die Sitzung gebracht, die mit Seidls Sieg endigte. Er hatte in Lenbach einen mächtigen Bundesgenossen, der sich eigentlich als Bauherr dieses Künstlerhauses fühlte und mit dem infolgedessen alles auch später verhandelt wurde.

Wie manchmal bin ich mit Plänen in das Atelier Lenbachs hinüber-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gewandert und habe ihn bei dieser Gelegenheit bei der Arbeit gesehen, bis er die Pause machte, um sich den Baufragen zu widmen. Die Schnelligkeit des Schaffens, die man bei solchen Einblicken miterlebte, war stets aufs neue verblüffend. Fast immer standen da im großen Arbeitsraume, mit dem die Folge der Palastzimmer endigte, acht bis zehn entstehende oder eben entstandene Bilder nebeneinander aufgereiht, und diese ganze Garnitur erneute sich manchmal in zwei bis drei Wochen. Selbst wenn man in Betracht zieht, daß bei vielen dieser Bilder die photographische Mithilfe eine wesentliche Rolle spielte, ist das fabelhaft. Mir aber verleidete dies etwas den Geschmack an seinen Werken. Sie verloren für mich an Köstlichkeit, und doch arbeiteten sie auf diesen Eindruck hin; der Zwiespalt in Lenbachs späterem Schaffen trat hervor, die Richtung aufs Äußerliche bei scheinbarer Innerlichkeit. Ich glaubte, ihn auch beim Menschen zu bemerken, bei dem der joviale Tonfall den despotischen Kern nur äußerlich verhüllte.[60]

Ähnlich wie Lenbach Pate des Künstlerhauses war, war Rudolf Seitz Pate des Nationalmuseums.[61] Nach der Mühelosigkeit des ersten Entwurfes begann jetzt, wo der Stein statt des Papiers heranrückte, ein Geist rastlosen Versuchens und Veränderns Seidl zu ergreifen; besonders der Mittelbau der Anlage wurde immer wieder aufs neue versucht. Wenn er sich dann müde gerungen hatte, wurden die „drei Weisen aus dem Morgenlande", wie wir sie respektlos nannten, aufgeboten, um ihre Urteile zu fällen: das waren Seitz, Lenbach und Adolf Hildebrand. Für uns stille Zuschauer war es höchst amüsant, nun dicht hintereinander den Meinungsäußerungen zu lauschen, die da an unserem Reißbrett laut wurden. Bei Seitz wußten wir genau vorher, wie sein Entscheid ausfallen würde: immer war es der, den Seidl sich im stillen erwünschte, denn ihr Wesen klang eng zusammen; – bei Lenbach konnte keiner es vorher wissen, denn er urteilte nach zufälligen Impulsen, und ich habe ihn manchmal in kurzen Zwischenräumen über die gleiche Sache das Entgegengesetzte sagen hören; – bei Hildebrand aber konnte man wohl das Negative vorauserraten, nicht aber, was dann kam. Er begnügte sich meist nicht mit dem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Entscheid über eine Alternative, sondern brachte selber einen Gedanken vor, und seine Entwicklungen waren geistig stets so folgerichtig aufgebaut, daß man nicht über sie hinwegkonnte. Er war dadurch ein unbequemer Kritiker, denn es wäre bei der Verschiedenheit von Seidls Künstlernatur für diesen unmöglich gewesen, solchen Ratschlägen unmittelbar zu folgen; wohl aber blieb irgendeine Anregung haften, die dann indirekt doch ihre Wirkung hatte.[62] Viele merkwürdige Menschen zogen so an einem vorüber in diesem Atelier, ganz besonders als ich später auch von dem endgültigen Entwurf des Museums ein großes Modell zusammenbaute, das nun vom ganzen Hofe und den geistigen Würdenträgern Münchens in meinem Arbeitszimmer besichtigt wurde. Da merkte ich zum ersten Male, wie wenige Menschen Architektonisches aufzufassen verstehen. Fast alle blamierten sich in meinen Augen; die meisten blieben an irgendeiner gleichgültigen Kleinigkeit hängen, kaum einer drang ins Wesen des Ganzen, und doch ist gerade beim Nationalmuseum das besonders leicht zu erfassen.

Seidls Prinzip, für jede Zeitepoche die historische Raumform und damit die historische Stimmung anzustreben, ist ja später durch Museumsfachleute mit größter Schärfe angegriffen und der neutrale Magazinbau statt dessen als der richtige Typus aufs Schild gehoben worden. Mag dem sein, wie ihm will, selbst wenn diese Gegner recht haben, würde Seidls Leistung die größte Bewunderung verdienen, denn es wird nicht leicht einen Architekten wieder geben, der fähig ist, mit diesem überlegenen Gefühl für alles Stilistische eine solche Riesenaufgabe zu meistern. Vielleicht ist das Innere des Nationalmuseums zu viel „Seidl" geworden, beabsichtigt war das jedenfalls nicht. Seidl ging mit rührender Ehrfurcht an alte Dinge heran, ohne jeden künstlerischen Egoismus; sein Bestreben ihnen gegenüber war allerdings, sie lebendig zu machen, denn das Archivarische interessierte ihn nicht gegenüber der unmittelbaren Wirkungskraft, und dadurch kam er später mit dem Urteil der Fachleute in Konflikt, die es an sich schon übel vermerken mußten, daß ein Künstler sie hier ganz überflüssig gemacht hatte. In Wahrheit nämlich war Seidl während des Baues Architekt und Direktor

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

des Museums in einer Person, und das wird nie anders sein können, wenn ein Museumsbau gut werden soll.

Ein reicheres Material, um daran als junger Werdender Erfahrungen zu sammeln, Beobachtungen zu machen und das wertvolle Gut der unwillkürlichen Eindrücke in sich aufzuspeichern, als die Bearbeitung dieser Bauten es gab, wird sich wohl nur schwer wieder finden lassen. Dennoch nahmen diese Aufgaben mich nicht ganz in Anspruch. Anfangs stand die Arbeit in Prösels bei mir noch daneben, dann aber ereignete es sich, daß bei Herrn Günther ein schweres Augenleiden ausbrach und der Arzt ihm sagte, daß das feuchte Klima des Schlern für ihn sichere Erblindung und nur das trockene Klima Norditaliens für ihn Rettung bedeuten könnte. Ehe unsere Pläne völlig zu Ende geführt waren, gab er eines Tages in voller erster Verzweiflung seine herrliche Besitzung für ein lächerliches Entgelt an einen adligen Freund ab und suchte am Gardasee nach einer neuen Stätte, um sein umgeworfenes Dasein wieder aufbauen zu können.

Zwei Tage vor Weihnachten 1893 erhielt ich plötzlich ein Telegramm von ihm aus Gardone: „Wenn Sie hier für mich bauen wollen, sofort herkommen." Ich bestellte alle meine Weihnachtsverabredungen ab und saß am 23. Dezember zum erstenmal auf dem Wege nach Italien.

Die üppigen Eindrücke südlicher Breiten konnte ich zu dieser Jahreszeit nicht erwarten, aber die malerischen Olivenwälder, die tiefgrünen Limoni und die blühenden Oleander, in die ich von Trient an eintauchte, erfüllten mich doch mit erwartungsvoller Andacht. Dann kam die malerische Strecke Mori–Riva und endlich der See, dessen Farbenglut im Winter, wo der weiße Rücken des Monte Baldo noch einen neuen Ton in den Akkord gibt, nicht geschmälert wird. Ich schwebte den Inseln der Seligen entgegen, auf denen ich im Geiste Herrn Günther mit einem kleinen Weihnachtsbaum im Arme winken sah.

In Wirklichkeit war von Herrn Günther nichts zu sehen. Als ich in Gardone ausstieg, suchte ich ihn vergebens, und er blieb auch verschwunden, denn er war tags zuvor nach Rom abgereist. Ich konnte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kein Wort Italienisch und hatte keine genauere Vorstellung davon, was ich hier eigentlich sollte. Endlich, als ich ratlos umherblickte, redete mich ein italienischer Bauer an, führte mich nach Fasano vor ein verfallenes altes Haus und sagte: „Questa la casa di Signor Gunther." Das war die einzige Instruktion, die ich vorfand.

Es war ein unglaublich verwahrloster Kasten, angefüllt mit Brettern und sonstigem Gerümpel, reizvoll durch verfallene Loggien nach der Seeseite, einen wilden Garten und eine erhabene Aussicht, bewohnt von jenem Bauern Antonio und seinen uralten Eltern.

Was gab es viel nachzudenken? In diesem verwunschenen Gemäuer wollte ein moderner Europäer wohnen; dafür mußte es völlig umgebaut und ein Flügel mit zeitgemäßen Nebenräumen und angemessener Treppe angebaut werden. Ich machte mich also sofort daran, Antonio abzurichten, mittels improvisierter Meßgeräte Haus und Grundstück mit mir aufzunehmen, und als die Unterlagen des Bestehenden glücklich da waren, wurde das Zukunftsbild skizziert und dabei vor allem dem Garten liebevolle Beachtung geschenkt, den ich in malerischen Terrassen bis zu einem kleinen Hafen am See herunterzog.

Im übrigen feierte ich einen höchst reizvollen Weihnachtstag, indem ich der Einladung der alten Eltern Antonios folgte und in der malerischen Räuberhöhle, die sie Küche nannten, ein Festtagshuhn an offenem Herde mit ihnen verzehrte, was in sehr primitiver Weise ohne Teller vor sich ging, indem jeder mit der Hand das Stück des Huhnes an sich brachte, das er sich auserwählt hatte. Die Form der Gastfreundschaft wurde dabei aber mit so vollendeter Anmut ausgeübt, und das Gespräch, für das ich mir in Ermangelung einer besseren Sprache ein Latein mit italienischen Endungen in o und io zurechtlegte, war so lebhaft, daß ich höchst zufrieden war.

Viele Jahre später hat Herr Günther mir anvertraut, daß er diese weihnachtliche Expedition mit Absicht in solch merkwürdiger Weise verlaufen ließ: „Ich wollt' emal sehen, wie Sie sich benehmen würden." Ähnlich wie die geheimnisvolle Person in „Wilhelm Meister" lenkte er, ohne daß ich es merkte, die Fäden meiner Erziehung, in-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dem er mich in ungewöhnliche Lebenslagen brachte, und beobachtete mit amüsiertem Kennerblick, wie ich mich entwickelte.
Dieser Palazetto wurde dann im Laufe des nächsten Jahres ausgebaut; aber ehe er noch fertig war, verliebte sich Herr Günther in den danebenliegenden stattlichen Palazzo, der einen lang am See sich erstreckenden Garten besaß, und nun begann ich auch hier eine bauliche Tätigkeit. Dieser Wohnsitz wurde ein Idyll seltener Art. In den Räumen, die sich um einen kühlen Hof schlossen, entfaltete der Besitzer seinen ganzen kostbaren und doch so behaglichen Hausrat an erlesenen Kunstschätzen und Büchern; für den Garten aber hatte er eine besondere Liebe. Ich gestaltete ihn aus mit Balustraden, Brünnchen und Figuren, auf der obersten der Terrassen aber machte ich aus einem alten Limonihaus eine lange offene Wandelhalle, in der die etwa hundert antiken Marmorstücke ihren Platz fanden, die Herr Günther inzwischen für diesen Zweck gesammelt hatte: Reliefs und treffliche Torsi, aber auch herrliche Gewandfiguren, wie sie wohl nur sein ungewöhnlicher Spürsinn aufzutreiben verstand.[63]
Hier arbeitete ich in allen meinen Ferien an der Vervollkommnung der Anlage. Meist war mit mir noch irgendein anderer Gast im Hause; so habe ich eine Ferienzeit ganz mit Adolf Harnack zusammen verlebt, der hier in der kühlen Bibliothek lässig studierte und durch seine anregenden Gespräche die Mahlzeiten kostbar machte. Ein andermal besuchte die Kaiserin Friedrich Herrn Günther, was zur Folge hatte, daß ich den Auftrag bekam, für den Park von Schloß Kronberg verschiedene marmorne Zierwerke zu schaffen. Als ich die große Rolle mit den sorgfältig durchgearbeiteten Naturdetails zur Post brachte, war ich voller Hoffnungen für die Belebung meiner schwindsüchtigen Kassenverhältnisse, aber es kam nur die Mitteilung, daß die Sachen in Ausführung wären, mit einem huldvollen Dank. – Ich wußte damals leider noch nicht, daß Schinkel für seine herrlichen Entwürfe des Schlosses Orianda von der Kaiserin von Rußland eine Schnupftabaksdose erhalten hat.
Im allgemeinen war damals in Gardone und Fasano noch nicht die Flutwelle von Deutschen, die später diesen herrlichen Flecken über-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schwemmte. Als Herr Günther sich hier ansiedelte, waren außer dem großen Hotel in Gardone nur zwei oder drei Villen am See, und dazwischen lagen wahre Perlen halbverfallener bäuerlich bewohnter Häuser.

Den Anfang der großen Entwicklung, die dann einsetzte, machte ich aber schon mit. Während ich noch für Herrn Günther arbeitete, ließen zwei Münchener Herren auf einem benachbarten entzückenden Platze von mir ein kleines Hotel bauen, dessen Baugeschichte ein Roman wurde, in den die ganze Bevölkerung eingriff. Der eine der beiden Männer, die hier als gefährliche Rivalen der beiden von zwei verschlagenen Weibern geführten italienischen Gasthöfe auftraten, hatte eine schöne Frau; der andere war unbeweibt, aber taubstumm. Das strategische Ziel, das sich daraus ergab, war klar: die Frau mußte durch einen Italiener verführt und der Taubstumme von der Tochter eines der beiden italienischen Gasthäuser geheiratet werden. Ein heimliches Ringen setzte ein, bei dem mit allen Mitteln gearbeitet wurde, und richtig, als ich eines Tages wieder meinen der Vollendung entgegengehenden Bau besuchte, fand ich die schöne Frau in den Armen des italienischen Bauunternehmers, ihr Mann war verschwunden; der Taubstumme aber war der Gatte der siegreichen Signorina Cipani. Die beiden italienischen Gasthäuser waren Todfeinde geworden, aber das deutsche Hotel war erobert. Nur ein drittes war leider nicht gelungen, ich selber war in keiner der mir kunstvoll gestellten Fallen steckengeblieben, denn ich hatte das Wesen dieser welschen Grenzbevölkerung schnell verachten gelernt; keine Schlechtigkeit und kein Laster ist denkbar, das hier nicht reichlich blühte, und jener Hotelroman war nur ein kleiner Ausschnitt aus einem Bilde, das an anderen Stellen mit genau den gleichen Farben gedruckt war. Aber das hinderte nicht, daß dieses kunstgesegnete Land sich einem mehr und mehr ins Herz stahl.

An die vielerlei Fahrten, die ich von München aus zu meinen Arbeiten machte, schloß sich manchmal ein Streifzug in die norditalienischen Städte, und ich genoß, meist zusammen mit meinem Bruder, mit dem ich nach alter Gewohnheit jeden freien Tag zu teilen suchte, die Herrlichkeiten, die zwischen Venedig und Mailand

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ausgebreitet liegen: Padua, die Stadt der monumentalen Malerei, – Vicenza, dieses Traumbild eines genialen Architekten, – Mantua mit der schimmernden Pracht seines Palazzo Ducale, – Bergamo, dieses kunstdurchflochtene Bergidyll, – nicht zu reden von dem Dreigestirn: Venedig, Verona, Mailand.

Durch all das wurde mein eigener Schaffenstrieb, der durch Prösels früh Nahrung bekommen hatte, noch mehr angestachelt, und das entlud sich in München in Form von allerlei Wettbewerbsentwürfen. Ich machte mit ihnen dieselben Erfahrungen, die wohl Hunderte gleich mir gemacht haben: wenn man bei solchem Unternehmen nicht seinen Lohn schon während der Arbeit selbst dahin hat, kommt man nicht auf seine Rechnung. Aber gewöhnlich ist das auch der Fall; nicht nur, daß das selbständige Durcharbeiten eine fachliche Förderung bedeutet, sondern es gewährt auch positiven Genuß. Hat es schon einen Wettbewerbsteilnehmer gegeben, der nicht in seine Arbeit verliebt war? Man freut sich daran, als ob es eine fertige Leistung wäre, und meint gewiß, daß man's nun erwischt hätte. Um so schmerzlicher ist ja dann der Augenblick der Enttäuschung – aber er geht vorüber, und die vorweg gehabte Freude kann er einem doch nicht nehmen. Deshalb habe ich auch später meinen in die Praxis gehenden Studenten immer geraten: zersplittert nicht eure Kraft auf dem Nebenweg einer kunstgeschichtlichen Doktorarbeit, sondern macht Wettbewerbe mit, auch wenn kein Erfolg dabei herauskommt; es ist die beste Form des Weiterarbeitens an der eigenen Ausbildung.

Leider vergreift man sich dabei ja häufig in der Schätzung der Höhe, wo die Äpfel hängen, nach denen man noch langen kann. So ging es auch mir, und auch ich fand die Urteile der Preisrichter immer höchst ungerecht und verfehlt. Einmal werde ich damit wohl wirklich recht gehabt haben; ich machte mit Hermann Hahn zusammen den Wettbewerb um den Teichmann-Brunnen in Bremen mit, bei dem Maisons stillos-phantastischer Tafelaufsatz, der jetzt den Platz gefährdet, den Preis davontrug. Wir hatten eine stille, vornehme Anlage gemacht, architektonisch streng gebunden mit frischen, kecken Figuren aus dieser ersten reichen Zeit des Hahn-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schen Schaffens. – Während wir das Modell zusammen aufbauten, entstand nebenher das Bronzefigürchen seiner Eva und einige der feinsten Porträts. Sein kluges, lebendiges Wesen, dem eine kleine Prise Schlauheit beigemischt war, regte mich ungemein an; er kämpfte damals noch gegen den allmächtigen geistigen Einfluß der Hildebrandschen Art, dem sich andere meiner Bekannten bereits willenlos gebeugt hatten; selbstverständlich kam er allmählich auch unter diesen Einfluß, denn Ewigkeitsmächte, stärker als die Kraft eines einzelnen Verkünders, steckten dahinter, aber es ist ihm immer zum Heil geblieben, daß er zögernd Schritt für Schritt selber den Weg abtastete, der zu diesem Ziele führte, statt einfach die ausgestreckte Hand zu ergreifen und sich lenken zu lassen.[64]

War so mein zeichnerischer Schaffenstrieb ganz fachmännisch geworden, so gilt das gleiche auch von den schriftstellerischen Arbeiten. Diese schreckten jetzt nicht mehr vor den Themen des eigenen Berufes zurück, aber sie gingen ihm zunächst historisch zu Leibe. Ich begann in dieser Zeit, einen weitgreifenden Plan zu bearbeiten, der aus einer Beobachtung entsprang, die ich auf meinen italienischen Streifzügen an mir selber gemacht hatte. Wenn ich mich zu einer Reise nach Oberitalien vorbereiten wollte, waren mir beliebig viele Bücher zur Hand, um mich über Donatello oder Mantegna zu orientieren, aber eine bündige Darstellung über die Erscheinung eines Palladio oder Sanmichele suchte ich vergebens. Immer aufs neue sah ich die Kunstgeschichte bei den gleichen Aufgaben ansetzen; selbst in der Malerei ließ sie Erscheinungen wie Altichieri oder Cavazzola, auf die ich staunend stieß, damals noch unberührt liegen, und vor den architektonischen Geistern machte sie vollends respektvoll halt.

Dem wollte ich abhelfen. Ich plante einen Zyklus von kulturgeschichtlich geschauten, reich illustrierten Architektenmonographien. Zunächst die Gruppe: Brunellesco, Alberti, Bramante, Sanmichele, Palladio, Vignola, Bernini.

Brunellesco, mit dem ich als ordentlicher Mensch begann, wurde nur dreiviertel fertig. Mich fesselten vor allem Alberti und Vignola. Es reizte mich, darzustellen, wie Alberti Motive und architekto-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nische Lösungen vorwegnahm, die erst hundert Jahre später wieder aufgenommen wurden – wie er am Palazzo Ruccellai die Übereinanderordnung der Säulensysteme als erster wagt, die später das Lieblingsrezept der Hochrenaissance wird, wie S. M. Novella die Lösung der kirchlichen Langhausfassade vollzieht, die dann erst an der Wende des Barock wieder neu entwickelt wird, wie San Andrea in Mantua der Vorläufer von Vignolas Gesú und damit der Urahne der Barockkirche ist. Dieser Geist kühnen Neubildens, den ich dann in Vignola wiederzufinden glaubte, kurz, die Linie, die zum Barock führt, war es, was mich aus dem Gefühl der eigenen Zeit heraus lebendig berührte, und diesen Zügen suchte ich spürend nachzugehen. Der Alberti ist damals fertig geworden, aber erst sehr viel später herausgekommen, als ich den Plan als Ganzes, infolge neuer Dinge, die mich erfüllten, aufgegeben hatte und mich deshalb entschloß, die Arbeit in eine andere Sammlung abzugeben (Spemann: „Die Baukunst in Monographien").

Neben solchen ernsten Arbeiten konnte ich das Feuilleton Gott sei Dank ganz beiseite lassen, weil mir die Tätigkeit bei Seidl diese Art des Brotverdienens nicht mehr nötig machte. Da Seidl sich seine Mitarbeiter unter Hunderten heraussuchen konnte, war es nicht viel, was man bei ihm bezog – ich bekam 120 Mark monatlich, von denen ich nur 100 Mark für meine eigene Person gebrauchte –, aber trotzdem kam ich mir auf diesem sicheren Boden wie ein gemachter Mann vor, denn ich hatte oft unter dem Zwange der Unsicherheit und Unfreiheit gelitten, den es innerlich hervorruft, wenn man in allen möglichen Lebenslagen jede kleinste Ausgabe ängstlich erwägen und meistens vermeiden muß.

Aus diesem Grunde wagte ich es auch jetzt erst, einer Vereinigung beizutreten, zu der die meisten meiner Freunde zählten und der mein Herz schon lange angehörte, der Vereinigung der „Aumüller", deren seltsamer Name von dem weithin bekannten Wirt stammte, bei dem sich einst die Gründer dieses Kreises zusammengefunden hatten. Es war ein reiner Freundschaftsbund, der sich von Studentengeneration zu Studentengeneration fortgepflanzt hatte. Keine beruflichen Gesichtspunkte oder sonstigen Grundsätze beschränkten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die Bewegungsfreiheit, und so wurde die Schar mit großer Zurückhaltung nur nach den menschlichen Eigenschaften derjenigen ergänzt, die in unsere Bahn gerieten. Alle Berufe und auch alle Altersabstufungen kamen zueinander, und hierin allein schon lag etwas ungemein Anregendes.

Aus der Schar der einstigen Begründer des Kreises ragte die lebhafte Erscheinung eines Mannes hervor, den man wohl unter die stadtbekannten Originale des damaligen Münchens rechnen darf: *Fritz Schwartz*, der Leiter und Teilhaber des großen Verlagshauses Bruckmann. Er war einer der seltenen Menschen, die eine unverwüstliche Arbeitskraft mit einer unverwüstlichen Genußfähigkeit verbinden können. Ebenso bekannt wie er in Fachkreisen war für seine Erfindungsgabe und Vielseitigkeit in geschäftlichen Dingen – er war der Begründer der „Kunst für Alle" und der Impresario des Böcklinschen Weltruhms –, ebenso bekannt war er in den großen Städten des Kontinents für seine Erfindungsgabe und Vielseitigkeit in Dingen des Genusses. Es gab schlechthin keine große Stadt, wo er nicht gute Freunde männlichen und weiblichen Geschlechtes gehabt hätte. Und auch das war ungewöhnlich an ihm, daß der ausgedehnte und sehr geschätzte weibliche Bekanntenkreis ihn durchaus nicht hinderte, zugleich ein anhänglicher und immer bereiter Genosse und Helfer zu sein für die männlichen Freunde, die er wirklich anerkannte. Ich habe ihn in Berlin, Dresden, Leipzig und Hamburg vom Augenblicke seiner Ankunft am Bahnhof an wirken sehen, als sei er ständig dort ansässig, und ich selber, der ich jeweilig dort lebte, fühlte mich neben ihm als Fremder. Geradezu verblüffend aber war es, ihn in den „Kantate"-Tagen bei der Buchhändlermesse in Leipzig zu erleben, wo er als anerkannter Mittelpunkt aller Unternehmungen die Geister zusammenführte oder gegeneinanderhetzte, wie es ihm beliebte.[65]

Diese Verkörperung lebenskräftiger Betriebsamkeit diente uns zwar nicht als Vorbild, aber machte sich doch überall geltend, und man konnte wohl sagen, daß wir eine recht unternehmende Schar waren. Reizende Bowlenabende sind mir unvergeßlich, die wir auf einer verschwiegenen, nur uns bekannten Waldwiese gegen-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

über von Schloß „Grünwald" im Isartal feierten. Das Schloß wurde festlich beleuchtet, und bis zum frühen Morgen kampierten wir draußen. Oder ein andermal, als ich durch eine Wette mit Schwartz hundert Mark gewonnen hatte, lud ich die ganze Gesellschaft nach Schliersee zu einem Fest im Bauerntheater, zog dort dem Konrad Dreher, Münchens vergöttertem Komiker, ins Haus und brachte ihn mit in unseren Kreis, wo nun der Lustigkeit kein Ende war, denn Drehers köstlichste Seiten zeigten sich erst am Zechtisch. In Schliersee war es nicht ruhig in dieser Nacht.

Dann wieder zogen wir in der Weihnachtsnacht zum schneeumhüllten „Wendelstein" hinauf, wo auf der höchsten damals in Deutschland bewohnten Stelle nach einem wunderbaren Aufstieg im Mondenschein ein Weihnachtsbaum unser wartete. Mit dem „Wendelstein"-Eremiten, der sich als höchst weltgewandter Volkssänger entpuppte, wurde Christfest gefeiert und anderen Morgens von der klaren Höhe heruntergerodelt.

Weit wichtiger aber als solche Feste war uns das Freundesleben, das uns in täglichem Verkehr miteinander verband. Wie soll ich all die lieben Gestalten schildern, die da nebeneinander auftauchen: der verinnerlichte Philosoph, der unser aller Liebling war, – der ehrliche Historiker, der sich so prachtvoll entrüsten konnte, – der feine Archäologe, der alles mit hohem Maßstabe maß, – der kluge Arzt, der voller seltsamer Interessen war, – der Ingenieur, den niemand müde machen konnte, – der Chemiker mit den verfeinerten Nerven, – der Jurist mit den festen Grundsätzen, – und dann der Künstler mannigfache Schar.

In diesem bunten Kreise erlebten wir München, und München gab etwas zu erleben, denn es war eine Zeit des künstlerischen Sturmes und Dranges, die damals durch die Stadt zog. Eine künstlerische Überraschung steuerte zu meiner großen Genugtuung einmal sogar meine liebe Vaterstadt bei: es waren die „Worpsweder", die durch die kecke Entdeckung einer unbekannten landschaftlichen Schönheit die Sensation einer Glaspalast-Ausstellung wurden. Aber es war kein entscheidender und ein bald vergessener Vorstoß.[66] Ähnlich wie die literarische Bewegung sich mehr und mehr zu einer

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Scheidung oder richtiger gesagt Neugruppierung der Geister zuspitzte, vollzog sich in der bildenden Kunst durch die „Sezession" eine große Umgruppierung aller Werte. Das verfolgten wir voller Leidenschaftlichkeit und aufs engste durch einige unserer Mitglieder an dem Gang der Dinge beteiligt.

Keiner, der Kunstausstellungen nur als fernstehender Liebhaber betrachtet, kann sich vorstellen, welchen Reiz und welche Erregung sie für denjenigen in sich tragen, der hier die Jahresarbeiten guter Bekannter in hochstrebenden Wettbewerb miteinander treten sieht. Man bangt um heimliche Lieblinge, deren Kraft man noch nicht genug gewürdigt sieht: Slevogt, der Lehrer meiner Freundin Nelly von E., war ein solcher;[67] man macht glänzende Aufstiege mit, wie den von Hahn; man sieht stille Schicksale sich entscheiden zum Traurigen und ab und an auch zum Guten.

Wie erlebte ich es beispielsweise mit, als eine kleine befreundete Malerin, die sich fünf Jahre das Geld in hartem Lehrberuf zusammengespart hatte, um ein Jahr in München malen zu können, ihr Bild aus der Sezession an die staatliche Galerie verkaufte und nun in unbeschreiblicher Glückseligkeit ihren Freundeskreis nach Höllriegelskreuth einlud, um den Anfang des nunmehr eroberten zweiten Münchener Jahres würdig zu begehen. Ich habe nichts Reizvolleres und in mancher Beziehung Rührenderes kennengelernt als solche Einblicke in das Leben der ernsten unter den Münchener Künstlerinnen. Nirgends ging ich lieber hin, als wenn solche tapfer kämpfende kleine Dame uns zum Abend in ihr Atelier lud. Da machten wir uns selber das Rührei auf dem Gaskocher, aber einige Champignons kamen hinzu, die am Morgen im Isartal gesucht waren; da saßen wir auf den seltsamsten Möbeln zwischen bunten Flicken herum, aber Blumen bedeckten die Tische; da gab es nur dünnen Tee, aber Musik adelte die Stunde. Man blickte in das Reich von Lebenskünstlerinnen, die am Rande der Dürftigkeit ihren Weg mit Rosen zu bestreuen wußten und die zäh und ehrlich ihre kleineren oder größeren Kunstziele gegen eine Welt von Philistern verteidigten. Ich denke an dich, Sophie Fezzi Hormann.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Es will mir rückschauend fast merkwürdig erscheinen, wie ich außerhalb des beruflichen Daseins mit lauter Geistern aus anderen Berufskreisen umging. So ganz aber fehlte schließlich auch der Architektenverkehr nicht. Abgesehen von zwei lieben Freunden im „Aumüller"-Kreise knüpfte ich im Laufe der Zeit mit Visscher, meinem Kollegen bei Seidl, auch außerhalb des Büros freundschaftlichen Verkehr an. Zu seinem auffallend aristokratischen Äußeren stand es in hellem Gegensatz, daß er in seiner bedrängten Lage in einer billig gemieteten Küche hauste, in deren Speisekammer eine Matratze als Schlafgelegenheit lag. Diese Küche hatte den unerwarteten Vorzug einer elektrischen Beleuchtung, und das war der Anlaß, daß wir sie auserwählten, um im kleinen Kreise in ihr Akt zu zeichnen: zwei Architekten und zwei Maler, von denen der eine, Julius Mössel, nachher in seinen glänzenden dekorativen Malereien die Verwandtschaft mit der Architektur, die sich an diesen Abenden festigte, deutlich bewiesen hat.[68]

Wir hatten eine jener zur Kunst geborenen Frauen zum Modell, die sich erst ohne Kleider ganz wohl zu fühlen scheinen. Jedenfalls fand sie es selbstverständlich, daß sie beim Betreten des Raumes zunächst alles ablegte und nun erst die kleinen Hausarbeiten verrichtete, deren sie sich stillschweigend mütterlich annahm. Das vervollständigte den phantastischen Eindruck dieser seltsamen Häuslichkeit, in der es im übrigen lebhaft, aber sehr ernsthaft zuging, denn wir nahmen alle vier die zeichnerische Ausbildung sehr wichtig und steigerten uns gegenseitig in eifrigem Wettbewerb.

Diese Visschersche Küche gehörte als Überbleibsel zu einer Wohnung, deren übrige Räume dem Architekten *Martin Dülfer* als Atelier dienten, und so kam ich bald mit Dülfer zusammen, der damals in München so eine Art Rolle des architektonischen „enfant terrible" spielte. Seine glänzende Begabung war früh hervorgetreten, und es reizte ihn vielleicht besonders, sich mit einer gewissen Absichtlichkeit gegen die Münchener Tradition aufzulehnen. Vor allem suchte er für die Behandlung der Putzarchitektur neue Wege. Durch Abstimmen und Wechseln der Oberflächenbehandlung des Putzmaterials und durch das Hereinziehen eines stilisierten und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

farbig getönten Pflanzenornamentes in seine Ausdrucksmittel kam er zu einer Sprache, mit der er insbesondere die großen Flächen der Mietshäuser geschickt beherrschen konnte, die aber dem naiven Ton der Münchener Bauweise gegenüber raffiniert und geziert wirkte. Deshalb erregte auch sein Bau der Kaim-Säle im Seidlschen Lager helle Entrüstung, was mich kitzelte, aus Prinzip seine Partei zu nehmen. Manchen blutigen Strauß habe ich darum ausgefochten, so daß ich allmählich in den Geruch des Ketzers kam.[69]

Was mich reizte, war nicht eigentlich Dülfers besondere Art, die mir fremd und kalt schien, sondern es war eine grundsätzliche Auflehnung gegen die Schranke, die das Historische um seiner selbst willen bilden sollte. Hätte man damals gesagt: „Dieses Gitter, diese Stuckdecke, dieser Türbeschlag sind nachahmenswert, weil das Material meisterhaft behandelt ist und man nichts Besseres tun kann, als es ähnlich zu behandeln", so hätten wir Jungen vielleicht nichts dagegen gehabt. Jetzt aber wurde schlechthin gesagt: sie sind nachahmenswert, weil sie *alt* sind, und darin fühlte die neue Generation eine unberechtigte Fessel. Zum Teufel, dachte man, weshalb sollen nur die Alten das gut machen können, warum nicht auch die eigenen Zeitgenossen? Einfallen muß einem eben etwas, warum sollen wir immer nur an fremden Einfällen kauen?

So bereitete sich an allen möglichen Stellen leise eine Sehnsucht nach Freiheit vor, nach Selbständigem, nach „Neuem". Man wußte nicht so recht, in welcher Weise man diese Freiheit eigentlich suchen sollte und tat es schließlich in der kindlichsten Weise, nämlich im Ornament.

Die dilettantische Auffassung der historisch-architektonischen Entwicklungsstufen sieht das Wesen der einzelnen Stile im Ornamente und meint häufig genug, je nachdem dieses zur Anwendung käme, habe man es mit Renaissance, Gotik oder Barock zu tun. Aus solcher Auffassung ergibt sich dann der ganz logische Schluß, daß man es mit einem neuen Stil zu tun hat, wenn ein neues Ornament zur Anwendung kommt. Ein Architekt wäre wohl niemals auf diesen Gedankengang verfallen, bezeichnenderweise kamen Maler darauf,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und das aufgestaute Freiheitsbedürfnis, das hier endlich eine feste Handhabe zur Betätignung fand, war so groß, daß es wirklich diesem Trugschluß eine Zeitlang folgte.

Und es ist seltsam, wenn daraus auch natürlich auf dem Gebiete der Architektur nichts Lebendiges, aber viel Lächerliches entstehen mußte, schließlich sieht der Rückschauende doch, daß es im Augenblick einer solchen Krisis ziemlich gleichgültig ist, an welchen Gedanken der Freiheitstrieb anknüpft, wenn er nur überhaupt losbricht. Das allmähliche Einlenken in gesunde Bahnen kommt nachher schon ganz von selber.

Noch ehe diese Bewegung deutlich als solche nach außen hin auftrat, blickte ich gelegentlich voll Teilnahme in ihre ersten Anläufe hinein. Durch Dülfer lernte ich *Otto Eckmann* kennen, diesen ersten Erlöser des Ornamentes. Wenn wir heute aus etwas größerer Entfernung seine damaligen Arbeiten anschauen, so sehen wir, daß seine Erscheinung die Eingliederung der japanischen dekorativen Begriffe in unsere abendländischen Ausdrucksgewohnheiten vollzog. Diese Auseinandersetzung mit einer gänzlich anderen Art des ornamentalen Schauens erschien in der Form, wie sie auftrat, wie eine neue Entdeckung, da sie mit abendländischer Systematik bereits stark durchsetzt war; und das war ein Glück, denn dadurch begann man wirklich angeleitet zu werden, beim nunmehr einsetzenden selbständigen Stilisieren der Pflanze frische Linien zu empfinden und im weiten Reiche der Natur neue Motive zu sehen.

Noch durch eine andere Seite wurde ich in diese Gedankengänge hineingezogen. Ich traf ab und an mit einem jungen Philosophen zusammen, einem Schüler von Lipps, der sich mit der Psychologie der Linie beschäftigte und mit dem gut darüber zu sprechen war; es war *August Endell*. Der erzählte viel von den schöpferischen Orgien, die der Bildhauer Obrist in ornamentalen Stickereien feierte, und was ich von diesem bei weitem reizvollsten Teil der Obristschen Betätigung sah, erregte mein hohes Entzücken. – Aber die Philosophie, die daran anknüpfte und umstürzende Prinzipien aus diesen Dingen folgerte, vermochte ich nicht ganz mitzumachen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Als kurze Zeit darauf – ich war bereits in Leipzig – der einstige Philosoph plötzlich architektonischer Prophet wurde und in genialischem Rasen die ganze bisherige Architektur dadurch entthronen wollte, daß er im Atelier „Elvira" ein niegeschautes ornamentales Urgebilde quer über eine wehrlose Wand warf, da wurde ich dadurch weder überzeugt noch angeregt, sondern nur in dem Gefühl bestärkt, daß der Architekt seine Freiheit auf einem anderen Wege, nämlich auf einem viel innerlicheren, erringen müßte.[70]

Diese Vorboten frischen Wollens, die ich hier in München noch erlebte, hatten für mich aber wohl das eine Gute, daß ich begann, alles Nachahmen zu verachten, die Dinge meines Berufes vorurteilsloser anzusehen und nicht meinem mächtigen Meister willenlos verfiel.

Die Angst vor dieser Gefahr ließ meinem treuen Schutzgeist, Herrn Günther, niemals Ruhe; unablässig drang er in mich ein, nicht im Münchnertum unterzugehen, sondern mich dadurch freizumachen, daß ich ein Jahr lang in Italien reiste und diese Welt auf mich wirken ließe. Er erbot sich, mir das Geld dazu als Entlohnung meiner Arbeiten in Prösels und Gardone zur Verfügung zu stellen. Was er wollte, war nicht ein Untertauchen in italienischer Renaissance, sondern ein Vollsaugen mit monumentaler Gesinnung. Er fühlte sehr gut das Richtige, was nottat. Ob diese Reise aber auch das Richtige gewesen wäre, um das gewollte Ziel zu erreichen, bezweifle ich rückschauend. Ich war noch zu unselbständig für solch radikale Kur und hätte mich aus dem Zaubergarten der italienischen Kunst vielleicht nie wieder zurückgefunden.

Damals aber war ich fest entschlossen, dem Rate zu folgen, und bereitete alles für dieses Wanderjahr vor, obgleich mein Instinkt dagegen sprach. Denn so sehr ich mich auf all das Herrliche freute, das ich sehen sollte, es kam mir unnatürlich, ja fast unmöglich vor, mich plötzlich aus dem eben begonnenen praktischen Tun und tätigen Miterleben loszuwurzeln und vom Handeln in den Zustand des Betrachtens zu versinken.

So erschien es mir denn wie in Wink des Schicksals, als wenige Wochen vor meinem Aufbruch plötzlich ein Mann vom Typus

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eines alten Steinmetzen bei mir erschien, sich als der Stadtbaurat von Leipzig, Hugo Licht, entpuppte und mir auf Theodor Fischers Rat den Vorschlag machte, an das Leipziger Stadtbauamt überzusiedeln; höchst interessante Arbeiten würden dort auf mich warten. Der Gedanke an die viel freiere Wirksamkeit, die mir geschildert wurde, berauschte mich; der alte Steinmetz, der so treuherzig die nettesten Anekdoten wie Perlen an einer Schnur aufzureihen verstand, gefiel mir ausgezeichnet. Italien versank, Leipzig stieg als Ziel empor. Aber der Geist des Herrn Günther verließ mich doch nicht ganz in dieser Entscheidungsstunde: ich machte zur Bedingung meines Kommens, daß ich alljährlich ein Vierteljahr reisen dürfte. Das wurde zugesagt, und ich glaube, es ist ein ausschlaggebender Segen für meine Entwicklung geworden. Das Vierteljahr, das ich später in Paris, in Rom, in London und in den Niederlanden zubrachte, ist mir jedesmal nützlicher und fruchtbarer geworden, als ein zusammenhängendes Jahr unnatürlicher Muße es je für mich hätte sein können. Ich glaube, daß der Mensch gar nicht fähig ist, länger als drei Monate Eindrücke in sich aufzunehmen, ohne durch das Übermaß des Genossenen eine Art gichtische Lähmung des geistigen Bewegungsvermögens zu bekommen.

Ich schlug also ein und reiste über Florenz, wo ich mich einen Monat in fürchterlichster Märzenkälte aufhielt und meinen Alberti vollendete, nach Leipzig.

Als ich nun wirklich München Lebewohl sagen mußte, wurde es mir schwerer, als ich geglaubt hatte. Was hatte es mir nicht alles gegeben! Einen Beruf, eine Welt und Freunde; alte Freunde und Freundinnen, die ich kindlich verehrte, junge Kameraden und Kameradinnen, an denen mein Herz hing. Von diesem Freundesleben mich loszureißen, das mitten unter lieben und lustigen Gesichtern dahinpendelte zwischen Scherz und Kunst, von diesem Leben, in dem alles glitzern konnte, was man in sich trug, das war mir am schwersten.

Und doch war das gerade am nötigsten. Ich habe später an manchem meiner Kameraden gesehen, daß derjenige, dem es leicht

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wird, in diesem Glitzerleben Erfolg zu erringen, in München in große Gefahr gerät, weil sich ihm hier durch solche Eigenschaften alle Türen öffnen, hinter denen die künstlerisch fertigen Männer stehen. Da er von diesen fertigen Männern im Taumel des Festes sozusagen al pari genommen wird, versäumt er leicht den Augenblick, wo er einsetzen muß, um selber künstlerisch mit sich fertig zu werden. Dazu erhält man wohl die *Keime* im künstlerischen Spiel, aber, um aus diesen Keimen Früchte zu ziehen, bedarf es unweigerlich einer Zeit ernster Sammlung und stillen Reifens. Um die finden zu können, muß man rechtzeitig verpflanzt werden.
Vielleicht bleibt man dann auch dem, was das damalige München und der Meister, in dem es sich für mich verkörperte: Gabriel Seidl, Dauerndes zu bieten vermochten, am besten treu. Als ich zwölf Jahre später eines Tages in München einfuhr, um hier in einer Versammlung aller führenden modernen Künstler Deutschlands die Gründungsrede des „Deutschen Werkbundes" zu halten, da fragte ich mich im stillen, ob ich nun meinem alten Meister, der nicht zu diesem Bunde gehörte, untreu geworden sei, und ich mußte „nein" sagen. Was er auf seine Weise suchte, das handwerklich Echte und das in der Empfindung Gesunde, das suchten auch wir, und für dieses Suchen läßt sich der Weg nicht vererben oder vorschreiben. Den muß man sich selber entdecken.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

DRITTER TEIL

„Was sagt dein Gewissen? —
Du sollst werden, der du bist."
Nietzsche.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ERSTES KAPITEL

LEIPZIG 1895 – 1899

Als ich in Leipzig einzog, regnete es. Aus dem Rosental duftete das Leipziger Maiglöckchen, der Knoblauch, aus dem Brühl duftete es ebenso. Ich besah Dutzende abscheulicher Ausstellungen von Hausgreueln, die man als Studentenbuden vermieten wollte, und landete endlich in einem durch Primitivität halbwegs erträglichen Zimmer bei zwei Damenschneiderinnen in der Zentralstraße. Was war das für eine bleierne Stadt!

Die Freudlosigkeit der modernen Großstadt, über die München geschickt hinwegzutäuschen versteht, ist hier bis an den Kern des alten Häusergefüges gezogen; Freudlosigkeit schien mir auch aus dem Wesen der Bewohner zu sprechen, wenn ich sie ihr sonntägliches Genußbedürfnis anspruchslos dadurch befriedigen sah, daß sie in endlos staubiger Reihe die „Promenade" umkreisten. Das machten die Münchener und die Berliner anders, wenn sie sich amüsieren wollten; und es klang auch anders, wenn sie sich amüsierten, als dieser saftlose sächsische Tonfall, in dem mein an Oberbayerisch oder Plattdeutsch gewohntes Dialektgefühl anfangs fälschlich auch das für Scherz hielt, was ganz bitterernst gemeint war. Ich fühlte mich wie in der Verbannung.

Aber es gab doch einiges, was mich etwas versöhnen konnte: wenn ich zu meiner Arbeitsstätte ging, kam ich an der Thomaskirche, dem alten Musiksaal Johann Sebastian Bachs, vorbei, aus der die Übungen für die Motette feierlich tönten; diese Arbeitsstätte selbst aber lag in einem Giebel des alten Rathauses, von dem man herunterschaute auf den kleinen Prunkbau der „Alten Börse". In diesem alten Rathaus fühlte ich mich sogar heimisch; in den Erinnerungen meiner Urgroßmutter, die ich als Knabe gedruckt hatte, spielte es eine Rolle, und als ich am Tage meines Dienstantritts vereidigt wurde, blinzelte ich zu den feierlichen Kostümen der Graffschen Ratsherrnporträts empor, die den Saal

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

umgaben, und dachte: Daran hat meine Urgroßmutter mitgearbeitet Anno 1806.

Auch im Büro selbst war es gemütlich. Ich teilte es mit einem friedlichen älteren Kollegen, dessen Wesen durch eine rührende Italienbegeisterung etwas altmodisch vergoldet wurde. Um die übrige Welt brauchte ich mich nicht zu kümmern, denn ich hatte nur unmittelbar mit Hugo Licht zu tun. Die architektonische Aufgabe aber, die mich vor allem hierhergebracht hatte, führte mich mitten in die charakteristischsten Seiten des Wesens meiner neuen Wohnstätte.

Leipzig ist die Stadt der Musik und der Messe – zweier höchst verschiedenartiger Dinge, die sich aber an einer Stelle berührten, und das war mein Bau. Um ihm Platz zu machen, hatte man das berühmte „Alte Gewandhaus" abgerissen, und hier sollte ein neuer Saal entstehen, der einesteils dieses tönende Herz Leipzigs wieder ersetzen sollte und der anderenteils als Mittelpunkt der großen Messen gedacht war, für die dieses „Städtische Kaufhaus" in erster Linie errichtet wurde.

Das war eine für die Stadt höchst bezeichnende und für den Architekten höchst schwierige Mischung. Der Kaufhaussaal mußte möglichst große, lichtbringende Fenster haben; dem Musiksaal widerstrebte nichts mehr als diese Glasflächen. Die weltberühmte Akustik des alten Gewandhaussaales hatte gerade darin ihren Grund, daß er als fensterloser Holzkasten in einem Hohlraum des Daches stand, der wie ein Geigenbogen mitschwang. Wie sollte man unter diesen Umständen etwas wieder erreichen, was auch nur einigermaßen standhielt?

Auf welche Weise man gute Akustik erzeugt, weiß man bekanntlich bisher noch nicht. Man kennt aber die eine Regel: das zu vermeiden, womit man ganz gewiß schlechte Akustik erzeugt – und diese Regel ließ sich hier nicht anwenden. Es galt also, alles zu tun, um Gegenwirkungen gegen die akustischen Hemmnisse zu erzeugen, und das wurde dadurch versucht, daß die ganze Architektur des Saales so in den Rohbauraum gesetzt wurde, daß überall achtzehn Zentimeter Luft zwischen Außenmauer und Innen-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

architektur blieben. Auf das akustische Mitschwingen dieses Hohlraumes mußte man rechnen, und ich will gleich vorweg sagen: die Rechnung erwies sich später als richtig.

Mein Herz klopfte nicht wenig, als ich zum ersten Male allein mit Nikisch im fertigen Saale saß, während Panzner auf dem Podium den Taktstock erhob, um mit seinem Orchester die ersten Töne in diesem Raume erklingen zu lassen. Die Hörsamkeit war nicht zu gering, sondern sie war zu groß. Dem ließ sich leicht durch Bodenbelag und Türvorhänge abhelfen, und sie ist wirklich für Gesang und Kammermusik, die hier hauptsächlich in Betracht kommen, vortrefflich geworden; nur Blechinstrumente wollten durchaus nicht in diesem Raume klingen.

Neben diesem Saalbau, den ich mit der ganzen peinlichen Liebe und peinlichen Unerfahrenheit eines neugebackenen Vaters durchdetaillierte, stand eine andere Aufgabe, die ebenfalls in die intimsten Winkel der Leipziger Kultur eingriff: der Umbau der alten Johanneskirche. Die Namen Gellerts und Johann Sebastian Bachs sind aufs engste mit ihr verknüpft, und beide liegen in ihr begraben. Meine Arbeit erstreckte sich auf das Innere dieser Kirche, und wieder galt es dabei, Neues an die Stelle von Zerstörtem zu setzen, das eigentlich heilig war.

Der Umbau war nicht zu machen, ohne die beiden ehrwürdigen Geister in ihrer Grabesruhe zu stören. Es war ein seltsames Gefühl, als eines Tages die armen vermoderten Reste dieser beiden Männer, deren Geist noch so unvermodert weiterlebt, vor meinen Augen lagen und ich sie mit eigenen Händen in die einfachen Marmorsärge umbettete, die ich für ihre Gebeine entworfen hatte. Oben aber, in der Kirche, richtete ich ihnen Kenotaphien her, den schönen alten des Gellert, dessen Hauptstück von Oeser stammt, und den neuen für Bach, den Seffner[71] später, unter Abänderung meiner Absichten, in Plastik gesetzt hat.

So trat ich mit den alten Kulturbegriffen Leipzigs: Gellert, Bach, Gewandhaus, merkwürdig plötzlich in ein persönliches Verhältnis, und das mag viel dazu beigetragen haben, daß allmählich eine stille Liebe zu dieser schicksalsreichen Stadt, die mich zu Anfang

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

so abgestoßen hatte, in mir zu erwachen begann, eine Liebe, die dadurch vielleicht noch gefestigt wurde, daß mich später der Umbau der alten Stadtbibliothek schließlich auch mit ihrem treuesten Geschichtsschreiber, Gustav Wustmann, in engere Beziehung brachte. Daß er als Verfasser von „Allerlei Sprachdummheiten" mich zugleich dazu brachte, meinen Stil kritisch zu überprüfen, soll ihm nebenbei gedankt sein.

Die Arbeiten, die Licht mir damals übertrug, hat er mir fast selbständig überlassen. Er kam ab und an, sie zu begutachten, gab aber weder Skizzen noch Korrekturen, sondern nur Anregungen mit Worten. Zur Zeit, als ich ihn kennenlernte, übte er diese dem Gabriel Seidl so ganz entgegengesetzte Art; früher mag das anders gewesen sein, und in der Außenarchitektur war es auch jetzt noch anders.

Lichts architektonisches Schaffen ging nicht vom Organismus des Gebäudes aus und entwickelte aus diesem Organismus den Rhythmus, der das bauliche Motiv in sich birgt, sondern ihm schwebte ein Motiv vor, das ihm für die betreffende Aufgabe bezeichnend zu sein schien, und nun ruhte er nicht eher, als bis der Organismus diesem Motive angepaßt war. Dieses Motiv war eigentlich Selbstzweck. Im Gebäudeinnern war es meist das monumentale Schema eines Treppenhauses, in das er gerade verliebt war, im Äußeren ein charakteristisches Formgebilde oder eine Formfolge.

Wenn er trotz dieser unorganischen Art, an die Aufgabe heranzutreten, gute Bauwerke geschaffen hat, so liegt das wohl daran, weil das Motiv, dem er nachstrebte, nie kleinlich war, sondern als solches immer einen großen Zug hatte. Sein ganzer Geschmack führte ihn stets auf das Derbe, alle intimen Reize lagen ihm nicht, deshalb versagte auch sein Sinn und sein Interesse in auffälliger Weise im Innern der Gebäude. Nur die Dinge, die mit architektonischen Bauformen in unmittelbarem Zusammenhange standen, wie beispielsweise solche Treppenhäuser, setzten seinen Willen in natürliche Bewegung. Für die eigentlichen Fragen des inneren Ausbaues fehlte die Resonanz. Der alte Formarchitekt, als den seine Zeit ihn erzogen hatte, kam als Kern seines Wesens über-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

all zum Durchbruch, nicht nur in seinen Schwächen, sondern auch in seinen Stärken; der gewissenhafte Sinn für das Detail der Fassade und ein starkes Gefühl für das Material und seine Wirkungen zeigten immer wieder den soliden Meister alten Schlages.[72]

Das Schwerflüssige, das in Lichts Schaffen lag, trat nun im ganzen Menschen deutlich zum Vorschein. Die zahllosen Ansprüche, die das Entwicklungsleben einer Stadt wie Leipzig an ihren baulichen Leiter stellt, verlangen eigentlich einen beweglichen, schnell zufassenden und selbsttätig eingreifenden Geist; da ihm diese Eigenschaften versagt waren, zog sich Licht von den allgemeinen Fragen der Stadtentwicklung so gut wie ganz zurück und behielt nur die einzelnen Aufgaben im Auge, die sich ihm zwingend darboten. Das Bedenkliche dieses Verzichtes empfand er wohl, und gleichsam zur Selbstrechtfertigung entwickelte er aus diesem Empfinden heraus die Unbiegsamkeit seines Wesens bewußt als Charaktereigentümlichkeit weiter.

Vor Dingen, die ihm unbequem waren, zog er sich hinter eine gewisse Widerborstigkeit zurück, und da Männer in seiner Berufsstellung kaum mit einem geistig interessierten Mitbürger zusammenkommen können, ohne ständig in irgendwelche verpflichtenden Fragen verwickelt zu werden, floh er in die Einsamkeit. Eine gewisse Tragik, die in dieser Wendung seines Wesens lag, die Tragik eines großen, übermäßig schweren Berufes, habe ich erst später, als ich die Bitternisse einer ähnlichen Stellung mit mir selber zu verarbeiten hatte, empfinden gelernt.

Licht machte sich aus Notwehr und Selbstschutz zum Sonderling, und im tiefsten Innern litt er darunter. Dadurch, daß er seinen Gewohnheiten ganz bestimmte Formen gegeben hatte, kam ein gewisser einheitlicher Stil in sein Sonderlingstum. Jedermann wußte, daß er allabendlich zu bestimmter Stunde nach Gohlis hinauswanderte und hier in einer bekannten Spießerkneipe, die nach der Lieblingsredensart ihres originellen Besitzers „Ohne Bedenken“ hieß, einen einsamen Tisch einnahm. Hier erquickte er sich an dem geheimnisvollen Nationalgetränk der Leipziger, der „Gose“, und übte eine Art bärbeißiger Herrschaft über das Lokal aus. Soweit

er irgend konnte, bevölkerte er seinen Tisch mit harmlosen, ihm ergebenen Menschenkindern, die das Auditorium bildeten für die kleinen Scherze und Anekdoten, die er liebte. Hier konnte er reizend sein, gewinnend und sprudelnd, aber wenn man öfter dieser Einladung gefolgt war, fühlte man hinter dem heiteren Tonfall des Tisches ein Scheinleben, das nur eine tiefe Einsamkeit künstlich umkleidete.

Licht sah es gar nicht gern, daß ich meinen Entdeckungseifer bald über die „Gose" hinaus in andere geistige Gegenden Leipzigs schweifen ließ, und pflegte jeden neuen Schritt auf diesen Wegen halb mit Verwunderung, halb mit sarkastischem Spott zu begleiten.

Als ich nach Leipzig kam, hatte ich ursprünglich nur *ein* Haus, in dem Bekannte wohnten. Frau Geheimrat *von Stintzing*, die Witwe des bekannten Rechtshistorikers,[73] die mit zwei erwachsenen Söhnen zusammenwohnte und der Mittelpunkt eines weiten Familienkreises war, hatte mich schon, als sie früher in München lebte, freundlich in ihrem Hause aufgenommen. Hier in Leipzig wurde sie mir allmählich eine zweite Mutter, die mit rührender Sorgfalt mein körperliches und geistiges Wohl betreute. Mitten unter schweren Schicksalsschlägen, die dem Haupte einer großen Familie wohl nie erspart bleiben, hatte sie sich eine überlegene Lebensheiterkeit gerettet, die unendlich wohltuend auf diejenigen hinüberwirkte, denen sie ihr Vertrauen schenkte. Das ideale Band, das alle Lebens- und Familienfäden zusammenhielt, war die Musik, die einzige Macht, die ich, nicht nur in diesem Hause, solch einen veredelnden Einfluß auf die menschliche Gemeinschaft habe ausüben sehen. Alle anderen künstlerischen und geistigen Interessen trennen eher, als daß sie zu vereinigen vermögen, Beethoven und Mozart führen Geister und Herzen zusammen. Jeden Mittwoch vereinten sich hier einige junge Leute mit den Hausgenossen; ein Quartett spielte, was wir uns vorher ausgebeten hatten, und Schubertsche und Brahmssche Lieder tönten dazwischen. So lebte man mit einem Stück reiner Kunst.

Eine ähnliche feste Form gewannen bald die Sonntagnachmittage. Im Hause des Nationalökonomen *von Miaskowski*, des Lehrers

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

meines Bruders, trat ich die Erbschaft einer herzlichen Freundschaft an, die dauernden Bestand erhalten sollte.[74] Hier spiegelte sich in heiterer Geselligkeit mehr das schöngeistige Leben des Leipziger Professorenkreises. Ich lernte den Ton der Universitätsstadt in seiner liebenswürdigsten Weise kennen, und ähnlich wie ich in München ganz eingetaucht war in die Umwelt der Kunst, begann ich in Leipzig einzutauchen in die Umwelt der Universität. Das künstlerisch belebte Haus eines Curschmann öffnete sich mir, bei Binding knüpfte ich an die alten Beziehungen zu meinem Vater an, Chuns' originelle Familie nahm mich auf, und im Hause Windscheid, das von der energischen Frau zusammen mit zwei geistig hochstehenden Töchtern ganz im alten Stile der Glanzzeit ihres verstorbenen Mannes weitergeführt wurde, war ich bevorzugter Gast.[75]

Ich tat einen Blick in eine regsame, selbstsichere Welt, die weit mehr als in München oder Berlin einen in sich abgeschlossenen Charakter trug. Gliederten sich in München die einzelnen Professorenhäuser dem Gesamtleben der Gesellschaft unvermerkt mit ein und gingen sie in Berlin als Sondererscheinungen in der Masse mehr oder weniger unter, so bildete sich hier eine Art Staat im Staate, dessen intime Beziehungen von Einfluß und Gegnerschaft, von Partei und Unabhängigkeit man bald, ähnlich wie in einer Kleinstadt, kannte und mit jenem unausrottbaren Interesse verfolgte, das nun einmal als eine Art „Galerieinstinkt" in der Tiefe jedes Menschen steckenzubleiben scheint.

Neben diesem Familienverkehr suchte ich der Kultur der Stadt aber auch auf anderem Wege näherzukommen. Das literarische Leben Leipzigs zeigte zu dieser Zeit ein höchst angeregtes Gesicht: es hatte seinen Mittelpunkt in einer „Literarischen Gesellschaft", die über eine eigene Schauspieltruppe verfügte und deshalb in der Lage war, wirklich lebendig in die Entwicklung des Tages einzugreifen. Ich säumte nicht, diesem Kreise beizutreten, denn er nützte diese Möglichkeit, unter Leitung des feinfühligen Regisseurs Dr. Carl Heine, in ausgiebiger Weise aus.[76]

Neben Ibsens Alterswerken traten hier Schnitzler und Hartleben neu hervor; Dehmels „Mitmensch" erlebte seine erste Aufführung,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und Wedekinds „Erdgeist" erblickte hier mit dem Dichter in der Hauptrolle das Licht der Szene. Die Schriftsteller aber sprachen nicht nur aus dem üblichen Abstand der Bühne zu einem, sondern wenn man an den kleinen Kreis der führenden Männer des Vereins, Walter Harlan und Hans von Weber, Anschluß gewann, trat man mit ihnen selber in Berührung.

Hier sah ich Otto Erich Hartleben, den ich dann bald danach in einer denkwürdigen Münchener Kneipnacht erst ganz kennenlernte: hier begegnete mir Dehmels Person zum ersten Male, die mir in Hamburg so lieb werden sollte; Liliencrons frisches Wesen genoß ich in unvergeßlichen Stunden, und Wedekinds problematisch-dämonische Persönlichkeit fesselte meine Phantasie, ohne sie eigentlich gewinnen zu können.

Auch die Leipziger lernte man bei dieser Gelegenheit kennen – allerdings nicht von ihrer vorteilhaftesten Seite. Voller Neugier erschienen sie immer in großen Haufen, aber auf jede Falle, die Wedekind dem Publikum stellte, fielen sie regelmäßig herein, nahmen ernst, was sarkastisch gemeint war, und lachten, wo man knirschen sollte; dem armen Dehmel aber bereiteten sie eine Aufnahme, die ich nur noch einmal, bei Eulenbergs „Alles um Liebe" im Hamburger „Deutschen Schauspielhause", wiedererlebt habe. Einer unerklärlich entstandenen Lachlust ließen sie ungehemmt die Zügel schießen und begruben den „Mitmenschen" unter Gelächter, trotz des Widerspruches der zukünftigen Minderheit.

So wurde ich in Leipzig, ganz ähnlich wie seinerzeit in München, in die Kämpfe der Dichtkunst mitten hineingeführt, und ebenfalls ganz ähnlich wie damals erlebte ich sie aufs leidenschaftlichste in beiden Lagern.

Das andere Lager befand sich in einer Künstlergesellschaft, die den geheimnisvollen Namen „Stalaktiten" führte. Sie war in Leipzig populär geworden, denn beim achtzigsten Geburtstag Bismarcks überraschte sie die Stadt dadurch, daß sie in einem Tage ein riesiges Bismarckdenkmal auf dem Augustusplatz improvisierte, das dann am Festtag, um zwölf Uhr nachts, bei Fackelschein, Rede und Posaunenklang mit großartiger Wirkung enthüllt wurde.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der geistige Vater dieses schönen Aktes war ein Architekt Bruno Eelbo,[77] der bei den „Stalaktiten" das maßgebende Wort führte und vermöge zahlreicher künstlerischer Eigenschaften, deren Genuß nur ein etwas lautes Selbstbewußtsein störte, auch dazu berechtigt war. Er selbst legte wohl mehr Wert auf seine poetischen als auf seine baulichen Werke und verachtete vom Standpunkt seines eigenen Schaffens aus alles, was nicht „idealen" Geist fettgedruckt an der Stirne trug.

Ein Schillerjünger wie Wilhelm Henzen schloß sich solcher Auffassung mühelos an, aber auch die Humoristen des Kreises, Edwin Bormann und Georg Bötticher,[78] die Klassiker des sächsischen Dialektes, verloren allen Humor, wenn es gegen moderne Literatur zu wettern galt, und sie steckten den ganzen übrigen Kreis an. Der bestand nämlich nicht nur aus Literaten, sondern alle künstlerischen Berufe gaben sich hier ein Stelldichein: Maler, Bildhauer, Musiker, Schauspieler und auch einige liebenswürdige Freunde der Kunst, die durch eigene Erzeugnisse nicht belastet waren.

Was mich an diesen Kreis am meisten fesselte, waren die Schauspieler. Zum ersten Male blickte ich in ihr Leben und Denken hinein, und ich bekam eine große Achtung vor dem Beruf derjenigen unter ihnen, die es ernst nahmen. Welche unablässige Arbeitsamkeit und welche Hingabe! Dazu kam bei fast allen ein wirklich lebhaftes Interesse an künstlerischen Dingen. Wenn Täger zum ersten Male den Hamlet spielte oder Borcherdt den Mephisto, da konnte man vorher alle schwierigen psychologischen Stellen mit ihnen durchdebattieren. Jede Einzelheit in Text, Kostüm und Bewegung wurde ernsthaft überlegt, und der Respekt vor der Dichtung machte die Vorbereitungen zu einer fast weihevollen Handlung.

Ähnliches habe ich später in Dresden, als ich dem Theater noch näher treten durfte, wieder erlebt, so daß ich es nicht für eine Zufallseigenschaft der damaligen Genossen halte. Dieser Ernst und Eifer war um so mehr anzuerkennen, als ein Stadttheater ja eigentlich Ansprüche an seine Mitglieder stellt, die für jede künstlerische Vertiefung mörderisch sind.

Neben diesen lebendigen Gesellen wirkten die Vertreter der bil-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

denden Kunst etwas abgeblaßt. Man war in keiner Kunststadt, und fast alle diese Maler und Bildhauer waren mit ihrem Lose unzufrieden. Das gab den meisten künstlerischen Gedankengängen etwas leicht Säuerliches, so daß es zu dem fürchterlichen Tropfen paßte, dem man in Leipzig damals nur schwer entrinnen konnte, wenn man seinen Ehrgeiz auf den Genuß von Wein eingestellt hatte.

Aber Feste verstanden diese etwas grämlichen Künstler trotzdem zu feiern. Unser Jahresfest, das, mit Rosenkränzen im Haar, im Stile eines römischen Gelages bei Lied und Scherz gefeiert wurde, war weit berühmt im ganzen geistigen Leipzig. Bei solchen Gelegenheiten wachte auch Edwin Bormann auf aus dem Banne, in den ihn die fixe Idee schlug, er sei vom Schicksal bestimmt, um Bacon das Anrecht an dem Begriff „Shakespeare" wiederzugewinnen; statt der tiefsinnigen Argumente, mit denen er zu diesem Zweck dicke Bücher füllte, entflossen reizende humoristische Verse seiner Feder, und man konnte den sächsischen Dialekt beinahe liebgewinnen.

Aber ins eigentliche Herz des Leipziger Künstlertums war ich bei den „Stalaktiten" noch nicht gedrungen. Das war in Leipzig kleiner und saß versteckter, als man nach Münchener Vorstellungen annehmen mochte. In der Leipziger Kulturphysiologie kam ich diesem Fleck erst näher, als mich Licht eines Tages zu *Max Klinger* schickte. Er begann damals mit den Studien für die große Aufgabe der Ausmalung und Neugestaltung des Leipziger Museumstreppenhauses und gebrauchte einen Baumeister, um die architektonischen Seiten der Sache in Form und Richtigkeit zu bringen. Das sollte ich sein.

Klinger spielte in den letzten Jahren in meinen künstlerischen Begriffen eine so bedeutsame Rolle, daß der Gedanke, mit ihm zu arbeiten, mich mit jenem Gemisch von Freude und Furcht erfüllte, das ich ganz großen Menschen gegenüber immer behalten habe. Das Herz klopfte mir, als ich, mit meinem Arbeitszeug beladen, in Plagwitz den tiefen Vorgarten hinunterschritt, der zu dem Hause führte, in dem Klinger arbeitete und wohnte.

Des Künstlers langbärtiges Faktotum öffnete mir, und alles ging

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sehr geschäftsmäßig zu. Aus einem Treppenhaus, das durch seine naive Blümchenbemalung auffiel, ging es durch mehrere halbwohnliche Räume mit vielen Bildern; dann kam ein mächtiger, scheunenartiger Saal. Eine Stirnwand deckte ganz das halbfertige Bild „Christus im Olymp", in einer anderen Ecke sah man die noch unverkaufte „Kreuzigung"; sonst war der erste Eindruck ein bunter Wirrwarr von Rahmen, Figuren unter Tüchern, Modellen, Mappen, Steinblöcken und spanischen Wänden.

Ein rotblonder Riese im Arbeitskittel tauchte aus dem Wirrwarr auf, grüßte linkisch und zeigte mir einen kleinen Kasten, der so aufgestellt war, daß man unter ein Gestell krauchen und seinen Kopf von unten hineinstecken konnte; tat man das, so war man im Treppenhaus des Museums und sah wie in einem kleinen Panorama die geplante Malerei in einer farbigen Skizze des Maßstabes 1 : 10 um sich herum. Klinger kroch ohne viele Vorreden in den Kasten hinein; drinnen hörte ich ihn mancherlei sagen, was ich aber natürlich nicht verstehen konnte; dann komplimentierte er mich hinein, und als ich wieder herausguckte, war er spurlos verschwunden.

Da stand ich nun, ähnlich wie in Gardone vor der „Casa Gunther". Auch hier gab es schließlich nicht viel zu überlegen. Ich nahm alles, was ich in dem Modell erkennen konnte, maßstäblich auf und zeichnete ein bescheidenes architektonisches System an den Rand, das mir für die Gliederung angemessen zu sein schien. Nach einigen Stunden war ich fertig und begann, das Atelier zu inspizieren, bis Klinger wieder auftauchte. Ich sagte ihm, daß ich nichts verstanden und auf gut Glück diese Zeichnungen gemacht hätte; die Situation amüsierte ihn, und als wir die Sache selbst nunmehr durchgesprochen hatten, sagte er freundlich: „Haben Sie sich denn bei mir schon ordentlich umgesehen?" Ich bejahte das. Er guckte mich lange forschend an und platzte dann heraus: „Nu – und fragen tun Sie gar nichts?" „Nein", sagte ich, „mir scheint, Ihre Werke wollen, daß man die Fragen an sie selber richtet. Denken tu ich mir allerlei." Darüber war er augenscheinlich sehr zufrieden, und seufzend setzte er hinzu: „Nu ja! – Alle fragen sonst doch immer so schrecklich viel!" – Ich hatte ahnungslos den Weg zu seinem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vertrauen gefunden, und von Stund an behandelte er mich in kameradschaftlichem Tone.

Wir kamen in den nächsten Wochen unter ganz besonderen Umständen zusammen. Es war die Zeit, in der zwei Zeitschriften begannen, im öffentlichen Kulturleben Deutschlands eine besondere Rolle zu spielen, die „Jugend" und der „Simplizissimus". Beide waren gerade entstanden, als ich München verließ, und verbanden mich nun sozusagen noch mit der alten Heimat; wenigstens glaubte ich, das zu fühlen, wenn ich allwöchentlich auf die neueste Nummer wartete und mir, nicht ganz ohne Gewissensbisse über den Luxus, diesen Schatz erstand.

Es erregte deshalb mein Interesse aufs höchste, als eines Tages Th. Th. Heine, der dem „Simplizissimus" den entscheidenden Stempel aufdrückte, wegen Majestätsbeleidigung verklagt und in Leipzig ins Untersuchungsgefängnis gesteckt wurde. Die derbe Art, mit der man hier einen Künstler anpackte, erregte die Kunstgenossen allgemein, und sogleich zeigte sich Klingers schon manchmal bewährte, kräftige Persönlichkeit, denn er ruhte nicht eher, als bis Heine aus dem eigentlichen Gefängnisbetrieb entlassen und durch eine Bürgschaft in würdigen Zustand gebracht war; und nun sammelte er einen kleinen Kreis künstlerisch Gesinnter, die allabendlich mit Heine in irgendeinem bekannten Leipziger Lokal demonstrativ zusammensaßen.[79]

Hierzu wurde auch ich gezogen, und so waren in diesen kritischen Tagen Klinger, Richard Graul und ich fast täglich mit Heine zusammen, und die eigentümliche Art dieses genialen, aber unsympathischen Götterlieblings entfaltete sich dabei in allen ihren Prachten. Eigentlich war er tief verstört über die Art, wie er vom Gericht behandelt wurde; denn er selber hatte niemals das Gefühl gehabt, ein Unrecht begangen zu haben. Aber die witzige Ironie, mit der er jede Erscheinung, einschließlich der eigenen Person, karikierte, täuschte über diese seine Stimmung hinweg. Ich bin nie wieder einem Manne begegnet, der mit dem Tone solch selbstverständlicher Harmlosigkeit die bittersten Sachen sagen konnte und der auch im täglichen Leben sich gewöhnt hatte, alles, was er meinte,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

so natürlich durch das Gegenteil auszudrücken, daß ich sogar nach häufigerem Zusammensein noch oft darauf hereinfiel.

Für mich hatte diese Episode die unwillkürliche Wirkung, Klinger näherzukommen, und so ergab es sich nach einiger Zeit ganz von selber, daß ich zu dem kleinen Kreise gehörte, der sich jeden Donnerstag auf der Kegelbahn um ihn zu sammeln pflegte. Es war der einzige Verkehr, den Klinger, der sich von aller Leipziger Gesellschaft abschloß, aufrechterhielt.

Nur acht oder neun Leute kamen hier zusammen: Julius Klengel und Berber, die beiden führenden Meister des Gewandhausorchesters, Graul und Kurzwelly, die beiden geistigen Lenker des Leipziger Museumswesens, der Bildhauer Hartmann, der Kunsthistoriker Becker und endlich der Volksschulzeichenlehrer Haferkorn. Der war die Hauptperson. Otto Greiner hat seine mächtige Gestalt in einer Zeichnung mit der Unterschrift „Mein Zeichenlehrer" köstlich verewigt. Er hatte Greiner, den Klinger wohl als seinen liebsten Jünger betrachtete, damals, als er sich aus kleinsten Verhältnissen zur Kunst emporrang, tatkräftig unterstützt, und im Laufe der Zeit war er beiden Männern ein unzertrennlicher Freund geworden; ich glaube, daß es nichts gab, worauf Klinger größeres Gewicht legte, als auf den gesunden Menschenverstand dieser vollsaftigen, humorgetränkten Persönlichkeit. Es galt als selbstverständlich, daß er auf der Kegelbahn den Ton angab, und dieser Ton war der einer derben Lustigkeit, zuweilen mit athletischem Einschlag. Wer Klinger nur in seinem Atelier gesehen hat, wo er Fremden gegenüber sogar scheu und verlegen scheinen konnte, wird sich schwer vorstellen, wie er sich hier in knabenhafter Ausgelassenheit gehen ließ, sich balgte, herumturnte und schließlich doch immer Klinger blieb.

Viele durchreisende Künstler bereicherten unseren Kreis. Lovis Corinth kam gern aus Berlin herüber und paßte so gut in das Ensemble, als ob er ständig dazugehörte; am lustigsten aber war es, wenn Greiner oder Sascha Schneider da waren.[80] Der eine hatte die Gabe trockener epigrammatischer Bemerkungen von einer Plastik, die schwer übertroffen werden kann, und der andere hatte die Fähig-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

keit, bekannte Persönlichkeiten in einer Vollkommenheit nachzuahmen, wie ich sie kaum wiedergesehen habe; er konnte einen ganzen Abend das Wesen eines anderen Menschen annehmen, beispielsweise als Geheimrat Treu oder als Greiner handeln, sprechen und sich bewegen, daß es beinahe unheimlich wurde.

Hier in diesem Kreise wachten Stimmungen auf, wie sie im Münchener Klima zu erblühen pflegen. Ein Geburtstag Klingers ist mir besonders gewärtig, wo wir seine häusliche Ruhe in den verschiedensten Verkleidungen störten und schließlich als Bauerngesellschaft von seinem Atelier Besitz ergriffen, wo nun die Mozartsche Bauernsymphonie von den Meistern des Gewandhauses zu Gehör gebracht wurde, jener reizende Künstlerscherz, in dem mit scheinbaren Entgleisungen des Orchesters ein übermütig-geistvolles symphonisches Spiel getrieben wird. Den Dorfschulmeister, der das Ganze einübt und dirigiert, machte ich, und es wird nicht leicht jemand, der nur ein einziges Mal im Leben aktiv musikalisch tätig gewesen ist, eine glänzendere Künstlerschar unter sich gehabt haben.

Solche Abende pflegten lange zu dauern; später saß Klinger selber am Klavier, das er in ungewöhnlichem Maße meisterte, und dann kam ein anderes seiner großen Talente zutage, das war sein Weinkeller, dem man immer neue Seiten abgewinnen konnte.

Bisweilen setzte unsere Stimmung die guten Leipziger, die gar kein Talent für unerwartete Kurzweil haben, in rechte Verlegenheit. So machten wir einmal einen Sommerausflug in die „Sächsische Schweiz", und der Bahnhofsvorstand, der Klinger erkannte, stellte uns zuvorkommenderweise einer leeren Wagen erster Klasse zur Verfügung. Wir benahmen uns sehr vornehm, als wir einstiegen, kaum aber waren wir drinnen, als Haferkorn jedem von uns eine falsche Nase aufbackte, und nun marschierten wir, klein zusammengeduckt, als seltsame Zwerge gravitätisch an den Fenstern des Ganges auf und ab. Ein Volksauflauf bildete sich, und als der zuvorkommende Bahnhofsvorsteher im letzten Augenblick, als die Lokomotive bereits in Bewegung war, den Unfug sah, wollte er den Zug voll Wut wieder zum Stehen bringen, was ihm glücklicher-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

weise nicht mehr gelang. Wir aber tobten weiter auf unserer Fahrt und benahmen uns abends in unserem Hotel in Wehlen durch im Nachtgewand vollführte Kletterkünste an seiner Außenarchitektur so unkommentmäßig, daß der Wirt schwor, keinen von uns jemals wieder unter seinem Dache aufzunehmen.

Aber es wäre sehr falsch, wenn man von Klinger spricht, Scherze in den Vordergrund zu stellen. Was diese Scherze in ihrer Art wertvoll macht, ist ja schließlich nur der Umstand, daß ein Mann, der so tief mit den ernstesten Problemen und den höchsten Gedankengängen seiner Zeit gerungen hat, zugleich diese kindliche Seite seines Gemütes bewahren konnte. Daß Klinger diese ernsten Probleme nur mit den Mitteln seiner Kunst diskutierte und im Leben die Höhe des Tonfalles, den sie voraussetzen, ausdrücklich verschmähte, war das Zeichen jenes bei kleineren Naturen so seltenen keuschen Gefühls, das die tiefsten Empfindungen nicht gewohnheitsmäßig bespiegeln kann.

Wenn man allein mit ihm im Atelier vor seinen Arbeiten stand, war er durchaus nicht wortkarg, aber was er sagte, bezog sich stets auf technische Fragen. Über sie reizte es ihn geradezu, sich zu äußern, denn, während der geistige Inhalt seiner Werke wahrscheinlich halb unbewußten Eingebungen entsprang, bewegten diese Dinge sein Denken und Grübeln unaufhörlich. Die Freude über den köstlichen Marmorton der antiken Treppenstufe, aus der er die „Amphitrite" schuf, und Überlegungen, was er aus dem Überschuß an Masse bei dem Block bilden wollte, aus dem die männliche Figur der Dresdener „Drama"gruppe einstweilen allein hervorragte, oder die Schwierigkeiten, die sich dem Wachsguß seines Beethoven-Thrones entgegenstellten – solche Dinge machten ihn mitteilsam.

Aber auch über die anatomischen Beobachtungen, die er am Rückenakt des Athleten Rassow anstellte, der für die Hauptfigur des „Drama" Modell stand, oder über die Versuche mit feuchten Gewändern, die er über dem nackt vormodellierten Körper einer Figur machte, konnte er sprechen. Niemals jedoch habe ich ihn so angeregt gesehen wie an dem Tage, als sich herausstellte, daß das reiche Spiel der Adern in dem Marmorblock, aus dem das Gewand

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

des „Beethoven" entstand, in herrlichster Weise quer zur Faltenrichtung der Plastik lief und dadurch die Wirkung dieser Falten aufs lebhafteste steigerte. Das war vorher nicht mit Sicherheit zu berechnen gewesen, und nun wirkte die Gewißheit wie ein Rausch auf den Meister ein.

Diese starke Vorliebe für alles Technische und die Freude an seltsamen Experimenten, die sich daraus entwickelt, teilt Klinger mit allen großen Künstlererscheinungen, die eine Universalanlage in ihrem Schaffen zeigen; das Ringen des Künstlers macht auch vor dem Wesen des Stoffes, aus dem er formen will, nicht halt, und vielleicht ist es ja auch das Höchste, der Materie leise in ihre Geheimnisse schauen zu dürfen.[80a]

In Dingen, die in mein Berufsgebiet hereingriffen, nahm ich mir stets grundsätzlich den Mut, auch bei verehrten Meistern einen Widerspruch nicht zu scheuen, wenn mein Empfinden nicht überzeugt werden konnte. Als ich das erstemal bei Klinger in diese Lage kam, erregte das allerdings einen vulkanischen Ausbruch. Klinger hatte die Ausschmückung des Museumtreppenhauses in einem eigens dafür errichteten Ateliergebäude in großen Zügen anzulegen begonnen und dabei den Marmorpilastern, welche die Wände gliederten und das Gesims des Oberlichtes trugen, ein Kapitell gegeben, dessen Abschlußplatte sich, dem Umriß einer verschlungenen kleinen Figurengruppe nachgehend, S-förmig in die Höhe bog. Ich machte geltend: alle möglichen Freiheiten könnte der Künstler sich schließlich leisten, wenn er sich aber einmal einer architektonischen Stützenordnung bediente, so müsse der tektonische Punkt, an dem sich die Funktionen von Stützen und Lasten berührten, unbedingt nach den Gesetzen des Lotes in Ruhe gelassen werden. Eine solche Biegung der Kapitellplatte sei schlechterdings unmöglich. Das fand er kleinlich und akademisch, und allmählich geriet er bei Rede und Gegenrede so in Wut, daß man sich über einen tätlichen Angriff nicht mehr gewundert hätte.

Zufällig kam Sascha Schneider hinzu und bestätigte seinerseits meine Anschauung, ohne sie zu kennen. Das verdutzte Klinger sehr. Er sagte lange Zeit gar nichts, aber plötzlich verschwand er

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

in den Tiefen eines geheimnisvollen Verschlages und kehrte mit einer altersgrauen Rheinweinflasche zurück. „Wir müssen Versöhnung trinken", sagte er zu mir, und ich habe später das Kapitell nicht wieder gesehen.[81]

Ähnlich habe ich noch einmal heftig protestiert, als er seine Wagner-Gestalt an den Vorderrand ihres Sockels stellen wollte, von dem aus dann Stufen in die Umgebung überführten, so daß es aussah, als sei der steinerne Heros im Begriff, sich für immer von seinem Platze zu entfernen; im allgemeinen aber fühlte ich mich als stummer Bewunderer weit glücklicher. Es war ein großer Genuß, den „Christus im Olymp" allmählich reifen zu sehen, vor allem aber, die Vollendung des „Beethoven" von Stück zu Stück miterleben zu dürfen. Dabei wirkte es für mein Gefühl weitaus am großartigsten, als die Gestalt noch ohne den umhüllenden Thron auf dem schlichten Steine dasaß, der ihr als untere Stütze dient; so sehe ich sie in meiner Erinnerung mit ernstem Antlitz voll feierlicher Ruhe über dem bunten Gewirr des Ateliers ragen, in dem immer neue Gestalten zum Lichte rangen. Ja, selbst den Thron mit seinen phantastischen Einzelheiten konnte ich in seiner Vereinzelung besser genießen als jetzt beim fertigen Werk, wo eines den Blick zum anderen lenkt; die Überfülle der Erscheinungen ist Klinger ja manchmal zur Gefahr geworden. Es schien damals, als ob er in eine Bahn größerer Einfachheit seiner Motive einlenken wollte: Gestalten, die nur eine Bewegung verkörpern, bezeichneten einen solchen Weg, dann aber setzte eine Gegenströmung malerischer und mystischer Art ein, die wohl in Zusammenhang steht mit dem Wesen der Frau, die Einfluß auf ihn gewann.

Elsa Assenieff war eines Tages in den Hörsälen der Leipziger Universität aufgetaucht und erregte allgemein das größte Aufsehen. Ich sah sie zum erstenmal an einem Abend der „Literarischen Gesellschaft"; eine volle, schleppende Stimme hörte ich hinter mir sagen: „Wie schön diese Rose – sie riecht so krank", da blickte ich umschauend in ihr geheimnisvolles Gesicht, das üppige slawische Weichheit mit merkwürdiger Energie verband. Kurze Zeit darauf

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wurde ich durch einen befreundeten russischen Schriftsteller mit ihr zusammengeführt. Es zeigte sich, daß sie durch mich zu Klinger wollte, was ihr nicht gelang. Es war im Café um ein Uhr nachts; sie kam gerade zurück vom Meer, an das sie für einen Tag, von „unbezwinglicher plötzlicher Sehnsucht" getrieben, gereist war; ihre Begeisterung war voll kapriziöser Einfälle, dazwischen aber zeigte sich eine Dialektik von kalter Schärfe und schillernder Sprunghaftigkeit. Durch diese Mischung gelang es ihr, Klinger zu fesseln, dessen urgermanisches Wesen in dieser Verkörperung des slawischen Rassengegensatzes eine Ergänzung wähnen mochte. Wenn man später sein Werk geschichtlich zu überblicken vermag, wird man ihre verhängnisvolle Spur deutlich verfolgen können.[82]

Während ich hier in Klingers Kreise allmählich in die Nachbarschaft weitgreifendsten künstlerischen Schaffens geriet, hatte ich still für mich begonnen, die eigene Kraft an bescheidenen Aufgaben selbständig zu prüfen. Die Gelegenheit dazu verschaffte mir mein „Aumüller"-Freund Alfred Weddigen, der in Barmen einen großen Familienkreis besaß und mit treuer Freundschaftskraft seine baulustigen Geschwister überzeugt hatte, daß der einzige Architekt, der vernünftige Villen zu bauen verstände, im Leipziger Stadtbauamt zu suchen sei. So eröffnete ich denn, neben meiner offiziellen Tätigkeit, einen privaten Ableger in Barmen, wo ich nach und nach wohlbegüterten Leuten fünf Villen erbaute. Die Nächte von Sonnabend auf Sonntag und von Sonntag auf Montag verbrachte ich längere Zeit auf den harten Eisenbahnbänken der dritten Klasse, und da ich alle technischen Zeichnungen und Details für diese Bauten mit eigener Hand bewältigen mußte, nahm diese Nebenbetätigung auch sonst ein tüchtiges Stück Kraft in Anspruch; aber sie war meine ganze Herzensfreude. Es ist nun einmal so, daß die kleinste ganz selbständige Arbeit einem wichtiger ist als die größte Aufgabe, die unter Aufsicht entsteht. Zudem war ich meinen Barmer Bauherren von Herzen zugetan; drei von ihnen gehörten der Familie Weddigen an, die einen höchst sympathischen Familientypus darstellte, aus dessen patriarchalischen Gewohnheiten die Tüchtigkeit scheinbar als selbstverständ-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

liche Frucht erwächst. Die Barmer fanden dann Geschmack an diesen Bauten, und schließlich wandte sich sogar der vielbesprochene, reiche Kunstfreund der Stadt, Herr Toelle, an meine Adresse, ein Mann, der sein Geld in Bildern anzulegen liebte, die erstens gut sein, zweitens aber die ehrsamen Bürger Barmens in Entrüstung setzen mußten. Das eine war ihm ebenso wichtig wie das andere, und mit Zuloagas „Straße der Liebe", Stucks „Sünde", Corinths „Salome" und zahlreichen ähnlichen Werken, die er mit sicherem Instinkt zu erwerben wußte, erreichte er seine Absichten auch vollkommen.

Für diese eigentümlich einheitliche Galerie, deren einstige Stiftung die Barmer mit Schrecken über ihren Häuptern schweben sahen, erbaute ich das Heim, eine Aufgabe, die dadurch veredelt wurde, daß der spätrömisch angehauchte Besitzer zugleich ein echter Musikfreund war: Raimund von zur Mühlen, Lilian Sanderson und Arrigo Serato weihten meinen Musiksaal ein. Auch an seiner musikalischen Liebhaberei ließ der seltsame Mäzen seine Mitbürger teilnehmen; er stiftete die Solisten für die Symphoniekonzerte, behielt sich aber die Programmfestsetzung selber vor und hatte auf diese Weise ein neues Mittel, der widerstrebenden Stadt ab und an ein künstlerisches Schnippchen zu schlagen.

Im tiefsten Grunde war er doch eine Künstlernatur, und deshalb verstanden wir uns trotz aller seiner Seltsamkeiten. Bei der Einweihung des Gebäudes fragte er mich, ob ich solch schönes Haus noch ein zweites Mal würde bauen können, und als ich ahnungslos antwortete, ich hoffte doch, bei jeder neuen Arbeit einige Fortschritte zu machen, fuhr er heraus: „Dann hoffe ich, daß Sie möglichst bald den Hals brechen." Das war die spätrömische Form der Anerkennung.

Ich glaube übrigens heute nicht, sie verdient zu haben. Die Häuser, die ich den anderen Barmern baute, stachen von dieser bewohnten Gemäldegalerie zu ihren Gunsten ab. Sie bemühten sich redlich um den Typus des bürgerlichen Wohnhauses, ehrbar und doch nicht ohne Kulturansprüche, die durch die Verbindung dieser Großindustriellen mit England hier im Norden stärker entwickelt zu sein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

pflegen als im Süden. Ich war noch nicht selbständig genug, um meine architektonischen Ausdrucksmittel frei dieser besonderen Umwelt anzupassen, ich baute Münchener Häuser herein, deutliche Kinder aus Seidls Umgebung, und erst als ich etwas später in meiner eigenen Heimat, unter den riesigen Eichen des Marschlandes, ein Haus zu bauen hatte, kam das selbständige Gefühl für die Besonderheiten der Landschaft so stark in mir zutage, daß ich das Münchnerische abzustreifen vermochte und ein Haus entstand aus dem Geist der Landschaft heraus, ein Bau mit der einfachen, behäbigen Silhouette des tief herabgezogenen niedersächsischen Daches. Ich errichtete ihn für liebe Verwandte, die meine künstlerische Entwicklung mit werktätigem Interesse verfolgten, und seit diesem Bau war der Bann für mich gebrochen; ich habe mich nur noch bestrebt, Maße und Typus meiner Landhäuser dem Wesen der Landschaft anzupassen, und da ich immer in neuen Gegenden Deutschlands an schönen Stellen zu bauen hatte, sind sie deshalb ziemlich verschieden geworden.

In dieser Auffassung, die für mich ein Grundpfeiler meiner architektonischen Überzeugung ist, liegt von vornherein eine Absage an den übertriebenen Kultus der Architektenindividualität, der für die nächsten Jahre in der Entwicklung der Baukunst bezeichnend war. Ein Architekt, der ein Haus so baut, daß der Bewohner die Eigenheiten des persönlichen Wesens seines Schöpfers nie zu vergessen vermag, wohin er auch blickt – ein Architekt, der am Bodensee genau so baut wie in Lüneburg, scheint mir das Wesen der Aufgabe, anderen Menschen Wohnstätten zu schaffen, nicht zu erfassen. In der Art, wie man eine fremde Persönlichkeit durch das charakterisiert, was man für sie baut, und in der Art, wie man ein Stück Natur auffaßt und mit seinem Bau verschmilzt, kann genug künstlerische Eigenart zum Vorschein kommen, mehr vielleicht, als wenn man überall zunächst sein Ich in den Vordergrund stellt. Bei einem guten Wohnhause muß man gar nicht auf die Frage geführt werden: „Wer hat es gebaut?“ Es muß selbstverständlich aussehen.

Die Jahre, in welche diese ersten Versuche der Privatpraxis fielen,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

waren für architektonische Grundsätze eine Zeit völliger Anarchie. Wohl nie hat man die Architektur so jeder festen Grundlage beraubt wie damals. In der Tatsache völliger Voraussetzungslosigkeit glaubte man die erste Gewähr dafür zu sehen, wahrer Kunst näherkommen zu können. Daß ich in meiner Leipziger Vereinzelung inmitten dieses einsetzenden Strudels nicht ganz den Boden unter den Füßen verlor, verdanke ich vor allem dem Umstande, daß ich in dieser Zeit des Neuerwachens der deutschen Architektur meine großen Reisen machte und so mein eigenes inneres Erwachen immer unter der Kontrolle mächtiger gefestigter Kulturwerte blieb.

1895 verbrachte ich das freie Vierteljahr, das ich mir ausbedungen hatte, zusammen mit meinem Bruder in Paris. Mehr als Rom, das historische „Herz der Welt", hatte es uns gelockt, das lebende „Herz der Welt" kennenzulernen.

Als wir von unserem kleinen französischen Hotel zum erstenmal den Boulevard mit jenem wundervollen Freiheitsgefühl heruntergeschlenderten, das man hat, wenn eine fremde Stadt vor einem liegt, in der man keinen Menschen kennt, erlitten wir eine arge Enttäuschung. Plötzlich redete mich ein mir unbekannter Herr vom unverkennbaren Typus des im Murgerschen Stile aufgemachten Künstlers deutsch an: „Sie müssen Schumacher heißen. Wenn man diesen Hut und diesen Lodenmantel in Paris sieht, fällt einem gleich ein, daß man ihn schon vor vier Jahren in München gesehen hat." Es stellte sich tatsächlich heraus, daß ich mit dem Murgerschen Herrn vor vier Jahren in diesem unpariserischen Aufzug einen sehr vergnügten Abend verlebt hatte, als er frisch der Schule entronnen durch München gereist kam. Es war der Maler Otto Hettner,[83] der sich in der Folge als unschätzbarer Cicerone der Pariser Volksseele entpuppte. Durch ihn lernten wir das „Quartier Latin" mit all seinen charakteristischen Lustbarkeiten kennen und tauchten unter in das geheimnisvolle Leben des Montmartre.

Aber auch die höhere Kultur kam zu ihrem Recht. Als ich Paris verließ, gab es keinen Karikaturisten, keine Chansonette, keinen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Feuilletonisten, Volksänger oder Schauspieler, dessen Wesen mir nicht vertraut war, und wenn ich in späteren Jahren nach Paris kam, konnte ich feststellen, daß dieses solide Fundament meiner Kenntnisse noch immer ausreichte, um mich sofort zurechtzufinden. Denn Paris ist merkwürdig konservativ in bezug auf die populären Erscheinungen, die seine Phantasie beschäftigen. Besonders Damen können diese Rolle durch Jahrzehnte hindurch aufrechterhalten.

Die eigentlichen Eindrücke lagen aber natürlich anderwärts. Kein Architekt kann Paris mit offenen Augen ansehen, ohne dadurch dauernd in dem Maßstab, den er an städtebauliche Ideale anzulegen hat, beeinflußt zu werden. Die unvergleichlich großartigen Gartenanlagen der umgebenden Schlösser tragen dazu nicht weniger bei als die monumentalen Grundlinien der Stadt selbst. Aber ebenso hinreißend wie diese Eindrücke sich darbieten, ebenso niederdrückend war es für den näher Hinschauenden, zu sehen, wie um die großen Zeugen früherer Glanzepochen herum das bauliche Leben der Gegenwart ganz vertrocknet war: keine bürgerliche Baukunst, kein Anlauf zur Lösung der architektonischen Großstadtaufgaben, kein lebendiges Kunstgewerbe, außer in einigen Luxusgebieten, die meist mit der Bedürfnissphäre der Frau zusammenhingen.

An einer Stelle zeigte sich eine scheinbare Ausnahme: wenn man bei Bing ins Allerheiligste vordrang, fand man da eine Reihe von Luxusräumen mit seltsam aufgeregter Formgebung. Sie gingen unter dem Sammelnamen „Bing", und erst als sie zwei Jahre später in Dresden bei der Kunstausstellung wieder auftauchten und beträchtlich von sich reden machten, kam es zum Bewußtsein, daß sie nicht in Paris, sondern in Belgien gewachsen waren und Henri van de Velde zum Vater hatten. Es war unmöglich, daß nicht ein gesundes Empfinden den Treibhauscharakter der hyperkultivierten Absichtlichkeiten, die hier zutage traten, empfunden hätte, aber trotzdem begrüßte man solche Regungen; sie zeigten gleichsam in demonstrativster Weise, daß das tektonische Schaffen durchaus nicht im Nachahmen zu versimpeln brauchte, und jede Leistung,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die das betonte, sprach der jungen Generation von damals aus tiefstem Herzen. Je demonstrativer das geschah, um so mehr freute man sich – allerdings wohl eher aus taktischen als aus geschmacklichen Gründen.

Wie wenig diese Erscheinungen in Paris Wurzel zu schlagen verstanden, sah man am deutlichsten fünf Jahre später auf der Pariser Weltausstellung, wo eine schauderhaft süßliche Kreuzung zwischen van de Velde und blumigem Rokoko in einigen Winkeln herumspukte, was deutlich die Hoffnungslosigkeit solcher Anläufe für den französischen Boden zeigte. Man kam wohl bis zu den Karikaturen des „Jugendstiles", bog dann aber schleunigst, statt in gesündere Wege, ins Rokoko zurück. Auch in Deutschland verfiel das ungefestigte Wollen zuerst in die Epidemie des „Jugendstils", an der eine ungesunde van-de-Velde-Propaganda nicht wenig Schuld trug, aber das war doch nur eine Kinderkrankheit, aus der sich die gesunde Haut frisch und neu herausschälte. –

In der Reise des nun folgenden Jahres verschwinden alle problematischen Gegenwartseindrücke, und nur die Mächte künstlerischer Ewigkeiten stiegen empor. Ich war in Rom.

Jedem, der kunstgeschichtlich wohl vorbereitet, Italien besucht hat, wird es wohl auch so gegangen sein, daß er in den kleinen Städten, wo ihm ganz unbekannte Kunstleistungen begegneten, stärkere Genüsse erlebt hat als an den berühmten Kunststätten, wo er im voraus die vertrauten Meisterwerke erwartete. Oft ist daraus gefolgert worden, daß man am besten täte, ganz unvorbereitet auf Reisen zu gehen. Ich glaube, daß man diese Genüsse beim Selbstentdecken nicht haben würde, wenn einem nicht die gute Vorbildung an den anderen Erscheinungen dazu den Schlüssel gegeben hätte, denn es erscheint mir besonders in Rom unmöglich zu sein, daß ein etwas tiefer blickender Mensch diese Stadt rein impressionistisch in sich aufnimmt.

Man muß sich von vornherein darauf gefaßt machen, daß man sich zuerst ganz hilflos und unglücklich fühlt gegenüber der Aufgabe, Rom kennenzulernen. Es zwingt den Beschauer mit jeder Ecke, die es ihm zeigt, zu einem Saltomortale durch die Jahrhun-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

derte und einem Wirbel der mitgebrachten wohlgeordneten historischen Begriffe, bis man allmählich eine Methode findet, um ein Bild in sich aufzubauen, das wirklich inneren Zusammenhang besitzt.

Dann aber beginnt ein ungeahntes Genießen, größer und berauschender, als eine andere Stadt es zu geben vermag: der unerschöpfliche Reichtum einer lebendig werdenden Geschichte größten Stiles und immer neue Eindrücke unmittelbar wirkender Kunst, alles umfangen von den Armen einer majestätischen Natur. Streifzüge in die Campagna, mit der die mächtigen Zeugen des alten Rom, Wasserleitungen und Grabmäler, so eng verbunden sind, daß man Menschenwerk ganz vergißt und wie vor Naturgebilden steht, bedeuten vielleicht den Höhepunkt aller Eindrücke.

Für solche Streifzüge fand ich in dem Bildhauer *Artur Volkmann* einen unvergleichlichen Führer, er war mit Roms heimlichen Wundern mehr vertraut als irgendein Römer, und er war zugleich der ideale Hüter des letzten künstlerischen Vermächtnisses, das diese Stadt Deutschland hinterlassen hat: des künstlerischen Geistes von Hans von Marées.

Noch begriff man in Deutschland die Bedeutung dieses Vermächtnisses nicht, nur ein kleiner Kreis unmittelbarer Freunde wahrte treulich das heilige Feuer, das von ihm ausgegangen war, und betrachtete ihn nicht etwa als einen großen Maler, sondern vor allem als einen großen wegweisenden Menschen: als den Verkörperer monumentaler Gesinnung, inmitten der zerfahrenen Experimente der Zeit.

Es ist auffallend, daß es vor allem Bildhauer waren, die die geistige Jüngerschaft pflegten: Hildebrand, Volkmann, Tuaillon, und doch liegt gerade darin etwas in hohem Maße Bezeichnendes. Es zeigt, daß Marées' Wesen bis zu den letzten künstlerischen Fragen des Bildens vordringt, bei denen die Mittel der Verwirklichung zurücktreten neben den Gesichtspunkten der Auffassung und der Gesinnung. Volkmann und Tuaillon waren damals die Reste des einstigen Maréesschen Kreises in Rom; aber er hatte sich in losen Anknüpfungen lebendig weiterentwickelt; Otto Greiner, den ich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hier in Rom erst kennenlernte, Ludwig von Hofmann, der Historiker Johannes Haller und Siegfried Wagner gehörten ihm damals an.[84] Der Boden, auf dem man sich nach des Tages Mannigfaltigkeiten traf, war die Hinterstube einer kleinen Kutscherkneipe vor der Porta del Popolo, „Tre Re" genannt, die durch die sorgende Kunst der „Sora Ersilia" zu einer verschwiegenen Berühmtheit gekommen war.

Die meisten Mitglieder des Kreises waren nicht zum Genießen, sondern zum Arbeiten in Rom; von Hofmann war in seinem Atelier umgeben von zahllosen träumerischen Bildern einer idealen Welt, aus der er zum Stil des Wandbildes vorzudringen suchte, Tuaillon arbeitete an seiner „Amazone", von der ich aber nur die achatnen Augen des Pferdes zu sehen bekam, die er eines Abends liebkosend aus der Tasche zog. Auch Volkmann schuf eine Amazone, jenes edle Relief, das jetzt die Dresdener Skulpturensammlung ziert, daneben beschäftigten ihn große dekorative Malereien Maréesschen Geistes. Johannes Haller arbeitete an der Geschichte des Baseler Konzils und sammelte das Material zu einer großen Geschichte des Papsttums. Siegfried Wagner komponierte am „Bärenhäuter", dessen Melodien leise die nächtlichen Heimwege umsummten, und Greiner, der ihn gerade porträtierte, kämpfte noch den ersten Kampf um die Erkenntnis römischen Wesens. Es war bezeichnend, daß es sich seinem ausgeprägten Charakter nur langsam, dann aber auch um so eindringlicher erschloß; damals überwog noch das Heimweh, und als ich später voller Wehmut von Rom Abschied nehmen mußte und wir von Fontana Trevi durch die nächtlichen Straßen heimwärts gingen, sagte er plötzlich zu meinem maßlosen Staunen: „Ach! Könnte ich doch mit Ihnen tauschen!" Ich wäre gern dazu bereit gewesen, denn die Art, wie ich Rom genossen habe, einquartiert bei einem lieben Freunde, dem Sekretär des Historischen Instituts,[85] und inmitten all der Eindrücke der Vergangenheit zugleich in Fühlung mit diesem hochgestimmten lebenden Künstlerkreis erschien mir wie ein ungewöhnliches Glück.

Dazu kam noch ein besonderes Zusammentreffen. In der Villa

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Borghese stieß ich plötzlich auf das jungvermählte Lenbachsche Paar, und als ich genauer zusah, war der Begleiter, der es führte, kein anderer als mein alter Freund Herr Günther. Nun öffnete sich mir noch eine andere, sonst schwer zugängliche römische Welt, die merkwürdige Welt der Antiquare. In geheimen Lagern sah ich die Schätze, die den rätselvollen Künsten der amerikanischen Ausfuhr verfallen waren, und staunte über die Unerschöpflichkeit dieses römischen Bodens. Herrn Günthers Sammlergenie aber schien als leiser Strom auf mich überzugehen: ich fing an, mich selber dem Sammeln zu ergeben. Was ich an kleinen alten Sachen in den kurzen Tagen für zwanzig Lire zusammengeschnorrt habe, erregte immer wieder das Staunen meiner einheimischen römischen Freunde. Gleich von meiner zweiten Wanderung in die Stadt kehrte ich mit zwei merkwürdigen Schätzen zurück. Das eine war eine bronzene Plakette aus dem 17. Jahrhundert, die ein Gemüseverkäufer an den Stiel seines Marktschirmes genagelt hatte und die ich mitten auf der Straße für drei Lire erhandelte, das andere war ein Buch, das mir in jener Zeit von unschätzbarer Bedeutung zu sein schien. Ich war mit der Absicht nach Rom gekommen, die längst geplante Vignola-Biographie, für die ich eingehende Studien vorbereitet hatte, zu schreiben, und so erschien es mir als ein gutes Omen, daß ich bei einem alten Büchertrödler nach einigen Griffen in einen großen, auf der Straße stehenden Korb die erste, dem Fürsten Marcantonio Borghese gewidmete Ausgabe von Vignolas „Prospettiva prattica“ in Händen hielt. Und als ich nun meinen für zwei Lire erworbenen Fund zu Hause näher beschaue, was finde ich da auf der ersten Seite des Bandes? – das Exlibris „Principis Marcantonii Burghesii“. – Ich hatte am zweiten römischen Tage das Widmungsexemplar dieses Hauptwerkes meines Helden aus dem großen Trödelhaufen dieser ewigen Stadt herausgefischt. Das schien mir wie ein Wunder und bestärkte meinen Forschertrieb nicht wenig. Im Ciminischen Wald bei Caprarola und in Bagnaja bei Viterbo habe ich unvergeßliche Tage im Banne Vignolas zugebracht, dessen Hand an diesen alten Kulturstätten, deren Gesicht sich inzwischen wenig verwischt hat, überall auch in unbekannten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Werken hervortritt. In Rom aber gelang es mir, vermittels Andeutungen aus der Vorrede meines Fundes eine kleine vergessene Kirche Vignolas im Borgo Palafrenieri wieder zu entdecken, die in ihrer zwölfeckigen Form und der ganzen Auffassung des Raumproblems einen luftigen Auftakt zur Welt des Barock darstellt. Eben das reizte mich an diesem Manne, daß er zwar in seinen Lehrbüchern die Regeln der alten Meister fein säuberlich und ehrfurchtsvoll katalogisiert hat, dann aber für seinen eigenen Hausgebrauch frei über ihnen steht und zu Früchten greift, die nicht in Konservenbüchsen eingemacht sind, sondern lebendig am Baume des Lebens hängen. Trotz allen diesen guten Vorzeichen habe ich mein Ziel doch nicht erreicht, sondern später, als praktische Berufsarbeit mich ganz in ihre Netze bekam, mein Material dem Freunde vermacht, der dann wirklich der Biograph Vignolas geworden ist: Hans Willich.

Rom aber würde für mich nur halb so lebendig sein, wenn ich es damals nicht mit dem Blick auf dieses bestimmte Ziel durchwandert hätte, denn es ist merkwürdig, solch Ziel, so engbegrenzt es dem gewaltigen Thema Rom gegenüber auch erscheinen mag, verkleinert den Gesichtswinkel nicht, sondern gibt ihm nur eine befruchtende Stetigkeit; dem unruhigen Herzen aber gibt es eine Art von Beruhigung, damit es nicht ganz ins Taumeln gerät bei all den Eindrücken, durch die es in bewunderndem Erleben hin und wieder gezerrt wird.

Hatte ich so neben meinen deutschen Rom-Führern in Vignola zugleich einen italienischen, so trat schließlich zu diesem unsichtbaren einheimischen Führer sogar noch ein sichtbarer hinzu: eines Tages stieß ich auf dem Korso mit einem jungen Münchener Bekannten, dem Cavaliere Ercole Agliardi zusammen. Dieser kluge, lebhafte kleine Mann war schon an sich ein anregender Cicerone, besonders unter den lebenden Erscheinungen des Korso wußte er wie kein anderer Bescheid, er war aber zugleich als Sekretär und Günstling seines soeben vom Münchener Nuntius zum Kardinal berufenen Onkels ein wertvolles Bindeglied mit einer Welt, die ich sonst wohl nie zu sehen bekommen hätte.

Ein richtiger alter, halbverwester Kardinalspalast, wie Zola ihn im

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Anfang seines „Rome“ schildert, tat sich vor mir auf, und der freundliche Herr des Hauses, der gerade in dieser Zeit seiner Kardinalskrönung entgegenging, lud den Protestanten liebenswürdig zu dieser Feier ein. So sah ich ein Fest, wie es unter Leo XIII. nur selten vorkam und dem selbst der größte Regisseur nichts an wirkungvoller Pracht an die Seite zu stellen vermag.

Die „Sala Regia“, in der die Krönung stattfand, bot ein buntes Bild malerischer spanischer Trachten, reicher Uniformen und schöner verschleierter Gestalten, alles übergossen von dem purpurnen Licht, das, durch die roten Seidengardinen fallend, von den goldenen Wänden in tausend Tönen reflektierte. Ich stellte mich so, daß ich rechts, so oft sich ihre Tür öffnete, in die Sixtinische Kapelle blicken konnte, geradeaus den päpstlichen Thron vor mir hatte und links einen weiten Blick beherrschte in die von Pilgern besetzten Galerien, durch die der Papst kommen mußte.

In unserem bevorzugten Saale herrschte eine bunte Bewegung. Jetzt zogen die neuen Kardinäle einzeln in die Sixtinische Kapelle ein, jeder mit eigenem Gefolge, Schleppenträgern und Hellebardieren. „Attentione! – Portate armi!“ kommandierte jedesmal der Führer der Schweizer, und dann fügte er deutsch hinzu: „Wieviel ha'm mer jetzt schon drin?“, was natürlich jede respektvolle Stimmung gründlich untergrub. Als er glücklich alle „drin“ hatte, wurden die Kapellentüren geschlossen, und nur noch gedämpft und überirdisch hörte man den prachtvollen Chor, der bei jedem neuen Ankömmling von neuem einen Triumphgesang anstimmte. Die Spannung stieg jetzt aufs höchste, es wurde ganz still, lange, lange. – Jedes Drängen hatte aufgehört, man hörte nur das Atmen hinter sich, und auf einmal begann fern in den Galerien diese charakteristische Bewegung, die dicht vorm Erscheinen des Erwarteten mit immer gleichem Tone durch Menschenmassen fährt wie ein metallenes Summen, das sich in Wellen fortpflanzt. Dann brach ein ungeheurer, erschütternder Jubel los, frenetisches Händeklatschen, und das revolutionäre Geschrei „Evviva il papa re“, „Evviva il papa re“: der Papst war erschienen. Hinten in der Flucht der Säle sah ich das seltsame orientalische Bild auftauchen: auf hohem, goldenem

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Thronsessel getragen, von riesigen weißen Straußenfederfächern umfächelt, saß Leo XIII. da, die goldene Mitra auf dem Haupte, rings umhüllt von leuchtenden weißen Gewändern, die mit feinen Goldranken überdeckt waren.

Es hatte etwas unerklärlich Übersinnliches, wie er so ganz langsam über der Menge heranzuschweben schien, denn von den Trägern konnte man nichts sehen. Er schien leise zu beten, die Lippen bewegten sich unmerklich, die Augen waren in die Ferne gerichtet, und nur die Hand machte, nicht mechanisch, sondern in immer neuen und doch natürlichen Bewegungen, mit zwei zitternden Fingern dieses segnende Zeichen des Kreuzes. Ganz fern hörte man eine ekstatische Knabenstimme noch immer das „papa re" schreien; es klang, wie man sich den besessenen Knaben auf Raffaels „Verklärung Christi" rufend denkt. In unserem Saal wurde dieser Ruf, der eine Demonstration gegen die Aufhebung der weltlichen Macht des Papsttums bedeutet, nicht laut, aber ein donnerndes Händeklatschen brauste durch den Raum, dann fiel alles auf die Knie.

Als die geheimnisvolle Gestalt unmittelbar an mir vorübergetragen wurde, überlief es mich heiß und kalt. Hätte der Kardinal mir nicht auf meine Frage besonders gesagt, es würde nicht verlangt, daß ich als Protestant wie die anderen kniete, ich wäre gerne niedergesunken, so aber blieb ich einsam aufrecht und verwandte kein Auge von dem merkwürdigen Gesicht, das in diesem Augenblicke nicht nur bedeutend und interessant, sondern durchgeistigt und ehrfurchtgebietend erschien. Es war wie aus Wachs, aber voll hoher Energie.

Ein jauchzendes Hallelujah der Sixtinischen Vokalkapelle empfing den Herrscher, und um so mehr wirkte es, wie nun nach dem üppigen Brausen seine feine, helle, aber feste Greisenstimme in halb gesungenen Worten erklang. Prächtige Zeremonien folgten, und Musik begleitete ein Hinundherrauschen von Farben und blitzenden Lichtern, bis alles wieder auf die Knie sank zum großen Hauptsegen.

Als der Papst in dem langen Zug der Kardinäle wieder an mir vorbeigetragen wurde, war er noch bleicher als vorher. Dicht vor

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mir stockte plötzlich die segnende Hand, krampfhaft zitternd tastete sie an den goldstarrenden Gewändern, die andere Hand fuhr an den Hals, und eine deutliche Angst malte sich auf des Papstes Zügen. Ich glaubte gewiß, im nächsten Augenblick würde er umsinken; aber schon hatte er den Anfall von Unwohlsein überwunden und war wieder derselbe Unnahbare, Erhabene, Segnende. Ich aber hatte durch eine Ritze in das Menschliche dessen gesehen, was da als höchste Erdengewalt an mir vorübergetragen war. Das hatte mir den Eindruck nicht verkleinert, sondern verschärft; aus dem statuenhaften Begriff war ein Mensch geworden, und trotzdem hatte dieser Mensch gebieterisch gewirkt vermöge der persönlichen Macht, die gerade von diesem einen, von Leo XIII. ausging. Hätte dort auf dem Throne ein Mann gesessen, der nicht trotz aller Gebrechlichkeit Energie des Ausdrucks mit milder, fast anmutiger Würde zu vereinen verstand, hätte dort gar ein wohlbeleibter, stattlicher Herr gesessen, so wäre ich wahrscheinlich bei der ganzen Feier nur künstlerisch ergriffen gewesen. Bei diesem Manne aber lag etwas Geistiges in der Art, wie Macht und Gewalt in der Person eines schwachen Einzelnen verkörpert wurde. Nur die Köpfe von Bismarck und von Nietzsche haben ähnlich stark auf mich gewirkt.

So konnte ich in jeder Beziehung unerwartet reiche Beute mit nach Hause nehmen, als ich im Januar des neuen Jahres wieder nach Leipzig zurückkehrte, obwohl ich nicht in Neapel gewesen war, was ich eigentlich fest beabsichtigt hatte. Rom hatte mich nicht losgelassen.

1897 folgte dann auf Paris und Rom jener dritte große Kulturkreis, der sich um den Begriff London schließt. Man taucht in dieser Stadt nicht zurück in fremde Zeiten und in ihre Wunder, man bleibt ohne Pause in der Gegenwart, in einer Gegenwart voll malerischer Bilder und voll lebensprühender Eindrücke. In England hatte ich gar keinen Führer, der mich in das Getriebe der neuen Welt leitete, sondern von der Basis einer urenglischen Pension aus suchte ich mir selber meinen Weg in immer neuen Entdeckungsfahrten. Und es mag an diesem völligen Eintauchen in das fremde

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Leben liegen: ich fühlte mich in London bald besonders heimisch, trotz all des bunten Durcheinanders, und überließ mich willig dem Reiz der ausgeglichenen Lebensgewohnheiten und praktischen Geschicklichkeiten dieses selbstgewissen Volkes.

In Oxford steigerte sich dieses Gefühl für die äußere Ausgeglichenheit aller Eindrücke sogar zu hellem Entzücken. Mit den Töchtern eines erblindeten Architekten, in dessen Haus mich der Zufall geführt hatte, durchstreifte ich all die Heimlichkeiten dieser in sich gerundeten Welt, die in ihrem baulichen Charakter dem Ideal eines Ruskin wohl ziemlich nahekommt.

Daneben aber ging eine tiefe Enttäuschung über manche innere Erscheinung, die ich in London wahrnahm. Was waren das für flaue Wassersuppen von Kunstausstellungen! Was waren das für triviale Genüsse in den Theatern, und vor allem, wo steckte eigentlich die berühmte moderne Innenkultur Englands, die uns die deutschen Fachzeitungen an Bildern von Baillie Scott oder Henry Wilson so verblüffend geschildert hatten? Ich suchte und suchte, nahm sogar zu einem Scheinmanöver Zuflucht, indem ich in verheißungsvoll scheinenden Gegenden als Reflektant auf die zu vermietenden und zu verkaufenden Häusern auftrat und sie so von innen studieren konnte, ich fand die gesuchten Spuren nicht. Was man in den deutschen Fachblättern für zufällige Stilproben aus einer reichen Bewegung angesehen hatte, war eben in Wahrheit die restlose Ausbeute alles dessen, was es von dieser Art überhaupt gab. Scott wäre verhungert, wenn man ihm nicht in Deutschland Aufträge gegeben hätte. Etwas Ähnliches habe ich später noch einmal erlebt, als ich mir Dänemark als Land des modernen Backsteinbaues ansehen wollte und nur nach ehrlichem Suchen lauter alte Bekannte aus deutschen Zeitschriften fand. – Hier aber entdeckte ich im täglichen Alltagsleben vielleicht noch weniger und mußte mich mit den Eindrücken der historischen Meisterepochen des Mahagonimöbels trösten, die allerdings für vieles entschädigen können.

Leider kannte ich damals Hermann Muthesius noch nicht, sonst wäre es mir im einzelnen natürlich anders gegangen, aber schließlich hatte dieser ehrliche Durchschnittseindruck auch sein Gutes und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lenkte nicht zu sehr ab von dem, was man selber an Gegenwartsabsichten in sich zu entwickeln begann.[86]

Denn diese Reise machte ich doch schon ganz als architektonischer Parteimann, und das war in noch höherem Maße der Fall bei dem nächstjährigen Ausflug, der zur Vervollständigung dieser großen Auslandseindrücke noch hinzugehört; er galt Holland und Belgien. In Holland wog damals allerdings ein zeitlos-idyllisches Bild vor allen anderen Wirkungen vor. Berlages Börse war noch im Bau. Nirgends vielleicht konnte man sich dem beruhigenden Genießen einer gefestigten, selbstverständlichen Umwelt so fröhlich hingeben wie in Delft oder Haarlem. In Rotterdam aber und Antwerpen, vor allem jedoch in Brüssel, übertönte das Interesse an unmittelbaren Regungen der Gegenwart alle anderen Dinge und gab schließlich der Reise ihr entscheidendes Gesicht.

Die belgische Kunst hat in jenen Jahren vielleicht eine größere Rolle in Deutschland gespielt, als ihr zukommt. Durch eine Persönlichkeit aber hat sie doch wohl mit Recht unsere Phantasie und unser Empfinden in besondere Bewegung gesetzt: durch *Constantin Meunier*. Er hat es verstanden, aus den Qualen der Zeit den Funken der Kunst zu schlagen, und dadurch zählt er zu den Wohltätern der Menschheit, die allen Völkern gemeinsam gehören.

Wir – ich reiste mit dem jungen Kunsthistoriker Erich Haenel – beschlossen, ihm unsere Huldigung darzubringen. Aber die dürftige Vorstadt, in die uns unser Weg führte, und das bescheidene Haus, vor dem wir schließlich standen, sahen gar nicht aus, als ob hier jemand hauste, der gewohnt war, sich in seiner Arbeit durch Huldigungen stören zu lassen, und das halbwüchsige kleine Stubenmädchen, das uns öffnete, verschwand mit jener unvorhergesehenen Plötzlichkeit, die gleich zeigt, daß ein ungewöhnliches Ereignis in den Gesichtskreis ihrer Häuslichkeit getreten ist. Wir warteten in einem kleinbürgerlich gehaltenen Zimmer; kein Werk des Meisters darin zu sehen, keines darin denkbar, und doch, als eine kleine, schwarzgekleidete Frau, Meuniers Gattin, erschien, fühlte man sofort, daß dieses alles zusammenpaßte. Man sah ein Paar, dem aus Tagen der Dürftigkeit eine schlichte Bescheidenheit geblieben und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dessen Leben so innerlich geworden ist, daß die Form der Umgebung ihm nichts mehr anhaben kann.
Freundlich führte uns die kleine Frau in die Arbeitsräume ihres Mannes, der am anderen Tage von einer Reise zurückerwartet wurde, und hier, vor den Werken ihres Lebensgefährten, geriet sie in einen rührenden Eifer, um uns zu vermitteln, was da nach Ausdruck rang. Sie fühlte unsere Ergriffenheit, und als wir gehen wollten, sagte sie plötzlich: „Nein, morgen ist er selbst hier. Da müssen Sie noch einmal wiederkommen. Wenn Sie *ihn* bei den Arbeiten sehen, dann wird alles noch ganz, ganz anders."
Und so war es. Als seine eckige Gestalt, die aussah, als hätte das Schicksal die eine Schulter mit einem Beilhieb getroffen, zwischen den riesigen, starren Figuren auftauchte, und das große, zerfurchte, lebhafte Gesicht neben den monumentalen Bronzezügen seiner Arbeiter stand, wurde alles voller Leben. Zuerst allerdings beachtete er seine eigenen Arbeiten gar nicht, er sprach nur von Rembrandt, dessen Jubiläumsausstellung er gerade, ebenso wie wir, in Amsterdam gesehen hatte, und begeisterte sich an der unfaßbaren Macht dieses Genius. Aber als er von der Kraft zu sprechen begann, die dem Künstler wird, wenn er in das Leben des Volkes hineinsteigt, war er doch plötzlich mitten in seiner Welt und begann, das „Denkmal der Arbeit" zu schildern, das er schaffen wollte als Krone und Ausklang seines Lebens. Die großen Reliefs, die den Sockel bilden, standen um uns herum, aber für den Aufbau des Ganzen und für die krönende Gruppe bewegten ihn noch die verschiedensten Skizzen, und er erläuterte uns eifrig an den kleinen Modellen ihre Vorteile und Bedenken.
Er hat das Werk nicht mehr vollenden sollen. Eine schwerfällig und stumpf sehende Zeit hat das Versäumnis, das sie an einem ihrer besten Künstlersöhne verschuldet hat, nicht mehr gutzumachen vermocht. Selbst die würdige Art, mit der Deutschland sich im Jenaer Abbe-Denkmal der verwaisten Reste dieses Werkes angenommen hat, vermag nicht darüber zu trösten.[87]
Nach den Eindrücken dieses Besuches war es sehr merkwürdig, den nächsten Nachmittag bei *Fernand Khnopff* zu verbringen, der da-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mals über den Umweg der Wiener Sezession, an deren Wiege er als einer der auswärtigen Paten stand, in unserem Kunstleben eine gewisse Rolle spielen wollte. Nach dem Realisten der Idealist; nach dem Manne der Wirklichkeiten der Mann der Symbole.[88]

Wenn der feine, weltabgekehrte Palast am „Bois de la cambre" seine schwarzen Pforten geöffnet hat, schreitet man in Marmor; von glatten Flächen grüßen, raffiniert verteilt, zartgliedrige Kunstwerke. Zwischen den hellen Wänden leuchtet plötzlich das Farbenspiel eines Pfaus oder edlen Gesteins. Ein türkisblauer Vorhang teilt sich, und in weißem Flanell mit gelber Seidenschärpe steht der schlanke Hausherr inmitten seiner Welt. In den Räumen des Ateliers umgeben ihn seine Visionen, schwermütige, brünstige, geheimnisvolle. Der Hypnos steht als Symbol des Raumes auf einem kristallenen Schrein, an dem die Worte geschrieben sind: „On ne a que soi." An der Decke prangen die Himmelszeichen in der Konstellation, unter der der Künstler geboren ist; und neben diesem Raume verfeinerter Arbeit ersteigt man auf marmornen Stufen schließlich noch ein „Traumzimmer", in dessen Mitte auf schlanker Lapislazulisäule, an der ein elfenbeinerner Medusenkopf hängt, eine edle Vase voller Orchideen träumt. Das ist das Gegenspiel zur Meunierschen Welt. Zwei Pole menschlicher Kultur. Hier die edle, große Liebe zur Menschheit, dort der weltabgekehrte Egoismus des „On ne a que soi". Hier die mächtige Schöpferkraft inmitten eines Raumes voll Handwerk und Arbeit, dort das zarte Ästhetentum inmitten einer Umgebung von üppigem Schimmer und Weihrauchduft. Hier ein Mann, der aus dem Herzen schafft, dort einer, der schafft aus dem Hirn. Der eine nennt sich Symbolist, der andere ist es. Denn in Wahrheit wird in der Kunst nur dem die Gnade zuteil, Symbole schaffen zu können, der sie nicht sucht, sondern dem sie erwachsen aus der Kraft seines über die Einzelerscheinung herauswachsenden Wesens.

Für das moderne Brüssel aber war Khnopff weit charakteristischer als Meunier. Auch in neuesten Kunstregungen der Architektur, die hier ihren Boden hatte, steckte etwas von einer Hyperkultur des Gefühls, und wenn das auch nicht mit dieser beinahe ärgerlichen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Eleganz auftrat, so lag doch etwas Gemeinsames in der Art, wie alles zurückging auf geistige Vorstellungen, auf bedeutungsvolle Linienzüge, auf gefühlte Schwingungen.

In der reinen Architektur vertrat Horta diese Richtung am deutlichsten; in der dekorativen Kunst war es van de Velde. Wenn auch beide, soweit ich mich erinnere, nichts voneinander wissen wollten, sie waren doch dem gleichen Stamme entsprungen. Horta war der robustere von beiden. Schon in Gestalt und Wesen trat das hervor, und wenn er die seltsamen Gespinste seiner Phantasien an seinen Bauten erklärte, dann trat immer etwas wirklich Handwerkliches hervor. Sein künstlerisches Wesen ging nicht auf Verfeinerung und Luxus, sondern der sozialistische Einschlag der Gesinnung, den man in der belgischen Intelligenz so vielfach findet, prägte sich wirklich in seinem Schaffen aus. In dem großen Volkshaus, dem „Maison de peuple", das er baute, suchte er typische Ausdrucksformen zu finden, die, weil sie hier, dem Gebäude gemäß, dem Eisen abgewonnen werden konnten, zu jenen konstruktiven Linien führten, die man in den nächsten Jahren in unbegreiflichem Selbstbetrug für konstruktive Linien schlechthin hielt, ohne Rücksicht darauf, in welchem Material sie auftraten.[89]

Auch Henri van de Velde war in seinen Anschauungen idealer Sozialist, und in der Theorie baute er lange Zeit die Forderungen seiner Kunst auf dieser Gesinnung auf. In der Praxis aber tat er gerade das Gegenteil: er verabscheute den Typ, er war geboren als Künstler der individualistischen Verfeinerung und des Luxus. In der Theorie predigte er die aus der Konstruktion geborene Form, in der Praxis gebrauchte er das Holz zu allen Formen, nur nicht zu denjenigen, die aus seiner Konstruktion folgen. Kurz, es gibt wenige Künstler, bei denen sich Theorie und Praxis so wenig deckten wie bei van de Velde im damaligen Zustand seiner Entwicklung, und die Verwirrung, die er zeitweise angerichtet hat, liegt vor allem daran, daß er glaubte, die Formen, die ihm natürlich waren, seien der allgemeingültige Ausdruck des Natürlichen. In Wahrheit waren sie der Ausdruck eines ganz besonders gearteten, komplizierten Individualisten, der in der Vorstellung lebte, ewige

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gesetze festzulegen, wo er die Gesetze seines besonders gearteten Ichs verwirklichte.

Betrachtet man van de Velde mit dieser Einschränkung, so wird man ihn als Sondererscheinung lieben können, lieben ob des Charakters willen, den er überall in echt künstlerischer Beharrlichkeit aufrechterhält. Als Vorbild für diese Eigenschaft persönlicher Qualität ist er für die Entwicklung der Zeit bedeutsam gewesen, als Vorbild für die sachliche Aufgabe des Suchens nach einem lebendigen architektonischen Prinzip ist er eher ein Hemmnis gewesen als eine Förderung. Den organischen Sinn, den er so sehr schätzte, besaß er auf tektonischem Gebiete eigentlich nur für das Metall, und die Verallgemeinerung der daraus entwickelten konstruktiven Instinkte für alle anderen Materialien erschwerte es ihm, ein bauliches Gebilde wirklich organisch zu erfassen. So begann er mit dem organisch Scheinenden zu kokettieren, indem er es an Stellen künstlerisch hervorhob, wo es nach dem natürlichen Gang der Dinge niemals hervortreten mußte.

Solange diese Eigentümlichkeiten seines Wesens nicht an großen Architekturgebilden, sondern an kleinen Werken oder an kunstgewerblichen Erzeugnissen hervortreten, wirken sie oft als Geist und als Eigenart, und so war auch der Eindruck des kleinen Heims, das er sich vor Brüssel, in Uccle, mitten im Grünen erbaut hatte, nicht der einer erlösenden Tat, sondern der einer liebenswürdigen Geistreichigkeit. Mit einfachen Mitteln war hier ein eigenwilliger, aber feiner Geschmack entfaltet, dessen Äußerungen restlos zu den Menschen paßten, die er umgab. Die herbe Schönheit der blonden Frau des Hauses neben dem nervös durchgearbeiteten Typus des Hausherrn zeigte dieselbe Mischung, die in seiner Kunst als jenes eigentümliche Nebeneinander von schlichter Herbheit und nervös empfundenem Raffinement hervortritt.

Man konnte dieses Haus nicht verlassen, ohne über die rastlose Vielseitigkeit seines Bewohners zu staunen, der alle Dinge des äußeren Daseins in den Bereich seines Wesens zog. Er ist damals um so glücklicher in ihnen gewesen, je weiter sie von der eigentlichen Architektur entfernt lagen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die lebhaften Eindrücke aller dieser Reisen, die mir einen unmittelbaren Einblick gaben in die Einflüsse, unter denen in diesen Jahren die zeitgenössischen Anschauungen standen, trugen viel dazu bei, mein eigenes Wollen, und vor allem mein eigenes Urteil, selbständiger und freier zu machen. Das zeigte sich vielleicht am deutlichsten daran, daß es mich im Laufe der Zeit unwiderstehlich zog, mich nach langer, als Befreiung empfundener Pause, wieder mit der Feder zu äußern, jetzt aber nicht mehr historisch oder gar auf den Gebieten, in die ich aus meinem eigenen Reich als Zaungast hinüberblickte, sondern jetzt gerade über die Fragen und Nöte, die Sorgen und Freuden meines eigenen Berufes.

Aus lokalen Anlässen war der Trieb zuerst wieder entsprungen. Man wollte in Leipzig durch ein großanlegtes Sanierungsprojekt die alte Matthäikirche jämmerlich verhunzen. Ein Plan dafür war in der Tageszeitung erschienen. In erster Entrüstung zeichnete ich einen Gegenplan und veröffentlichte ihn an gleicher Stelle, indem ich die stadtbaulichen Gesichtspunkte darlegte, die durch die Anlage berührt wurden. Andere kritische Arbeiten folgten; entscheidend aber wurde für mich eine Abhandlung: „Dekorative Kunst", die ich in der „Deutschen Bauzeitung" veröffentlichte, als die Zeitschrift gleichen Namens 1897 in München als Organ und Mittelpunkt der neuen Bewegung ihre erste Nummer herausbrachte. Bing und Lichtwark leiteten sie ein.

„Der Moment ist entscheidend", sagte Bing in seinem Aufsatz, „die Bewegung, deren Entstehen wir beiwohnen, wird fruchtbringend oder verhängnisvoll für die Sache, der sie dienen will."

Das ärgerte mich, und ich schrieb: „Aus dem ganzen Aufsatz, ja, aus dem ganzen Hefte klingt es hervor, daß man diese moderne Richtung auffaßt als etwas noch ganz Unberechenbares, Geheimnisvolles, etwa wie eine neue chemische Verbindung, deren Wirkungen noch ganz im Dunkel liegen. In dieser Auffassung liegt ein Bekenntnis, das eine wunde Stelle berührt, die der Art dieses Auftretens der neuen Richtung in Deutschland anhaftet. Die Leiter und Förderer fassen sie nicht einfach und gesund auf als ein Rückkehren zur Natur – zur Natur der organischen Formenwelt, zur

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Natur des Materials, zur Natur des praktischen Zweckes – sie predigen diese Leitgedanken natürlich auch, aber sie fühlen sehr wohl, daß die Form, in welcher die Bewegung vor allem in Deutschland erscheint, ein gut Stück in sich trägt von Kaprice, Zufall, Künstlerlaune. Sie ist nur zu oft raffiniert, wo sie naiv sein will und sollte ... Nicht das geistige Spiel muß die Hauptsache sein, sondern das Gefühl, nicht das krampfhafte Streben nach neuer Erfindung, sondern nach liebevollem Geschmack; ein wirklicher Dichter braucht nicht neue Worte zu erfinden, um einen eigenen Stil zu schreiben. Ist er ein Dichter, so kommt das Neue von selber. Krankhaft ist sein Schaffen allerdings fraglos, wenn er versucht, beispielsweise in Niedersächsisch oder Lateinisch zu dichten, was manche Architekten ja mit dem Stifte anzustreben scheinen."

Lichtwark aber sagte: „Für die dekorative Kunst gilt, daß nur das ganz gut sein kann, was ganz *neu* ist." Diesem Glaubensbekenntnis trat ich ebenfalls entgegen: „Eine Zeitung, die den Gedanken ernst nimmt, bei uns etwas Lebendiges zu erziehen, darf nicht die Sucht nach dem unbedingt Neuen durch Wort, Bild und Konkurrenzentscheidung zu einer vielleicht zeitweise sehr bestrickenden, aber dennoch krankhaften Blüte treiben ... Warum sollen wir alle Fruchtbäume verdorren lassen, weil wir sie nicht selbst gepflanzt haben? Kann man am bestehenden Baum nicht auch die Früchte veredeln und dadurch neue Sorten erzeugen? Weiterbilden und Nacheifern ist doch etwas anderes als Nachahmen."

„Die französische Bewegung leidet unter der krankhaften Scham vor Anklängen. Die Verpflanzung der Zimmer des „L'art nouveau" aus der Pariser Umgebung, wo man durch die Sphäre der Boulevard-Cafés, der Theater und großen Kaufhäuser gleichsam prädisponiert wird für überraschende Eindrücke, in die Luft der Dresdener Kunstausstellung ist recht lehrreich gewesen. Sie werden auch hier jeden Beschauer fesseln und interessieren; aber wer könnte in diesen Räumen dauernd weilen mögen, diese ungewöhnlich aufregende Welt täglich, stündlich vertragen? Unsere Wohnräume dürfen nicht nervös werden, gerade weil der allgemeine Stempel un-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

serer Zeit ein nervöser ist; in diesem Sinne darf die dekorative Kunst nicht das Merkmal unserer Tage tragen, und deshalb muß sich die neue Zeitschrift hüten, das nervöse Element, das in der modernen Richtung auch in Deutschland an so manchen Symptomen zu erkennen ist, zu bevorzugen, wie verlockend das auch für einen künstlerischen Leiter sein mag."

„Erst wenn der *Architekt* den Geist, der in diesen Bestrebungen liegt, mit einer gewissen Selbstverständlichkeit in das gewöhnliche Wohnhaus hineinträgt, erst dann ist das Ziel erreicht und der Boden zu wirklich wurzelndem Wachstum bereitet... Die Fühlung und die Verbindung mit der freien Kunst der Malerei und Plastik ist etwas, wonach der schaffende Architekt heute nur zu oft vergebens seufzt, denn durchweg hat gerade die moderne Kunst Wege eingeschlagen, die mit jedem architektonischen Erfordernis schlechterdings unvereinbar sind. Diese Verbindung, die zur wahren Vollendung einer Bauschöpfung so notwendig ist, ist nur dann möglich, wenn der Maler und Bildhauer ein Stück Architekt und der Architekt ein Stück Maler und Bildhauer wird. Die Erziehung beider Teile zu diesem Zustand ist die Hauptaufgabe, die eine wahre Zeitschrift für dekorative Kunst zu lösen hat."

Das bezeichnet etwa den Standpunkt, zu dem ich gegenüber den gepriesenen Erscheinungen der Zeit gekommen war. Diese schienen mir wohl auf dem Weg nach vorwärts zu liegen, aber sie gefährdeten seine Richtung.

Die Kritik hatte zur Folge, daß kurze Zeit darauf Hugo Bruckmann, der Gründer und Herausgeber der „Dekorativen Kunst", auf der Durchreise durch Leipzig bei mir erschien und mich aufforderte, dem Kreis der ständigen Mitarbeiter seines Blattes beizutreten. Schon die dritte Nummer brachte acht Entwürfe und einen Aufsatz von mir zum damals noch ganz vernachlässigten Thema der Grabmalkunst. Und nun wurden meine Beziehungen zu diesem Organ der Fortschrittlichen immer engere; ein Jahr lang übernahm ich sogar die feste Stelle eines stillen architektonischen Mitredakteurs und brachte allmonatlich meine Beiträge.

Der einmal entfesselte Mitteilungsdrang beschränkte sich aber nicht

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

allein auf dieses Blatt. Ich hatte zu viel mit mir selber abzumachen, was ich mir zur Klärung von der Seele schreiben mußte. Schließlich kristallisierte sich Altes und Neues in einem Büchlein zusammen, das 1899 unter dem Titel „Im Kampfe um die Kunst" bei Heitz in Straßburg erschien. Als ich es auf der Reise durch München plötzlich bei Littauer im Fenster liegen sah, spürte ich zum erstenmal dieses seltene Glücksgefühl, das nur ein Buch in seinem Schöpfer hervorzubringen vermag. Ein Bauwerk steht seinem Urheber so gegenüber wie etwa ein erwachsener Sohn seinem Vater: es ist, als ob ein eigenes, selbständiges Wesen dastände, das man wohl erzeugt und erzogen hat, das aber im Laufe des Entstehens seine eigenen Charaktereigenschaften zu den überkommenen hinzuentwickelt hat. Ein Buch aber bleibt ganz ein Stück des eigenen Selbst, das in geheimnisvoller Weise aus einem herausgetreten ist. Man hält sich selbst in Händen und wundert sich darüber mit einer Art glücklicher Scheu. So wenigstens geht es beim ersten Buche. Es hat mir auch nachher mehr Freude gemacht, als Kampfschriften gewöhnlich zu bereiten pflegen.

Während dieser geistigen beruflichen Entwicklung und ihrer Niederschläge lenkte nun aber auch die praktische architektonische Betätigung in neue Fahrwasser ein. Eine kurze Zeit hatte ich in schwerer Versuchung gestanden, Leipzig zu verlassen. Ich erhielt von Heilmann & Littmann, die sich in München immer mehr zu einer architektonischen Großmacht entwickelten, den Antrag, gegen hohes Gehalt als künstlerischer Leiter bei ihnen einzutreten, mit der Aussicht, nach einiger Zeit in das Geschäft aufgenommen zu werden. Bei Licht bekam ich noch immer ein erbärmliches Gehalt, und so kam mancherlei zusammen, was die eröffnete Perspektive verlockend machte. Heimlich aber fühlte ich eine leise Scham, als ob ich mich verkaufen wollte, und so war ich denn froh, als mich Licht überredete, die Pläne für den kommenden Rathausbau nicht im Stich zu lassen, und ich mein eigenes Zimmer und entsprechende Gelder bekam.

So trat denn das Projekt für das Rathaus zunächst in den Mittelpunkt meines beruflichen Lebens. Zuerst kam der große allgemeine

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wettbewerb, Lichts Arbeit gewann den ersten Preis, und die schöne Aufgabe des Ausarbeitens der Werkpläne begann. Dieses Wettbewerbsprojekt brachte mir aber außer der Siegesfreude noch eine andere Bereicherung.

Licht hatte sich für die Darstellung der Perspektiven Wilhelm Kreis engagiert, der kurz zuvor als Preisträger des Völkerschlachtdenkmals durch eine wundervolle Federzeichnung Aufsehen gemacht hatte. Als bekannt wurde, daß hier ein junger Student alle Mitbewerber geschlagen hatte, bewunderte man doppelt die merkwürdige Sicherheit des Könnens, die aus diesem Werke sprach. Licht aber hatte den kleinen Studenten für sich eingefangen, und eines Tages kriegten wir heraus, daß er, sorgfältig von uns anderen abgetrennt, im Käfig eines fernen Bürohauses an den Perspektiven saß. Sofort ging ich zu ihm und fand einen Jüngling, der in der Einsamkeit, die er gar nicht gewohnt war, schon halb verrückt zu werden begann. Er heulte beinahe, als er anfing, in mir einen „Menschen" zu entdecken. Dann aber schlug das „maestoso con disparazione" in kurzer Zeit in den für ihn normalen Zustand um, und der ließ sich nur mit „allegro con fuoco" nebst gelegentlichem „furioso" bezeichnen. Kreis ist ja auch fünfundzwanzig Jahre später noch sehr temperamentvoll geblieben, aber wer ihn nicht damals, wo die Blüte seiner Wirbeljahre mit der Blüte seines jungen Ruhmes zusammenfiel, erlebt hat, macht sich doch keinen Begriff von der Lebhaftigkeit seines Wesens; kindlicher Übermut in Dingen des gewöhnlichen Lebens und ein merkwürdig reifer Ernst in Dingen seines künstlerischen Strebens wechselten bunt miteinander ab. Bald war er ein unreifer Junge, bald ein feuriger Kämpfer; über allem aber lag die Sonne der Jugend und Zukunft. Jeden freien Augenblick waren wir zusammen, und jede Regung seines leichtbewegten Herzens teilte er mir mit; das hätte er nun zwar bei allen angenehmen Sachen in Ermangelung eines Besseren auch bei jedem ersten besten Zeitgenossen getan, denn ohne Echo konnte er nicht leben, aber auch die ernsten und weniger angenehmen Sachen schüttete er vor mir aus, denn er wußte, daß ich mich neidlos seines Weiterwachsens freute.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Auch als seine Kometengestalt am Leipziger Himmel bald wieder verschwand, blieben wir in steter Fühlung, die noch wuchs, da ich in der Sache der Bismarck-Türme zufällig eine stille, aber nicht unwichtige Rolle spielen sollte. Als der Gedanke dieser Türme durch die Energie Pflügers in Bonn sich durchgesetzt hatte, wurde mir eines Tages durch unseren gemeinsamen Freund Karl Hampe ein Entwurf zur Begutachtung geschickt, nach dem man diese Türme ausführen wollte. Mit aller Beredsamkeit, die ich nur aufbringen konnte, schrieb ich, daß man die fürchterliche Sache, die ich da sah, begraben und einen öffentlichen Wettbewerb ausschreiben sollte. „Den Gewinner", fügte ich hinzu, „kann ich zwar schon im voraus nennen, er heißt Wilhelm Kreis." Und so geschah es. Der Wettbewerb wurde ausgeschrieben, und als *dreifacher* Gewinner kam Kreis eines Tages von der Bahn bei mir hereingestürzt, berauscht vor Glück. Er war außer sich vor Begeisterung und umarmte alle Welt, was man der Hemdbrust seines festlichen Smokings längst anmerkte. Wie mag er in Jena angekommen sein, wo der Studentenausschuß ihn mit allen akademischen Ehren erwartete.

Ehe ich Kreis kennenlernte, hatte ich bereits begonnen, Idealentwürfe in Kohle zu zeichnen. Ein Richard-Wagner-Denkmal, das mir in Leipzig, der Geburtsstadt des großen Mannes, längst nötig schien, war das erste gewesen, was mich gelockt hatte. Ich plante es am Wasser, in den schönen Anlagen hinter dem Theater. Jetzt fing ich an, die kleinen Skizzen, die man während der Arbeit in müßigen Stunden auf den Rand des Pauspapiers kritzelt und die ich bisher achtlos zerrissen hatte, ernsthafter zu betrachten; sie wuchsen sich aus zu großen Kohlezeichnungen, und nach den ersten Versuchen, die sich unerwarteterweise zu Bildern zusammenschlossen, kam es über mich wie ein undämmbarer Drang. Kaum konnte ich erwarten, ein Blatt fertigzumachen, da es mir in den Fingern juckte, schon an das nächste zu gehen.

In wenigen Wochen entstanden so an zwei Dutzend größerer Kohleblätter mit phantastischen Bauten und Denkmälern, die einem unbestimmten Fühlen entsprangen, das ich bislang unaus-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gesprochen in mir getragen. Ach, sie waren nichts weniger als reif. Ein gewisses Pathos, das ihnen anhaftete, war nur durch Jugend entschuldbar, eine Grobschlächtigkeit der Formen nur durch die Technik, in der ich arbeitete, aber eines versuchten sie ehrlich: allerlei typische Gebilde nur aus der Masse heraus, ohne die Hilfsmittel der historischen Stile und doch nicht kunstgewerblich, sondern architektonisch zu meistern. Das taten damals in der kunstgewerblich durchtränkten Zeit nicht viele – und dadurch hatten die Blätter einen gewissen Erfolg.

Zum Erstaunen Lichts veranstaltete ich eines Tages im Leipziger Kunstverein eine große Ausstellung; etwa vierzig bis fünfzig Arbeiten, die ich zeigen konnte, waren allmählich zusammengekommen, und das äußere Ergebnis dieser Ausstellung war, daß mir der Verleger Otto Rieths, Doktor Baumgärtner, den Vorschlag unterbreitete, zwanzig meiner Kohlezeichnungen in einer Mappe zu veröffentlichen. Zur Vorbedingung machte er dabei, daß Rieth dieser Nachbarschaft zustimmte. Und so packte ich denn meine Studien zusammen und legte sie dem genialen Meister der phantastischen Architekturskizze nicht ohne einiges Zagen vor.

Ich fand einen Mann, den seine ungewöhnliche zeichnerische Begabung zugrunde gerichtet hatte. Alle Räume, in denen er arbeitete, waren von plastischen und graphischen Skizzen geradezu überschwemmt. Die Leichtigkeit seines Produzierens hatte ihn der Wirklichkeit gegenüber maßlos gemacht. Er meisterte nicht den Formendrang, der Formendrang meisterte ihn, unersättlich häufte er üppige Phantasien in seinen Bauten, und unersättlich suchte er üppige Wirklichkeiten in seinem Leben. Wie ein Feuerwerk ist er verpufft. Damals aber ermunterte er mich väterlich, riet mir ab von dem Laster des Phantasierens und gab seinen Segen zu der Veröffentlichung.[90]

Heute mag ich diese Blätter, die noch dazu durch ein Versehen des Druckers in falschen, viel zu lauten Tönen wiedergegeben wurden, nicht recht mehr ansehen. Damals haben sie mir indirekt manche Freude bereitet. Meine Ausstellung begann in verschiedenen deutschen Städten zu wandern, erhielt Medaillen und wurde

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

vorzüglich beurteilt. Vor allem aber sind mir zwei wertvolle Eindrücke aus diesen Arbeiten erblüht.

Das erste Blatt, das mir bei meinen Kohleversuchen unerwartet zu einer Wirkung zusammenging, war ein Nietzsche-Denkmal: ein stiller Rundtempel in einsamer Hochebene; oben breitet ein Menschheitsgenius die Arme sehnend in die Höhe, unten recken sich finstere Giganten in ihren Fesseln. Im Kreise der intimen Nietzsche-Freunde war dieser Entwurf beachtet worden, und eines Tages lud mich Nietzsches Schwester ein, sie in Weimar zu besuchen. Man dachte daran, den Entwurf auszuführen. Es war in der Zeit, als Ernst Horneffer[91] die Nietzscheschen Manuskripte bearbeitete – wie mir scheint, eine der harmonischsten Epochen in der bewegten Geschichte des Archivs, wenigstens machte damals das Leben, das ich dort im Hause vorfand, einen in sich gerundeten Eindruck. Die lebhafte Frau des Hauses, die immer bemüht war, daran zu erinnern, daß sie für das Reich eines Geistesfürsten repräsentierte, empfing mich mit gewinnender Zuvorkommenheit; Horneffer las mit priesterlicher Würde aus den Manuskripten vor; zum Mittagsmahl vereinigte sich ein hochgestimmter kleiner Kreis, und nie vergaß man, daß oben, nur durch eine Balkenlage getrennt, die Augen wachten, die tiefer in die Abgründe des Menschenherzens und höher zu den eisigen Gipfeln seines Sehnens geschaut haben als die eines zweiten lebenden Menschen.

Als die Gäste gegangen waren und Frau Förster-Nietzsche sich zum Bruder hinaufbegeben wollte, fragte sie mich, ob ich ihn zu sehen wünschte. Ich verneinte mit aller Bestimmtheit, da ich die Wirkung seiner Werke nicht mit dem Eindruck seines Leidens in mir verschmelzen wollte. Als ich aber eine Zeitlang allein in der Bibliothek gesessen und gelesen hatte, stand plötzlich der Diener vor mir und bat mich, heraufzukommen. Die Schwester hatte den Kranken gefragt: „Willst du einen neuen jungen Freund sehen?“ und unerwarteterweise hatte er bejaht. So mußte ich denn doch kommen. Nietzsche lag halb aufrecht auf seinem Ruhebett. Als ich in der Tür erschien, umspannten mich die Augen zuerst mit einem forschenden, beunruhigten Blick; dann aber schien er zu-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

frieden zu sein, und der Ausdruck wurde ganz still und ruhig; so abgeklärt und friedlich, wie ich es wohl nur bei einem ganz frommen Menschen gesehen habe.

Das Auge war nicht erloschen, in dunklem Sammetglanze lag es in der Tiefe der feinen und reichgewölbten Knochenhöhle, und es war, als schaute es nach innen, weit hinein in eine harmonische Stille. Die Züge des Gesichtes waren wie gemeißelt, nur daß der Schnurrbart die Linie des Mundes überwucherte, störte die Einheit des Eindrucks. Die blassen, edlen Hände lagen wie lauschend auf der Decke. Niemand, der dieses Bild sah, konnte glauben, einen Leib vor sich zu haben, aus dem der Geist entflohen. Man mußte meinen, vor einem Manne zu stehen, der sich, erhaben über die kleinen Dinge des Alltags, in sich selbst zurückgezogen hat.[92]

Wir setzten uns an das Ruhebett, und die Schwester begann in geschickter Weise ein Gespräch mit mir, von dem sie stets einen Teil zum Bruder hinüberlenkte, derart, daß nur Zustimmung oder Ablehnung darauf erfolgen konnte, denn das waren die beiden einzigen Formen, in denen der Kranke sich scheinbar noch am Leben beteiligte, und es schien ihm angenehm zu sein, in dieser Weise in den Fluß des Vorganges einbezogen zu werden, der sich da abspielte. Vielleicht war es der Tonfall der Stimmen, was ihm wohltat, vielleicht war es nur das Gefühl der Nähe lebender Wesen, zu denen er gehörte. Wer will es sagen! In die Einsamkeit, die jetzt in anderem Sinne diesen Geist umfing, drangen nur noch die einfachsten Formen, in denen Menschliches sich äußert – die geheimnisvollen Wellen innerer Sympathie und die geheimnisvollen Wellen des Rhythmus –, die einfachsten Formen und zugleich doch die mächtigsten, die das Leben durchziehen.

Beim Fortgehen reichte er mir die Hand, und ich trug das Gefühl einer tiefen inneren Ruhe mit mir hinaus. Was ich gesehen, war in seiner seltsamen Art Frieden.

Ein Jahr darauf kam dann der wirkliche Frieden. Am Sarge Nietzsches sammelte sich ein Kreis von etwa zwanzig Menschen, welche die Schwester aus der ganzen Welt zusammen gerufen hatte, zu einer letzten Feier.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Im kleinen Bibliotheksraum – noch war das Haus nicht von van de Velde umgebaut – stand der offene Sarg, von einem Schleier verdeckt, zwischen Kränzen und Blumen. Es ließ sich nicht vermeiden, ganz nahe an ihn heranzutreten, und mit einem Gefühl, gemischt aus Ehrfurcht und Scham, stand man so in nächster Berührung mit dem Toten. Und jetzt begann der Berliner Kulturhistoriker Kurt Breysig, ins offene Fenster gelehnt, eine „Festrede" zu halten. Ein selbstverständliches Gefühl gebot, sowohl nach der inneren wie nach der äußeren Lage des Augenblicks, in wenigen feierlichen Herzensworten die Stimmung der Stunde zu fassen. Statt dessen zog der Redner ein dickleibiges Manuskript aus der Tasche und fing an es vorzulesen. Da dies nicht recht gelang, wurde ihm schnell aus Frau Försters Nähkasten ein Pult improvisiert, und nun las er uns erbarmungslos eine kulturhistoriche Zergliederung der Erscheinung Nietzsches. Selten habe ich grimmigere Augenblicke verlebt. Noch bis zum Sarge verfolgte diesen Mann die Gelehrsamkeit im Gewande der Kultur, gegen die er so tapfer gekämpft hat wie selten einer. Wäre er jetzt aufgestanden, er hätte den Redner längst zum Fenster hinausgeworfen und uns aus dem Tempel gejagt – auch uns Unschuldige.
Zum Glück fiel nach der Qual dieser Rede besänftigend der Sang von Frauenstimmen aus dem Nebenraume ein:

Wenn ein müder Leib begraben,
Klingen Glocken ihn zur Ruh,
Und die Erde schließt die Wunde
Mit den schönsten Blumen zu.

Nun sprach Horneffer kurze, monumentale Worte, wie sie hier allein ertönen konnten, und jetzt, nachdem in erneutem Gesang uralte Töne von Palestrina erklungen, hob ein Getreuer des Hauses, Graf Keßler, einen Augenblick den Schleier vom Haupte des Toten empor, und wir sahen unverhüllt das marmorne Antlitz. Groß und feierlich lag es da, nicht vom Tode gezeichnet, sondern vom Leben gezeichnet, vom Tode verklärt. – Für wenige Minuten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

vergaß man sich und die Umwelt, dann eilte man in den Regen hinaus, der das hochliegende Haus umpeitschte. – Das war der letzte Abschlußakt einer großen Geistestragödie. Ach, wie anders hatte mir sein Stil vorgeschwebt, als ich mein Nietzsche-Denkmal zeichnete.

Brachten mir so meine „Studien" Augenblicke unvergeßlichen Ernstes, so sollten sie mir in anderem Zusammenhange auch Augenblicke fröhlichen Genusses verschaffen. Als sie in Aachen ausgestellt waren, erhielt ich einen Brief von *Karl Henrici:* Wir kennten uns zwar nicht, aber da ich jedenfalls zur Weltausstellung nach Paris durch Aachen reiste, könnte dem abgeholfen werden; ich möchte mich auf Übernachten bei ihm im Hause einrichten. Die ursprüngliche Art, wie ein wegen seiner bahnbrechenden stadtbaulichen Arbeiten von mir hochverehrter Mann mir hier die Hand entgegenstreckte,[93] machte mir besondere Freude, und ich habe das Übernachten in Aachen nicht zu bereuen gehabt, wenn auch dieser Begriff, bei dem man sich ein Bett als Hauptsache vorstellt, irreführend war. Das Bett kam nur in verschwindend geringem Maße zur Geltung, wir saßen die ganze Nacht beim Weine zusammen und besprachen all das, was faul und was gesund war im deutschen Künstlerwalde und rings darum herum. Wie ist es reizend, an unbekanntem Ort eine Stätte zu finden, an der man bereits zu Hause war, ohne es zu wissen. Wie köstlich ist es um diese Verwandtschaft gleichgesinnter Menschen, die sich unsichtbar um die Lande spannt und fester ist als alle Verwandtschaft des Blutes.

Auch in der Stadt, in der ich lebte, hatte sich allmählich immer deutlicher dieses Netz geistiger Verwandtschaft herausgebildet. Es ergab sich daraus, daß ich mit allen Mitteln bemüht war, diese Stadt, deren Blut in allen künstlerischen Dingen langsam und dünn durch die Adern kreist, soweit meine schwachen Kräfte reichten, etwas aufzurütteln und warm zu machen. Ich versuchte das nicht nur durch Aufsätze und Ausstellungen, sondern neuerdings auch durch Vorträge, an die ich mich dreist heranwagte, und endlich, als ich die verpuffende Wirkung aller derartiger Bemühungen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

deutlich einsah, durch noch eindringsamere und drastischere Mittel.

Der Punkt, von dem aus in Leipzig offiziell daran gearbeitet wurde, das Interesse an den lebendigen Regungen des Geschmacks zu wecken und zu pflegen, war das Kunstgewerbemuseum, eine junge Schöpfung, die von ihrem feinsinnigen Direktor *Richard Graul* mit geringen Mitteln zu immer größerer Blüte gebracht wurde.[94] Gemeinsames Streben hatte mich mit ihm und seinen Mitarbeitern in Freundschaft verbunden, und da wir sahen, daß all unser Mühen um ein größeres Interesse für Fragen der Kunst und des Geschmacks an den maßgebenden Kreisen der eigentlichen „Leipziger Gesellschaft" unbemerkt abprallte, beschlossen wir eines Tages, die äußere Gelegenheit des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums der Gründung des Museums dazu zu benutzen, um eben diese Kreise durch einen Gewaltakt zu erobern.

Unsere junge Lebensweisheit sagte uns deutlich, daß das nur durch die Frauen möglich war. Die Frauen aber konnten nur durch ein Fest gewonnen werden. Das Fest mußte dann nicht nur dazu benutzt werden, um einen Maßstab für den Geschmack zu schaffen, sondern vor allem mußte es so aufgezogen werden, daß es die ganze Masse der eleganten Leipziger Frauenwelt, wenigstens für kurze Zeit, unter die Botmäßigkeit der Museumsgeister brachte, damit sie sich allmählich an dieses liebenswürdige Joch strengeren Geschmacksmaßstabes gewöhnte.

Dieses taktische Ziel war uns klar, der eigentliche Kriegsplan dafür wurde lange fruchtlos hin und her erwogen; schließlich lieferte ich ihn dadurch, daß ich all meine Verskunst zu einer großen Kraftanstrengung zusammenfaßte und ein abendfüllendes Festspiel schrieb, das die kunstgeweihte Stätte in Auerbachs Keller als Hintergrund wählte, wo die Gespräche eines lokal gefärbten Stammtisches die Möglichkeit gaben, alle erdenklichen Anschauungen, wie sie die Zeit gegensätzlich durchsetzten, satirisch anklingen zu lassen. In diesen Kreis ließ ich dann Faust und Mephistopheles auf neuer Welterkundigungsfahrt hereinplatzen. Aus der phantastischen Stimmung dieser Mischung heraus führt Mephisto

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die Beweisstücke für die Streitpunkte, zu denen sich die Kunstdebatte jeweilig zuspitzt, in Form von Bildern vor, die er malend an die Wand zaubert.

Ich hatte die Dekoration so entworfen, daß, wenn Mephisto die Visionen auf der Wand des Kellers erscheinen läßt, die rückwärtige Kulissenwand im aufsteigenden Dampf unvermerkt verschwand und sich nun auf einer höheren Bühne eine farbenreiche Szene enthüllte, die nur einen Augenblick in die starre Form des lebenden Bildes gebannt blieb, sich dann aber zu einem bewegten, einfachen Vorgang auflöste, der in einem für die betreffende Zeitepoche charakteristischen Tanz ausklang. Diese Bilder folgten so aufeinander, daß ihr Kranz die historische Entwicklung der stilistischen Geschmacksepochen in sechs verschiedenen Abschnitten bis in die neuesten Erscheinungen hinein zur Darstellung brachte.

So lag in diesen „Phantasien in Auerbachs Keller" ein didaktischer Kern, der verbrämt wurde von den lustigen Couplets, kecken Parodien und allerlei anzüglichen Scherzen meines Versspiels und umflattert wurde von zahllosen bunten Gewändern.

Wenn man nun aber glaubt, um ein Unternehmen, wie wir es vorhatten, zustandezubringen, sei solch ein Festspiel mit seinen Versen und all seinen künstlerischen Entwürfen an Szenenbildern, Musik, Couplets und Kostümen, kurz das eigentliche künstlerische Gerippe, die Hauptsache, dann ahnt man nicht, welche Kunst jetzt erst dazu gehört, dieses Gerippe mit Fleisch zu umkleiden, sofern nämlich dieses Fleisch aus etwa zweihundert Mitgliedern der Leipziger Gesellschaft besteht.

„Wer sich von der Schwierigkeit einen Begriff machen will", so schrieb ein launiger Schilderer des Festes damals in der „Kunst für Alle", „stelle sich vor, der große Stadtplan Leipzigs sei so buntscheckig wie etwa die Karte von Deutschland am Ende des vorigen Jahrhunderts und ein jeder Farbenfleck bedeute einen besonderen Kreis, in dem wieder ganz besondere und geheiligte Lebensanschauungen herrschen. Und nun lasse er seiner Phantasie weiter freien Lauf und vergegenwärtige sich, daß bei einem großen Feste doch leicht ein Jüngling aus dem Kreise A und eine Jung-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

frau aus dem Kreise B – wir wollen nicht sagen miteinander tanzen, aber doch vielleicht bei einer Française einander gegenüberstehen könnten. Das aber sind Unzuträglichkeiten, über die nur ein Frevler und einer jeden ernsten Lebensauffassung barer Mensch mit Gleichmut sich hinwegsetzen könnte."

Nachdem wir uns durch einen Ausschuß von Patronessen den Rücken gedeckt hatten, gingen wir mit barbarischer Gefühllosigkeit über alle solchen gesellschaftlichen Bedenken hinweg. Leipzigs schöne Frauen fischten wir zusammen, wo wir sie kriegen konnten, und eröffneten dann ein großes Musterlager von Stoffen, Kostümen und Bildern, mit deren Hilfe sie kunstgerecht eingekleidet wurden; hierbei setzte nun sanft, aber unerbittlich die erziehende Hand ein.

Für den Reigen am Hofe Karls des Kühnen von Burgund, dem die reichen jungen Frauen vorzugsweise zugeteilt wurden, mußten die köstlichen Brokate und die wunderbaren Kopfputze der Zeit getreulich nachgemacht werden. Für das Nürnberger Volksfest der Renaissance entstanden statt der lieblichen Gretchengestalten die herben Figuren eines Holbein; für die Rokokoszene mit ihrer italienischen Komödie mußte man der üblichen Puderperücke entsagen und Watteaus feineren Spuren folgen; für den Kaffeegarten zur Biedermeierzeit wurden die echten alten Modelle jener Epoche in buntem Reichtum hervorgeholt; für die goldene Treppe des präraffaelitischen Bildes paßte man die Kostüme den einzelnen Frauentypen sorgfältig an. Die größte Sorgfalt aber wurde dem letzten Bild zuteil, das die dekorativen Geschmacksrichtungen unserer Zeit in kecken, plakatartigen Bildern darstellen sollte. Ludwig von Hofmann, Fritz August Kaulbach und manche andere hatten dafür geistreiche und anmutige Kostüme entworfen. Ich hatte für dieses Bild, das ich selber arrangierte, einen dreigeteilten goldenen Rahmen erdacht, in dessen Ausschnitt jeweils drei Frauengestalten erschienen: in langsamen, reigenartigen Bewegungen verschlangen sie ihre Hände, und während das Spiel in fortlaufender Kette weiterging, trat unvermerkt eine neue Erscheinung an Stelle einer ausscheidenden, so daß beim rascheren Gang der Musik ein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zweites Triptychon an die Stelle des ersten gezaubert wurde. Und so fort in stetem, ununterbrochenem Wechsel.

Für jedes Triptychon gab ein bestimmter Künstler der neueren Geschmacksrichtung in den Kostümen den Akkord an, und diese Gruppen waren in Farbe und Art so aneinandergereiht, daß die allmähliche Mischung der einen mit der nachfolgenden einen harmonischen Reiz ergab. So war es von besonderer Wirkung, wenn sich in das Violett der einen Gruppe plötzlich das leuchtende, goldunterlegte Rot der folgenden Gruppe mischte, oder wenn zwischen diesem schlichten Rot später die kecken schwarzen Linienspiele der phantastisch gekleideten Nachfolger auftauchten.

Nur gemessen bewegten sich die Gestalten hinter dem Rahmen, hoben schwere Girlanden und schwangen leichte Schleier, neigten sich und beugten sich mit Körben und Blumen. Schließlich wirbelten sie alle in einer Kette zum Rahmen heraus und huschten in tollem Galopp über die Bühnen wie ein phantastischer Spuk, der lautlos im Dunkeln verschwand.

Diese Kostüme und diese Reigenbewegungen den Individualitäten der solcher Dinge ungewohnten Damen anzupassen, war wohl das schwerste am ganzen Feste, zugleich aber auch das, was mir die größte Freude bereitete, denn es spielte in Vorstellungen von Tanz und Bühneneindrücken herein, die mich schon lange beschäftigten. Noch war Isadora Duncan und die ganze Schar der modernen Tanzkünstlerinnen nicht aufgetaucht, und auch das Problem der Reform des Theaters war noch nicht offiziell entdeckt, aber das Bedürfnis nach beiden Erscheinungen spukte doch bereits vor, wo man mit den Mitteln der Bühne künstlerische Absichten verfolgte. Diese getanzte Pantomime oder dieser pantomimische Tanz in strengem Reliefstil, der die Bewegung der Gestalten scharf von einem stilisierten Hintergrund loslöste, ahnte etwa das vor, was später Clotilde von Derp zur Erfüllung brachte.

Auf alle diese Absichten gingen nicht nur die mitwirkenden Damen willig ein, auch die zuschauenden taten es, und das will vielleicht noch mehr besagen. Das Spiel erlebte eine begeisterte Aufnahme, obwohl es eigentlich auf viel zu kleiner Bühne vor sich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ging. Ich habe Stunden kalten Angstschweißes ausgestanden, als das Völkchen der Mitspielenden hinter den Kulissen immer ausgelassener und unvorsichtiger wurde, da ich mir klar darüber war, daß irgendeine Panik ein ungeheures Unglück bedeuten müßte.
Als das Spiel das zweitemal vor sich gegangen war und die Schaulust trotz der ungeheuerlichen Eintrittspreise noch immer nicht abnahm, wurde deshalb beschlossen, die ganze Sache zur Feier des alljährlichen Königsbesuches im Opernhause noch ein drittes Mal mit allen Hilfsmitteln des großen Theaters zu machen. Das gab nun ein Fest, wie Leipzig es sonst nicht kannte: vor dem Königspaar zu spielen und nachher unter Anwesenheit des Hofes ein Kostümfest in den Räumen des Theaters! Ganz Leipzig geriet aus dem Häuschen. Und es gelang über Erwarten.
Als ich in der Pause vom Königspaar zum Tee befohlen wurde, fand ich hier die lustigste Stimmung vor. König Albert kannte die Hauptverse meiner Couplets alle auswendig und bekräftigte lachend ihre Pointen;[95] festzustellen, was die Königin bei solcher Gelegenheit sagte, ist wohl selten jemandem gelungen. Als sie ausgezwitschert hatte, mich freundlich anguckte und ich durchaus etwas sprechen mußte, sagte ich auf gut Glück: „Das beglückt mich sehr, Majestät", worauf sie mich sehr verwundert ansah, denn sie hatte offenbar irgend etwas Kritisches geäußert.
Anderen Tages wurde ich zur Tafel geladen, und da habe ich erst einen rechten Eindruck von diesem König bekommen, der zum Begriff seiner Stellung paßte wie wohl selten ein Herrscher: immer König, und doch nie beklemmend; im Gegenteil, er wußte einen behaglichen Geist um sich zu verbreiten, der den Menschen Mut machte, natürlich und mitteilsam zu bleiben. Er redete seine Gäste nicht nur an, sondern er sprach mit ihnen, und zwar mit jedem im Sinne seiner besonderen Interessen. Mich ließ er meine Ansichten über Denkmäler auspacken, in die er lebhaft eingriff. Als dabei auf das Leipziger Kriegerdenkmal die Rede kam, an dessen vier Ecken bekanntlich die Reiterbilder des Königs, des Kronprinzen, Moltkes und Bismarcks stehen, während der Kaiser in einer Nische inmitten der ungeheuren Faltenmenge eines Königsmantels sitzt,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

meinte der Adjutant einen Augenblick, von einer anderen Arbeit sei die Rede, und der König sagte, einem alten Volkswitz folgend: „Nein, ich meine doch das, wo wir vier in die verschiedenen Weinstuben reiten und wo der alte Herr unterdes unsere Mäntel aufbewahrt." – „Der alte Herr", das ist mir immer unvergeßlich geblieben. Aus dem Munde dieses edlen Greises klang es fast rührend, und daß er es so natürlich sagen konnte, hat nicht nur menschliche, sondern historische Bedeutung gehabt.

So war schließlich aus einem harmlosen Spiel eine die ganze Stadt bewegende Sache geworden, und da unter anderen Erfolgen auch die Frucht von zweiundzwanzig Verlobungen eingeheimst werden konnte, war Leipzig zufrieden. Es gab künftig keine Stiftungsfeier und kein Kostümfest mehr, das man nicht vertrauensvoll in meine Hände legen wollte, und man war sehr enttäuscht, als sich mein Ehrgeiz durchaus nicht nach dieser Seite entwickelte. Ich habe nur noch *ein* Fest in Leipzig geleitet, weil mich dabei die Möglichkeit fesselte, meine Tanzabsichten weiterspinnen zu können. Das war die Einweihungsfeier des Leipziger Künstlerhauses.

Goethes ziemlich verschollenes kleines Spiel „Paläophron und Neoterpe", das in so eigentümlich zeitgemäßer Weise den Kampf von alt und jung, der gerade tobte, umschreibt, hatte ich in den Mittelpunkt des Festes gestellt, und es war seltsam: genau auf den Tag hundert Jahre nach der Erstaufführung zum Geburtstag der Herzogin Amalie fand die Neuerweckung statt.

Man sah einen feierlichen Altar vor der Doppelsäulenhalle eines Tempels, die das Bühnenbild reliefartig abschloß. Nachdem die Priesterin des Tempels meine einleitenden Verse vollendet hatte, begann Goethes neckisches Spiel, und als zum Abschluß Jugend und Alter ihre Kränze am Altar niederlegten, trat die Priesterin wieder hervor und entzündete das heilige Feuer, indem sie den herrlichen Hymnus an die Schönheit aus der „Pandora" sprach: „Sie schwebet hernieder in tausend Gestalten ..." Und nun sah man in der Halle des Tempels ein festliches Treiben sich entwickeln: Gestalten mit Krügen und Körben schritten vorüber, ein Reigen begann, Kränze und Schleier flogen, und allmählich entwickelte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sich hinter den Säulen ein bacchantischer Tanz. Da ich berufliche Tänzerinnen von großer Intelligenz zur Verfügung hatte, war es gelungen, dem antikischen Vorbild wirklich restlos nachstreben zu können. Das Ganze spielte, ohne daß man es merkte, hinter einem Schleier und war hierdurch sowie durch die edle Strenge der Formen dem Wirklichkeitseindruck weit entrückt. Die Bacchantinnen konnten ruhig wagen, ihre Kostüme auf eine Andeutung zu beschränken und den ganzen Reiz des Körpers in der Bewegung zum Ausdruck zu bringen. Dieser barfüßige Relieftanz zwischen den Säulen war der Auftakt zu dem, was mir später vorgeschwebt hat, als ich zur Ausstellung 1906 in Dresden versuchte, für Gordon Craig ein Theater zustandezubringen, auf dem er mit der Duncan künstlerische Pantomimen vorführen sollte.

Nach den „Phantasien in Auerbachs Keller" wurde es in mancher Hinsicht ungemütlich in Leipzig. In den vielen gesellschaftlichen Provinzen der Stadt gab es gar zu viele liebenswürdige Menschen, und so begann die Geselligkeit der Freiheit gefährlich zu werden. Nur der Umstand, daß seit einiger Zeit meine zweite Schwester, eine der präraffaelitischen Gestalten des Festspiels, bei mir in Leipzig war, wo sie das Kunstweben erlernte, und daß meine liebe Mutter und die anderen Schwestern ab und an aus ihrem stillen Bremer Leben zu mir herüberkamen, machte mir Freude an den mancherlei Gesellschaften, denn im Kreise meiner Familie, auf die ich immer sehr stolz gewesen bin, trat ich besonders gerne auf. Sonst begann ich mehr den Umgang mit einzelnen Menschen zu schätzen, und ich hatte allmählich, unabhängig vom gesellschaftlichen Treiben, so manche treffliche Persönlichkeit in dieser Stadt gefunden, daß ich über Einsamkeit nicht klagen konnte.

Wenn ich auf die verschiedenen Städte zurückblicke, die ich im Leben genauer kennengelernt habe, erscheint mir Leipzig an wertvollen und anregenden Einflüssen besonders reich gewesen zu sein. Das mag daher kommen, daß ich hier mit zwei Interessenkreisen in nahe Fühlung kam, die mir sonst ferner blieben und die dieser Stadt eigentümlich sind: der Musik und dem Verlegertum.

Das Gewandhaus ist ja dem echten Leipziger in erster Linie ein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gesellschaftlicher Begriff – verräterisch hat sich das Wort „Gewand" in die Bezeichnung für ein anderen Zwecken dienendes Unternehmen eingeschlichen –, aber das hindert nicht, daß hier eine Quelle edelsten künstlerischen Genusses fließt. Wohl hatte ich schon vorher durch die unvergeßlichen Proben der Bülow-Konzerte in Berlin und durch Hermann Levi in München erhabene Orchestereindrücke großen Stiles gehabt, aber dieser fortlaufende Strom musikalischer Einflüsse, wie er hier in Leipzig von diesen Konzerten ausging, war mir noch nie zuteil geworden, und die in all ihrer schillernden Mannigfaltigkeit doch einheitliche Person eines Artur Nikisch erhob diesen Einfluß über den Grad der Zufälligkeit und machte ihn zu einer zusammenhängenden Einwirkung. Der ständige Verkehr mit den Meistern des Orchesters mochte mit dazu beitragen: kurz, Musik, die mir bisher nur eine Blume war, die man im Vorbeigehen flüchtig einmal ins Knopfloch steckt, begann für mich ein Rosenstock zu werden, der ständig am Fenster meines Daseins stand und den ich sorgfältig pflegte und begoß. Die Freude an der Kammermusik im Freundeshause wuchs dadurch nur; besonders edel trat sie mir im Kreise einiger befreundeter Ärzte entgegen. Vor allem *Wilhelm His*, der Sohn des großen Anatomen, war ein Geiger von solch künstlerischem Gefühl, daß man den Dilettanten völlig vergaß; zugleich faßte er in der geistreichen Art, mit der er alles ergriff, die Musik nicht nur auf als Mittel klassischen Genusses, sondern als lebendigen Faktor in der Kultur der Zeit, und mit psychologischem Interesse ergründete er ihre neuesten Wandlungen.

Als ich eines Mittags zu ihm kam, fand ich außer den beiden Hausfreunden, Hans Merian, dem Schriftleiter der „Gesellschaft", und Südekum, dem Redakteur einer sozialdemokratischen Zeitung, einen etwa siebzehn- oder achtzehnjährigen blonden Primaner bei ihm, der in der Art des jungen Christus im Tempel den lauschenden Schriftgelehrten den Sinn eines heiligen Buches erklärte. Es war Gustav Brecher, der die Genialität, die er später als Dirigent bewies, bereits als Knabe zeigte, indem er auf der Schulbank mit fünfzehn Jahren eine symbolische Dichtung, „Rosmersholm",

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

komponierte, die Richard Strauß persönlich den erstaunten Leipzigern in einem Liszt-Konzert vorführte. Dieser junge Brecher lebte und atmete in Richard Strauß, und ich kam gerade hinzu, wie er seinem Gönner ein praktisches Privatissimum über den neuen Apostel zu halten im Begriffe stand. Er hatte die Fähigkeit, mit seltener Kunst die komplizierten musikalischen Gebilde der Straußschen Symphonien aus der Partitur in einen Klaviereindruck zusammenzufassen, der mit seltsamer Echtheit das Wesentliche der Klangfärbung in dieser stenographischen Wiedergabe herauszuheben verstand. So fing er an, uns „Tod und Verklärung" zu zergliedern, und als wir das genossen hatten, kam der „Don Juan", und nun ließ er uns allen keine Ruhe, es ging auch noch an den „Zarathustra". Als es zu dunkeln begann, suchten wir in der Junggesellenwohnung ein primitives Abendessen zusammen, dann aber wurde weiter musiziert und debattiert bis in die Nacht hinein.[96]
Solch ein Eindruck haftet, und solches geistiges Miterleben bringt auch den Fernerstehenden einem fremden Geiste näher: ich verstand seit diesem Tage, Strauß wirklich auf meine Art zu genießen. Ob diese meine Art, Musik aufzunehmen, die eigentlich musikalische Art ist, weiß ich dabei nicht recht, denn bei jenem Zusammensein kam etwas heraus, dessen ich mir bis dahin selber nicht bewußt geworden war. – Als von einer bestimmten Stelle in der Komposition die Rede war, sagte ich ganz harmlos: „O ja, Sie meinen die Stelle, wo es auf einmal so tiefrot wird." Man verstand mich gleich, war aber doch höchst erstaunt darüber, daß ich bei Musik innerlich Farbeneindrücke habe; in unendlich wechselndem Spiel entwickelt sich mir bald verschwommen, bald klarer Farbe aus Farbe, nicht wie in einem kaleidoskopischen Muster, sondern wie in einem musterähnlichen Quellen unbestimmter organischer Materie. Bewußt wird mir das nur bei jähen Übergängen oder bei ungewöhnlichem Leuchten; sonst spielt sich das in stilleren Schattierungen im Unterbewußtsein ab. Mir scheint es ein Zeichen dafür zu sein, daß mein Farbensinn stärker entwickelt ist als mein Tönesinn, und nun das Defizit mechanisch auszugleichen bestrebt ist.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Zu solchen musikalischen Anregungen kam nun noch eine ganz besondere dadurch hinzu, daß *Siegfried Wagner* den „Bärenhäuter" 1899 in Leipzig das Licht der Welt erblicken ließ, und als er zum Einstudieren des Werkes dorthin kam, mit Graul und mir die Abende zu verbringen pflegte. Er war damals ein frischer Mensch, bei dem der mühelose Fluß einer vielseitigen Begabung deutlich hervortrat und der sich dieser Gnade mit einer gewissen sorglosen Heiterkeit hinzugeben schien. Wenn im Café, sobald er auftauchte, die Leute am Tische aufstanden und ein Hoch auf ihn ausbrachten, was ich wirklich miterlebte, so verstimmte ihn das sichtlich; er ließ sich lieber von Greiner als „du alte, in Milch gemästete Salatschnecke" anreden und schien jedem natürlichen Tonfall dankbar. Wie schwer muß es sein, sich diese freiere Art unter den Lebensumständen zu bewahren, die ihn umgaben.
Zu den Erstaufführungen kamen die Getreuen und die Familie; die Schwestern waren voller Liebenswürdigkeit, aber sie wirkte so etwas wie Gnade; eine Hofluft wehte, und abends hielt Thode einen Trinkspruch mit dem Texte:

„Siegfried unser Glaube,
Siegfried unsre Liebe,
Siegfried unsre Hoffnung" –

Ich glaube, daß keiner der Freunde des Hauses ein Wort der Kritik über die jungen Schöpfungen wagte, und so merkte er gar nicht, daß man mehr von sich fordern kann, wenn man die Begabung besitzt, die ihm gegeben war.
Später erst lernte ich die Mutter kennen; eines Abends im kleinen Kreise wurde ich bei Tisch neben sie gesetzt, und da sah ich, daß all das, was bei den Töchtern auffallend wirkte, bei dieser Frau selbstverständlich schien. Sie war eine Königin, sie spielte nicht etwa nur; mit erstaunlicher Anmut wußte sie, Hof zu halten, und mit einer zündenden Lebhaftigkeit ergriff sie den Stoff des Gesprächs und ließ ihn funkeln. Es war ein ästhetischer Genuß für Auge, Ohr und Geist, solche Stunden zu erleben.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

So bin ich, noch ehe ich Bayreuth besucht hatte, zeitweise mitten im Wagnertum gewesen. Je länger ich die Wagnersche Kunst kannte, um so mehr wurde mir das Bühnenbild der heroischen Opern unerträglich, ganz besonders das der Nibelungen. Das lag nicht etwa an den Darstellungen und ihren zufälligen Mängeln, nein, der dekorative Geist, den Wagner will, ist das, was mir als zeitgebunden erscheint und den Genuß verleidet. Die Bühnenbilder, wie sie Wagner vorgeschrieben hat, sind etwa so gesehen, wie ein Hermann Prell seine Szenen in der Monumentalmalerei aufgefaßt hat; sie scheinen mir aber bei dem starken Pathos ihres Aufbaues nur erträglich, wenn man sie so auffassen würde, wie etwa Hodler oder Thorn-Prikker die Szenen in der Monumentalmalerei schaut: streng stilistisch, einfach, unwirklich. Vor allen Dingen aber schien mir ein halbes Tun verhängnisvoll, das in die historischen Inszenierungen des Meisters, die als solche natürlich immer gleich wertvoll bleiben, einzelne neugestaltete Akte hineinschiebt.

Siegfried, der ja Bayreuth die neue Wendung geben konnte, wollte nichts von solchen Dingen hören; selbst die geistreichen Vorschläge eines Appia wies er völlig ab; jeder Gedanke, der von einer Stelle außerhalb der Familie kam, schien augenscheinlich den Stempel der Entweihung bereits in sich zu tragen.[97]

Auch mit dem Verleger Siegfried Wagners, Max Brockhaus, stand ich in engen Beziehungen. Er gehörte einem Hause an, in dem ich in Leipzig ganz besonderer Freundschaft begegnet bin und das mir in vieler Hinsicht den Maßstab gegeben hat für den Stil, in dem der große Verleger als Kulturmacht aufzutreten vermag. Hier wurde der Stil dieser Kultur vor allem an den Frauen des Hauses ins Leben umgesetzt, während ich an anderen Stellen in die Männerarbeit und damit gleichsam in die Maschinerie dieser Kulturleistungen selber hineinzusehen vermochte.

Es ist auffallend, daß zu jener Zeit an der Spitze der großen Verlagshäuser fast ausschließlich jüngere Leute standen, so daß es nicht unnatürlich war, daß ich im Laufe der Zeit mit den meisten von ihnen in näheren Umgang kam. Mit Georg Hirzel[98] wurde

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ich befreundet durch den Bau, den ich für ihn machte, vor allem seiner köstlichen Bibliothek schuf ich eine kostbare Hülle; Weber und Artur Seemann kam ich näher durch gemeinsame Arbeit beim Festspiel, und mit Ludwig Volkmann (Breitkopf & Härtel) verbanden mich besonders lebhafte Beziehungen. Es hatte sich ein kleiner Kreis zusammengetan, der mit großer Ernsthaftigkeit allerlei kulturelle Fragen in regelmäßigem Zusammensein erörterte. Außer dem Genannten gehörten feine Köpfe, wie der Historiker Walter Götz, Kautzsch, der das Buchgewerbemuseum leitete, Goehler, der nachdenksame, zielsichere Dirigent, und Dr. Giesecke-Teubner dazu, so daß die verschiedensten Berufsrichtungen vertreten waren.[99]

In diesem unserem Kreise war das Hauptquartier für die Volkshochschulvorträge, die wir damals für Leipzig in Gang hielten, aber über diesen nach außen greifenden Zweck hinaus war der eigentliche, wichtigere Zweck der geistige Austausch als solcher. Er blieb nicht im Ästhetischen stecken, sondern wurzelte mehr noch im Sozialpolitischen, das mir in dieser Zeit nicht fremd geworden war. Ich kann sein geistiges Bild nicht trennen von dem großen Eindruck, den mir die Bewegung machte, die sich in diesen Jahren an den Namen Friedrich Naumann knüpfte. Er entfachte eine große begeisternde Hoffnung in unseren Herzen: die Befreiung des deutschen Arbeiters aus dem Bann marxistischer Lehren und seine Rückeroberung für nationale Ideale und für religiöses Gefühl. Naumanns Gedanke einer großen politischen Bewegung auf dieser Grundlage schien mir eine Richtung zu weisen, die eine erlösende Kraft in sich trug, und ich begriff nicht, daß er nicht weithin zündete.

In diesem geistig bewegten Kreise habe ich auch erst den vollen Einblick bekommen, wie das Verlegertum nicht nur die Kultur der Zeit in seiner Arbeit widerspiegelt, sondern wie es aktiv einzugreifen vermag in die Entwicklung und das Wachstum dieser Kultur. Es würde sicherlich viele Menschen erstaunen, wenn sie wüßten, wie manche berühmten Werke nicht aus dem eigenen Antriebe ihrer Verfasser gleichsam von selber entstanden sind, sondern von

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

einem geistig regsamen, die Bedürfnisse des Augenblickes überschauenden Verleger veranlaßt wurden. Die Fäden deutscher Kultur, die in dieser Hinsicht durch Leipzig laufen, legen ein strahlendes Netz über die öde erscheinende Stadt, dessen kunstvolle Verschlingungen nur der sehen und genießen kann, der wirklich in ihre geistige Arbeitswelt hat hineinschauen dürfen – diese Arbeitswelt der fürstlichen Verleger.

Ich kam nicht nur mit dieser geistigen Seite der Bücherwelt in mannigfaltige, bereichernde Berührung, sondern auch in ganz besonders starkem Maße mit den Nebenerscheinungen künstlerischer Natur, die mit Buch und Druck in Zusammenhang stehen. Die äußere Kultur des Buches war etwas, was wir Deutsche lange vernachlässigt hatten und uns neuerdings langsam wieder zu erringen bestrebt waren; der „Insel-Verlag", dessen späterer Inhaber Anton Kippenberg, der damals schon trotz seiner abhängigen Stellung auffiel, zu meinen besonderen Freunden gehörte, begann hierin führend aufzutreten.[100] Vor allem aber kämpfte Eugen Diederichs als kühner und rühriger Bahnbrecher für dieses Ziel. Es war ungemein anregend, diese Zeit des Suchens und des Entdeckens mit ihm zu erleben. Diederichs, eine der seltenen, werktätigen Idealisten, die nicht ruhen, bis sie das, was ihre Seele ergriffen hat, so gut sie können, in die Tat umsetzen, spiegelt in seinem Verlag wie kaum ein zweiter seines Berufs die feinen Wechselspiele und Entwicklungszüge, die unser Kulturinteresse in den letzten Jahrzehnten durchlaufen hat.[101] Damals standen ästhetische Ziele bei ihm im Vordergrunde, man mußte eine äußere Grundlage schaffen, auf der man sich dann mit Anstand wieder dem rein Geistigen hingeben konnte. Bei jedem der mannigfaltigen Bücher, die Diederichs in dieser Zeit herausgab, war die Frage ihres äußeren Gewandes und der ganzen typographischen und dekorativen Aufmachung ein wichtiges Problem. Noch hatte man nicht die heute ruhiger gewordene Sicherheit in diesen Dingen, und es galt zunächst, nach echt deutscher Art, durch Experimentieren zur Klärung zu kommen. Dabei suchte ich getreulich zu helfen. Eine ganze Reihe Bücher habe ich für den Verlag mit ornamentalen Titeln und Buch-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schmuck versehen, und diese Tätigkeit hat mich immer ganz besonders gereizt und erquickt. Der genius loci der Bücherstadt wirkte augenscheinlich so stark auf mich ein, daß ich in dem letzten Jahre meines Leipziger Aufenthaltes neben meiner anderen Arbeit ganz in eine graphische Epoche hineingeriet.

Der Wunsch, einer liebenswürdigen Baltin, in deren Hause ich behagliche Stunden verlebte, eine kleine Aufmerksamkeit zu erweisen, brachte mich zum ersten Male dazu, ein Exlibris zu zeichnen. Das Blatt entfesselte rings um mich herum das Begehren nach weiteren solchen Zeichnungen. Meine alten Münchener Akademiestudien kamen diesen, meist figürlichen Arbeiten zugute; ich entleerte mit einer gewissen Leidenschaft meine illustrative Phantasie und mußte bald mit Schrecken bemerken, daß ich in kurzer Zeit eine gesuchte Nummer auf diesem Gebiete geworden war, denn eine Meute von Sammlern begann hinter mir herzuhetzen.

Neben diesem mehr spielerischen Sondergebiet der Graphik aber beackerte ich auch alle möglichen anderen ihrer Nebenfelder. Vorsatzpapier, Notentitel, Plakate, Bucheinbände, Titel und Leisten entstanden in bunter Fülle, und eines Tages war die Masse so angeschwollen, daß ich eine Sonderausstellung im Buchgewerbehaus veranstalten konnte. Mancherlei Aufträge erwuchsen aus ihr, die dann durch meinen Fortgang aus Leipzig unterbrochen wurden. Wäre ich dort geblieben, so würde ich sicherlich an diesem Punkte mit dem eigentümlichen Leben der Stadt noch enger verwachsen sein.

Wenn man alle diese Nebenerscheinungen meines damaligen Lebens betrachtet, wird man unwillkürlich zu der Frage kommen: und Licht? Blieb denn für die Arbeit, die er mit Recht beanspruchen konnte, etwas Rechtschaffenes übrig? Ich kann es ohne Zaudern bejahen. Das Rathaus war während dieser ganzen Zeit durchaus die Hauptsache meines Lebens, nicht nur nach den Stunden des Tages, die ich ihm regelmäßig in strenger Arbeit widmete, sondern auch nach der Rolle, die es in meinem Inneren spielte. Ich bangte darum und sorgte darum, als wäre es mein eigenes Kind. Jedes gut ausgefallene Material, jede gelungene Probe, jeder neue Gedanke berührten mich wie eine persönliche Freude.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Aus dem alten Rathause war ich jetzt in das Baubüro auf der Baustelle gezogen, und hier ist mit dem ursprünglichen Wettbewerbsentwurf noch lange gerungen worden, bis er, vor allem im Innern, reif genug wurde, um zur Ausführung fertig zu sein. Schließlich faßte ich das Ergebnis in einem großen, perspektivischen Schnitt zusammen, der auf der Pariser Weltausstellung die große goldene Medaille erhielt. Dann folgte die Zeit der Werkzeichnungen und naturgroßen Details, die durch die unmittelbare Nähe des Bauplatzes an Reiz und Mannigfaltigkeit gewann.

Und doch fühlte ich mich trotz der schönen Aufgaben und trotz all der anderen Anregungen und Genugtuungen, die Leipzig mir reichlich bot, nicht glücklich. Ich war schon zu weit auf eigenem Wege vorgedrungen, um noch in der Abhängigkeit gedeihen zu können, und wenn diese Abhängigkeit auch in vieler Beziehung nur locker war, so verhinderte sie doch, die Dinge so anzupacken, wie man es selber im tiefsten Herzen für richtig hielt und sich brennend erwünschte.

Ich hatte im Laufe eines Jahres außer meinen Ausstellungen vier so verschiedene Dinge erscheinen lassen, wie den „Alberti", „Im Kampfe um die Kunst", die „Studien" und die „Phantasien in Auerbachs Keller". Das war augenscheinlich auch außerhalb Leipzigs bemerkt worden. Cornelius Gurlitt, der von jeher seinem eigenen Spürsinn nachzugehen gewohnt war, beobachtete mich schon seit einiger Zeit; in der Dresdener Hochschule steckte man die Köpfe zusammen, und als wieder einmal ein Lehrstuhl frei wurde, kam man auf den Gedanken, ein unvoreingenommener Vertreter der jungen Generation könnte in dem ziemlich angejahrten Professorenkreise der Hochbauabteilung nichts schaden. Ich erhielt eines Tages einen Ruf als außerordentlicher Professor.

Nie hatte ich selber an die Möglichkeit einer solchen Lebenswendung gedacht, und als sie eintrat, war es mir, als ob ein märchenhafter Traum in Erfüllung ginge, den ich wohl im Schlafe erlebt haben mochte, im Wachen aber ganz vergessen hatte. – Lehren – das heißt, mit einem Kreis junger Fachgenossen nach neuer Erkenntnis weiterstreben –, diese Aufgabe war in dem Entwicklungs-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zustand, in dem ich mich befand, sicherlich das, was mich am meisten locken und mich am meisten fördern konnte. Und daneben war ich frei; dem eigenen Schaffen konnte ein voller Mensch dienen.

Ich ahnte noch nicht, welch aufreibende Anstrengung es neben allem Beglückenden ist, lehrend ohne Unterlaß auszugeben, und mit der Undankbarkeit vorwärtshastender Jugend blickte ich beglückt aus Leipzig heraus, das mir plötzlich vorkam wie ein Käfig, in dem ich gefangen gewesen.

In Wahrheit war es der Boden, auf dem ich meine Freiheit gefunden hatte. Gebunden und von Sonne verzärtelt war ich von München in diese herbere und schwerere Luft gekommen. Übergänge und Entwicklungen, die anderwärts ein ganzer Kreis eng zusammenstehender Architekten gemeinsam bewältigt, hatte ich hier beruflich einsam für mich allein durchmachen müssen. Das hatte mich kräftiger und widerstandsfähiger gemacht, als ich sonst geworden wäre. Vor allen Dingen aber hatte mich die Stadt an ihrem innersten Leben freigebig teilnehmen lassen, obwohl ich nur ein kleiner Angestellter an einem Architekturbüro war, ohne Namen und ohne Titel.

Wenn ich heute durch Leipzigs innere Stadt gehe, gibt es keine Stelle, an die mich nicht eine Erinnerung an eine anregende Arbeit oder ein wertvolles Erlebnis knüpft. Die Stadt gehört mir mit zu eigen.

Noch einmal sah ich bei einem Abschiedsfest in der „Harmonie" den großen Kreis meiner Freunde und Gönner, dann ging es neuem Schaffen entgegen, eigentlich einem neuen Beruf. Uns beiden Brüdern war es in dieser Beziehung ganz gleich gegangen. Auch mein Bruder hatte an der Jahrhundertwende, nachdem weite Reisen und mancherlei Arbeiten ihn in Anspruch genommen hatten, als Referendar plötzlich eine Professur angeboten bekommen. Ich kam gleichzeitig unvorbereitet aus privatem Beruf ins akademische Leben.

Und doch kam mir dieses Leben ganz selbstverständlich vor. Es war mir, als wäre ich immer dafür geschaffen gewesen, und ich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

glaubte, in dem endgültigen, sicheren Port meines Daseins einzulaufen. Noch wußte ich nicht, wie viel mächtiger der bittere Trieb zum Schaffen ist als der süße Trieb zum Lehren, und daß dieser bittere Trieb sogar dazu führen kann, eines Tages ein freies Lebensideal bewußt zu zertrümmern und wieder in Abhängigkeit und Plagen zu gehen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ZWEITES KAPITEL

DRESDEN 1899 – 1909

Dresden! Wem weckt das Wort nicht freundliche Bilder! Eine Stadtsilhouette taucht auf, wie es wenige in der Welt gibt, in alten Straßen träumt die vornehme Zeit barocker Bürgerkunst, ein Hauch von Musik und Theater liegt wie ein historischer Firnis über dem Bild der Kultur, Paläste voll edelster Kunstschätze strahlen in der Erinnerung, Künstlergestalten steigen empor, und das alles hebt sich heraus aus einem Kranz von Grün. Liebliche, gartendurchflochtene Hügel, Dörfer am Fluß, Birken auf großliniger, melancholischer Heide, Alleen mächtiger Kastanien, Felder und Weinberge – das ist der Hintergrund, vor dem sich diese Stadt abzeichnet. Weich eingebettet liegt sie in ihrem grünen Polster.

Wer aus Leipzig kommt, empfindet all das mit doppeltem Entzücken. Wenn er durch die Straßen schlendert und steht plötzlich staunend vor dem Wunderwerk der Frauenkirchen-Kuppel, merkt er erst, daß er sich monumentaler alter Architektureindrücke ganz hat entwöhnen müssen; wenn er auf allen Seiten fast unvermerkt aus den Stadtstraßen ins Grüne gerät, merkt er erst, daß er in einem großen steinernen Gefängnis gelebt hat.

Wie genoß ich es, jetzt von meinem Fenster aus nicht mehr auf ein Heer anderer Fenster, sondern in weite Gärten zu blicken! Zuerst geschah das von einigen gemieteten Zimmern der Winckelmannstraße aus; dann aber nistete ich mich im oberen Stockwerk einer kleinen alten Villa in der Bergstraße, ganz inmitten von hohen Bäumen ein. Neben meinem Wohnzimmer reichte eine große, glyzinenumrankte Terrasse bis in die Zweige einer mächtigen Kastanie, eine uralte, hohe Silberweide reckte ihre Äste bis in die Fenster des Arbeitsraumes.

Die Innenräume aber hatte ich zum ersten Male in meinem Leben selber herrichten können. In grauem Ahornholz wurden die Möbel

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

meiner beiden Wohnräume entworfen, die Teppiche ließ ich nach meinen Zeichnungen knüpfen, die Öfen stellte ich mir aus vorhandenen Kacheln kunstvoll zusammen, die Farben der Wand und der Vorhänge verbanden das Ganze zu einer einheitlichen Stimmung. Dazu bildete ich mir auch alles kleine Gerät, dessen ich bedurfte: die Lampe, den Kronleuchter, das kupfergetriebene Tintenfaß und die silberbeschlagene Uhr, das gestickte Rückenkissen und die Tischdecke. Alle diese kleinen Dinge benutzte ich als Fingerübung für mein autodidaktisches kunstgewerbliches Können; sie entstanden in „neuen" Formen, aber doch in leidlich ruhiger Gesamthaltung, so daß meine kleinen Räume frei blieben von auffallenden Absichtlichkeiten. Hier hauste ich unter der treuen Obhut eines rührend anspruchslosen dienenden Wesens und konnte von diesem festen Punkte meiner eigenen kleinen Welt aus all den fremden Dingen ins Auge sehen, die in dem neu begonnenen Leben an mich herantraten.

Sie waren mannigfaltig genug. Aus dem abhängigen Angestellten eines Architekturbüros war plötzlich ein freier deutscher Hochschullehrer geworden. Das war auf dem Papier sehr einfach, in der Wirklichkeit ging die Umwandlung nicht so mühelos vor sich. Man meint vielleicht, daß die Eingliederung in die Organisation einer alten, berühmten Lehrstätte, wie die Dresdener Hochschule sie darstellt, dem Neuling ganz von selber Halt und Richtung gibt. Begrifflich ist das auch fraglos der Fall, aber wo das Handgreifliche anfängt, da war von dieser Wirkung nichts zu spüren. Gewiß – in dem großen Renaissancepalast am Bismarckplatz hatte ich nun ein Zimmer, daneben zeigte man mir einen verschmutzten, mit Gerümpel überfüllten, großen Saal, das war mein Lehrsaal; ich selber stöberte ein Auditorium auf, das zuzeiten noch unbenutzt war, das war meine Lehrkanzel. Aber das war alles. Nun mußte die Sache losgehen. Was ich in diesen Räumen trieb, und wie ich es trieb, das blieb mir überlassen. Als einzigen Anhaltspunkt in meinem völligen Dilettantismus hatte ich die Erinnerungen meiner eigenen Studienzeit. Ich wußte, wie man es, wenn möglich, nicht machen sollte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Über die positive Seite dieses „Wie" machte ich mir bei meinen Vortragskollegien zunächst keine großen Sorgen. Bei der Plötzlichkeit, mit welcher der neue Beruf über mich hereinbrach, war ich darauf angewiesen, in der Gestaltung meines Stoffes von der Hand in den Mund zu leben. Ich hatte ein Kolleg über „Stil und Technik" und eines über „Antike Baukunst" angekündigt, ohne daß ich von beiden Dingen mehr als eine verschwommene Vorstellung hatte. Das erste war schwierig dadurch, daß ich fast gar keine Literatur dafür finden konnte, das zweite dadurch, daß eine ganze Mauer von Büchern sich vor den Stoff stellte. Das letztere empfand ich als das Schlimmere, denn es gab durchaus keine Zeit, sich in ein richtiges Studium zu vertiefen. Ich mußte den eigenen Instinkten nachgehen und mir von Stunde zu Stunde das Nötigste zusammenraffen. So wuchs ich selbst mit meinem jungen Kolleg heran, und es bekam den Stempel der Mitteilungen eines Suchenden. Was sich zuerst ganz von selber ergab, machte ich später zum bewußten Prinzip. Ich behandelte die Lehre der antiken Baukunst so unwissenschaftlich wie möglich, um nicht das Antiquarische, sondern das Allgemeingültige ihres Gedankenganges recht stark zum Vorschein zu bringen, und das Stilkolleg suchte ich umgekehrt möglichst wissenschaftlich zu verankern, um den schwankenden Boden ästhetischer Reflexionen nach Kräften mit gesundem Tatsachenmaterial zu pflastern und so sicherer befahrbar zu machen.

Dem Vortragskreise „Stil und Technik" folgte im nächsten Semester ein zweiter Kreis „Stil und Form". Im ersten wurden an den verschiedenen Stoffen: Textilien, Keramik, Holz, Stein, Metall, die ewigen Gesetze materialgerechten Gestaltens gesucht und der befruchtende Schatz der rein technischen Möglichkeiten dabei vorgewiesen. Im zweiten wurden die typischen Gestaltungen behandelt, zu denen die immer wiederkehrenden baulichen Aufgaben führen. Das brachte mich an technologische Fragen, die der bald bei mir einsetzenden mannigfaltigen kunstgewerblichen Betätigung sehr zugute kamen, und das gab mir als Lehrendem Gelegenheit, überall bis zu den unmittelbaren Erscheinungen des Tages vorzu-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dringen und sie mit dem Vergangenen in Beziehung zu bringen, was bei den anarchischen Neigungen, die gerade damals alle Grundlagen erschütternd durch die tektonische Kunst gingen, manchem ratlosen Studenten ein willkommener Kompaß sein mochte.

Als ich zum ersten Male das Katheder bestieg und mich der Schar neugieriger junger Gesichter gegenübersah, war ich einigermaßen aufgeregt, aber es ist merkwürdig, wie sehr die primitive Begrüßung des lauten Studententrampelns den Anlauf erleichtert, den jeder Redner nehmen muß, um aus der Alltagsstimmung heraus zu der Wärme zu kommen, die nötig ist, wenn man andere Leute an einer fremden Gedankenwelt teilnehmen lassen will. Da ich ganz frei sprach, erlebte ich, was wohl jeder unerfahrene Redner erleben wird: der Faden meines Gedankengewebes spulte sich mit unheimlicher Geschwindigkeit ab. Im Banne des Wunsches, die Logik meines Gedankenganges scharf zum Ausdruck zu bringen, spazierte ich ohne Aufenthalt von These zu Antithese, und ehe ich mich's versah, war meine Disposition reinlich aufgebaut und ihre Schlußfolgerung gezogen. Es gehört eine besondere Übung dazu, die eine Seite eines Gedankens voll und mit aller Muße ausbauen zu können, ehe man auf sein Widerspiel zu sprechen kommt, und dabei doch „bei der Stange" zu bleiben. Als ich mit Erstaunen zu bemerken begann, wie viel sich in einer Stunde sagen läßt, blieb mir nichts anderes übrig, als das Gericht, das ich eigentlich als volles Mittagessen hatte servieren wollen, als „hors d'œuvre" zu betrachten und nun jeden einzelnen Gang noch einmal vorzunehmen und gehörig mit allen Zutaten aufzutragen.

Als ich in bezug auf diese inneren Tempofragen mit der Zeit eine größere Übung bekam, quälte mich noch lange eine andere Erscheinung: ich war, während ich sprach, gleichsam doppelt da, einmal als vortragende Maschine und einmal als unbeteiligter kritischer Hörer. Irgendwo in meinem unbeeinflußbaren Bewußtsein saß ein mokanter kleiner Geist, der sich darüber lustig machte, wenn ein bestärkendes Wort zum dritten Male wieder erschien, oder das „st" bald bremisch, bald münchnerisch herauskam, oder ein gewagter Satzbau in einem Anakoluth versandete. Das war

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

äußerst lästig und ist mir erst verlorengegangen, wenn ich meinen Stoff mit voller Unbefangenheit beherrschte.
Es ist mir immer nur möglich gewesen, nach einer stichwortartigen Disposition in freier Rede zu sprechen. Aber bei der Art, wie mein Stoff zugeschnitten war, blieb mir auch gar keine andere Wahl übrig. Ich hielt es nämlich für richtig, alle Illustrationen zu dem, was ich sagte, während des Sprechens selber an die Tafel zu zeichnen: Kunstformen, Perspektiven und technische Schnitte; mochten das an sich recht unvollkommene Gebilde sein, so schien mir doch in diesem Entstehenlassen des zum gesprochenen Wort gehörenden Bildes und in dem Nachzeichnen dieser Skizzen durch den Studenten eine solche Verstärkung des Wesentlichen zu liegen, daß ich es nie anders machen würde. Das ist aber, wenn man unmittelbar und ohne Übersichtsmöglichkeit vor einer großen Wandtafel steht, gar nicht so ganz leicht. Es gehört eine ziemliche Routine dazu, um den Verzerrungen zu entgehen, die der nahe Standpunkt bei dem großen Maßstab mit sich bringt. Zu dieser rein äußeren Schwierigkeit kommt die viel wichtigere innere hinzu, daß, wenn das Kolleg sich auf dieser Grundlage richtig entwickeln soll, man stets über etwas anderes spricht, als man gerade, sofern es sich wenigstens um kompliziertere Darstellungen handelt, zeichnet; die Schlußfolgerungen aus der eben fertig gewordenen Zeichnung behandelt man, während man die nächste zu entwerfen beginnt, und so führen Hand und Mund eine Art Doppelspiel, das einigermaßen anstrengend und gewagt ist.
So bin ich denn auch in meiner ganzen Lehrzeit immer mit der gleichen lampenfieberartigen Erregung in meinen Hörsaal gegangen, und erst, wenn ich auf dem Katheder stand, fiel mit wunderbarer und mir kaum erklärlicher Selbstverständlichkeit jede Spannung von mir ab, und eine ernsthafte Entgleisung wäre, glaube ich, ganz unmöglich gewesen. Aber dieser Umwandlungsprozeß mußte immer aufs neue durchgemacht werden, und deshalb pflegte ich, um mich durch diese geistige Spannung in meinen Architekturarbeiten nicht allzusehr ablenken zu lassen, meine Vorträge möglichst in zwei aufeinanderfolgenden Tagen zusammenzulegen; an

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

einem Nachmittag sogar drei Stunden hintereinander. Hatte ich die zeichnend und redend glücklich überwunden, war ich nicht wenig erschöpft, aber fühlte mich auch so befriedigt, wie ich es selten im Leben wieder empfunden habe. Ich merkte, daß ich das Ohr meiner Schüler besaß, und der Saal reichte manchesmal nicht aus, sie zu fassen. Das gehört aber zu den beglückendsten Eindrücken, die man haben kann.

Weit schwieriger war es, im Zeichensaal dem pädagogischen Ziele näherzukommen. In meinem Lehrauftrag, der natürlich den zufälligen Bedürfnissen der Hochschule angepaßt war, befand sich zu meinem Glück auch ein Entwurfskolleg für Innenarchitektur. Es war gleichsam das Seminar zu meinen Stilvorträgen und wuchs schnell aus seinen eigentlichen Grenzen heraus, denn ich konnte natürlich beim Innenraum nicht stehenbleiben, sondern entwickelte ihn zunächst aus einer Gesamtarchitektur, um ihn dann erst als Einzelaufgabe bis zur Durcharbeitung des Naturdetails weiterzuverfolgen. Bald hatte ich einen kleinen Schülerkreis, der ausschließlich bei mir arbeitete. Hier also lag die Schwierigkeit nicht. Sie bezog sich darauf, daß ich in den ersten Dresdener Jahren auch bestimmte andere Übungen wahrzunehmen hatte: Formenlehre der Antike und Freihandzeichnen für Architekten und Ingenieure. Diese Übungen aber in eine verständige Form zu bringen, ist ein Kunststück. Ich suchte das Zeichnen der Bauformen dadurch lebendiger zu machen, daß ich sie an der Hand von Skizzen in der Art von Naturaufnahmen auftragen ließ; aber es ist hoffnungslos, das öde Schema bannen zu wollen; ehe man sich's versieht, dringt sein stumpfer Druck doch wieder durch. Noch ratloser aber stand ich anfangs vor dem Freihandzeichnen. Da wurde ich plötzlich in einen großen Saal gestellt, angefüllt mit nichts anderem als schmutzigen Gipsmodellen von ordinärsten Unternehmerornamenten. Mehr als achtzig Studenten drängten sich zwischen diesen Scheusälern herum und warteten darauf, daß man ihnen die Kunst des Zeichnens beibrächte. Diese Schar schon rein äußerlich zu organisieren, war eine Kunst: Inskribieren, Platz anweisen, Aufgabe zuteilen, Anleitung zu ihrer Lösung geben, Korrigieren – das wir-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

belte bunt durcheinander, und nur ein philosophisch angehauchtes altes Faktotum von Saaldiener war mein Helfer in all diesem Ansturm. Er half wirklich, denn wenn man ihn in seiner unerschütterlichen Langsamkeit hantieren sah, erhielt man den beruhigenden Maßstab für den üblichen Gang der Dinge.

Nun wurde vor allem das Lehrmaterial ausgewechselt. Der Saal füllte sich mit Abgüssen edelster Kunstwerke, Holzschnitzereien und farbigen Stoffen; dazu kamen natürliche Pflanzen, Schmetterlinge und Muscheln, und an der Hand dieses Materials wurde in verschiedenartigster Weise mit Kohle, Pinsel und Stift, je nach den Neigungen und Fähigkeiten des einzelnen, gewirtschaftet. Besonders schien mir das *Skizzieren* architektonischer Schmuckformen wichtig, deren Modelle, hoch und unverrückbar an den Wänden des Saales angebracht, nicht anders zu erfassen waren, als wenn man sie in wirklichen Kirchenräumen oder Palästen hätte aufs Korn nehmen wollen.

So ging bald ein ganz lustiges Treiben los, wobei ich selber an Aufgaben geriet, die ich eigentlich gar nicht beherrschte, denn mir war es bislang weder in meiner Studienzeit, noch später eingefallen, das Freihandzeichnen zum Ziel persönlichen Ehrgeizes zu machen, und wenn ich nicht durch eine gewisse Überlegenheit der Auffassung und die Mannigfaltigkeit kritischer Anregungen das Heft in Händen behalten hätte, würde mancher meiner talentvollen jungen Kerlchen vielleicht gemerkt haben, daß er von Natur aus mit einer besseren Hand begabt war als sein Lehrer. Oft kamen mir diese plötzlichen Improvisationen auf gänzlich neuem Gebiet höchst gewagt vor, aber meine Studenten gingen mit, und die Ausbeute, die schließlich zutage kam, wunderte mich selbst.

Mit meinen Studenten ging es mir zuerst höchst seltsam. Ich fühlte mich, ob ich wollte oder nicht, etwa so wie ein älteres, zu ihnen gehörendes Semester. Daß ich außerhalb ihres Kreises stand, wollte mir nicht ins Gefühl hinein; es war nicht anders, als setzte sich die ja noch frische Zeit des eigenen Studententums in unvermutetem Aufleben wieder fort. Dieses unwillkürliche Empfinden half mir wahrscheinlich sehr, den richtigen Zusammenhang mit meinen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schülern ganz von selber zu finden. Im allgemeinen ist der Student der ersten Semester seinem Lehrer gegenüber mehr scheu und verschlossen als zutraulich, besonders wenn dieser jung ist und jene undankbaren zeichnerischen Fächer unterrichtet, deren Betrieb leicht an schulmäßige Eindrücke erinnert. Man fühlt deutlich, daß der Student zuerst nicht recht weiß, wie der Ton des persönlichen Verkehrs nun eigentlich zu nehmen ist. Wenn man im Laufe der Zeit viele Hunderte junger Leute so hat an sich vorüberziehen sehen, fällt es sehr auf, daß es meistens junge Ausländer sind, Schweden, Norweger, Finnen, Balten, Polen, die von vornherein mit einer gewissen Selbstverständlichkeit den Ton einer, ich möchte sagen, ritterlichen Unterordnung fanden, der etwas kühl, aber äußerst angenehm wirkte. Der junge Mann, der von einer deutschen Schule kommt, hat die innere Freiheit, die sich in solchen Formen kundgibt, meist noch nicht erreicht; es muß wohl an der Art unseres Schulbetriebes liegen, daß er dem jugendlichen Lehrer entweder um einen Grad zu unterwürfig oder mit dem Gefühl gegenübertritt: „Glaube nur nicht, daß du mir imponieren kannst." Fast ohne aufzublicken, weiß der geübte Dozent, welcher dieser beiden Typen vor ihm steht, sobald ein Neuling zu ihm ins Zimmer tritt. Der zweite ist ihm dabei weit lieber, als der erste, denn er pflegt sich viel leichter auf den richtigen Ton umzustellen. Geschieht das aber einmal, dann vermag das Verhältnis besonders zutraulich zu werden; der gute deutsche Junge kommt zum Vorschein mit allen seinen netten Eigenschaften, und man begegnet oft einer rührenden Dankbarkeit, die unvermutet hervortritt. Ich wenigstens war völlig überrascht, als ich plötzlich gelegentlich einer Berufung zum Leiter der Breslauer Kunstakademie, die ich ablehnte, zum erstenmal die Wärme meiner jungen Freunde zu spüren bekam. Während ich ahnungslos meines Weges ging, bekränzten sie mein Katheder, feierten mich in schwungvollen Reden und schickten mir eine festliche Deputation ins Haus, die mir in vollem Wichs eine kunstvoll gemalte Adresse überreichte. Plötzlich merkte ich, was mir in dieser Zeit des Ringens mit dem neuen Beruf gar nicht zum Bewußtsein gekommen war, daß ich nicht nur als ein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

älterer Kamerad, sondern als ein richtiger Lehrer betrachtet wurde, dem eine junge Schar gern als Führer anzuhängen sich willens zeigte.

Nach Breslau zu gehen, konnte ich mich trotz der lockenden akademischen Tätigkeit, die mir geboten wurde, nicht entschließen. Poelzig erhielt meine Stelle. Ich fühlte, daß ich noch zu unreif war, um auf diesen abgelegenen Boden verpflanzt zu werden, und daß ich in Dresden die richtige Luft gefunden hatte, um selbst zu reifen. Die Möglichkeiten dazu lagen nicht in meinem Amte; ich blieb wegen der Menschen, mit denen ich zu leben begonnen hatte.

Das war nach drei Semestern. Ich wurde ordentlicher Professor und saß nunmehr erst eigentlich im Sattel. Natürlich machte zuerst der Kreis der Technischen Hochschule seine Ansprüche auf den neuen Dresdener. Gesellschaftlich bestand in diesem Kreise ein Ton liebenswürdiger Gastlichkeit; in einzelnen Häusern vereinten sich die Professorenfamilien in buntem Durcheinander, und ein althergebrachtes, gemeinsames Winterfest warf lange die Schatten seiner eifrig geplanten Unternehmungen voraus. Aber rechtes Leben wollte doch in diese gemeinsamen Veranstaltungen nicht kommen, es war ähnlich wie beim sogenannten „Professorium“ in Leipzig; eigentlich fürchtete sich jeder vor diesen Massenszenen; das „ver sacrum“ der neu flügge werdenden Jahrgänge der Professorenkinder gaben ihnen ihren Reiz, im allgemeinen aber saß man sich kritisch gegenüber, denn nirgends erhalten unvermeidliche Gegensätze augenscheinlich ein schärferes Gepräge als unter geistigen Menschen, die äußerlich zusammengekoppelt werden.

Und in Wahrheit stand die Hochschule, von allem Persönlichen ganz abgesehen, unter dem Einfluß eines alles beherrschenden inneren Gegensatzes. Als die Dresdener Anstalt sich zu entwickeln begann, war ihr erster Ehrgeiz gewesen, einer Universität möglichst ähnlich zu werden. Man hielt es für das beste Ziel des Strebens, eine „Allgemeine Abteilung“ zu entwickeln, in welcher Geschichte und Philosophie, mathematische Fächer und Naturwissenschaften, Literatur und Physik von wissenschaftlichen Autoritäten ersten Ranges gepflegt wurden. Das war vortrefflich gelungen, alle diese

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Fächer wurden gelehrt, als wären sie der eigentliche Zweck der Anstalt. Mit dem wirklichen inneren Erstarken der Hochschule aber hatte sich ein ganz anderes Ziel eingestellt: man sah immer deutlicher die Aufgabe vor sich, die Technische Hochschule aus sich heraus völlig anders als eine Universität zu entwickeln. Die fachtechnischen Gebiete erforderten die erste Pflege; die einzelnen Fachwissenschaften des Bauingenieurs und Maschineningenieurs, des Architekten und des Elektrotechnikers mußten nach neuen Gesichtspunkten ausgebaut werden. Alle anderen Fächer mußten sich den Bedürfnissen dieser eigentlichen Zwecke der Anstalt anpassen.

Der Gegensatz dieser beiden Entwicklungstendenzen brach in der Zeit, in der ich in den Kreis der Hochschule eintrat, mit Wucht hervor. Eine bedeutsame Kulturerscheinung spiegelte sich in ihm, er war das Zeichen des Mündigwerdens der technischen Welt; sie brauchte nicht mehr die Anlehnung an den erwachsenen Bruder, sie stand selbst ihren Mann. Aber die Partei der „Universitas" wollte ihr das nicht erlauben, sie erblickte in der selbständigen Entwicklung dieser noch gar nicht durch die Geschichte geeichten neuen Fakultäten ein Abirren in eine „Specialitas", das sie mit einem Abirren vom Pfade der reinen Wissenschaft bezeichnete. Wie? Man sollte nicht mehr Mathematik um der Mathematik willen treiben, sondern im Hinblick auf die technischen Bedürfnisse? Man sollte nicht mehr eine langjährige Vertiefung in Physik und Chemie für jeden Jünger der Hochschule fordern, mochte er werden, was er wollte? Man sollte die Theorie der wissenschaftlichen Grundlagen beschneiden und sie umgestalten im Sinne der Praxis? Man lief dem Dilettantismus in die Arme, und man verriet die Wissenschaft.

Die andere Partei hatte gut sagen, daß ihre Fächer eben auch Wissenschaft seien, nur eine neue, daß diese Wissenschaft in ihrer Entwicklung unterbunden würde durch den Kraftverlust in wesensfremden Vorbereitungsfächern, man ließ sich nicht bekehren, und so war jede der beiden Parteien überzeugt, daß die andere den Gang der wahren Entwicklung der Anstalt unheilvoll untergrübe.

Nun wäre dieser akademische Gegensatz ja verhältnismäßig gleich-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gültig gewesen, wenn er nur die Ansicht der einen über die anderen dargestellt hätte, aber er hatte die einschneidendsten praktischen Folgen: alle Berufungen, alle Entwicklungsfragen der Lehrpläne, alle Anträge an das Ministerium, alle Verordnungen standen unter dem Zeichen dieses Gegensatzes. Was die einen für nötig hielten, war den anderen nur zu oft ein Dorn im Auge, und das Schicksal wollte, daß beide Parteien genau gleich mächtig waren. Bei Professorenversammlungen hing es an einem zufälligen Todesfall oder an der Krankheit eines Mitgliedes, welche Seite die Mehrheit hatte. Diese Machtgleichheit hatte etwas außerordentlich Anstachelndes, sie erweckte unwillkürlich eine Art von Sportlust, machte aber auch wirklich jede sonst vielleicht harmlose Verschiebung im Kreise der Anstalt zu einer wichtigen und deshalb heißumstrittenen Frage. Besonders die Rektorwahlen bekamen dadurch einen leise amerikanistischen Anstrich, denn da der Rektor die unmittelbare persönliche Verbindung mit der Quelle der Macht, dem Minister, hat, war seine Stellungnahme naturgemäß in vielen Fragen, die dem Ministerium im vollen Prunk ihrer Gegensätzlichkeit entgegentraten, das Zünglein an der Waage.

Da das lebhafte innere Ringen, das alle diese Umstände mit sich brachten, schließlich nichts anderes war als die natürlichen Geburtswehen der neu hervorbrechenden Geistesströmungen unserer Zeit, fand ich ein großes Interesse daran; besonders, als ich später Abteilungsvorstand wurde und so die Sitzungen des Senats mitmachte, nahm mich die daraus entstehende Kampfarbeit stark gefangen. Sie führte oft zu einer Enttäuschung, denn unsere Stellung war recht schwierig – nicht nur weil in den Reihen unserer Abteilung ein leidenschaftlicher Vertreter der anderen Partei saß und so alle gemeinsamen Schritte erschwerte, sondern vor allem weil die Dezernenten im Ministerium, die zugleich die Dezernenten der Leipziger Universität waren, ungleich mehr Verständnis für die Begründungen der Universitätspartei hatten als für die der fortschrittlichen.

Dennoch setzten wir in immer neuer Arbeit manches durch, um die „wissenschaftliche“ Zwangsjacke, in die jeder Student erst

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

einmal gesteckt wird, wenn er Architekt werden will, etwas zu durchlöchern. Examensforderungen wurden ermäßigt, Methoden verbessert, aber die grundsätzliche Umgestaltung der mathematischen und naturwissenschaftlichen Hilfsfächer im Sinne einer Entthronung der Theorie und einem Anpassen an das praktische Leben konnten wir doch nicht erreichen. Diese Gefahr der „Untergrabung des wissenschaftlichen Bodens" wußte man abzuwenden.

Es war unvermeidlich, daß ein solcher Gegensatz bis in den persönlichen Verkehr hineinspielte: im allgemeinen wurzelte das Leben meiner Freundschaft ganz im Boden der fachtechnischen Kollegenschaft. Wundervolle Menschen lernte ich hier kennen, Männer, die wirklich am Webstuhl der Zeit saßen, die dem Wasserbau, der Elektrotechnik, dem Brückenbau, der praktischen Chemie neue Wege wiesen. Es waren Kämpfer des wirklichen Lebens, und das trat so eindringlich in ihrem Wesen hervor, daß der König Friedrich August, als er einst die Arbeitsstätten der Hochschule besucht hatte, in seiner drastischen Art seinen Eindruck mir gegenüber in dem halb enttäuschten, halb bewundernden Ausruf zusammenfaßte: „Nu – was man so *eigentlich* unter Professoren versteht, das haben Se wohl gar nicht mehr?" Nein, diese versponnene Sorte eigenbrötlerischer Gelehrter war in der Tat in diesen Reihen nicht mehr am Lager, und, Gott sei Dank, war das auch in dem Kreise unserer Hochbauabteilung der Fall.

Den ausschlaggebenden Charakter gab dieser die Persönlichkeit von *Cornelius Gurlitt;* wie in einem alttestamentarischen Stammbaum gingen schließlich die Linien von uns anderen alle auf ihn als Stammvater der Abteilung zurück; seine Kunst aber war, in ungewöhnlichem Maße Leben um sich zu verbreiten. Es mag manche geben, die alles Zopfige, Schläfrige und Bürokratische hassen, aber er haßte es nicht nur, es kitzelte ihn zugleich, das möglichst deutlich zu zeigen. Er war vielleicht am glücklichsten, wenn er irgendwo Fehde künden oder zum Turnier reiten konnte. Diese Kampfesnatur aber hatte nicht etwa nur eine negative Färbung; das, wodurch sich Gurlitt vor vielen streitbaren Persönlichkeiten auszeichnete, war die seltene Gabe produktiver Kritik. Er hatte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

einen natürlichen Instinkt für das Lebenskräftige; sein beweglicher und anpassungsfähiger Geist spürte schnell, wo die Linie der Zukunft lag, und sein ganzer Stolz war, an ihrer Zeichnung mitzuwirken. Glaubte er, irgendwo lebendige Arbeit oder eine fruchtbare Anregungsmöglichkeit gefunden zu haben, so zögerte er nicht lange und griff mutig zu. Viele Männer seiner Zunft haben ihm das innerhalb der kunstgeschichtlichen Forschung zum Vorwurf gemacht, sie sahen die Lücken, die übrigbleiben, wo Vielseitigkeit und Betätigungskraft ihre emsigen Furchen ziehen, und riefen nach lückenloser, wissenschaftlicher Gründlichkeit. Niemand wird die bekämpfen wollen, aber damit wird die Hauptsache nicht getroffen. Wer das Zeug in sich fühlt, die großen Linien eines Bildes zusammenzufassen, kann nicht immer warten, bis der letzte Mosaikstein, der dazu gehört, fertig neben ihm liegt; er muß riskieren, daß hier und da auch einmal ein Stein fehlt und eine Stelle einstweilen leer bleibt oder gar vorläufig in vergänglicherer Masse ersetzt wird. Mögen später andere kommen, die die richtigen Steine dafür einsetzen.[102]

Für Gurlitts Art, mutig an große kunstgeschichtliche Probleme heranzugehen, war die Einführung der Doktorarbeit an der Technischen Hochschule eine Notwendigkeit. Jetzt erst hatte er das Instrument, um kunstforschend in die Breite wirken zu können, und es war erstaunlich mit anzusehen, wie geschickt und schnell er kraft seiner Anregungsfähigkeit dieses Instrument zu entwickeln wußte. Nachdem ein Muthesius die Reihe der architektonischen Doktoringenieure in Dresden ehrenvoll eröffnet hatte, standen die Kandidaten bald, durch Gurlitts Einfluß herbeigelockt, in langen Reihen vor dem Portal der akademischen Ehren und verlangten eine Eintrittskarte. Ob man wollte oder nicht, plötzlich wurde man Pate bei einer Arbeit über die „Indische Säule“ oder die „Sächsische Parkentwicklung“ oder die „Mohammedanische Wölbtechnik“ oder irgendeinen Meister des sächsischen Barock. Die armen Professoren der Hochbauabteilung wurden in eine tüchtige kunstwissenschaftliche Massagekur genommen, und manches mündliche Doktorexamen geriet dem Examinierenden vielleicht ebenso-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sehr zur Prüfung wie dem Doktoranden. Daß trotzdem eine Fülle wertvollen Materials sich in diesen Arbeiten zusammenhäufte, war vor allem Gurlitts Verdienst, denn an sich ist es nicht natürlich, daß ein Architekt, wenigstens wenn er zum Schaffen strebt, sich in der entscheidenden Zeit seiner Entwicklung einer wissenschaftlichen Ablenkung hingibt, als welche auch die schönste kunsthistorische Doktorarbeit vom Standpunkte der praktischen Gegenwartsleistung betrachtet werden muß.

Aber sei dem, wie ihm sei; schließlich ist jedermann, der die geistigen Wirbel um sich erzeugt, zu denen sein Wesen berufen ist, nützlich und im Recht; das tat aber Gurlitt damals in unermüdlicher Frische. Er war beim offiziellen Dresden nicht gut angeschrieben, man fürchtete ihn, und den Reiz seines Wesens verstand man nicht.

Dieser Reiz entfaltete sich am vollsten, wenn man oben im Dachausbau seines Hauses in seinem niedrigen, vollgequalmten Studierzimmer mit ihm saß und plauderte. Wie manche schwierige Frage, auch des eigenen Lebens, habe ich hier mit ihm durchgesprochen, und immer bekam man ein Wort mit auf den Weg, das die Sache männlich und menschlich beleuchtete; wenn es aber möglich war, so wurde auch noch ein Tröpflein Humor hinzugegossen. Zog man dann unten zufrieden seinen Rock wieder an, dann ereignete es sich meist, daß die Tür zum Wohnzimmer sich etwas öffnete und der kluge Kopf der Frau des Hauses mit einem „Na, kommt der Herr Professor nicht auch einen Augenblick zu mir herein?“ in der Lücke erschien. Dann fand sich unfehlbar irgendwo eine gemütliche Kaffeekanne, und man konnte über alles plaudern, was man gerade auf der Seele hatte.

Neben Gurlitt ragte *Wallots* löwenartiger Charakterkopf hervor. Ich hatte das Glück, diesen Mann noch in der ungeschwächten Kraft seines vollsaftigen Wesens kennenzulernen; da konnte sein Temperament etwas Hinreißendes haben, wenn er der Kunst seines Erzählens die Zügel schießen ließ, wenn er lachte und wenn er sich erregte. Aber leider begann dieses quellende Wesen sichtlich im Laufe der Jahre zu versiegen. In Wahrheit war Wallots Kraft

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

an den endlosen Verzögerungen des Ständehausbaues erlahmt.[103] Es wehte kalt aus dieser Schöpfung – dazu kamen die Berliner Ärgernisse und körperliche Beschwerden; kurz, er begann in erschlaffenden Mißmut zu versinken.

Wir junge Generation hätten ihn freudig als unseren Schutzpatron ausgerufen, wenn er uns nur irgend Gelegenheit dazu gegeben hätte, denn wir alle verdankten ihm ein Stück erlösender Anregung; aber er ging allen Annäherungen aus dem Wege. Das junge Gären beobachtete er mit Mißtrauen, fand nicht den Anschluß an unser Streben und hielt es im Gegenteil für seine Pflicht, bei den zahlreichen Gutachten und Preisgerichten, in denen er wirkte, die gefährlichen Regungen der Jungen zu unterdrücken. Aber sie waren mächtiger als er, sie überwucherten seinen Einfluß, und es war tragisch zu sehen, wie der alte Löwe, den wir so gern geehrt hätten, sich grollend in seine Höhle verzog. Die Unbiegsamkeit, welche die Quelle seiner Kraft ausmachte, wurde ihm der Jugend gegenüber zum Unheil, die Härte seines Charakters wurde ihm zur Qual, wie sie allen Menschen zur Tragik wird, die dem Wirken der Zeit nicht mehr in sich Raum zu geben vermögen.

Ich habe immer in besonders freundschaftlichem Verhältnis zu Wallot gestanden, aber für mein Hochschulleben kam er nicht in Betracht; da war es weit wichtiger, daß nach einigen Jahren *Martin Dülfer* in den Kreis der Hochbauabteilung eintrat. Ich selber hatte die Verhandlungen, die zu seiner Berufung führten, in Händen und tat alles, um durch ihn ein frisches, zeitgemäßes Blut in unseren Lehrkörper zu bekommen, war er doch neben Theodor Fischer einer der ersten, der in München die Mauern des Formalismus an der Jahrhundertwende durchbrach. Dülfer war im Zeichensaal ein vortrefflicher Lehrer; die Absonderlichkeiten seiner eigentümlichen Kunst traten hier ganz in den Hintergrund, und die Vielseitigkeit seines Könnens und seiner Erfahrungen blieben zurück.

Dieser Kreis der engeren Kollegen, in dem noch manches freundliche und interessante Gesicht auftauchte, wurde noch erweitert durch die Reihe der Leiter von Dresdens großen Kunstsammlungen,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die sich unmittelbar an ihn anschlossen. Georg Treu, der Beherrscher des „Albertinums“,[104] der zugleich unseren Studenten die Weihe der antiken Plastik gab, war hier der Übergang. Zu ihm gesellte sich sein baltischer Landsmann von Seidlitz,[105] der Generaldirektor aller Museen, der selber in seinem vornehmen Wohnsitz eine kleine Galerie auserlesener Werke fortgeschrittensten Kunstgeistes vereinigte und unter dem bedächtigen Äußeren seines abgemessenen Wesens eine lebendige geistige Kraft verbarg. Ähnlich überraschte Karl Woermann,[106] der Direktor der Gemäldegalerie, immer aufs neue durch eine seltsame Mischung von frühem Alter und spätem Jugendfeuer. Wohl alle, die ihm menschlich nähertraten, zog er in den Bann seiner gütigen und vornehmen Persönlichkeit. Die Gesellschaften seines Hauses hatten eine besondere Note, weil hier Hamburger Geist, besonders in den Regionen der Küchenkultur, deutlich erkennbar blieb; selbst gegenüber dem rheinischen Einfluß, der von der feinsinnigen Frau des Hauses ausging, hatte sich das Hamburgertum als das mächtigere erwiesen, und ich zweifle nicht, daß das in Scherz und Ernst eine typische Erscheinung ist; alle Stammeseigentümlichkeiten kann ich mir verwischt denken, die Art derer, die Hamburg zum auserwählten Kreis der Seinigen rechnet, wird immer zum Vorschein kommen.

Gehörte Woermann auf künstlerischem Gebiet mehr zu den vorsichtigen Naturen, so war *Max Lehrs,* der Direktor des Kupferstichkabinetts,[107] ein besonderer Freund neuer Entdeckungen. Er hatte die Bedeutung der großen Graphiker, die Deutschland an der Jahrhundertwende besaß, rechtzeitig erkannt und konnte dadurch früh Schätze von Klinger, Geiger, Greiner, Slevogt und vielen jüngeren Kräften einheimsen. Dazu verfolgte er auch das Ausland und die Reihen der Jüngsten mit feinem, spürendem Blick, und immer hatte er irgendeinen neuen Stern, dem er mit begeisterter Hingebung folgte. Seine besondere Eigenschaft aber lag in dem Bedürfnis, seine Freude anderen mitzuteilen. Wenn er in seiner Mappe irgendeinen neuen Fund barg, dann konnte er nicht an meinem Hause vorübergehen, ohne eben schnell hereinzublicken und sich an der gemeinsamen Bewunderung zu freuen. Und so war es auch

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

an den Abenden in seinem Hause, nie verließ man sie, ohne an irgendeinem graphischen oder literarischen Leckerbissen teilgenommen zu haben, den der Hausherr in seiner reinlich austapezierten künstlerischen Speisekammer bereitgestellt hatte und mit zierlicher Kunst appetitlich zu servieren wußte.

Zum sinnigen Wesen des Hausherrn gesellte sich der unruhigere Geist einer Frau, die es liebte, an vielerlei Fäden der Kunstpolitik zu spinnen. Sie tat das mit rührender Hingabe an das Ziel, das sie sich just gesteckt hatte, aber auch mit jenem ehrgeizigen weiblichen Mitteilungsbedürfnis, das bei solchen Dingen gefährlich ist; dadurch traf man sie meistens mitten zwischen großer Hoffnung und großer Enttäuschung und mußte alle Wonnen und Bitternisse dieses Zustandes miterleben. Obwohl man dazu nicht immer aufgelegt war, hatte das Heim doch für viele Künstler aus vielen deutschen Gauen einen besonderen Reiz; immer gab es durchreisenden Besuch, und lustige Karikaturen von Greiner, Orlik, Kirchner und Gulbransson flatterten fröhlich ins Haus; ihre Meister waren ganz besonders beliebte Genossen. Neben der Karikatur aber war es eine höchst entgegengesetzte andere Macht, die im besonderen Maße den Geist des Hauses beherrschte: die Kunst des Tanzes hatte hier einen begeisterten Apostel gefunden. Noch ehe die Schwestern Wiesenthal in Deutschland bekannt und gefeiert wurden, funkelte ihr Stern im Hause Lehrs; als sie zum erstenmal in Dresden auftraten, war das wie ein Familienereignis dieses Hauses, zu dem ich mich gern hinzuziehen ließ. Während der Vorstellung sorgten wir für sie, nach der Vorstellung lachten wir mit ihnen, zwischen den Vorstellungen führten wir sie zu unseren Lieblingen in Kunst und Natur, und es war reizend, diese drei Wiener Mädel, die geistig ebenso reizvoll waren wie körperlich, in ihrer ersten harmlosen Eroberungslust zu sehen. Die Jüngste war noch ein Kind, in dessen Hirn sich das Weltbild eines stillen Familienkreises drollig zu verschieben begann. Die Zweite war die harmonischste; ein lieber, feinfühliger Geist wohnte in dem schönen Körper. Die Älteste war die erfindungsreichste; kapriziös schossen die Gedanken durcheinander, und ihr Temperament machte vor keiner Hemmung halt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Selbst Max Reinhardt mußte sich besiegt zurückziehen, als er sich eines Abends in unserem Kreise mit ihr in einen Kampf über eine ihrer Ideen eingelassen hatte.[108]

Es war schwer zu sagen, ob dieses liebliche Dreigespann bezaubernder war, wenn es fröhlich plaudernd durch die Pillnitzer Alleen huschte oder wenn es, eingehüllt in Farben und Töne, in zarten Reigen flatterte, glitt und schwebte. Für Lehrs aber war es charakteristisch, daß er es verstand, den Reiz dieser Eindrücke ganz intim für sich einzufangen; er war ein Lebenskünstler, der den Silberdraht seiner Tage still zu einem zierlichen Filigran zusammenschmolz und allerhand farbige kleine Steinchen hineinsetzte, die er am Wege zu finden wußte.

Aus Lehrs Kupferstichkabinett spannen sich wohl auch die meisten Fäden, die diesen Kulturkreis der künstlerischen Professorenschaft mit dem weiteren Publikum verbanden; es waren feinsinnige Frauen, die diese Brücke schlugen.

Ich denke dabei vor allem an zwei Frauen, die für mich zugleich Leipzig mit Dresden verbanden. Die Familie Brockhaus besaß in Pillnitz ein schönes Landgut, dadurch wurden Frau Louisa Brockhaus und ihre Tochter Marianne im Sommer zu Dresdenern, und dieser reizende Fleck Erde ist mir durch alle die Jahre meiner Hochschulzeit ein heimatlicher und lieber Ort gewesen. Ich gehörte zu den wenigen, die den Reiz der geistvollen Kritik, mit der Frau Brockhaus die Welt betrachtete, ohne Gefahr genießen konnten. Marianne Brockhaus aber nahm in einer Weise teil an all den verschiedenen Etappen meines Tuns, die etwas Belebendes und Erfrischendes hatte. Sie gehörte zu den Frauen, die es verstehen, die Kunst der Freundschaft in einer Weise auszubauen, wie es etwa aus Briefwechseln der Romantikerzeit zu uns herüberklingt. Ein Gut, das man in unseren Tagen fast verschüttet wähnte, wurde unter ihren Händen lebendig.

Es wurde in Dresden, und zwar teils mit Genugtuung, teils mit Empörung, oftmals festgestellt, daß die meisten Posten, die mit dem öffentlichen Kulturleben der Stadt im Zusammenhang standen, von Nichtsachsen verwaltet wurden. Das ließ sich durchaus

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nicht leugnen, in mehr als einer Beziehung wurde das öffentliche Leben der Stadt von Eingewanderten gemacht, und die Einheimischen guckten dabei zu. Solches ist ja merkwürdigerweise in vielen Städten der Fall, und es scheint ein Gesetz zu sein, daß sie ihr geistiges Offizierskorps gegenseitig auszutauschen lieben.

Da, wo die Verbindungen mit den Einheimischen sich einstellten, nahmen sie besonders erfreuliche Formen an. Vor allem waren es ein paar Adelsfamilien, in denen ich dem lebhaftesten Sinn für reife Kultur begegnete, der sich mit einer vollkommenen Vorurteilslosigkeit verband. Abende, wie man sie im kleinen Kreise des Hauses von Nostiz-Wallwitz erlebte, sind nicht leicht zu übertreffen. Die ungewöhnliche Schönheit der Hausfrau, die Rodin in einer lebendigen Büste festgehalten hat, hob sich von einem Hintergrunde ab, der in erlesenstem Geschmack abgestimmt war, und an dem runden Tisch des kleinen Speisezimmers fand man die seltensten Menschen von nah und fern in lebhaftem Meinungsaustausch.[109] Mich aber hatte der mir unbekannte Hausherr einfach eines Tages besucht und mir gesagt, er glaubte, wir gehörten in dieser Stadt zueinander, ob ich einmal am nächsten Abend die Probe darauf machen wollte. Warum findet man solchen wohltuenden Freimut so selten?

Im allgemeinen war alles, was zum Hofe gehörte, sehr andersartig eingestellt. Ich glaube, daß der Hof einer kleinen Residenz für denjenigen, der ihn ohne Ehrgeiz, gleichsam rein dekorativ, betrachtet, einen erheblichen Reiz besitzen kann. Er gehört dazu, wenn man die Wunderwelt alter Schlösser und weiter heckenumstandener Parks um sich sieht. Im „Großen Garten“ und in Groß-Sedlitz gibt es Alleen, die sich sehnen nach rauschenden Seidenkleidern stolzer Frauen; in Moritzburg und in Pillnitz gibt es Terrassen und Säle, die rufen nach dem strengen Pomp galonierter Diener und sterngeschmückter Uniformen. Aber sie warteten vergebens; sie sahen nur das Kattunkleid der Prinzessin Mathilde und den Strohhut eines gutbürgerlichen Königs. In dieser äußeren Anspruchslosigkeit liegt menschlich gewiß etwas sehr Gewinnendes, aber künstlerisch betrachtet liegt in ihr ein Widerspruch. Das trat

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bei festlichen Gelegenheiten am deutlichsten hervor: Einweihungsfeiern und Ausstellungseröffnungen, die nun einmal auf einen gehobenen Stil mit Fahnen und Posaunenchor zugeschnitten sind, brachte es im entscheidenden Augenblick um jede Pointe. Am meisten aber fühlte man es wohl, wenn man im Schlosse selbst eingeladen war. Da begegnete man in den Vorsälen noch den letzten Resten eines hochgestimmten spanischen Zeremoniells. Die Tafel trug noch den ganzen märchenhaften Prunk der Silber- und Goldschätze früherer überschwenglicher Zeiten, aber der Mittelpunkt fehlte. Man empfand: der Herr all dieser Herrlichkeiten fühlte sich höchst ungemütlich in dieser Umgebung, und dieses Unbehagen sprang über auf die Menschen, mit denen er sprach. König Albert hatte es wie wenige verstanden, Behagen um sich zu verbreiten; sein strengerer Bruder Georg repräsentierte mit der etwas steifen Würde des alten Generals, seinem Sohne aber fehlte die Freude am Repräsentieren, und er zeigte das unverhohlen. Dadurch erhielten alle Audienzen und Empfänge einen seltsamen Anstrich und führten oft zu peinlichen Augenblicken oder scherzhaften Szenen.

Und wie leicht wäre es gewesen, mit dem vorhandenen Apparat höfische Feste zu entfalten. Ich erinnere mich eines Festmahles, dem der feinsinnige Graf Vitzthum, der Schwanenritter meiner New Yorker Knabenzeit, seine besondere Fürsorge geliehen hatte, bei dem alles Silber von der Tafel verbannt war, nur niegesehene Marcolini-Aufsätze die Tische schmückten und zu jedem Gang ein neues, unbekanntes Service von Meißner Porzellan zum Vorschein kam. Denkt man sich aber gar einen Festaufzug im Hofe des Zwingers, wo fackeltragende Pagen die Treppen herabsteigen und schöne Frauen die Terrassen umsäumen, oder ein Kostümfest im Palais des „Großen Gartens", wo der Festsaal hoch zwischen Prunktreppen über die Wasserbecken und Alleen schaut, so wird man in der ganzen Welt nicht leicht eine Bühne finden, die einen schöneren Rahmen für dergleichen Eindrücke zu bieten vermöchte.

Sie blieben ungeweckt. Die Künstlerschaft, die sie so leicht hätte wecken können, ging fremd neben dem Hofe her und mußte sich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die Wiese selber suchen, auf der sie ihre Blumen pflücken konnte. Dieses Blumenpflücken ging nicht immer ganz friedlich vor sich. Es scheint ein ewiges Gesetz zu sein, daß die Künstlerschaft einer Stadt in Fehde miteinander liegen muß. Daß Alte und Junge sich scheiden, ist ja in der wandlungsfähigen Kunst nicht anders als natürlich. Aber aus dieser Sonderung würde noch nicht notwendig eine Fehde hervorgehen; diese Parteiungen Dresdens beruhten auf tieferen Gegensätzen. Auf jeder der beiden Seiten standen Alte und Junge nebeneinander, und was sie schied, waren Bekenntnisfragen, es war der Kampf der Wenigen gegen die Vielen, ein Qualitätskampf der Gesinnung, bei dem die Öffentlichkeit meist den Sinn des Kampfes nicht verstand, denn ihr pflegt die Kunst der Vielen durchaus nicht zu mißfallen. Solche Kämpfe können besonders heftig werden, denn in ihnen lassen sich künstlerische und persönliche Antipathien schließlich nur schwer voneinander trennen.

Ihr äußerlicher Angelpunkt waren die großen Kunstausstellungen, durch die Dresden in der letzten Hälfte der neunziger Jahre begann, sich eine hervorragende Stelle unter den Kunststädten Deutschlands zu erobern; sie mußten mit aller Energie dem Einfluß der „Vielen" entzogen werden. Ausstellungen werden niemals gut auf demokratischer Grundlage, je diktatorischer sie aufgezogen sind, um so möglicher wird ihr Gelingen; und Dresden hatte das Glück, einen Ausstellungsdiktator zu finden, wie es selten einen gibt: Gotthard Kuehl entfaltete eine besondere Gabe für diese Rolle.[110] Es war eigentlich nicht die Überlegenheit seiner Persönlichkeit, was ihm diese Macht und Eignung gab, sondern mehr der Umstand, daß er eine beinahe kindliche Lust am Regieren selbst hatte und daneben den für den besonderen Zweck nötigen Geschmack besaß. Von dem Augenblick an, wo ihm der städtische Ausstellungspalast für ein neues Unternehmen übergeben war, begann für ihn sein eigentliches Leben. Das ganze Innere des gründlich verfehlten Bauwerkes mußte für jede Ausstellung völlig neu wieder ausgebaut werden. Das war eine große Erschwerung für die Dresdener Veranstaltungen, zugleich aber auch der Schlüssel ihres besonderen Reizes, denn so wurde es nötig und möglich, jeder

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ein neues, unerwartetes Gesicht zu geben. Mit großem Geschick wurde der Ehrgeiz der Dresdener Architekten vor diese Aufgabe gespannt; sie war mühevoll und brachte keinen Pfennig ein, und doch galt die Übertragung als ein beneidenswertes Glück. Eine besondere Rolle spielte jedesmal der gewaltige mittlere Saal, für den ein neuer Gedanke gefunden werden mußte, um ihn zum Mittelpunkte einer künstlerischen Überraschung zu machen. Da er eine aufdringliche Säulen- und Kartuschenarchitektur besaß, die nicht angetastet werden durfte, war es kein kleines Zauberstück, mit bemessenen Mitteln sein eigentliches Gesicht zu verhüllen und ein neues hervorzubringen. Zuerst hatte Wallot sich an diese Aufgabe gemacht, dann kamen Schilling und Graebner, Kreis folgte, und dreimal versuchte ich sie dann zu erfüllen: bei der Städteausstellung, deren Mittelpunkt sie mit dem üppigen Marcolinischen Brunnen wurde, bei der darauffolgenden Kunstausstellung und bei der großen Kunstgewerbeausstellung 1906.

Die Arbeit dieses architektonischen Umbaues mußte mit großer Geschwindigkeit betrieben werden. Ein emsiges Bauen und Hämmern fing an in dem alten Kasten, und mitten darin erschien nun Kuehl, immer begleitet von einem kleinen Gefolge seiner Beamten, ein schlankes Stöckchen wie einen Marschallstab in der Hand. Er war nicht zufrieden, ehe er nicht jeden Morgen seinen kleinen Skandal hatte, und bei Bauarbeiten braucht man ja nicht lange zu suchen, um an irgend etwas Anstoß nehmen zu können; dann begann ein Schimpfen, das in seiner Mischung von Grobheit und Bierhumor zu einer besonderen Virtuosität ausgebildet war. Oft galt es gar nicht wirklich dem Objekt, auf das es zielte, sondern war ein Schauspiel, das er seiner Umgebung gab, oft wurde es aber auch irgendeiner unkünstlerischen Absicht gegenüber, die sich einschleichen wollte, zu einem reinigenden Gewitter. Wenn dann die Kunstwerke kamen und auch andere Menschen ihren Willen geltend zu machen suchten, wurden diese Explosionen durch ihre Häufigkeit so anstrengend, daß Kuehl am Tage der Eröffnung nur noch wie ein heiserer Schatten umherzulaufen pflegte.

Das bunte äußere und innere Getriebe, das mit solchen Ausstel-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lungsunternehmungen im Zusammenhange steht, war eigentlich die Lebensquelle der stillen Dresdener Stadt. Ihr natürlicher Hang zu träumerischem Schlaf, der ihren Reiz und ihre Gefahr bildet, wurde dadurch etwas aufgestört, und der Lebensstrom rann schneller durch ihre Adern. Zuerst spielte ich nur eine bescheidene Rolle in diesem Getriebe, aber die Anziehungskraft wuchs mehr und mehr, und allmählich zog es mich ganz in seinen Bann und wurde eine Zeitlang der Inhalt meines künstlerischen Tuns und das Sprachrohr meines künstlerischen Strebens.

Ehe ich aber so eng mit dem schaffenden Leben meiner neuen Heimat selbst in Verbindung kam, mußte ich mir manches Jahr die Stätten meiner Betätigung außerhalb ihrer Mauern suchen. Aus allen möglichen Teilen Deutschlands wandte man sich mit privaten Aufträgen an mich, in Dresden aber blieb alles still. Kein Mensch dachte daran, dem jungen Künstler Gelegenheit zur Betätigung zu geben. Das empfand ich damals mit einer gewissen Bitterkeit. Wenn ich heute darauf zurückblicke, hat es mein Leben in vieler Beziehung doch auch sehr bereichert, daß ich in jener Zeit der entscheidenden Entwicklung zugleich in einer ganzen Reihe der verschiedenartigsten deutschen Städte lebte, ihre eigentümliche Kultur atmete und so gleichsam auf fremden Planeten um die Sonne meines eigentlichen Lebenszentrums ergötzlich herumkreiste.

Meine erste Schaffensfiliale war Berlin. Das war mir besonders lieb, denn hier lebte jetzt meine Schwester Emmy, die in Leipzig bei mir gewesen war, als Gattin eines guten Freundes und Kollegen, des Architekten und späteren Stadtbaurats Professor Heinz Lassen. So blieb ich mit diesem lieben Hause in engerer Fühlung, zugleich aber hatte ich eine sehr reizvolle kleine Aufgabe zu erfüllen. Ein Junggeselle, der die raffinierte Lebenskultur eines weitgereisten Mannes mit ehrlicher Kunstfreude verband, Professor *Ernst von Halle*, wollte sich auf einem reizenden Platz am kiefernumstandenen Halensee ein Heim bauen.[111] Ich benutzte die Aufgabe, um meine ersten Experimente in Baukeramik zu machen: lebhaft getönte plastische Steinzeugteile, vor allem ein reiches Portal, setzte ich zwischen Putzflächen. Es ging mir, wie fast allen, die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mit ungenügenden Aufgaben begabt sind: die wenigen Objekte, deren sie habhaft werden, müssen nun herhalten, um allen aufgespeicherten Schätzen ihres Inneren die Hülle zu geben. Ich tat des Guten sicherlich zuviel. Aber ich lernte mancherlei an diesen Experimenten und hatte dabei ebenso strenge wie interessante Kritiker. Neben meinem Bauplatz hatte Bernhard Dernburg, damals noch einfacher Bankdirektor, später Deutschlands erster Kolonialminister, sein Haus, dessen schloßartiges Innere von dem ausgesuchten Geschmack seiner Gattin deutlich Zeugnis gab; dieses ungewöhnliche Ehepaar, das mit meinem Bauherrn nah befreundet war, pflegte, so oft ich auf dem Schauplatz erschien, dem entstehenden Werk seinen kritischen Besuch zu machen. In gemeinsamer Fürsorge paßten wir das Innere des Hauses dem armen Junggesellen und seinen höchst individuellen Bedürfnissen genau auf den Leib, und es wäre das ideale Gefäß für einen eigentümlichen Menschen geworden, wenn dieser nicht gegen Ende der Bauzeit das Undankbarste getan hätte, was er ersinnen konnte: er heiratete plötzlich höchst programmwidrig.

Auf diese Art hatte ich schließlich unschuldigerweise ein mangelhaftes Haus gebaut, denn für eine Familie paßte es wenig; aber ich hatte dabei die ganzen Anregungen genossen, die Berlin unfehlbar bei jedem Besuch demjenigen gibt, der es mit richtigen Augen ansieht. Wer selbst im Getriebe dieser Stadt lebt, kommt leicht dazu, den reichen Tisch nicht mehr zu bemerken, der für ihn gedeckt ist; wer ab und an hungrig in sie hineinschaut, genießt vielleicht mehr von ihr als der Einheimische.

Die nächste Umdrehung des Kaleidoskops gab ein ganz anderes Bild: ein Herr Brauer aus Lüneburg hatte am Rande der Stadt einen Heidehügel erworben und wollte ein behäbiges Haus darauf errichtet haben. Nach dem Großstadtbild kam das Kleinstadtidyll.

Als ich in einer Vollmondnacht gegen zwölf Uhr in dem kleinen Bahnhof ausstieg und friedlich ins Hotel wandern wollte, weil ich mein Kommen erst für den nächsten Vormittag angemeldet hatte, fing mich ein zierlicher fremder Herr auf dem Bahnsteig ab. Es war mein Bauherr, der sich ausgerechnet hatte, daß ich in der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Nacht ankommen mußte, und der wußte, wie seine geliebte Stadt im Vollmondglanze wirkte. Als ob wir mitten auf einer gemeinsamen Reise wären, strolchten wir in allen Winkeln der malerischen alten Straßen und Plätze umher und entflammten gegenseitig unsere Begeisterung. Zum erstenmal empfand ich ganz den zauberischen Reiz des ehrwürdigen, strengen Backsteinbaues. Mondschein auf glitzernden Kirchturmflächen, Mondschein auf hohen, schiefen Giebelzeilen, Mondschein in verschwiegenen Wasserläufen und zwischen alten Stadtwällen; da verschwinden alle die blöden Zutaten unserer entstellenden Zeit, und das alte Lüneburg der Sülfmeister taucht empor, als wäre es niemals berührt worden – eine Stadt mit all den traulichen Winkeln, in denen Spizwegsche Menschen wohnen könnten, und doch von einer Herbheit und Größe, die nur in der kühlen nordischen Luft gedeiht.

Als wir nach zwei Uhr in unsere Wohnung kamen, wartete dort die junge Frau des Hauses treulich mit einem Imbiß auf uns, und beide waren selig, daß sie ihren Architekten in dieser Weise sogleich in die besondere Welt ihrer Stadt mit Zauberfäden hatten einspinnen können. Und nun tauchte ich in den nächsten Tagen ganz in ihr Leben ein und suchte das Gebilde daraus herauszuholen, das für sie paßte: ein Haus, das sein Dach tief herunterzieht über einer einfachen Masse, das eine große, kühle, rotgepflasterte Diele birgt, um die in altem Eichenholz die Galerie läuft, und dessen Terrassen übergehen in den Rosengarten, der am Rande der Heide blüht. Mein Bauherr war ein seltsamer Erfinder, der sich die Eroberung des unfruchtbaren Heidebodens zum Gemüseland zur Aufgabe gemacht hatte und der mit allen fortschrittlichen Regungen seiner enggefügten Umwelt in unmittelbarstem Zusammenhange stand. Durch ihn tat sich mir ein Blick in eine Kleinstadt auf, gesehen aus der Mitte eines Kreises heraus, der jenes rührende Sehnen nach Kultur in sich trägt, wie es vielleicht so echt nur fern von dem Treiben der Stätten erblüht, an denen diese Kultur scheinbar gemacht wird. Ich fühlte mich einer harmonischen Lebensführung näher als in Berlin.

Und wieder drehte sich das Kaleidoskop: ich war in Darmstadt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hier stand ich mitten zwischen zwei Welten: mit einem Fuß in der neuen Kunstwelt, die ein begeisterter Fürst als kühnen Traum zu improvisieren begonnen hatte, und mit dem anderen in der Welt altgefestigter, auserwählter Kunst, die das Leben meines Bauherrn, des Freiherrn *Max von Heyl*, umgab.

Wer selber im Strom der vorwärtsdrängenden Absichten jener Zeit schwamm, konnte sich nichts Anregenderes wünschen als einen Blick in das Getriebe der eben erstandenen Darmstädter „Künstlerkolonie". Von außen sah man glänzende Erfüllung aller ehrgeizigen Lüste: vor wenigen Tagen war die erste Ausstellung auf der Mathildenhöhe eröffnet, der Großherzog hatte angesichts des ganzen Hofes seine Künstler umarmt mit dem Ruf: „Endlich Menschen!", die Künstler aber hatten ihr Werk selbst gekrönt mit der Würde eines „Dokumentes deutscher Kunst".

In der Tat war es erstaunlich, was hier Ehrgeiz und Energie unter dem beflügelnden Antriebe des jungen Großherzogs hervorgerufen hatten. Es ist eines der schönsten Vorrechte eines Fürsten, daß er den flüchtigen Schemen der Kunst, die tastend durch eine Zeitepoche flattern, „Verweile doch, du bist so schön!" zuzurufen vermag. Und wenn der Ruf geschah aus starkem, reinem Herzen heraus, dann verdichten sich die unbestimmten Schemen zu farbigen Gestalten und führen ihren schönsten Reigentanz auf. Es ist nicht immer gesagt, daß damit ein tadellos zusammenpassendes Ensemble herauskommt, denn es ist Zufall dabei, welche Geister gerade vorüberfliegen, wenn der Ruf erfolgt, und doch wird das Gesamtergebnis zu einer Kulturerscheinung, die über das Zufällige hinausgeht und symptomatische Bedeutung für das Wollen einer Zeit erhält.

So lag es damals im Darmstadt des Jahres 1901. Das Programm der Ausstellung bestand in dem Lebensrahmen der Künstlerkolonie selbst: ihre Arbeitsstätten und Wohnungen sollten gezeigt werden. Das war ein feines, natürliches Programm, die Künstler sollten sich selber zeigen; aber einige von ihnen mißverstanden das etwas, sie zeigten sich nicht in der ungezwungenen Haltung des Alltagslebens, sie zeigten sich in einer mystischen, halbgottähnlichen Verklärung. Raffiniert abgestimmte und schwelgerisch verfeinerte Künst-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lerheime öffneten sich dem neugierigen Blick der Menge; alles war neuartig durchgebildet, was nur irgend zum Leben des Menschen gehört; man sah es bewundernd, aber man fühlte dabei: was man sah, sollte ein Stück Leben sein und war nur ein Stück Schauspiel. Das Schauspiel war glänzend, nur etwas zu feierlich inszeniert. Wenn man aber hinter die Kulissen guckte, dann war es wie bei jedem Schauspiel: Vieles war aus Pappe, und die Spieler, die sich zum gleichen Stück zusammengefunden hatten, standen sich in vielverästeltem Haß gegenüber. Jeder hätte das Stück am liebsten ganz auf sich allein zugeschnitten.

Am meisten Talent dazu hatte unstreitig *Josef Olbrich*.[112] Er verband eine außergewöhnliche schöpferische Kraft mit einer ungewöhnlichen schauspielerhaften Begabung; dadurch wurde er zum unübertrefflichen Impresario seiner Werke, aber auch zum gefährlichen Führer in der Entwicklung künstlerischer Strömungen. Die Kunst jenes Olbrich der ersten Darmstädter Ausstellung hatte etwas Launenhaftes, ja etwas Kokett-Geziertes. Diese Note konnte im Rahmen des Kunstgewerbes gern ihre besondere Rolle spielen und füllte hier sogar fraglos eine Lücke aus; für die Architektur aber, in die sie ebenfalls keck hinübergriff, mußte sie etwas Verhängnisvolles werden. Diesem Eindruck gab ich in dem führenden Organ der Modernen, der „Dekorativen Kunst", leidenschaftlichen Ausdruck. Ich sagte:

„So einfach kann man sich denn doch nicht behelfen, wenn man versucht, um dem Pathos historischer Stile zu entgehen, aus dem naiven persönlichen Instinkt heraus Architektur zu gestalten. Wenn man statt Schillerscher Jamben nach der natürlichen Sprache täglichen Lebens verlangt, braucht man nicht gleich ins aphoristische Stammeln Peter Altenbergs zu verfallen."

Als Summe der Ausstellung ergab sich mir die Erkenntnis:

„Gerade hier in Darmstadt können wir sehen, wie es nicht das Betonen des äußeren Merkmals unabhängig modernen Wesens

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ist, was zu Kunstleistungen führt, sondern daß die Frage nach lebendiger oder verfeinerter Kunst nur eine Frage der Persönlichkeit ist. Wo eine reife, volle Natur sich in kräftigem Ernst schaffend betätigt, da gräbt sie ganz von selber eine Furche, in welcher neue Lebensbäche auf den Acker unserer Zeit fließen; da, wo man selbstgefällig unter dem koketten Wimpel des „Modernen" dahinsegelt, da mag das Wasser eine Zeitlang besonders auffällig schäumen, und doch bleibt manchmal keine tiefere Spur zurück, als das Schiff sie auf seiner Bahn hinterläßt."

Und ich weiß nicht, ob mir Olbrich nicht ganz im tiefsten Innern recht gab. Jedenfalls hat er mir gegenüber, wenn wir später zusammentrafen, stets den Ton des Zutrauens angeschlagen und mich innerhalb wie außerhalb seines Hauses mit besonderer Zuvorkommenheit behandelt.

Das Gegengewicht gegen Olbrichs architekturzersetzenden Hang zum Bizarren sah ich in dem einzigen Manne der Kolonie, der seiner Übermacht einigermaßen standzuhalten wagte – *Peters Behrens.*[113] Auch er war damals nicht frei von Pose, aber hinter seiner etwas pathetischen Mystik steckte doch ein ausgesprochen männlich-architektonischer Kern. Und schließlich waren manche der Untugenden seines kleinen eigenen Wohnhauses schon die versteckten Tugenden, die später in Aufgaben großen Formats bei ihm maßgebend hervortraten: seine Art paßte nur in großes Format. Ich schloß mich damals Behrens in freundschaftlicher Zuneigung an; der Stil seines Wesens, der in Frau und Kindern einheitlich weiterklang, fesselte mich und beruhigte meine in Aufregung versetzte architektonische Witterung.

Überall wurde, in Abneigung oder Zustimmung, die Künstlerkolonie als einheitlicher Begriff genommen. Dagegen sträubte sich mein kritisches Gefühl; wie konnte man so unvereinbare Gegensätze wie Olbrich und Behrens unter das gleiche Gesetz bringen wollen. Die eine Hälfte der Erscheinungen nahm ich an, die andere lehnte ich ab, und auch die übrigen Genossen der Kolonie zerfielen so für mich in zwei Gruppen. Patriz Huber, der eine einfach bürgerliche

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Innensprache anschlug, war mein Freund, Christiansen mit seiner romantischen Theatralik schien mir ein Milchbruder der schlimmsten Möbelfirmen des Makart-Geschmackes. Ganz offen und rein aber stand in jenen ersten Jahren der Kolonie Ludwig Habichs blonde Jünglingsgestalt da und ließ in all das aufgeregte Treiben den Schimmer einer abgeklärteren Kunstwelt fallen; denn nur den tektonischen Künsten war es damals gegeben, an keiner Stätte zu ruhen, die Plastik stand noch unter dem beruhigenden Hauch, der von Adolf Hildebrands Person ausging.[114]

All dieses bunte Durcheinander von Können, Wollen, Hassen, Streben und Lieben lag auf der einen Seite meines Darmstädter Weges und trat mir in seinen Trägern persönlich nahe. Auf der anderen Seite aber lag eine stille Insel fein abgestimmten Wohlbehagens, eine Insel der Seligen. Mein neuer Bauherr hatte sie um sich hervorgezaubert, der Freiherr Max von Heyl und seine Gattin.[115]

In den glücklichsten Augenblicken seines Schaffens hatte Gabriel Seidl ihm einen edelgeformten Palast in einen zierlichen Barockgarten gesetzt; innen aber waltete der Geist Böcklins; zwanzig seiner schönsten Bilder strahlten an den Wänden, dazwischen grüßten die vollkommensten Marmororiginale der Antike, und prachtvolle Werke der Goldschmiedekunst aller Zeiten hoben sich von Raffaelschen Teppichen. Diese stumme Welt aber durchströmte edelste Musik, und ganz lebendig erst wurde sie in dem feinsinnigen Geist ihrer Besitzer, Renaissancemenschen, die körperlich und seelisch in diese anspruchsvolle Stimmung paßten.

Diese Menschen hatten sich vor Darmstadt an der Bergstraße einen wundervollen Besitz gekauft, der sich, aus dem malerischen Dorf Seeheim aufsteigend, über einen Hügel waldig herüberzog und überging in die endlosen Forste des Melibocus und seiner Genossen. Ein geschmackloses Haus aus den siebziger Jahren lag mitten darin.

Diesem allem sollte ich Gestalt geben. Das leider noch sehr solide Mauerwerk des alten Hauses mußte dabei benutzt werden; es wurde durch neue Gebilde völlig umbaut, und es entstand ein geräumiger Landsitz mit Loggien und Treppenhallen und kühlen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gartensälen. Vor allem aber wurde aus dem ziemlich wild wuchernden Berg ein Park gemacht: strenge Terrassen mit Treppen und Balustraden gliederten den Anstieg des Berges, steingefügte Wasserbecken spiegelten barocke Figuren, an langen, geschwungenen Wegen sah man zwischen den Pfeilern einer Pergola auf die weitgebreitete Landschaft, zierliche Brunnen belebten die hochgelegenen Baumterrassen, weiße Teehäuschen standen am Abhang, und in reinlich aufgeteilten Beeten entfaltete sich zwischen geschmückten Mauern der Gemüse- und Blumengarten. Ich war zum ersten Male vor solch eine gärtnerische Aufgabe großen Stiles gestellt und empfand, welche besondere Freude es ist, ein Stück Natur zum bewohnbaren Raum zu gestalten; es ist, als ob man das Leben selbst in Händen hielte, und alle Überlegungen, ob man in alten oder neuem Geiste schafft, zerfließen in nichts. Es gibt kein Alt oder Neu, es gibt nur ein Tot oder Lebendig.

So konnte ich trotz der herrischen Nähe der Künstlerkolonie doch mit einer gewissen Naivität aus der Landschaft heraus zu meinen Lösungen kommen und empfand, daß hierin der sicherste Kompaß liegt, der zwischen all den Strömungen der Umwelt hindurchführt.

Dieser Gesichtspunkt trat vielleicht noch stärker hervor bei einer weiteren Arbeit, die aus diesem Landsitz in Seeheim erwuchs. Seine Gestaltung veranlaßte den Wormser Bruder meines Bauherrn, den Freiherrn Cornelius von Heyl zu Herrnsheim, mir seine idyllische Besitzung Pfauenmoos am Bodensee anzuvertrauen, deren altes Schlößchen seiner großen Familie zu klein wurde, so daß neuer Raum geschaffen werden mußte.[116] Hier galt es noch mehr, aus der Natur heraus zu arbeiten, denn diese gesegnete Welt des Bodensees mit ihren sanftgeschwungenen Wiesen und traulichen Obstgärten verträgt nur einen anspruchslos heiteren Ton, in dem trotz aller behäbigen Breite leise der Süden anklingt. Das Werk, das diesen Ton nicht zu erhaschen weiß, wird feindlich in dieser Natur stehen, so gut es als solches auch sein mag.

Unter allen fremden Gegenden Deutschlands ist mir zu diesem Strich meines Vaterlandes, der sich am Bodensee breitet, eine be-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sondere Liebe geworden; überall stößt man auf die Zeugen alten geistigen Lebens, nur selten stört ein Mißton die äußere Harmonie, und über all diesen freundlichen Siedlungen liegt trotz ihrer unmittelbaren Lebendigkeit ein Hauch wie von träumerischer Dichtung: man steht an der Wiege der deutschen Kultur; St. Gallen, Reichenau, Konstanz bezeichnen Angelpunkte ihres Werdens. Das alles lernte ich noch näher kennen, als ich später in Konstanz einem tatenlustigen Buchhändler sein Haus baute und von dort mit dem Automobil durch die Dörfer und Städte streifte. Was liegt nicht alles an heimlichen Reizen zwischen Stein am Rhein und Überlingen versteckt!

Aber nicht nur der Bodensee tat sich mir auf. Die Arbeiten in Pfauenmoos brachten mich auch nach Worms, und hier im Schatten der Domtürme, die aus dem Heylschen Garten aufstiegen, verfolgte ich manche Projekte mit meinem neuen Gönner. Nicht alle sind zur Reife gekommen, aber der Blick, den ich dabei in das Wirken und Planen eines wirklichen Mäzens tat, und der Reiz des harmonischen Lebens in diesem Hause edelgebildeter Menschen gab dafür reichlich Ersatz.

Und wieder drehte sich das Kaleidoskop; nach Bergstraße und Bodensee ließ es die melancholischen, großartigen Kämme des Riesengebirges um mich erstehen. Ich saß im tannenumstandenen Tal von Schreiberhau, und es galt, einem regsamen, nervösen Gelehrten, Werner Sombart, das Heim zu schaffen; – eigentlich müßte man sagen: seiner Bibliothek, denn ihr zweigeschossiger, gerundeter Saal bildete das Herz der ganzen Anlage, und erst um dieses Heiligtum des Hausherrn herum legte sich bescheiden der Kranz von Räumen für die Frau und vier lebensfrische Töchter.[117]

Und auch hier kam ich in eine neue eigentümliche Geisteswelt. In diesem Tale des Riesengebirges hatte sich eine merkwürdige Kolonie stiller Menschen zusammengefunden; dicht bei dem Sombartschen Besitz waren Wilhelm Bölsche und John Henry Mackay angesiedelt, nicht weit davon hatte Frau Reicke mit erstaunlichem architektonischem Geschick ein allerliebstes Blockhaus errichtet, in dem ihr Gatte ab und an die Sorgen des Bürgermeisters von Ber-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lin vergessen und seine dichterischen Neigungen hervorholen konnte. Als Mittelpunkt des Kreises aber mußte man das alte Haus an der Landstraße bezeichnen, in dem *Carl Hauptmann*, Gerharts älterer Bruder, lebte und seltsam schwerflüssige Dichtungsgespinste mit den schwarzen Fäden tiefsinniger Philosophie und den goldenen Fäden tiefsinniger Sagen durchflocht. Die Stunden, die man in seinem Hause zubrachte, waren von eigentümlicher Harmonie, denn er hatte die seltene Gabe, sich mitzuteilen. Wenn er einem Menschen begegnete, dem er vertraute, umfaßte er ihn mit zutraulicher Liebe, öffnete die Geheimfächer seines Innern und tat alles, um ihn zu beschenken. Dadurch war das Zusammensein mit ihm reich und ungewöhnlich. Man nahm teil an seinem stillen Leben und an den kleinen Kunstschätzen, die ihn freuten, und wenn er nach dem Kaffee sein neuestes Manuskript hervorholte und einen Abschnitt vorlas, der ihm gerade aus der Seele gekommen war, dann genoß man das Beste, was er als Dichter zu geben vermochte. Er schrieb damals gerade am „Einhart, der Lächler", und manche Kapitel dieses tiefsinnigen Buches habe ich mit ihm durchlebt. Losgelöst von seiner Person, als kühle Bände im Markte des Tages, wirkten seine Arbeiten lange nicht so stark. Da tritt wohl etwas wunderlich Fremdes, ja auch etwas Gequältes in ihnen hervor, was in seiner Nähe verschwand.[118] Ein geistig ungewöhnlich durchgebildeter Kopf ringt in ihnen heiß um die Segnungen naiver Inspiration; die Inbrunst, mit der das geschieht, hatte etwas Rührendes und riß einen mit, so daß man glaubte. Aus der Ferne erst fühlte man das Ringen und glaubte nicht immer.

Diese brennende Sehnsucht nach unmittelbaren dichterischen Eindrücken war in Carl Hauptmann so stark, daß er ihr sogar den stillen Frieden seines Hauses opferte. Als ich es zum ersten Male betrat, waltete darin eine Frau von ruhiger, überlegener Klarheit, die das Wesen ihres Gatten verstehend umhegte und pflegte; als ich nach Jahresfrist wiederkam, fand ich an ihrer Stelle ein seltsam bestrickendes Wesen mit geheimnisvollen Rätselaugen. Der Dichter hatte geglaubt, durch die neue Liebe der dämonischen Welt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der unbewußten Mächte näherzukommen, und die selbstlos denkende erste Gattin hatte sich dem Genius ihres Mannes geopfert. Sie hatte das Schicksal ihrer Schwester, der ersten Gattin Gerhart Hauptmanns, auf sich genommen und betrachtete von fern das neue Paar mit den mütterlichen Augen einer Freundin. Wenn man in ihrem neuen Heim mit den beiden verlassenen Schwestern zusammentraf und erleben durfte, wie sie still und groß ins Leben schauten, hatte man das Gefühl, mit den edelsten Seiten des Weibes in Berührung gewesen zu sein.

Zwischen den mächtigen Berglinien dieses friedlichen Tales spielten sich nicht nur in diesem Hause stille Menschenschicksale ab; aber es war, als ob sein Frieden sich darüber legte, Kunst erblühte ringsum in mannigfachster Erscheinung, und ein Strom geistiger Anregung, der aus der Großstadt herüberquoll, verlor hier etwas von seiner Unrast. All das erlebte ich, während mein Haus langsam zwischen den Bäumen hervorwuchs, und ich nahm es mit in meine Dresdener Arbeit hinüber.

Auch meine Vaterstadt tauchte in dem Kaleidoskop dieser auswärtigen Arbeiten auf. Sie wollte dem Schöpfer ihrer Weserkorrektion ein Denkmal setzen und forderte Bruno Möhring, Hugo Lederer und mich zu einem Wettbewerb auf. Das Denkmal sollte mitten auf einem unglücklichen Dreiecksplatz neben der großen Weserbrücke stehen, was mir gar nicht behagen wollte. Ich schlug deshalb in meinem Projekt statt dessen eine architektonische Lösung vor, die im Zusammenhang mit einer Ufertreppe die unmittelbare Beziehung zwischen der Denkmalsanlage und dem Strom herstellte, dem sie galt. Das Persönliche ließ ich in Form einer großen Herme zur Geltung kommen. Das drang durch, ich durfte mir sogar meinen Bildhauer selber wählen und fand allgemeine Zustimmung, als ich einen anderen Bremer, Georg Römer, dafür in Aussicht nahm.[119]

Ich war sehr glücklich, in dieser Weise mit meiner Vaterstadt etwas wie künstlerische Fühlung zu bekommen, denn je länger ich sie mir aus der Ferne betrachtete, um so größer wurde meine Freude an ihrem eigentümlichen Wesen, und es war mir, als ob das künst-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lerische Gut ihres reizvollen Stadtbildes mir ein bißchen mit zugehörte; ich war besorgt darum und war stolz darauf. Deshalb beschäftigte es mich auch ganz besonders, als man mich zum Wettbewerb für das neue Stadthaus in einen kleinen Kreis von Künstlern mit aufforderte, und nicht minder, als ich Mitglied einer Sachverständigenkommission wurde, die berufen ward, um Ort und Form des neuen Bismarck-Denkmals zu bestimmen.

Ich hatte mich bereits mit dem Gedanken lebhaft beschäftigt und machte in der „Deutschen Bauzeitung" auf den herrlichen Denkmalsplatz aufmerksam, der sich nach erfolgtem Durchbruch der Sögestraße am Turm der Liebfrauenkirche bot. Fitger und Poppe, die auch zur Kommission gehörten, hatten ebenfalls einen Vorschlag ausgearbeitet: am Kopfende des Domhofs, vor dem Stadthause, hatten sie einen mächtigen prunkhaften Tafelaufsatz aufgebaut, dessen mittlere Bismarck-Gestalt dem großen Platze den Rücken drehte, so daß man immer dachte, alle fünf Minuten würde er doch sicherlich eine Schwenkung machen, um nicht gar zu unhöflich zu erscheinen.

Dieser Vorschlag fand die eifrige Fürsprache von Wallot, Ludwig Hofmann und Haller, während wir anderen, Gabriel Seidl, Adolf Hildebrand und Gustav Pauli einen Gedanken vertraten, der von Hildebrand ausgegangen war.

Wir waren uns alle klar, daß wir im Schatten des Domes oder der Liebfrauenkirche die Stelle für das Denkmal suchen mußten, und während wir die Bauten noch unschlüssig umkreisten, blieb *Hildebrand* plötzlich auf den Stufen des Börseneinganges stehen, machte einige plastische Bewegungen in der Luft und begann dann den Reiter zu schildern, wie er jetzt an der Ecke des Turmes emporragt. Er sah ihn leibhaftig vor sich, und wir sahen ihn mit. Für uns war die Sache damit erledigt. Nun galt es, zunächst den Vorsitzenden des Ausschusses, Bürgermeister Pauli, zu gewinnen, und da fürchteten wir ein Hindernis, denn nach altem kaiserlichem Gebot waren Reiterdenkmäler, wenigstens in Preußen, für die Verewigung von Herrschern vorbehalten. Als wir aber zum Mittagessen in der Wohnung des Bürgermeisters behaglich zusammen-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

saßen und dieses Gebot von den Verfechtern des Poppeschen Entwurfes lebhaft hervorgehoben wurde, sagte der feine alte Herr nur die kurzen Worte: „Um so besser! Wir sind ja nicht in Preußen." Damit war der Sieg entschieden. Denn *Franz Schütte*, der eigentliche Stifter des Geldes, das durch einen großen Bankrott verlorengegangen war, gehörte zu den großzügigen Mäzenatennaturen, die dem Künstler, dem sie einmal vertraut haben, auch ganz folgen.

Als wir Gutachter am Abend dieses Tages in einem „Priölken" des Ratskellers zusammensaßen und von der merkwürdigen Erscheinung dieses Mannes sprachen, kam die Rede darauf, was jeder von uns tun würde, wenn er über die unbeschränkten Mittel eines Schütte verfügte. „I wüßt' schon!" rief sogleich der kleine Gabriel Seidl, und dann setzte er auseinander, er würde das Haus am Münchener Marienplatz kaufen, das sein Freund Gedon so schön geschmückt hat und das man jetzt abzureißen im Begriffe stand. Wallot wollte eine große Zeitung gründen, die, völlig unabhängig, mit einer Phalanx allerbester Mitarbeiter die wahre Kultur der Zeit vertreten sollte. Hildebrand meinte: „Das geht nicht durch Schreiben, das geht nur durch Schaffen", und malte aus, wie herrlich es sein müßte, den Gedanken des idealen Kunsterziehungsstaates zu verwirklichen, den Goethe in den „Wanderjahren" geschildert hat. Ludwig Hofmann aber war lange still, und als man in ihn drang, sagte er zögernd: „Ja, meine Herren, ich bin ja eigentlich in der von Ihnen angenommenen Lage, aber ich wüßte nicht, was ich Besonderes machen sollte."

Für mich hatte Seidl den Sieg davongetragen, der an nichts anderes dachte als daran, ein Stück der Lebensarbeit seines geliebten Freundes zu retten; so maßstabslos wünschen auch in den Märchen die Menschen, die man liebhat. Es war überhaupt ein Genuß, Seidls naive Natürlichkeit in solchem Kreise zu sehen; er hatte vorgeschlagen, jeder von uns sollte etwas Verschiedenes von der reichen Speisenkarte bestellen, und dann wollten wir über Kreuz „Verkosten" spielen. Das hörten die meisten ersichtlich mit gemischten Gefühlen an, aber als wir alle unsere Portionen hatten,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

machte er unbekümmert mit seinem Vorschlage ernst, und mit einem freundlichen „Erlauben S', Herr Nachbar" fuhr plötzlich seine Gabel auf irgendeinen entfernten Teller und holte da zum Erstaunen des Besitzers einen schönen Bissen herunter.

In später Stunde erschien noch Schütte, und das hatte zur Folge, daß, als wir die anderen zum Hotel gebracht hatten, ich allein mit ihm nach Hause ging. Dieser kurze Weg ist vielleicht für den weiteren Gang der Bremer Denkmalsentwicklung nicht ohne Bedeutung geblieben. Zuerst stellte Schütte fest, mein Vorschlag an der Liebfrauenkirche sei durch die Beschlüsse des Tages durchaus nicht totgemacht; da müßte Moltke hin, der bald auch ein Denkmal erhalten würde, und dann fuhr er fort: „Wie denken Sie sich nun den weiteren Verlauf unserer Sache?" Ich sagte: „Nur kein öffentlicher Wettbewerb! Die Allerbesten allein dürfen zu einer engeren Konkurrenz aufgefordert werden, etwa ein Tuaillon, Hahn, Hildebrand, Lederer, Wrba." – „Und über wessen Sieg würde man sich im Namen der Kunst am meisten freuen?" – „Über Hildebrands Sieg", antwortete ich. – „Nun das können wir einfacher haben", sagte er, und als ich anderen Tages in unvergeßlichen Stunden Hildebrand durch Bremen führte, war dieser Sieg schon entschieden. Es war aber auch gut, daß die Sache so kam, denn Hildebrand war von dem Gedanken an seinen Reiter völlig behext. Mitten im Gespräch blieb er auf der Straße plötzlich stehen, sah starr vor sich hin und machte murmelnd modellierende Bewegungen in der Luft. Das Werk wurde in ihm geboren.[120]

So machte ich auch bedeutungsvolle Augenblicke im Kunstleben meiner Vaterstadt von Dresden aus in engster Fühlung mit.

Und wieder gab es ein ganz anderes Bild, als ich bald danach in Hagen in Westfalen einem jungen Bankier sein Haus zu bauen begann. Das führte mich in eine dumpfe Industriestadt, aber auch hier wehte eine höchst eigentümliche Kulturluft, ja, in mancher Hinsicht wohl die seltsamste, die man damals in Deutschland finden konnte.

Der Vetter meines Bauherrn, *Carl Ernst Osthaus,* ein reichbegüterter Mann, war einer der seltenen Menschen, die es sich zur Lebens-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

aufgabe machen, der werdenden und ringenden Kultur der Zeit in ihrer Nähe einen Sammelpunkt zu schaffen. Das Besondere an ihm war, daß er nun nicht, um diesem idealen Beruf zu leben, etwa nach Düsseldorf oder Berlin übersiedelte, sondern daß er sich die Aufgabe stellte, gerade in seiner rauchigen, allem künstlerischen Antrieb fremden Vaterstadt dieses Ziel zu erreichen.

Als er anfing, in seinem palastartigen Hause die raffiniertesten Werke der fortgeschrittensten und wagemutigsten unter den lebenden Künstlern zu sammeln, das Haus „Folkwang-Museum" nannte, von van de Velde ausbauen ließ und zur freien Besichtigung öffnete, da amüsierten seine Mitbürger sich nur leise über diese merkwürdige Schrulle. Aber in dem Museum war ein Vortragssaal, und nun begann eine eindringliche, von Ausstellungen begleitete Propaganda: die Mitbürger mußten nicht nur sehen, sondern auch hören. Da amüsierten sie sich laut über die Hirngespinste des Sohnes ihrer Stadt. So einfach war die Sache aber nicht abzutun. Über Nacht entstanden rings allerlei seltsame Bauten, der fremde Geist begann, Früchte zu tragen, und von draußen erwuchs ihm kräftiger Widerhall. – Da zerfielen sie in Parteien: eine kleine Schar fing an, dem neuen Glauben Achtung zu schenken, die große Masse fuhr fort, Ärgernis zu nehmen. Alle aber beschäftigten sie sich mit den seltsamen Dingen und merkten nicht, daß darin schon eine heilsame Ansteckung lag.

So traf ich die Stadt, als ich dem Vetter Heinrich Ed. Osthaus und seiner jungen Frau das Haus baute; eigentlich gehörten sie zu den Bekehrten, aber die letzten Hindernisse wagten sie doch nicht zu nehmen, und das war schließlich begreiflich, denn Carl Ernst Osthaus machte es seinen Landsleuten nicht leicht: statt sie in dem, was er ihnen vorführte, den historischen Entwicklungsgang mitmachen zu lassen, den die Kunst selbst durchlaufen hatte, setzte er ihnen gleich die letzten Erscheinungsformen vor: von Vautier mußten sie sofort zu Munch, von Janssen sofort zu Hodler und Thorn Prikker, von Achenbach sofort zu van Gogh, von Begas sofort zu Maillol und Minne. Das war eine Gewaltkur, für die manche Konstitution nicht geschaffen ist, für denjenigen aber, der dieses Mu-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

seum besah, ohne die Bekehrung nötig zu haben, ergab sich dadurch ein Eindruck von seltener Einheitlichkeit. Man blickte hinein in das ganz frische Erleben der unmittelbarsten Gegenwart. Zur Zeit, als Osthaus noch im Gebäude der Sammlung selber wohnte, wirkte es eigentlich gar nicht wie ein Museum: nach dem Abendessen leitete das Kaffeezimmer unvermerkt in die Säle über, und man streifte plaudernd zwischen den erlesenen Schätzen einher, bald hier, bald da eine Überraschung pflückend, wobei der Hausherr und seine Gattin mit jener liebenswürdigen Anspruchslosigkeit in ihrem Besitz walteten, als wäre er nur ein anvertrautes Gut, das sie hier zu hüten hätten. Später ließ sich Osthaus von van de Velde ein raffiniertes Wohnhaus bauen, das den Kern einer Gartenstadt bildete, die er in einem reizenden Tale von Künstlerhänden erstehen ließ. Sein Kulturwirken setzte sich immer stärker in lebendige Formen um, wobei seine Vorliebe für das Seltsame und Exotische seinem Tun leise eine unsichtbare Kette anlegte, die dem Umkreis seines Wirkens eine gewisse Grenze setzte. Aber was schadet das! Wenn man sah, was hier im kunstvergessenen Hagen ein einzelner wagemutiger Privatmann zu schaffen vermochte, empfand man erst ganz, welcher Reichtum an lebendigen Werten ungenützt an den Ufern unserer Zeit vorüberrauscht. Viel Idealismus und viel Kunstwollen findet man fraglos in deutschen Landen, aber wie selten verbinden sie sich mit dem Mut des Zutrauens zum Werdenden, noch nicht Gestempelten, und wie nötig gebrauchen wir doch einen solchen Mut, um wirklich vorwärtszukommen.[121]
Gerade wenn man in Dresden lebte, konnte man das schmerzlich empfinden. Viele Jahre lang mühte sich hier eine Schar vorwärtsstrebender Künstler und gab Proben ihres Könnens, aber alles blieb still ringsum und würde es wohl auch geblieben sein, wenn nicht schließlich der Druck von außen die Kräfte in eine gewisse Bewegung gesetzt hätte. Aber bis dahin war ein weiter Weg; dieser Weg ist der eigentliche Inhalt meiner Dresdener Zeit.

Wenn ich hier einige von den Lebenskreisen in den Vordergrund gestellt habe, in die mich meine auswärtigen Bauaufgaben führten,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

so würde der Eindruck doch falsch sein, wenn es so schiene, als ob der Schwerpunkt meines Tuns nicht in Dresden selbst gelegen hätte; alle diese auswärtigen Betätigungen waren nur anregende Gastrollen, der eigentliche Verband, in den ich mich gehörend fühlte, lag doch in der Stadt meines Wohnens.

Allmählich schloß sich hier ein Freundeskreis zusammen, der im Gegensatz zu den mancherlei Kreisen, denen ich bisher angehörte, aus lauter Künstlern bestand, die auf ähnlichen Gebieten schafften; dadurch addierten sich die Kräfte, und mit der Zeit wurde er unversehens eine Macht. In dieser kleinen Schar traf ich wieder mit meinem heißblütigen Leipziger Freunde, Wilhelm Kreis, zusammen, er war bei Wallot am Ständehausneubau tätig und stand im Begriff, eine blutjunge, reizende Braunschweigerin zu heiraten. In Blasewitz nistete sich das junge Paar an einem idyllischen Fleckchen Erde ein und führte hier den seltsamsten Haushalt von der Welt. Eigentlich gehörte noch ein dritter in diesen Haushalt hinein, das war *Otto Gußmann,* der Leiter des Ateliers für dekorative Malerei an der Kunstakademie, ein lebensfroher, kugelrunder Schwabe, dessen burschikosem, ungezwungenem Wesen man im ersten Augenblick gar nicht anmerkte, daß ein Mann dahintersteckte, der in seiner Kunst einem großen, monumentalen Fühlen in reicher, feierlicher Weise Ausdruck zu geben verstand. Kreis hatte in ihm einen unübertrefflichen Genossen seiner Dresdener Junggesellenzeit gefunden, und die junge Frau sah sich plötzlich mitten in eine saftig-niederländische Atmosphäre hineinversetzt, in der man auf jede Überraschung jeden Augenblick gefaßt sein mußte. Als stiller Betrachter gesellte ich mich zu diesem Kreise und beobachtete mit viel Vergnügen, wie die kleine Frau allmählich kaum merkbar ihre beiden wilden Vögel zu zähmen begann. Sie behielten ihre volle Freiheit, aber sie fraßen ihr aus der Hand.

Kreis war damals wohl in der glücklichsten Zeit seiner reichen Begabung.[122] Ob ihm gleich alles mühelos zufloß, rang er doch in großem Ernst mit jeder Aufgabe, und Gußmann stand ihm darin mit offenen Augen zur Seite. Er war ein Maler von seltenem archi-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

tektonischem Gefühl; alles, was er an Farbe, Ornamenten oder bildhaftem Schmuck in einen Raum hineinbrachte, entstand bei ihm gleichsam als Erläuterung oder Bekräftigung des Raumgedankens; diesem großen Gesichtspunkte ordnete er alles unter und zog zugleich aus ihm die wirkungsteigernde Kraft für das Werk. In seinem gewaltigen Atelierraum, in dessen Fenster die Frauenkirche als unmittelbarer Nachbar geheimnisvoll hineinschaute, habe ich vielleicht die glücklichsten Stunden in meiner Dresdener Zeit verlebt; da fühlte ich etwas von dem sich verwirklichen, was ich erstrebte: eine monumentale Raumkunst, die alle anderen Künste zusammenfassend vereinigt, – und da waltete etwas, wonach ich mich sehnte: eine ursprüngliche und doch anspruchslose Persönlichkeit. Allmählich führte uns ein freundschaftliches Gefühl immer enger zusammen.[123]

Und auch sonst begann die Kraft segenspendend zu wirken, die in der Freundschaft liegt; leise hatte sie ihre Fasern nach verschiedenen Seiten ausgestreckt, und schließlich war, noch kaum bewußt, ein Netz entstanden, das unseren kleinen Kreis immer enger zusammenschloß, bis er sich auch äußerlich als zusammengehörend fühlte und dieses durch allwöchentliche Zusammenkünfte an einem Tisch des Victoria-Hauses zum Ausdruck brachte. Da saß ein seltsames Häuflein beieinander: neben Kreis und Gußmann waren es vor allem Karl Groß, der phantasievolle Münchener Goldschmied, der selbstlos immer Zeit fand für gemeinnützige Unternehmungen, sein Landsmann Hudler, ein kraftstrotzender Bildhauer von schärfster Charakterisierungskunst, der nur selber wußte, daß ihm der Tod schon in den Adern saß, – dann Max Hans Kühne, dessen Doppelbegabung für geschmackvolle frische Einfälle und für organisierende Geschicklichkeit gerade seine ersten Erfolge zeitigte, – Oscar Seyffert, der als getreuer Eckart der sächsischen Volkskunst die besten Seiten des Sachsentums in seinem behaglichen und gemütvollen Humor widerspiegelte, – Tscharmann, ein charaktervoller, ernst und einfach seinem Weg nachgehender Architekt, – Erich Kleinhempel, der mit stiller Betriebsamkeit auf der Wiese der modernen Bestrebungen seine Blümchen pflückte, – William Lossow,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der sich trotz einer angeborenen repräsentativen Würde wieder mit uns jung fühlte, – Erich Haenel, der unser Treiben als verständnisvoller Kritiker begleitete, und noch dieser und jener andere, der gelegentliche Gastrollen in unserer Mitte gab.[124]

Dank unserer großen Verschiedenartigkeit ging es sehr lebendig in diesem Kreise zu, und da wir alle, jeder auf seine Weise, mit sich und seiner Lebensaufgabe im Ringen begriffen waren, fühlten wir uns als Kameraden und gaben uns gegenseitig ab von der eigenen Kraft.

Es war die Zeit, wo das Streben nach der Befreiung des deutschen Schaffens von künstlerischer Bevormundung sich nicht mehr mit dem Schlachtruf „Anders als früher" begnügte, man begann, zu fühlen, daß es nicht bloß auf diese negative Feststellung ankommt, ja, daß sie schnell zu erschreckenden Äußerlichkeiten führt, und man fing an, die neuen Werte auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfen. An Ausstellungseffekten waren sie groß geworden; hielten sie stand, wenn sie die Aufgaben des praktischen Lebens in seiner bunten, breiten Mannigfaltigkeit durchdringen sollten?

Wir alle fühlten, daß erst solche Prüfung die vielen krausen Ansätze sichten würde, die gemacht waren. An Aufträgen, die zufällig von außen kamen, konnte das nicht geschehen, denn niemand vertraute solche Aufgaben einstweilen den Händen unbewährter Neuerer an; wollte man weiterkommen, so mußte man einen Weg finden, um das, was man zu sagen hatte, auch ohne Aufträge auszusprechen. Das war wieder nur durch Ausstellungen möglich; um dieses Mittel kam man also nicht herum, es galt deshalb, es für die Erreichung bestimmter Ziele planmäßig umzubilden. Eine Ausstellung, die wirklich die innere Entwicklung fördern sollte, durfte nicht eine zufällig zusammengeraffte Schau unternehmungslustiger Spitzenreiter sein, sie mußte die ganze in Deutschland zur Verfügung stehende künstlerische Armee aufmarschieren lassen und ihr Gelegenheit geben, ihre Operationsfähigkeit an planmäßig ineinandergreifenden Aufgaben zu zeigen.

Die Notwendigkeit, diese Arbeit in Deutschland zu leisten, war in den letzten Jahren allen Einsichtigen immer klarer geworden. In

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

München nahm man 1903 den Gedanken auf, ließ ihn aber wegen der Schwierigkeiten, die mit seiner Durchführung verknüpft waren, wieder fallen. Das gab uns keine Ruhe mehr. Allmählich reifte an unserem Freundestisch immer deutlicher der kühne Gedanke: wenn München die deutsche Kunstgewerbeausstellung, die nötig ist, nicht machen will, dann muß Dresden sie machen.

In den letzten dreißig Jahren waren in Deutschland nur zwei große allgemeine Kunstgewerbeausstellungen ins Leben getreten, und beide hatten ganz bestimmte Aufgaben zu lösen gehabt, die sich aus der Entwicklung unseres kulturellen Lebens ergaben. Die Ausstellung, welche 1876 in München stattfand, sollte die künstlerische Gestaltung unserer Lebensführung zurückleiten auf einen heimatlichen Boden, „unserer Väter Werke" wurden als Vorbild gezeigt, und das Anknüpfen an heimische Überlieferungen war ihr Ziel; sie brachte die große Welle der deutschen Renaissance in das kunstgewerbliche Leben.

Die zweite deutsche Kunstgewerbeausstellung, die im Jahre 1888 ebenfalls in München veranstaltet wurde, fand als Aufgabe vor, die Früchte der dadurch in unserem Kunstgewerbe angebahnten Bewegung vor Augen zu führen. Sie zeigte an einem großen Überblick die stilistischen und technischen Versuche, die auf allen einzelnen Gebieten kunstgewerblichen Schaffens zutage traten, und bahnte die Wiederbelebung der beweglichen barocken Stilerscheinungen an.

In jener Zeit hatten sich über die mannigfaltigen ästhetischen und technischen Fragen auf den einzelnen Gebieten kunstgewerblichen Schaffens hinweg bedeutsame *grundsätzliche* Fragen herausgestellt, die neu aus den unserer Zeit eigentümlichen kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnissen hervorgingen. Diese Fragen bezogen sich vor allem darauf, wie das große, neue Gebiet, das unsere Zeit dem Kunstgewerbe hinzubrachte, die Kunstindustrie, das Bild unseres Schaffens beeinflußte. Das Verhältnis von Kunsthandwerk zu Kunstindustrie, die in vieler Beziehung verschiedene Wege zu gehen berufen sind und die sich gegenseitig bei unklarer Mischung ihrer Grundsätze unheilvoll beeinflussen, verlangte Klärung.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Neben dieser von rein technischen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten im wesentlichen beherrschten Frage trat als eine andere inzwischen herangereifte Aufgabe hervor, jene seit dem Jahre 1888 eingetretenen Umwandlungen auf dem freien Gebiete des Geschmacks zur Darstellung zu bringen. Ein abgeschlossener Überblick auf diesem Gebiete mußte einerseits den Schaffenden selber fruchtbare Anregungen geben, andererseits dem Publikum klarer machen, was die schaffenden Männer der Zeit denn eigentlich wirklich wollten und was sich in unverstandener Nachahmung dafür ausgab.

Dieses weitgreifende Programm wurde von Groß und mir gemeinsam in bestimmte Formen gebracht und fand durch mich seine endgültige Fassung. Wollte man es aber durchführen, so mußte man zugleich tief in eine organisatorische wirtschaftliche Frage des zeitgenössischen Kunstgewerbes hineingreifen, und darin lag vielleicht die schwierigste und die wichtigste Seite des Unternehmens: es ist die Frage vom Verhältnis des schaffenden Künstlers zur ausführenden Firma. Diese Frage berührt einen Zwiespalt, der in unserer Zeit durch die Entwicklung aller Erscheinungen im Sinne des Massenbetriebes neu hervorgetreten ist. Früher vereinigten sich Schaffender und Ausführender in einer Person; der Zwang des Gesetzes der Arbeitsteilung zerlegte diese Einheit mehr und mehr in getrennte Wesen. Die daraus entstehenden Verhältnisse blieben in ihrer Bedeutsamkeit lange unerkannt, und damit blieben sie ungeklärt, so daß der innere Verfall unseres Kunstgewerbes zum wesentlichen Teil darauf zurückzuführen war, daß der Schaffende mehr und mehr unter die einseitige Botmäßigkeit des Ausführenden geriet. Trotz aller Vorstöße einzelner Ausnahmeerscheinungen beherrschten die großen Ausstattungsfirmen das kaufkräftige Deutschland und zeichneten mit ihrem Geschäftsstempel die Schöpfungen anonymer Angestellter. Wer kann sich wundern, daß auf solche Weise keine lebendige Kunst zu entstehen vermag? Besonders gefährlich aber wurden diese Geschäfte dem wirklich Werte schaffenden Teile des Volkes dadurch, daß sie hurtig bei der Hand waren, aus Zeitschriften oder durch Schüler die künstlerische Note

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

aufzugreifen, die vom freischaffenden Künstler angeschlagen wurde und gerade Erfolg versprach. So kam sie aus zweiter Hand, ihrer Feinheit entkleidet, auf den großen Markt.

Wir sahen eine unserer sozialen Aufgaben darin, bei der „Dritten deutschen Kunstgewerbeausstellung" einen klaren Strich zu machen zwischen dem schaffenden Künstler und solchen Kunstpächtern: in der Raumkunstabteilung wurden nur *Künstler* als Aussteller zugelassen, die Firmen erhielten hier nur Zutritt durch die Vermittlung des Schaffenden, – nicht umgekehrt, wie es im allgemeinen vermöge des kapitalistischen Übergewichtes der anderen Partei zu sein pflegte.

Anfangs beachtete die Geschäftswelt das nicht, weil sie wohl glaubte, daß dieser unpraktische Versuch harmlos verlaufen würde. Als aber plötzlich eine blühende Ausstellung sich zu entwickeln begann, fing ein Sturm der Entrüstung an sich zu erheben; Eingaben und Proteste waren die Folge, und eine „Wirtschaftliche Vereinigung" schloß sich gegen die Umwertung der Werte mit so lautem Geschrei zusammen, daß die Regierungen nur mit Mühe abgehalten werden konnten, kopfscheu zu werden. Diese Haltung hat vor allem zu der Gegenbewegung geführt, die in der Gründung des „Deutschen Werkbundes" ihren Ausdruck fand.

Die Organisation dieser Raumkunstabteilung, die den eigentlichen Überblick über den kunstgewerblichen Zustand der Zeit geben mußte, wurde mir übertragen. Daraus erwuchs zunächst eine umfangreiche diplomatische Tätigkeit. Es ist nicht einfach, fremde Leute zu bewegen, für die Unternehmung einer anderen Stadt die großen Kosten aufzuwenden, welche die Herstellung von Räumen für Ausstellungszwecke mit sich bringt; da handelt es sich nicht darum, wie bei sonstigen Kunstausstellungen, Werke, die ohnehin bereits vorhanden sind, aufzustöbern, zu sichten und zu sammeln, sondern man muß zunächst einmal erreichen, daß das Werk, das man zeigen will, überhaupt entsteht. Als ich zuerst mit diesem Ansinnen in Berlin oder in München auftauchte, war man sehr verwundert über solche Zumutung, und es bedurfte aller Künste der Überredung, um die maßgebenden Männer für die wagemutigen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Absichten zu erwärmen, die verfolgt wurden. An manchen Stellen blieb es bei einer hochfahrenden Absage, und es war später, als das Werk begann, seine Rolle zu spielen, höchst unterhaltsam, zu beobachten, wie an eben diesen Stellen die Gemütsstimmung sich umwandelte zum gekränkten Schmollen wegen Übergehung.

Diesen ersten Ansturm mußte ich noch ohne den Hintergrund von Protektorat und Staatsunterstützung machen, da uns diese Segnungen erst in Aussicht gestellt waren, wenn wir die entsprechende auswärtige Beteiligung an unserem Unternehmen nachweisen könnten, und so gehörte in der Tat ein gewisses Zutrauen zum verständigen Idealismus unseres kleinen Ausschusses dazu, um sich mit ihm zu verbünden. Aber allmählich gelang es: Hermann Muthesius in Berlin wurde gewonnen, F. A. O. Krüger, der mutige Gründer der „Münchener Werkstätten" schloß sich als Obmann einer Münchener Gruppe uns an, Bernhard Pankok übernahm Württemberg, Peter Behrens die Rheinlande, Josef Olbrich versprach, für die Hessen zu sorgen, womit er sich selber meinte, Grenander brachte eine Berliner Raumgruppe zusammen, Emil Högg organisierte die jungen Bremer Kräfte, Ludwig Dettmann, was sich in Ostpreußen auftreiben ließ, und Graf Keßler übernahm es, die neuen Regungen im Thüringer Lande zur Anschauung zu bringen, die mit van de Veldes Stellung in Weimar in engem Zusammenhange standen.

Nach und nach schlossen sich alle bedeutenden Städte mit Räumen an, und da wir die Hergabe eines Platzes von der verantwortlichen Arbeit bestimmter Künstler abhängig machten, gelang es, Schritt für Schritt in langsamem, unablässigem Bohren wirklich die maßgebenden Vertreter des jungen deutschen Wollens so gut wie vollzählig auf den Plan zu bringen und ihre Absichten zu finanzieren. Als das erreicht war, glaubte ich, die schlimmste Arbeit sei überstanden, aber darin sollte ich mich gründlich getäuscht haben. Die glänzendsten Primadonnen waren mir zwar gesichert, aber nun galt es, auf enger gegebener Bühne mit ihnen eine Vorstellung zustande zu bringen, und was das heißt, kann wohl nur ein welterfahrener Regisseur ganz ermesssen. Was Hartnäckigkeit und Eifersucht, Eitelkeit und Nachlässigkeit bedeuten, lernt man erst ganz erken-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nen, wenn man einmal im Kreuzfeuer der Interessen verwöhnter Künstler gestanden hat – die allgemeine menschliche Hochachtung wächst nicht gerade dabei. Menschen, die man bisher in klaren Linien gesehen hat, kommen einem hinterher merkwürdig verknittert und verbogen vor. Bei einigen wenigen aber verstärkt sich auch der Umriß des menschlichen Bildes, und da kann man sicher sein, daß man sich nicht täuscht, denn wenn man ein Jahr mit dem künstlerischen Deutschland über Ausstellungsangelegenheiten in Verhandlungen gewesen ist, wird man zu einem unfehlbaren Kenner der menschlichen Eigenschaften seiner beruflichen Zeitgenossen. Während man diese weise Erkenntnis erwirbt, macht sie einen nicht gerade glücklicher, aber rückschauend ist sie doch ganz interessant, und zwar nicht nur nach der menschlichen, sondern auch nach der künstlerischen Seite hin. Man sieht die einzelnen Leistungen doch mit ganz anderem fachmännischen Verständnis an, wenn man weiß, wie selbstsicher und leicht der eine arbeitet, und wie unsicher und tastend der andere, – wenn man gesehen hat, wie der eine sich beweglich und erfindungsreich anpassen kann, wie der andere sich von einem vorgefaßten Exempel in keiner Weise zu lösen vermag, und wenn man erlebt, wie gerade ein berühmter Apostel der Konstruktion hilflose Zeichnungen schickt, deren Absichten in sich zusammenfallen würden, wenn man sie nicht abänderte.

Es war keine Kleinigkeit, das unpraktische und schlecht belichtete Gehäuse des Dresdener Ausstellungspalastes in ein organisches Gefüge von über sechzig individuellen Räumen zu verwandeln. Keiner dieser Räume hatte ursprünglich eine Beziehung zum anderen, und doch mußten sie eine wirkungsvolle und praktisch benutzbare Folge zeigen, der Besucherstrom mußte bequem hindurchkommen, die Fenster der Räume mußten mit den Lichtquellen des Gebäudes übereinstimmen, und die Tür des einen mußte zugleich die Tür des anderen Raumes werden. Ach, was ist da oftmals wochenlang um die Lage einer solchen Tür gekämpft worden, wenn der eine Künstler sie durchaus um keinen Zentimeter verschieben wollte und sie dem anderen gerade seine Wandaufteilung zerriß. Und welche Not machten vor allem die Fußböden; Parkett, Fliesen, Ziegel,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mosaik, Teppiche, Marmor, Linoleum, Terralith – das wechselte bunt hintereinander ab, gab überall durch die verschiedenen Konstruktionen andere Höhenlagen und mußte nun von mir in Einklang gebracht und ausgeführt werden. Wer nachher achtlos darüber hinschritt, ahnte nicht, was das in den wenigen Wochen, die mir das Gebäude nur zur baulichen Bewältigung übergeben war, für Mühen gekostet hatte.

In diesen wenigen Wochen entstanden nun die allermannigfachsten Räume; vor allem natürlich Wohngemächer verschiedenster Art, aber nicht nur die Kunstwerke des raffiniert abgewogenen Luxus, sondern wir zeigten auch das einfache Bürgerzimmer und die Stube des Arbeiters in veredelter Form; billige Etagenwohnungen spielten die gleiche Rolle wie das Musikzimmer, das Treppenhaus und die Bibliothek des Palastes. Dann aber war versucht, die Grenzen zu sprengen, die den neuen Geschmack in die Sphäre des Privathauses zu bannen versuchten: Gerichtssaal und Standesamt, Sammlungsraum, Schule und Bahnhofssaal wurden in neuer Durchbildung gezeigt; in seltsamen Formen entwickelte van de Velde ein reichgeschmücktes Museumsvestibül; Riemerschmid wagte sich an die Umformung des Eisenbahnwagens sowie des Schiffsraumes, und in einem eigenen Bauwerk zeigte ich selber an einer Reihe von Beispielen die Neugestaltung des Kaufladens. So wurde das ganze Reich des öffentlichen Lebens in den Umkreis der praktischen Experimente hineinbezogen.[125]

Aber auch damit war die Grenze nicht erreicht, die wir uns gesetzt hatten. Als die ersten Überlegungen darüber auftauchten, welches Gesicht wir unserer Ausstellung geben sollten, war eines unserer schwersten Sorgenkinder, was wir mit dem schlecht belichteten, barock ausgeputzten riesigen Mittelsaal des Ausstellungspalastes anfangen sollten. Schließlich drang nach allerlei Versuchen mein Vorschlag durch, der zwei Kirchen, eine katholische und eine protestantische, in diesen Raum hineinprojektierte und anschließend daran den einen der beiden Höfe des Ausstellungsgebäudes zu einem Friedhof umgestaltete. Auf einem Spaziergang war dieser Gedanke plötzlich in mir aufgetaucht; er beherrschte mich eine Zeit-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lang gänzlich, so daß ich wie besessen war von der Spannung auf seine Durchführung. Ich konnte durchaus nicht ohne weiteres Hand daran legen, sondern mußte mir erst in einem Wettbewerb in hartem Kampfe mit Kreis und Kühne die Anwartschaft der Ausführung erwerben, und als ich nun den Preis in Händen hielt, war die Sache damit eigentlich auch nicht viel weiter: ich hatte dadurch vorläufig nur die Erlaubnis erwirkt, in Dresden auf vier Monate eine protestantische Kirche zu errichten; wie ich das im übrigen fertigbrachte, war meine Sache.

Es war nur dadurch zu erreichen, daß ich für jede einzelne Arbeit dieses Raumes einen Geschäftsmann zu begeistern wußte, der sie im Vertrauen auf den künstlerischen Sieg der Sache auszuführen übernahm; das einzige Entgelt, das ich ihm dafür bieten konnte, war mein Entwurf und die Ehre, mitarbeiten zu dürfen. Aber es gelang: für diese Augenblicksschöpfung, die nach einem Sommer wieder verschwinden mußte, wurden mir herrliche Glasfenster und gewaltige Mosaike, marmorne Altäre, bronzene Kandelaber und eine mächtige Orgel, eichene Gestühle und reichbeschlagene Türen angefertigt, ja, die Fliesen zu den Fußböden wurden nach meinem Entwurf gebrannt, die Stoffe gewebt und die kostbaren Teppiche eigens geknüpft. Eine ganze weitverzweigte kirchliche Kunstindustrie entstand, um diesem Raum sein kurzes Dasein zu geben. Unter all den Proben wagemutiger Leistungsfähigkeit, welche die deutschen Kunsthandwerker auf dieser Ausstellung zeigten, war diese Kirche vielleicht das stärkste Beispiel.

Mir ergab sich durch diesen Bau in doppeltem Sinne Gelegenheit, langgehegte Wünsche in die Tat umsetzen zu können: zum erstenmal vermochte ich das Ideal zu verwirklichen, alle Künste zu einer Gesamtwirkung zu vereinigen; die Plastik, die dabei in Betracht kam, bestritt die Schule von Groß, für die Malerei aber stand ich mit Gußmann im Bunde, der im Mosaik der Orgelnische eine seiner stärksten Leistungen schuf. Dann aber konnte ich im besonderen den Gedanken praktischen Ausdruck geben, die ich schon seit Jahren über eine Neubelebung des protestantischen Kirchenraumes in mir trug. Daß man ihn loslösen muß aus dem gedankenlosen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schema einer ins Spießbürgerliche übersetzten katholischen Kathedrale, war ja eine bereits seit langem anerkannte Forderung, aber die Lösungen, die hierfür bald hier, bald da auftraten, waren meistens nur ein zaghafter Kompromiß mit alten Formen und entbehrten dabei doch jenes Hauches weihevoller Stimmung, der wirklich alten Bauten ihre Kraft gibt. Ich glaubte, besser zum Ziele zu kommen, wenn man ganz vorurteilslos die künstlerischen Steigerungen des Ausdrucks in einem Neugestalten derjenigen Elemente des Raumes suchte, die den besonderen gottesdienstlichen Funktionen zu dienen haben: das ist Altar, Kanzel und Orgel; sie bilden die Punkte, an die eine Betonung sinngemäß ansetzt; will man aber durch ihr Betonen seine Ausdrucksabsichten erreichen, so muß das erste Ziel sein, diese Wirkungen nicht zu zersplittern, sondern sie möglichst zu sammeln: man muß aus Altar, Kanzel und Orgel ein zusammenhängendes künstlerisches Motiv machen. Dieser natürliche Wunsch des Künstlers deckt sich mit dem Bedürfnis des Gottesdienstes; die Sammlung aller Aufmerksamkeit nach einer einzigen Richtung scheint mir ein Haupterfordernis andächtiger Stimmung.

Diesen Absichten suchte ich in meinem Kirchenraum Gestalt zu geben. Das fand natürlich mannigfachen Widerspruch. Zum Teil entströmte er aus einer teils bewußten, teils unbewußten Eifersucht, welche die protestantische Geistlichkeit vielfach noch der Musik entgegenbringt; sie soll schon durch den äußeren Platz, den man ihr im Gotteshause anweist, sich ihrer Stellung als Nebensache bewußt bleiben; das Wort soll als alleiniger Herrscher im Mittelpunkte thronen. Die Eifersucht ist nicht ganz unverständlich; wie oft muß die Musik beim Gottesdienst das geben, was das Wort schuldig geblieben. – Dann aber gibt es viele, die glauben, den protestantischen Geist des Gotteshauses nur dadurch zu fassen, daß sie ihn, im Gegensatz zum Katholizismus, der alle Künste zu berauschendem Zusammenklang in den Dienst seiner religiösen Absichten stellt, im Verzichten zum Ausdruck bringen, in einer Art von Puritanismus in Form, Farbe und Schmuck.

Ich bezweifle nicht, daß man einen Predigtsaal schaffen kann in

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

einfacher Konstruktion, dem man sofort anzusehen vermag, daß er nicht katholisch ist, und ich begreife, daß es Geistliche gibt, die sich gegenüber dem halb katholischen Bau- und Kunstcharakter unserer Gotteshäuser danach sehnen; die höchste Lösung des Problems, das hier vorliegt, scheint mir das aber nicht zu sein. Nicht durch die negative Arbeit des Aufgebens von künstlerischen Möglichkeiten wird ein hochgestecktes Ziel erreicht, sondern dadurch, daß man von der veränderten Grundlage des Raumgedankens ausgeht, im übrigen aber der Kunst freien Spielraum läßt, dem Verehrungsgedanken, der allen Religionen gemeinsam ist, Ausdruck zu geben. Um diese Verehrung darzutun, gibt jeder das Beste, was er hat. Die Gemeinde also, die verfügen kann über alle Mittel der Kunst, muß das Beste, was sie hat, in ihrem Gotteshause auch äußerlich geben können. Tut sie das mit protestantischem Sinn, so wird von selber etwas ganz anderes dabei herauskommen als der sinnliche Festesrausch des Katholizismus; ein mehr zurückhaltender, strenger Geist wird walten, selbst wenn alle künstlerischen Wirkungen aufgeboten werden. Es hieße, der inneren Kraft des Bekenntnisses feige mißtrauen, wollte man ihm nur durch Askese eine Selbständigkeit zutrauen.

Das Ziel des protestantischen Kirchenbaues scheint deshalb zu sein, aus den Bedürfnissen des Gottesdienstes heraus einen Raum zu schaffen, in dem alle Künste, wenn sie wollen, wohnen können, einen Raum, der nicht beim Lösen der praktischen Fragen, die natürlich vorangehen, stehenbleibt, sondern diesen Nützlichkeitsgesichtspunkt zugleich im höchsten künstlerischen Geist zu lösen trachtet. Wir wollen nicht nur eine protestantische Kunst, sondern eine protestantische Monumentalkunst.

Eine solche Auffassung lag um 1906 durchaus nicht in der Linie der allgemein verehrten Reformgesichtspunkte. Noch haftete man ganz an dem Dogma der alleinseligmachenden Macht des Prinzips der Zweckmäßigkeit und der Technik, und als ich während der Ausstellung beim Kongreß der Kunstgewerbevereine einen Vortrag hielt, dessen Inhalt war, diese Prinzipien seien nur Vorbedingungen, als kunstzeugende Kräfte reichten sie nicht aus, denn beim

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

künstlerischen Gestalten handele es sich im letzten Grunde nicht um Fragen des Zwecks, sondern um Fragen des Rhythmus, da wurde mir hinterher von allen Seiten gesagt (selbst Muthesius war darunter): „Sie haben viel Unheil gestiftet mit diesen Worten."

Eine glänzende Predigt aber über das Evangelium der reinen Zweckmäßigkeit hörte gerade mein Kirchenraum fast gleichzeitig aus dem Munde Friedrich Naumanns, der in einer Vortragsreihe sprach, die in ihm abgehalten wurde. Er stand ganz folgerichtigerweise meinem monumentalen Streben ablehnend gegenüber, woraus sich anschließend an ein eifriges Wortgefecht, das nachher inter pocula stattfand, kurz darauf eine öffentliche Polemik über „Die Engel in der Kunst" entwickelte, in der die Einseitigkeit des Standpunktes, den Naumann vertrat, deutlich zutage kam. Sie ist in meine „Streifzüge eines Architekten" aufgenommen.[126]

Der Kirchenraum erhielt während der Ausstellung aber nicht nur durch Vorträge eine lebendige Bedeutung. Ich hatte mich an Alfred Sittard, den jungen Organisten der Kreuzkirche, dessen künstlerisches Wesen mir aufgefallen war, gewandt und ihn veranlaßt, allwöchentlich auf der schönen Orgel meines Raumes Konzerte zu geben, die den Zweck verfolgten, die neuesten Regungen der Schwesterkunst, die sich vor allem in Reger verkörperten, dem Publikum näherzubringen. Es war keine Kleinigkeit, mitten in der Hetze des Ausstellungsentstehens die Orgel kunstfähig zu machen; erst des Nachts, wenn das Hämmern und Klopfen aufgehört hatte, konnte das eintönige Geschäft des Stimmens beginnen; aber als ich in der Nacht vor der Eröffnung der Ausstellung eine Kompanie von zwölf Scheuerfrauen zwischen zwölf und ein Uhr durch meine eben vollendeten Räume exerzieren ließ, brauste plötzlich voll und rein eine Bachsche Fuge durch den geisterhaft beleuchteten Saal. Ich setzte mich zum erstenmal in das kaum aufgestellte Gestühl und genoß trotz der Blocksberggestalten um mich her voll das Gefühl des Erreichens eines lange erstrebten Zieles. Und ähnlich gestaltete sich fünf Monate später der Abschied: als aller Ausstellungslärm verklungen war, zog ich mit einigen meiner nächsten Freundes-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

paare in den dunklen Kirchenraum; nur das Licht am Orgeltisch warf lange, huschende Strahlen an die hohen Gewölbe und ließ das Mosaik unheimlich erglänzen. Und nun spielte uns Sittard das Schönste aus dem reichen Schatz seiner Stücke; mit Bach begann er, und dann ging es hinüber zu Reger: von den unverrückbaren historischen Fundamenten künstlerischen Gestaltens führte er uns zu den neuesten Regungen eigenkräftigen Wollens, und sie vertrugen sich. Was die Ausstellung hatte zeigen wollen, wurde damit gleichsam in anderer Sprache ausgedrückt. Dieses nächtliche Konzert in dem sterbenden Raum, der zum erstenmal etwas von meinem künstlerischen Wollen widerspiegeln konnte, gehört zu den stärksten Eindrücken, die ich erlebt habe.[127]

Überhaupt hat mir die kirchliche Abteilung der Ausstellung, die ich ganz zu organisieren hatte und die außer den von den Münchenern gestalteten katholischen Kirchenräumen auch noch eine Synagoge, einen freireligiösen Versammlungssaal und verschiedene Kapellen enthielt, am meisten Freude gemacht. In den Wohnräumen kam man bereits zu Variationen einer bekannten Melodie, und man geriet leicht in den Fehler, um originell zu sein, zu stark zu orchestrieren; hier mußte die Melodie erst neu gefunden werden, und sie verlangte eine volle Orchestrierung. Meine Kirche hatte denn auch zur Folge, daß ich in Hagen i. W. und später in Recklinghausen zu einem engeren Wettbewerb aufgefordert wurde. Beide Male gewann ich den Preis, und beide Male verstand es der konservativ gesinnte Klüngel der betreffenden Gemeinden, mir meine Arbeit zu entreißen. Üble Eindrücke von dem Wesen versteckter Schiebungen und engherziger Eingebildetheit kirchlicher Kreise nahm ich aus den Erfahrungen dieser Wettbewerbe mit nach Hause und verzweifelte bald daran, jemals meine Kirchenbauabsichten in die harte Wirklichkeit umsetzen zu können. Da gewann ich 1909 nochmals einen ersten Preis für die Kirche von Dresden-Cotta. Hier war mir endlich die Ausführung sicher, und wieder trat das Schicksal, diesmal in Gestalt der Berufung nach Hamburg, dazwischen. So habe ich keinen meiner modernen kirchlichen Entwürfe in dauernder Form verwirklichen dürfen, obgleich ich mich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zu diesem Gebiete künstlerisch besonders hingezogen fühlte, und nur die Innengestaltung des Bautzener Domes gewährte mir einen gewissen Ersatz dafür. Hier konnte ich zwar dem neuen Raumgedanken keinen Ausdruck geben; nur der innere Ausbau, den ich in die ehrwürdige alte Schale einfügte, war eine völlig freie, nicht historisch, sondern nur gefühlsmäßig dem Bestehenden eingepaßte Arbeit.

Dieser Dom ist eine der merkwürdigen Kirchen, die zur Hälfte dem katholischen, zur Hälfte dem protestantischen Gottesdienste dienen, was wohl nur möglich ist, wenn die Protestanten das Übergewicht haben. Die beiden Zonen sind lediglich durch ein offenes Gitter getrennt, so daß die Ausbildung der protestantischen Hälfte, die mir oblag, zugleich in die Eindrücke der katholischen Altäre hinüberwirkte. Ich entfaltete ein äußerst reiches Holzschnitzwerk an Emporen, Orgel und Treppen, und glaube, daß es trotz seiner neuartigen Einzelheiten mit dem alten zusammenging. Ein besonderer Reiz bei dieser Arbeit lag für mich vor allem darin, daß ich mit ihr das eingerostete Kunsthandwerk der einst so erfindungsreichen alten Stadt neu wieder beleben konnte; alles wurde von den kleinen Bautzener Handwerkern ausgeführt, die sich vortrefflich in die schwere Aufgabe hineinarbeiteten.

Aber mit diesen Folgen der Ausstellung greife ich weit voraus. Zunächst lenkte sie das Leben durchaus nicht auf Gebiete des Schaffens, sondern im Gegenteil, sie lenkte von jeder beruflichen Konzentrierung gründlich ab. Dresden war von je die Stadt der Kongresse. Hier haben wir den „Heimatschutz" gegründet und den ersten Kunsterziehungstag abgehalten.[127a] Man war gleichsam gewohnt, sich gerade für Kunstfragen in Dresden zu versammeln, und so strömten natürlich gelegentlich der Ausstellung alle die Organisationen zusammen, die irgendeine Kulturaufgabe auf ihr Panier geschrieben haben. Fast jeder dieser Kongresse bedeutete für mich einen Vortrag, und so folgte nach der Zeit angestrengtester praktischer Arbeit eine Epoche theoretischer Turniere, die nicht weniger anspruchsvoll war, denn nichts ist aufreibender und unfruchtbarer, als mit angeregten Berufsgenossen en gros verkehren zu müssen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Einzelne Menschen aber, denen ich in dieser Zeit nähertrat, haben die Porträtgalerie meines Lebens wesentlich bereichert. Pankoks knorrige Gestalt, deren wortkarger Eigensinn etwas Unerschütterliches hatte, Bruno Pauls klare Erscheinung, die in ihrer eleganten Nonchalance wohltuend abstach von allem eifrigen Strebertum, Riemerschmids sinnierender Apostelkopf, Schultze-Naumburgs kluges Weltmannsgesicht, van de Veldes seltsam gefurchte Zelotenzüge, Dettmanns anspruchslose Lebendigkeit – all das möchte ich nicht missen unter den Eindrücken, die sich mir eingeprägt haben.

Sie wurden eigentümlich ergänzt durch die mancherlei offiziellen Führungen, die der Ausstellungssommer mit sich brachte. Vor allem konnte ich ausgiebige Studien darüber machen, wie unser Streben in höfischen Kreisen aufgenommen wurde.

Die Ausstellungseröffnung war nicht gerade ermunternd gewesen. Ich selber erlebte sie wie ein Wunder, denn wo noch wenige Stunden zuvor, als ich einen Proberundgang machte, solch wüste Unordnung herrschte, daß ich an mehreren Stellen Hindernisse gewaltsam einreißen mußte, da strahlte jetzt, wenn man von Raum zu Raum schritt, festlicher Glanz, und jeder, der nicht wußte, daß man die Röcke der Scheuerfrauen noch verschwinden sehen konnte, wenn man um einige Minuten schneller ging, mußte meinen, seit Wochen herrsche hier die vornehmste Ruhe und Ordnung. Der Prinz Johann Georg, den ich führte, war auch ganz empfänglich für das Überraschende der mancherlei Eindrücke, aber die Herren und Damen des Hofes, die hinter mir gingen, wetteiferten in beleidigenden Ausdrücken ihres Abscheus und ihrer Mißachtung, so daß ich, da die „Witze" offenbar für meine Ohren bestimmt waren, meine Selbstbeherrschung kaum zu wahren vermochte. Eine noch schlimmere Probe war kurz darauf eine Führung, zu welcher der König mich befahl. Er äußerte seine Ungnade in den unzweideutigsten Formen, bis ich endlich in so auffallender Weise kein Wort mehr sagte, daß er selber stutzig wurde und mich schließlich nach einigen stumm durchwandelten Räumen bat, die Erklärungen doch wieder aufzunehmen.

Einem unerwarteten Interesse begegnete ich dagegen beim Groß-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

herzog von Sachsen-Weimar. Er hatte seinen notorisch allem Modernen grimmig verfeindeten Oberhofmarschall, Herrn von Palezieux, mitgebracht, eine höchst distinguierte Persönlichkeit, die wirkte, als ob sie von Friedrich Haase meisterhaft gespielt würde. Dieser Mann ärgerte sich sichtlich, als er merkte, daß sein Herr auf die Erklärungen, die ich gab, mit regem Interesse antwortete. Er suchte verschiedentlich, sobald sich ein angeregtes Eingehen kundgab, die Funken zu ersticken, indem er auf den Mangel an Zeit hinwies, bis schließlich der Großherzog ihn patzig ansah und sagte: „Wenn Sie so wenig darüber unterrichtet waren, welche Zeit man vernünftigerweise auf diese hochinteressante Ausstellung rechnen muß, so ist das sehr bedauerlich." Ich habe selten ein fassungsloseres Gesicht gesehen, und der falsche Friedrich Haase wäre beinahe aus der Rolle gefallen.

Ganz anders aber war noch das Vergnügen, als nun statt des schwerblütigen Weimaraners der bewegliche Großherzog von Hessen auf der Bildfläche erschien. Er sah sich die Ausstellung an, als ob er selbst an ihr beteiligt wäre. Wenn er einen Raum betrat, geriet er bald genießend, bald kritisierend in die größte Aufregung, oder er rief dem König etwa zu: „Jetzt hätte ich nach den Abbildungen sicher geglaubt, die Farben würden hier blau sein, und nun sind sie gelb!", so daß dieser immer ratloser wurde, denn daß man die Bilder dieser Räume vorher studierte und sich gar Gedanken über sie machen konnte, erschien ihm wohl als das Unverständlichste, was sich erdenken ließ.

So betrachtete der Großherzog alles als geistiger Fachmann, war sogar manchmal besser unterrichtet über den Urheber mancher Einzelheit als die Leute, die er fragte, und gratulierte schließlich dem König so enthusiasmiert zu dem Werk, das er in seiner Residenz geschaffen habe, daß dieser, halb vor Verwunderung, halb vor Verlegenheit, in ein lautes Gelächter ausbrach. Anderen Tages aber kam der Großherzog nochmals und besah sich alles mit noch größerer Ruhe, was eigentlich kein ganz richtiger Ausdruck ist, in Wahrheit müßte man nämlich sagen: mit noch größerer Lebendigkeit; denn wo alle höfischen Rücksichten fielen, sprudelte sein We-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sen in einer Lebhaftigkeit hervor, wie man sie nur selten bei einem Deutschen findet. Das tat nicht wenig wohl, nachdem unser Erdreich im eigenen Lande so wenig Sonnenschein erhielt. Die einzige, die ihm hier einige Strahlen der Gnade schenkte, war niemand anders als die alte Königin Carola. Sie ließ sich eines Morgens, noch ehe die Besucher die Ausstellung überschwemmten, durch die Säle fahren, und die Art, wie sie die ihr fremden und ihren Interessen fernliegenden Eindrücke aufnahm, hatte etwas unvergeßlich Liebenswürdiges, ja Rührendes. „Ich verstehe es nicht, aber es scheint mir sehr bemerkenswert", sagte sie oft, wenn sie eine Sache lange aufmerksam betrachtet hatte, und zeigte damit die vornehme Art ihrer feinen Kultur. Ich habe sie nicht immer so gnädig gesehen; als ich kurz darauf bei der Ausstellung der Wettbewerbsentwürfe für das Denkmal des verstorbenen Königs Georg als einer der Preisrichter die Honneurs machen mußte und sie Wrbas fast nackte Heldenfigur, der wir den ersten Preis gegeben hatten, sah, brach sie jammernd in die denkwürdigen Worte aus: „Mein armer Schwager hat im Leben so viel Pech gehabt, nun muß er auch noch im Tode dieses Pech haben!" Das wirkte auf mich so unbezwinglich komisch, daß ich noch heute lachen muß, wenn ich es niederschreibe.[128]

Als dieser bunte Sommer vorüber war, gab es noch immer keine Ruhe. Die durch die Ausstellung entfesselten Geister ließen sich nicht so leicht wieder aus dem eigenen Leben bannen. Mir selber schien es nötig, sie noch für bestimmte Zwecke zu beschwören, damit die idealen Ergebnisse unseres Unternehmens nicht in alle Winde zerflatterten. Wir hatten von Staat und Stadt je fünfzigtausend Mark an erster Stelle des Garantiefonds bewilligt bekommen, eine Summe, die wohl als Stiftung aufgefaßt werden konnte, denn niemand vermochte zu glauben, daß es uns gelingen würde, die ungeheuren Aufwendungen einer allgemeinen deutschen Kunstgewerbeausstellung wieder einzubringen; ja, es war vielleicht eine der merkwürdigsten Seiten unseres Unternehmens, daß wir es mit einem so geringen Zuschuß durchzuführen wagten. Nun zeigte sich aber, daß wir von den hunderttausend Mark rund dreißigtausend

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Mark nicht einmal in Anspruch zu nehmen brauchten, und das veranlaßte mich zu einer Denkschrift an die Regierung, in der ich vorschlug, diese Summe, die der Förderung des Kunstgewerbes doch einmal bestimmt gewesen war, zum Grundstock einer Gründung zu machen, die dem gleichen Zweck gewidmet wäre. Die Ernte der Kunstgewerbeausstellung sollte gleichsam als Saatgut für künftige Fälle bewahrt werden, und zwar in Form einer „Landesstelle für Kunstgewerbe", deren Aufgabenkreis etwa darin bestand, die Gesichtspunkte des Ausstellungsprogramms dauernd weiterzupflegen. Dieser Gedanke gewann Boden, und Sachsen bekam dadurch ein Instrument in die Hand, mit dem es die gewonnene, natürlich intra et extra muros heiß umstrittene künstlerische Stellung wirksam verteidigen konnte und fünfundzwanzig Jahre lang verteidigt hat.

Aber es blieb nicht allein bei dieser sächsischen Organisation. Immer stärker traten Regungen zutage, die dahingingen, die Ziele, die die Ausstellung verfolgt hatte, für das allgemeine deutsche kunstgewerbliche Leben in greifbarer Form festzuhalten. Es waren die Regungen, die schließlich zum „Deutschen Werkbund" führten.

Sein Zusammenschluß wurde stark dadurch gefördert, ja in gewissem Sinne unvermeidbar, weil die Gegner der wirtschaftlichen Bewegung, welche die Ausstellung verkörpert hatte, sich mit großer Energie regten. Die Art, wie Künstlerschaft und Fabrikant sich hier zu verbünden begannen, erschien diesen Gegnern als höchst gefährlich. Sie setzten alles daran, das Übergewicht der Firmen über den tonangebenden Künstler wieder aufzurichten, und suchten durch energische Eingaben die Regierungen aufzuhetzen. Aber nicht nur bei den Künstlern, auch aus dem Kreise der Firmen heraus setzte ein Widerstand gegen dieses Treiben ein, und hier war es besonders der Gründer der „Dresdener Werkstätten", Karl Schmidt, der eifrig den Gedanken eines Gegenbundes im Sinne des Künstlerbundes verfocht.

Karl Schmidt war ein merkwürdiger Mann. Aus kleinen Anfängen hatte er seinem Unternehmen einen immer mehr wachsenden Ruf

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dadurch zu schaffen gewußt, daß er mit Begeisterung seine Anhängerschaft an die Bestrebungen des neuen Wollens kundtat. Seinem ganzen Wesen nach war er weit mehr zum Agitator als zum Handwerker geboren. Neuen Kulturideen nachzuspüren, die anfangs ziemlich literarisch unklar in ihm wogten, dann aber durch den Verkehr mit Künstlern immer deutlicher ausgeprägt wurden, war ihm Bedürfnis, und er sah ein dankbares Ziel seines Ehrgeizes darin, seinen Handwerksbetrieb in den Dienst der werdenden Bestrebungen zu stellen.

Seinen Erfolg aber verdankte er der Eigentümlichkeit, daß er seinen experimentierfreudigen Idealismus mit einem ausgeprägten Amerikanismus verband und damit eine Mischung darstellte, die in Deutschland selten ist. Der reformatorische Trieb, der in ihm steckte, hatte sich schließlich zu dem Plan einer neuzeitlichen Siedlung verdichtet, zu der die Notwendigkeit eines Neubaues für die Fabrikgebäude der Werkstätten den Anstoß gab. Vom Fabrikgebäude zur Arbeiterkolonie führte ein natürliches Bedürfnis: von der Arbeiterkolonie zum allgemeinen Problem der menschlichen Siedlung war nur ein Schritt; von der menschlichen Siedlung zu allen möglichen weiteren Problemen einer idealen Kulturgemeinschaft spann die geschäftige Phantasie schnell die Brücke. Seinem ganzen Wesen nach verweilte Schmidt besonders gern bei diesen letzten blendenden Ausläufern des Gedankes, und wer weiß, ob die Gartenstadt Hellerau wirklich entstanden wäre, wenn nicht Schmidt in Wolf Dohrn eine Kraft von starkem Gepräge gefunden hätte, die aus nationalökonomischem Geist heraus all die unendlich mühsame Kleinarbeit verwirklichte, die nötig ist, um aus einem freien Gelände einen rechtskräftigen Bebauungsplan und aus dem Bebauungsplan die ersten bescheidenen Straßenzüge neugestaltend zu erwecken.

Wolf Dohrn gehört zu den saftigsten Persönlichkeiten, die mir auf den verschlungenen Kriegspfaden meines Lebens begegnet sind. Schon in meiner Leipziger Zeit war ich ihm nähergetreten, und die kraftstrotzende Erscheinung, die höchst realen Lebensüberschwang mit seltsam träumerischem Sehnen verband, hatte mich gleich ge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

fesselt. Aus diesen Gegensätzen war dann in ihm auf dem gefährlichen Münchener Boden eine geistige Unrast erwachsen, die schließlich im Einfluß von Naumanns Persönlichkeit einen gewissen Halt fand. Es war Naumann-Geist, der ihn bewog, sich ganz der Verwirklichung des Hellerau-Gedankens zu widmen; das Vorbild dafür war Letchworth, die berühmte Gründung Ebenezer Howards. Es begann ein Rechnen, Reden und Agitieren, dann endlich ein Bauen; die Sache kam in Fluß. Die künstlerische Einheitlichkeit wurde dadurch sichergestellt, daß statt einer Baupolizei ein von der Behörde anerkannter künstlerischer Beirat, bestehend aus Theodor Fischer, Muthesius, Adolf Hildebrand und mir, jedes Bauprojekt prüfen mußte. Wir hielten moderne Eitelkeiten fern und wiesen sogar ein allzu wesensfremdes Projekt van de Veldes zurück. Alles ging seinen natürlichen Gang, aber auch Dohrn packte dann später das Fieber des Kulturreformers; er verstrickte sich ganz in die Lehren des Rhythmusapostels Dalcroze, und er war ein Mann, der mit seinen Idealen nicht bloß tändelte, sondern sie mit einer schonungslosen Konsequenz bis zu Ende verfolgte. Die rhythmische Schule des Jaques Dalcroze wurde von Genf nach Hellerau verpflanzt, wo ihr Heinrich Tessenow ein Heim erbaute, das ebenso großes Aufsehen erregte wie die Festaufführungen, die darin geboten wurden. Die feierlichen Dichtungen Paul Claudels fanden hier ihre ersten Aufführungen. So überbot das Bild der neuen Lebensgestaltung, das Dohrn wirklich entstehen ließ, weit die Formen, die in Schmidts Phantasie gehaust hatten; der Zauberlehrling konnte die Geister, die er gerufen, nicht wieder bannen, und schwere Zusammenstöße zwischen den beiden Männern waren die Folge.[129]

Aber dieses alles kam erst viel später. Kurz nach der Ausstellung von 1906, in deren Zusammenhang ich auf Schmidt zu sprechen kam, wurde ihm gerade durch Dohrn ein Strom unverbrauchter praktischer Kraft zugeführt. Die Ausstellung, bei der er glänzend mit dem, was er „Maschinenmöbel“ nannte, vertreten war, hatte ihm neue Freunde gebracht, und er hatte wieder gesehen, wie ungemein wertvoll das Prinzip der Bundesbruderschaft zwischen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Künstler und Firma werden konnte, für das die Ausstellung in den Kampf getreten war. Von verschiedenen Seiten entstand der Vorschlag, auf der Basis dieses Gedankens einen allgemeinen deutschen Bund ins Leben zu rufen, der die Gefahr der gegensätzlichen Regungen der wohlverbündeten Geschäftsmänner im Banne halten könnte. Den äußeren Anlaß dazu gaben heftige Angriffe, die sich von dieser Seite gegen unsere Ausstellung[130] und gegen Hermann Muthesius richteten; dieser griff den Gedanken lebhaft auf, und die Werbung für solch einen Zusammenschluß begann.[131] Zwölf Künstler, es waren Behrens, Theodor Fischer, Josef Hoffmann, Kreis, Läuger, Niemeyer, Olbrich, Bruno Paul, Riemerschmid, Scharvogel, Schultze-Naumburg und ich, schlossen sich mit zwölf Firmen zusammen, um das künstlerische Deutschland zu einem „Werkbund" zu vereinigen. Sie luden im August 1907 zu einer Gründungsversammlung in München für den 5. und 6. Oktober ein.

In das Räderwerk dieser Gründung wurde ich stärker hineingezogen, als ich ursprünglich beabsichtigte. Im September schrieb mir Muthesius: „Es war der allgemeine Wunsch und liegt ja auch sehr nahe, daß Sie das Eingangsreferat bei der Gründung übernehmen möchten. Ich bin gebeten worden, auch meinerseits ein paar Worte zu sagen, möchte das aber nicht vor Ihnen, sondern nach Ihnen tun. Für Sie liegt ja die Sache näher als für mich, da Sie der geistige Träger der Dresdener Ausstellung sind, die doch eigentlich den Sieg des deutschen Kunstgewerbes besiegelt hat." Wir verabredeten dann, wie wir uns in den Stoff teilen wollten. Unmittelbar aber vor der Abreise zur Gründung erhielt ich die Nachricht, daß Muthesius am Kommen verhindert sei und ich die Gründungsrede allein übernehmen müßte.

Plötzlich sah ich mich ganz nach vorne gedrängt. Im Schlafwagen mußte ich meine Rede schmieden; völlig verkatert und in höchst zwiespältiger Laune kam ich in München an.[132] Die Gründungsfeier aber nahm einen sehr eindrucksvollen Verlauf. Es ist wirklich wörtlich zu nehmen, wenn man sagt, daß im Saale der „Vier Jahreszeiten" alles an deutschen Künstlern versammelt war, was

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

den neuen baulichen und dekorativen Bestrebungen irgendwie nahestand. Schon das bunte Gemisch dieser vielen temperamentvollen Menschen gab eine erhöhte Stimmung. Dann aber war man wirklich freudig am Werke; ich fühlte, wie meine Rede ein natürliches Echo fand, und alles, was sonst gesprochen wurde, trug würdigen Charakter. Ein besonders liebenswürdiger Schimmer fiel aber durch einen Einfall Riemerschmids in die Tagung: er wies am Schluß der Sitzung darauf hin, daß es zufällig der sechzigste Geburtstag Adolf Hildebrands war, an dem wir uns vereinigten, und schlug vor, dem treuen Hüter großer Kunst unsere Glückwünsche zu bringen. Große Körbe mit herrlichen langstieligen Rosen erschienen, und so zogen wir denn in einer festlichen Prozession, jeder mit Rosen bewaffnet, zu Hildebrands Heim an der Isarhöhe hinüber. Die Münchener sahen unseren Zug mit Staunen, und der Meister war nicht wenig gerührt, als er diese Huldigung des jungen Deutschlands begriff, das ihn ehren wollte, obwohl es wußte, daß er alle Neuerungen mit dem Gefühl zweifelnden Argwohns betrachtete, der wohl erklärlich ist bei denen, die sich zu harmonischer Abgeklärtheit durchgerungen haben. Nur solange man jung ist, weiß man ganz gewiß, daß man seinen Weg nur selber machen kann und die Welt immer von neuem selber schaffen muß, wenn man alt wird, wundert man sich meistens, weshalb die Jugend auf sorglich erprobten Pfaden nicht folgen will.

So blickte auch Hildebrands ernstes Auge noch in unsere Tagung hinein. Der Werkbund aber zog nach dieser Münchener Taufe doch wieder nordwärts, wo man die Stärkung im Kampfe gegen geschäftstüchtige Scheinkunst noch notwendiger brauchte als in der kunstverwöhnten Luft der Isarstadt.

Diese Gründung war in gewisser Weise der innere Abschluß der Reformbewegung, die in den letzten Jahren des vergangenen Jahrhunderts im Kunstgewerbe eingesetzt hatte. Aus den äußerlichen Anläufen, die in ornamentalen Linienzügen und dekorativen Gebilden ihre Kräfte entluden, war eine Bewegung geworden, die ihr Ziel weit über stilistische Fragen hinaussteckte: es lag in einem gesünderen Aufbau unseres Schaffens und einer Reinigung der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

künstlerischen Gesinnung. Die weitere Aufgabe ging jetzt vom Kunstgewerbe an die Architektur über.

So bestand die Ernte der Ausstellung 1906 zunächst in allerlei kunstpolitischen Dingen, die sich aus den ihr zugrunde liegenden erzieherischen Absichten ergaben. Glücklicherweise blieb es nicht allein bei diesen Früchten, die arbeitsgierige Künstler eher hungrig als satt machen konnten. Ein Wohnraum, den ich auf der Ausstellung vorführte, brachte mir verschiedene Innenaufträge; aus den Grabmälern, die ich im Friedhof aus Stein, Holz und Eisen zeigte, wuchs eine sehr umfangreiche Tätigkeit hervor, die mich verschiedene Jahre in mehr als zwei Dutzend Städte zwischen Riga und Chur, Breslau und Krefeld für den Anstand der letzten Behausungen von allerlei trefflichen Familien sorgen ließ; von der Fata Morgana einiger sakraler Aufträge, die aus den Kirchenräumen emporstieg, habe ich schon gesprochen, und endlich öffnete mir die Ausstellung die Tore in ein Gebiet, das ganz im Gegensatz stand zu diesen ernsten Betätigungsfeldern: das Gebiet der Bühnendekoration. Der Weg dahin ging allerdings in manchen wunderlichen Zickzacklinien und verfolgte zunächst Ziele, die mit meiner Person gar nichts zu tun hatten.
Mein Interesse an szenischen Experimenten ging auf die Savitssche Shakespeare-Bühne zurück; während der Kritik, die ich in meiner damaligen Feuilletontätigkeit an ihren Unvollkommenheiten übte, bildete sich mir eine Vorstellung über das eigentliche Ziel, die in der Theorie nicht weit von dem entfernt war, was achtzehn Jahre später als „Künstlertheater“ in München neu erstand. Als ich einst in jenen Studententagen mit der Fürstin Cantacuzena, Hugo Bruckmanns späterer Gemahlin, über diese Dinge disputierte, lieh sie mir die ersten Abdrücke des von ihr übersetzten, damals noch nicht veröffentlichten Werkes von Appia über „Die Reform der Wagner-Bühne“. Das machte mir großen Eindruck, und lange Jahre begriff ich nicht, wie die geistreichen Vorschläge dieses Werkes so vollkommen unbekannt bleiben konnten; nirgends kannte man sie. In Leipzig hatte ich dann Gelegenheit, meine eigenen kleinen szenisch-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

choreographischen Versuche zu machen, und als nun die Ausstellung 1906 herankam, war es einer meiner ungeschriebenen, aber selbstverständlichen Programmpunkte, die Frage der künstlerischen Reform der Bühne in irgendeiner Weise dabei anzuschlagen. Obwohl die lächerlich kleinen Mittel, mit denen wir wirtschafteten, nicht gerade dazu ermutigen konnten, griff ich mit meinen Absichten gleich in eine wagemutige Höhe. In diesem Jahre hatte Gordon Craig, Ellen Terrys vielbegabter Sohn, in Dresden seine Phantasien über allerlei Inszenierungen gezeigt, und obgleich ich mir klar war, daß die Blätter zum großen Teil nur als graphische Leistungen bewertet werden konnten, da der Maßstab der Menschengestalten zur Höhe des Bildes, auf der vielfach überhaupt die Wirkung beruhte, technisch nicht erreichbar war, fand ich doch so viel Verheißungsvolles an diesen Arbeiten, daß ich den Versuch beschloß, Craig durch die Ausstellung Gelegenheit zur Verwirklichung seiner papiernen Ideen zu geben.

Ich wandte mich deshalb an Graf Keßler,[133] der sich als begeisterter Herausgeber von Craigs Schriften gezeigt hatte, und nun folgten Zeiten höchst reizvollen Planens und Besprechens. Wenn Keßler, Craig und ich in irgendeiner traulichen Weinstube beisammensaßen, entstanden schnell die herrlichsten Phantasien. Craigs jünglingshaftes Wesen, das in seltener Harmonie die äußere Erscheinung und die Art seines Denkens und Ausdrückens beherrschte, sprang schnell und gewandt über alle äußeren und inneren Schwierigkeiten hinweg, und solange man beisammen war, glaubte man das Ziel bereits erreicht und freute sich an den Süßigkeiten der letzten Ausgestaltung.

Nach Craigs Wünschen entwarf ich einen Theaterraum und begann mit viel Erfolg die Mittel für seine Verwirklichung zusammenzubringen. Überall begegnete ich opferfreudigem Interesse, nur Craig war trotz allen Mahnens nicht zu einem Kostenanschlag für die Betriebserfordernisse zu bringen. Als er endlich kam, war er so durchsichtig dilettantisch, daß ich ohne Zögern unsere Luftschlösser zusammenfallen ließ, um statt der Schlösser eine bescheidene kleine Hütte aufzubauen. Ich machte Craig den Vorschlag, unsere ganzen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Pläne derart umzugestalten, daß wir sie nicht auf einer richtigen Bühne, sondern in Form eines Marionettentheaters vorführten. Wir dachten an den zweiten Teil des „Faust", an einen frühen Maeterlinck, an „Peer Gynt" und ein Stück, das Arthur Schnitzler uns für unsere Zwecke in Aussicht gestellt hatte. Ich schlug Craig vor, alle seine szenischen Absichten, die ja die Hauptsache waren, in ihrem Wesen ganz unverändert zu lassen, und wiegte mich im Glauben, vielleicht könnte man in einer entsprechenden Entwicklung des Marionettengedankens eine Form finden, welche die Stilisierungsabsichten, um die es sich handelte, in womöglich noch eindrucksvollerer Weise zum Ausdruck bringen würde als irgendeine andere Art der Vorführung.

Craig war begeistert. Der Marionettengedanke erfüllte das Planen neuer reizvoller Stunden, und wir glaubten um so mehr an seine Verwirklichung, als Craig uns anvertraute, er habe dabei noch einen besonderen Gedanken, den er einstweilen als Geheimnis behalten müsse, der aber so vortrefflich sei, daß er allein schon den Erfolg verbürge. Dieses Geheimnis suchten wir längere Zeit vergebens zu lüften; als ich aber endlich die finanziellen und praktischen Seiten des Unternehmens unmittelbar vor den Abschluß gebracht hatte, mußte ich darauf bestehen, in seine Tiefen eingeweiht zu werden, und nun erfuhr ich staunend, daß er unser Marionettentheater gar nicht mit richtigen Marionetten durchführen wollte, sondern daß er die höchste Vollendung von einem System erwartete, bei dem ausgesucht schöne lebende Menschen marionettengleich auf der Bühne agierten, während ausgesucht schöne Stimmen hinter der Szene die Worte zu ihren Bewegungen sprechen sollten.

Als ich das hörte, stürzte ich zum zweiten Male aus allen Himmeln. An Stelle von Sinn und Reiz des Marionettenspieles tauchte hier ein greulicher künstlerischer Bastardgedanke auf, unreif empfunden und zugleich undurchführbar. Allmählich fanden wir heraus, daß Craig sich zu dieser Zeit völlig in die Bande Isadora Duncans verwickelt hatte und an nichts anderes dachte, als wie er sie in seine Pläne einstellen konnte: sie sollte die Helena dar-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

stellen, das Sprechen war ihm diesem Ziel gegenüber nebensächlich. Wieder mußte ich, ohne zu zögern, die Luftschlösser versinken lassen, und noch heute begreife ich nicht, daß es diesmal nicht endgültig geschah. Aber der Wunsch, das Theater in den Kreis der Ausstellungsgedanken hineinzubeziehen, war so mächtig, daß sich wirklich aus der Asche des zweiten Planes noch ein dritter erhob: Wenn es schon die Duncan sein mußte, dann auch gleich die richtige Aufgabe für die Duncan.

Vor dem „Sächsischen Hause" der Ausstellung hatte Kreis eine Anlage geschaffen, die den Keim eines Naturtheaters in sich trug. Es entstand daraus der Plan, die Kunst Isadora Duncans endlich in den richtigen Rahmen zu stellen: Craig wollte eine Pantomime verfassen: „Amor und Psyche", und in aller Feinheit sollte im Naturtheater der Hintergrund dafür geschaffen werden.

Und wieder war alles voller Eifer, und wieder gelang es nicht, von Craig außer schönen Gedanken irgend etwas Handgreifliches zu bekommen, diesmal wohl zu unserem Glück, denn kurz nach der Zeit, da Isadora Duncan bei uns die Psyche tanzen sollte, genas sie in Holland eines Knäbleins, dessen Erscheinen bewies, daß Craig in dieser Zeit, wo wir ihn nur als Mann der Worte kennengelernt hatten, schließlich nicht ganz beim Theoretisieren stehengeblieben war.

Diese Erfahrungen zeigten mir zum erstenmal einen Reformatortyp, dem ich später noch öfter begegnet bin, den Mann, dem es eigentlich nur darauf ankommt, Pläne zu machen: eine leichte Skizze als Beglaubigungsbrief, dann tritt die vorfühlende Kunst der geistigen Ausmalung in ihre Rechte, die so bequem ist, weil niemand sie entthronen kann. Die Wehmut darüber, daß ein verblendetes Geschick all diesem Schönen die Verwirklichung versagt, schwebt als ein vergoldender Hauch über dem Ganzen. In dieser dankbaren Rolle erschöpft sich der Ehrgeiz, und es ist schließlich beinahe fatal, wenn nun einer kommt, der die Bahn freimacht, die dem herrlichen Läufer bisher versperrt war; wo die meßbare Leistung und gar das Schwitzen beginnt, freut ihn die Sache nicht mehr, er reckt lieber die schönen Glieder in lebenden Bildern.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

So zeigte sich mir damals Craig, und mag er auch später in anderen Zusammenhängen zu mancherlei Verwirklichungen seiner Träume gezwungen worden sein, der Typus des Tänzers, der den Gladiator vollendet spielt und eigentlich gar nicht danach strebt, für einen wirklichen Gladiator genommen zu werden, ist doch für ihn charakteristisch.[134]

Als ich nun beim Schlußfest der Kunstgewerbeausstellung, dem ein großer Kreis Dresdener und auswärtiger Würdenträger beiwohnte, in einer längeren Tischrede die Bilanz aus unserer Ausstellung zu ziehen hatte und dabei unter anderem auch das Theater als eines der Gebiete erwähnte, das ihr noch nicht zu beleuchten beschieden gewesen sei, das aber darum nicht minder von ihr zu lernen hätte, kam bei dem allgemeinen Gläserklingen, das meine Worte auslösten, auch der Intendant des Hoftheaters, Graf Seebach,[135] an mich heran und fragte ohne weitere Vermittlung: „Was Sie da vom Theater sagten, war das nur rhetorische Floskel oder haben Sie sich wirklich etwas Bestimmtes dabei gedacht?“ Ich erwiderte lachend, daß ich mir allerdings mancherlei Bestimmtes dabei gedacht hätte, worauf er bat, beim Kaffee in irgendeiner stillen Ecke darauf zurückkommen zu dürfen.

Ich nahm die Gelegenheit nach Kräften wahr, all meine aufgespeicherten Sehnsüchte sich entladen zu lassen, und das Ende der Audienz war: „Suchen Sie sich aus, was Sie am Hoftheater machen wollen.“ Plötzlich war ich selber vom Tänzer zum Krieger geschlagen. Ich forderte für meine Vorschläge Bedenkzeit bis zum nächsten Tage und fing noch in selbiger Nacht an zu skizzieren. Anderen Tages erbat ich: in erster Linie die Inszenierung des „Don Juan“, denn das in doppeltem Sinne stilisierte Gebilde der Oper hätte die Reform vielleicht noch nötiger als das Drama, – in zweiter Linie den „Hamlet“.

Ein Wehruf Seebachs war die Folge. „Don Juan“! – den hatte er doch gerade für teures Geld so wundervoll ausgestattet, und „Hamlet“! – da ginge ja kein Mensch herein, so daß die Mühe sich gar nicht lohnte. Das ginge beides nicht, aber Schillings in germanischer Frühzeit spielenden „Moloch“, der gerade vorbereitet

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wurde, könnte er mir mit Vergnügen anbieten. Ich schrieb traurig zurück, wir hätten uns nicht verstanden, und legte die Hoffnung zu den übrigen. Aber sie sollte nicht so schnell tot sein. Anderen Jahres machte man in München das Künstlertheater, das uns nicht gelungen war. Alle Welt war plötzlich voll von diesen Dingen. Seebach sah den Erlerschen „Faust" in München[136] und telegraphierte mir von dort, wenn ich noch Lust hätte zum „Hamlet", sollte ich sofort anfangen. So suchte ich denn meine Skizzen wieder hervor, und es begann die Durcharbeitung.

Ich hatte mir zwei Ziele gesetzt: vom literarischen Standpunkt das Ziel einer Vorführung des Werkes in seiner ursprünglich gewollten Form ohne Umstellungen und ohne Weglassungen; vom dekorativen Standpunkt aus das Ziel einer Illustration der Geschehnisse im stilisierten Charakter monumentaler Wandbilder. Zeitlos sollten sie sein, aus einer unbestimmten heroischen Sphäre, denn ich sah nicht nur in den Linien des monumentalen Stoffes die Notwendigkeit einer ausgesprochen stilisierten Darstellung, auch die Zeit übt monumentalen Werken gegenüber eine stilisierende Wirkung aus; was einst historisch gedacht gewesen sein mag, braucht von uns nicht mehr so empfunden zu werden: das undatiert Dichterische ist als maßgebender Zug über alles Zufällige hinausgewachsen.

Dieses dekorative Ziel wurde nun durch das literarische erheblich erschwert. Die literarischen Absichten bedeuteten praktisch ausgedrückt: dreizehn Verwandlungen; diese zu ermöglichen, setzte voraus, eine Technik zu finden, die blitzschnelle Umgestaltungen gewährleistete. Von dieser technischen Frage mußte ausgegangen werden, denn es galt naturgemäß, alle künstlerischen Absichten aus ihr zu entwickeln. Ich studierte also zunächst die Einrichtungen des „Königlichen Schauspielhauses" und fand, daß hier eigentlich nichts zu studieren war. Man war damals angewiesen auf die primitivsten Mittel des Puppentheaters.

Auf dieser Grundlage ging ich folgendermaßen vor: das Bühnenloch wurde durch einen goldenen Rahmen, der auch unten über die Bühne hinüberlief, streng als Fläche betont; dahinter ließ sich ein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

doppeltes System schwerer dunkler Vorhänge bewegen, mit denen ich meine Bildausschnitte beliebig begrenzen konnte, bald niedrig und breit wie bei der Galerieszene, bald schmal und hoch wie bei einzelnen Räumen des Schlosses, bald ganz verkleinert wie bei den Zimmern des Polonius. Auf der Bühne aber war ein festes Gerüst gebaut, das sie auf der einen Seite mit einem hohen, ganz neutralen Bogensystem abschloß und das auch den Boden in zwei verschiedene Höhen zerlegte. Dieses Gerippe ergab die erste der erforderlichen Dekorationen: die Szene auf der Terrasse, und es blieb technisch unverändert während aller dreizehn Verwandlungen bestehen. Nur erkannte man es niemals wieder, denn durch die Art, wie es abgeschnitten, nur halb gezeigt oder durch Zutaten verändert wurde, ergab sich ein immer anderer Eindruck: bald waren die Formen ein Stück Innen-, bald Außenarchitektur, und es gelang in der Tat, daß der Durchschnitt der Beschauer die „ewige Wiederkehr des Gleichen" gar nicht bemerkte.

Durch dieses wandelbare feste Gerüst war es mir möglich, alle weiteren, zur Umgestaltung nötigen Prospekte beim Beginn der Vorstellung bereits in Schnüren hängen zu haben, so daß sie jeweilig nur heruntergelassen zu werden brauchten und alle Wandlungen in wenigen Minuten bewirkt werden konnten. Am meisten Schwierigkeiten machte die Beleuchtung. Da alle Räume der bildmäßigen Wirkung zuliebe nur flach gehalten wurden, war es ein großes Kunststück, die Schlagschatten auf den Wandflächen zu vermeiden; kaum glaubte man, es erzielt zu haben, und auf einmal wuchs bei irgendeinem Abgang doch wieder ein Schatten hervor. Das beengte die Skala der Möglichkeiten, und doch ist im „Hamlet" die Frage der Beleuchtung vielleicht ebenso wichtig wie alle Form- und Farbenfragen. Nichts scheint mir an Reinhardts Inszenierungen fragwürdiger zu sein als der billige Scheinwerfereffekt. Der Wechsel von hell und dunkel im Verhältnis von Vorder- und Hintergrund ist eines der wichtigsten künstlerischen Mittel, und ich glaube, daß bei meinem „Hamlet" einige der stärksten Wirkungen durch Beleuchtungseffekte erzielt wurden, so zum Beispiel, wenn die Pagen beim stürmischen Abgang des Hofes nach

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Schauspielszene die an den Wänden ausgeteilten Fackeln aus ihren Haltern reißen und nun plötzlich ein buntes Gewirr von huschenden Schatten die durcheinanderdrängenden Menschen begleitete.

Es war eine lustige Arbeit, die ganzen Szenerien im kleinen Modell zusammenzubauen und hier die Farben zueinander zu stimmen; als dann die Übertragung ins Große auf dem Malsaal erfolgte, wurde es schon schwieriger, denn hier wollte man sich durchaus nicht gewisse eingebürgerte Unarten der Kulissenmalerei abreden lassen, und vollends begann ein stiller Kampf mit allen alteingesessenen Mächten, als nun die Proben auf der wirklichen Bühne einsetzten. Zuerst waren alle Schauspieler empörte Gegner des neuen Versuches; sie wußten gar nicht, wie sie sich in dem beschränkten Raum, wo jede Bewegung zur Wirkung kam, benehmen sollten. Nur Wieke, der Spieler des Hamlet, empfand von vornherein, daß alle Feinheiten durchdachter Kunst in diesem knappen Rahmen erst deutlich zur Geltung kamen, und allmählich ging das auch den intelligenteren unter seinen Kollegen und Kolleginnen auf.

Man mag von diesen Bühnenversuchen denken, was man will, daß die Schauspielkunst durch sie gewinnt, und jede einzelne Erscheinung und Gebärde ungeahnt hervorgehoben wird, kann niemand leugnen; in gleicher Weise aber kam auch des Dichters eigentliche Gestalt deutlicher zum Vorschein. Es ist, als ob man jemanden, der sonst fertig gekaufte Kleider trägt, zum erstenmal in einem auf Maß gefertigten Gewande sieht.

Seebach hatte mir erlaubt, neben dem trefflichen, alteingesessenen Regisseur die Regie selber in die Hand zu nehmen. Da jeder meiner Räume für eine ganz bestimmte Gruppierung der Personen in den ausschlaggebenden Szenen berechnet war, waren die Ziele meiner Regie sehr einfach. Nur die Frage der Statisten erwies sich als schwierig, denn anfangs war man im Begriff, durch sie alles zu verderben. Wenn ich da, wo sonst zwanzig Statisten üblich waren, sechs verlangte, und statt sechs zwei, so meinte man zuerst, das sei ganz unmöglich. Doch allmählich sah man ein, daß auch auf

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

der Bühne, ebenso wie auf den Meisterwerken monumentaler Malerei, mit einem Minimum von Nebenpersonen, wenn sie gut charakterisiert und gruppiert sind, das ganze Widerspiel der Umgebung einer Einzelhandlung bestritten werden kann.

Es ist höchst interessant, zu sehen, wie sich in den Proben ein Stück vom ersten ratlosen Stammeln bis zur Reife entwickelt; eine tiefe Achtung vor der Arbeitsleistung tüchtiger Schauspieler ist das Ergebnis solcher Eindrücke. Was wird von ihnen in dem bunten Durcheinander eines Repertoiretheaters an geistigen und körperlichen Anspannungen verlangt, und wie ernst leben sie durchweg ihrer Aufgabe! Nachdem Ophelia die erste bittere Enttäuschung darüber überwunden hatte, daß sie nicht im Nachtgewand, sondern in ihrem Alltagskleid wahnsinnig werden mußte, hatte ich in ihr die gleiche feinsinnige Freundin des Experimentes wie im Hamlet, und die Proben bekamen allmählich den Charakter, als ob wir die ganze Sache nur zu unserem eigenen Vergnügen unternähmen. Es war merkwürdig, zu beobachten, wie uns allen die Dichtung bei jeder näheren Beschäftigung wuchs; obwohl man allmählich durch die häufigen Wiederholungen jedes Wort auswendig konnte, stellte sich keinen Augenblick Überdruß ein, sondern immer neue Feinheiten tauchten hervor. Zum erstenmal – ich erfuhr es mit Staunen – kam „Hamlet" unverstümmelt auf eine deutsche Bühne; vor allem die Szenen im Hause des Polonius, die sonst ein beliebtes Objekt der Eingriffe zu sein pflegen, kamen in richtiger Reihenfolge zu ihrem Recht, und ich meine, daß die Struktur des ganzen Stückes dadurch gegenüber dem üblichen Eindruck eine ganz neue Kraft bekam. Das große, monumentale Geschehnis, in das Hamlet verstrickt wird, erhielt eine doppelte Wucht, wenn man sah, wie es das kleine Idyll in Polonius' Familienkreise nebenher in unbarmherzigem Sturz mit hinwegfegt. Ophelia verliert dadurch das puppenhafte Dasein, das ihr leicht anhaftet, wenn sie gleichsam für einige große Szenen als notwendiges Requisit aus der Schachtel geholt wird.

Aus der ersten Aufführung wurde ein großes Ereignis gemacht, und sogar der König, für den eine Loge in der Mitte des ersten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ranges eigens erbaut wurde, erschien mit dem ganzen Hofe. Der neue „Hamlet" hatte nicht nur bei der literarischen Presse, sondern auch im Publikum einen großen Erfolg, er wurde das Kassenstück des Winters; kein Wunder, daß die Intendanz dadurch Mut bekam zu modernen Versuchen. Sie nahm sogleich meine Entwürfe zu „Manfred", dessen polizeiwidrige Bühnenerscheinung mich schon lange verdrossen hatte, an und sah weiteren Vorschlägen entgegen. Ich machte mich an die Vorstudien zu Wagners „Nibelungen", aber diese ganze reizvolle Welt versank, als mich plötzlich ernsthaftere Pflichten nach Hamburg riefen. Unter allen Dingen, von denen ich mich damals mit Schmerzen trennte, gehörten diese eben erblühten künstlerischen Theaterfreuden mit zu den schmerzlichsten. Schon daß ich unwillkürlich so eingehend über sie berichte, als ob sie zu den wichtigsten Ereignissen meines Lebens zählten, zeigt, wie man an den Dingen wohl immer die größte Freude hat, die an der Grenze des eigenen Berufes liegen und halb hinüberragen in ein schönes Nachbarreich, das einem so besonders herrlich dünkt, weil man glaubt, ohne böses Gewissen in ihm halb spielend etwas wagen zu dürfen. Der Krampf der verantwortungsschwangeren Berufsarbeit schwindet, und es bleibt nur die Freude.

Für den Hunger nach monumentalem Wirken war die Monumentalität aus Holz und Leinwand, wie sie der „Hamlet" bot, natürlich keine volle Sättigung, wenn auch der Fortschritt vom bloßen Papier der Kohlezeichnung zur gemalten Kulisse schon ein erheblicher war. Aber schließlich entwickelte sich mittelbar aus den Arbeiten der Kunstgewerbeausstellung langsam auch noch eine Frucht, welche die erste vollwertige Sättigung dieses Hungers geben konnte. Das geschah allerdings nicht auf ganz einfachen Umwegen.

Da die Ausstellung die Blicke der Fachleute in besonderem Maße auf das stille Dresden gelenkt hatte, begann sich ihr Einfluß zunächst in der Form von allerlei Berufungen zu entladen. Noch während ihrer Dauer erhielt ich eine Professur an der Stuttgarter Technischen Hochschule angeboten, die für mich durch Theodor

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Fischers Nähe viel Verlockendes hatte; aber man gestaltete mir in Dresden mein Lehrgebiet in so entgegenkommender Weise um, daß ich keinen triftigen Grund gehabt hätte, zu entfliehen. Das wurde anders, als mir die Stelle des Stadtbaurates von Charlottenburg als Nachfolger von Schmaltz angetragen wurde. Hier winkte statt meiner doch schließlich nur kümmerlichen Privattätigkeit wirklich große Arbeit; Charlottenburg war die reichste Stadt Deutschlands und stand vor Aufgaben größten Stiles.

Ich reiste hin. Der Oberbürgermeister Schustehrus, der unmittelbar an mich geschrieben hatte, machte in einem langen, programmatischen Gespräch durch die Klarheit seines Wesens und den Maßstab seiner Auffassungen großen Eindruck auf mich. Otto March, der mir sehr freundschaftlich gewogen war, bestärkte meine Neigung; Ludwig Hofmann, der allgewaltige Stadtbaurat von Berlin, nahm mich als künftigen Kollegen mit besonderer Liebenswürdigkeit und viel erfahrungsreichen Ratschlägen auf. Kurz, so sehr sich mein Herz auch zusammenzog, wenn ich an mein liebes Dresden dachte, alles vereinigte sich, um die Magnetnadel nach Charlottenburg einzustellen. Hier winkte wirklich meinem Schaffenstrieb entsprechende Arbeit, während ich in Dresden sechs Jahre lang vergeblich auf Aufgaben wartete, die ich mir nicht selber stellte. Ein höchst amüsanter und lehrreicher Rundreisebesuch bei den Mitgliedern des Stadtverordnetenausschusses fiel sehr zu meinen Gunsten aus, und ehe ich mich's versah, war meine Wahl gesichert und bedurfte nur noch einer formalen Bestätigung, die wenige Tage darauf stattfinden sollte.

Als das in Dresden unter der Hand bekannt wurde, entstand eine ganz unerwartete Aufregung. Die gesamte Künstlerschaft machte eine Eingabe, man solle mich nicht fortlassen, der Rat der Stadt trat in besonderer Sitzung zusammen und beschloß, mir den Neubau des geplanten Krematoriums anzubieten, die Stadtverordneten bestätigten unter liebenswürdigsten Formen diesen Beschluß; das hohe Ministerium, dem ich bisher mangels fester Unterlagen nichts hatte mitteilen können, entbot mich zu sich und übertrug mir gleich zwei große Bauten: die Handelshochschule in Leipzig und

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

einen im Programm noch unbestimmten Bau am dortigen Augustusplatz. Es war, als ob ein Wunder sich ereignet hätte. Innerhalb dreier Tage war ich mit glänzenden öffentlichen Aufträgen beladen und zugleich überschüttet mit einem nie geahnten Strom liebenswürdiger Gesinnung. Manchmal glaubte ich, zu träumen, oder etwas recht Unangenehmes würde noch hinterher kommen, aber das Wunder blieb materialisiert und ich konnte nichts Gescheiteres tun, als die Charlottenburger Bande mit möglichstem Anstande wieder abzustreifen. Die ganze Revolution endete mit einem Fackelzug, den mir die Studentenschaft brachte, und als ich im Kreise lieber Freunde am Fenster meines kleinen Gartenhauses stand, drunten das geheimnisvoll huschende Licht der Fackeln die jungen, bunten Gestalten umspielte und nach meinen Worten all die blanken Speere, farbigen Mützen und hellen Augen zu mir heraufblitzten, war ich tief darüber beglückt, den unerschöpflichen Reiz deutschen Studententums meinem Leben wenigstens noch auf einige Zeit neu gerettet zu haben.

Und nun begann eine Epoche eifrigster Arbeit. Mein Büro, das bisher aus höchstens zwei Leuten bestanden hatte, die sich in einem engen Zimmerchen zusammendrängten, mußte richtig auf die Beine gestellt werden. Das machte einen Umzug nötig. Ich fand ganz in meiner Nähe, Bergstraße 22, eine schmucke alte Villa, die in einem parkähnlichen Garten lag; ihr Dachgeschoß eignete sich vortrefflich zum Büro; im ersten Stock richtete ich meine eigene stattliche Wohnung ein. Alles weitete sich und gewann künstlerischere Haltung.

In meiner Arbeit aber lernte ich zum erstenmal den Leidensweg einer öffentlichen Bauaufgabe in vollem Umfange kennen. Bei der Handelshochschule, einem höchst verwickelten Bau auf ungenügendem, rings von Bauten umklemmten Bauplatz, hatte ich nicht nur die seltsame Karikatur des allmächtigen Rentmeisters der Universität, sondern auch das Sächsische Landbauamt als eigentliche Bauherren. Wenn ich des einen Grillen glücklich abgefangen hatte, so kam der Kalvarienberg der amtlichen Bedenken, dessen Stufenleiter das Landbauamt mit besonderer Liebe ausgebaut hatte. Ich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sah voll Überraschung, wie glücklich der Privatarchitekt ist. Schließlich aber siegte ich doch in den Hauptsachen, setzte durch, eine geräumige Mittelhalle bauen zu dürfen, und schmuggelte im Innern einige kleine freundliche Motive mit ein, die man auf der Jagd nach Streichung aller etwas ausdrucksvolleren Einzelheiten glücklich übersehen hatte.

Beim Krematorium lernte ich im Gegensatz zu diesen Erfahrungen eine höchst entgegenkommende Geschäftsführung kennen. Hier lagen die Schwierigkeiten darin, daß ich mit dem Begriff Krematorium völlig andere Vorstellungen verband wie mein Bauherr, der allgewaltige Oberbürgermeister Beutler. Dieser interessante Mann, der zu jener Zeit eigentlich König war in Dresden, hatte einen sehr bestimmten Willen, der wundervoll war, wenn man seine Kräfte in die Richtung des eigenen Zieles einzustellen verstanden hatte, aber ebenso verhängnisvoll werden konnte, wenn er sich in umgekehrter Richtung bewegte. Er fand meine Absichten viel zu monumental, und obgleich ich einen erstaunlich billigen Kostenanschlag vorlegte – der eigentliche Bau kam nur auf rund dreihunderttausend Mark –, er ruhte nicht eher, bis er den Muschelkalk, nach dem ich begehrte, in billigeren Sandstein umgesetzt hatte, und suchte gewisse Grundgedanken meiner Absichten zu stürzen. Das gab heiße Kämpfe und große Aufregungen, aber es geschah etwas Unerwartetes: er siegte nicht, die Mehrzahl des Rates trat auf meine Seite.

Für mich handelte es sich dabei in der Tat um Sein oder Nichtsein, denn mein Plan war mit der Zeit ein so strenges Gefüge aus Bedingungen des Ortes und des Zweckes geworden, daß man ihn wohl als Ganzes verwerfen, aber nicht mehr verändern konnte. Langsam war er aus zahllosen Versuchen und Überlegungen in diese Form gekommen. Wenn man, wie damals beim Krematorium, noch gar keinen Anlauf zu einer typischen Lösung der Aufgabe vorfindet, an den man anknüpfen kann, ist es mit solchen Versuchen eine seltsame Sache. Man kommt nicht zu seinem Ziel, indem die Arbeit der Anläufe sich sozusagen addiert und hierdurch das Ergebnis entsteht, sondern soundso viele Versuche ver-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sinken ergebnislos, und dann bietet sich einem plötzlich wie ein Geschenk in einem lichten Augenblick eine Lösung dar, die man gleichsam gar nicht mehr zu entwickeln braucht. Mit einem Blick überschaut man sie wie ein durchsichtiges Gebilde. Inneres und Äußeres geht ineinander auf, und mit Staunen sieht man, wie auch alle die kleinen Schwierigkeiten praktischer und technischer Natur, an denen man hängengeblieben war, plötzlich ihre selbstverständliche Lösung in das Ganze eingliedern: die Frucht ist reif geworden, soweit der Baum sie zu reifen vermochte, sie fällt fertig vom Zweig.

Bei jedem wichtigen Bau, der mich ganz erfüllt hat, habe ich diesen Augenblick erlebt und sein Glück genossen. Beim Krematorium trat er ein auf einem einsamen Spaziergang in Schenna bei Meran, wo ich nach einem anstrengenden Winter ziemlich erschöpft die Ostertage in einem kleinen, völlig menschenleeren Wirtshause verbrachte. Meine Schwester Conny war sehr erstaunt, als ich heimkehrend sagte: „Eben ist das Krematorium fertig geworden." Aber es war so. Alles Wesentliche stimmte und ist später unverändert geblieben.[137]

Von den vielen Hunderten von Zeichnungen, die dann nötig werden, um einen an sich reifen Baugedanken in die Wirklichkeit umzusetzen, machen sich nur wenige Laien eine Vorstellung. Der Architekt muß, wenn der eigentliche musikalische Gedanke ausgereift ist, nicht nur die Partitur schreiben, sondern zugleich die ganze Einstudierung des Werkes mit Orchester, Chören und Solisten, nebst allem geschäftlichen Drum und Dran besorgen, denn es gibt für sein Schaffen keine Zwischenstufe, sondern nur die fertige Konzertvorführung.

Wohl ihm, wenn er sich dabei auf seine Solisten verlassen kann. Ich war in dieser glücklichen Lage, denn für den Schmuck meines Werkes hatte ich keinen geringeren Bundesgenossen als Georg Wrba. In ihm hatte ich einen Freund gewonnen, und die Arbeiten jener Dresdener Zeit sind von den künstlerischen Freundschaften unlösbar, die damals den hellen Hintergrund meines Lebens bildeten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Es war merkwürdig, daß die große Ausstellung von 1906 den Freundeskreis, aus dem sie hervorgegangen war, nicht gesprengt hatte. Solche Unternehmungen, die ohne ernste Reibereien nicht abzugehen pflegen, da es unvermeidlich ist, daß nicht einer in die Absichten und Interessen des anderen gewaltsam eingreift, pflegen gewöhnlich ein ansehnliches Unkraut von Verstimmungen und Feindschaften zur Reife zu bringen. Vielleicht half uns die reichliche Zahl der außenstehenden Feinde über diese Klippe hinweg, genug, unsere Schar blieb unerschüttert und behielt dadurch ihren Reiz und ihre Kraft. Während der Ausstellungsarbeiten war aber eine wichtige neue Persönlichkeit in unserem Umkreis aufgetreten, Dresden hatte in Hans Erlwein[138] einen neuen Stadtbaurat bekommen. Er kam gerade in eine Zeit hinein, da die Ausstellung alle künstlerischen Möglichkeiten Dresdens vor ihm ausbreitete, und mit der Energie, die ihm eigen war, griff er mit schnellem Entschluß in die dargebotene Schale. Er war ein geborener Herrscher und fing sofort an, die bisherige lockere Form unseres Kreises fest zu organisieren. Was bisher nur durch die Gewohnheit der regelmäßigen Zusammenkünfte zueinander gehörte, bekam zunächst einen Namen, es wurde die „Zunft" genannt. Die „Zunft" erhielt einen äußeren Rückhalt durch ein kleines eigenes Lokal und vor allem durch einen Vertrag mit den „Modernen Bauformen", die jährlich die Arbeiten der Vereinigung in vier geschlossenen Heften herauszugeben unternahmen.

Aus diesem festen Zusammenschluß entwickelte sich in der ersten Zeit, als der Kreis noch nicht wesentlich seinen früheren Umfang überstieg, unter Erlweins derber Führung ein höchst lebendiges „Allotria"-Treiben. Scherzlied, Satire und allerhand bunter Künstlerulk wachten auf; bald zogen wir in ein würdigeres Heim, und unsere zu Dresdens stillem Wesen oft nur wenig passenden Feste erhielten schnell eine allgemeine Berühmtheit. Selbst die verschlossensten künstlerischen Würdenträger strebten danach, einen Blick hineinzuwerfen, und so oft ein geschätzter Künstler durch Dresden reiste, fand er bei uns gastliche Aufnahme und wurde durch die seltsamen Zeremonien geehrt, oder auch harmlos verulkt, die sich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bei uns eingebürgert hatten. So entwickelte sich in der Tat etwas von jenem fröhlichen Künstlerübermut, der im Süden seine Heimat zu haben pflegt, und er hätte wahrscheinlich dauernd Wurzel geschlagen, wenn die „Zunft" nicht neben diesen Absichten geselliger Natur auch kunstpolitische Zwecke verfolgt hätte.

Sie war zugleich ein höchst streitbares Fähnlein; kritisch griff sie in alle künstlerischen Ereignisse Dresdens ein, und da sie einen recht scharfen Ton führte, war sie bald nicht wenig gefürchtet und gehaßt. Die Zusammensetzung unseres Kreises, die das alte Ideal der Kunstgewerbeausstellung darstellte – Vereinigung von Architekt, Maler und Bildhauer – gab ihrem Wollen ein charakteristisches Gepräge, und obgleich wir noch Anlaß genug hatten, für die Lebensrechte unserer fortschrittlichen Gruppe zu kämpfen, zeigte sich doch bald, daß wir eine Macht waren, um die man schwer herumkommen konnte.

In der Tat reichen fast alle die Fäden in diesen Kreis hinein, die damals im Dresdener Kunstleben gesponnen wurden, und es war eine Zeit, die manchen neuen Zug in das künstlerische Antlitz der alten Stadt brachte.

Kreis hatten wir seine Augustusbrücke erkämpft, noch eben rechtzeitig, um eine unendlich lederne Arbeit der Ingenieure zu verhindern; für Erlwein wurde der Weg zum neuen „Italienischen Dörfchen" in heißem Streite geebnet, Wrbas König-Georg-Denkmal und Selmar Werners „Schiller" mußten verteidigt werden, um Gußmanns Ausmalung der Rathauskuppel wurde besonders heftig gestritten, Seyfferts Volkskunstmuseum kam langsam zur Reife, mein Krematoriumsentwurf wurde durchgefochten. Dazu kam Kühnes Hauptbahnhof in Leipzig zum Siege, und zahlreiche große und kleine künstlerische Arbeiten reichten mit ihren Wurzeln in unseren Kreis.

Es war eine Zeit ungewöhnlich reichen Schaffens, und jeder, der im künstlerischen Leben gestanden hat, weiß, was eine solche Arbeitsentfaltung an Sturm und Wechselfällen bedeutet. Man kann es als eine Frucht der Kunstgewerbeausstellung bezeichnen, daß dies alles in unserem Kreise sein Echo fand, er war die Seele eines

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

reichen, nach allen Seiten hin treibenden künstlerischen Lebens geworden.

Sowohl an den geselligen Scherzen, die eine Nachblüte früherer Kneippoesie bei mir erweckte, als auch bei diesen Kämpfen, bei denen eine besonnene Stilistik oft dringend nötig wurde, nahm ich eifrigsten Anteil, und ich glaube, die „Zunft" würde diese Rolle im Dresdener Kunstleben noch lange gespielt haben, wenn nicht Erlweins Organisatorstreben eine Unersättlichkeit besessen hätte. Immer mehr erweiterte er die Beziehungen unseres Kreises. Zuerst wurde die Künstlergruppe der „Elbier" ihm angegliedert, allmählich dehnte er ihn weiter und weiter; er ruhte nicht, bis die halbe Dresdener Künstlerschaft nach und nach einverleibt wurde, und das nahm der Sache unvermerkt ihre Kraft und Eigenart. Die reizende Abschiedsfeier, die mir die „Zunft" bei meiner Übersiedlung nach Hamburg bereitete, fiel zusammen mit ihrem Umzug in große neue Räume, und aus der stillen Freundesschar war ein Kreis geworden, in dem sich die einzelnen fremd bleiben mußten und die Keime zu mancherlei persönlichen Verwicklungen verborgen lagen. Sie sind dann später reichlich aufgegangen, und der Stern der „Zunft" begann langsam zu verbleichen, je mehr sie in die Breite ging. Mir hat er noch im alten Glanze geleuchtet, und ich würde der „Zunft" allein schon deshalb dankbar sein, weil sie mir die Berührung mit Wrba brachte, die sich sonst vielleicht nicht so bald ergeben hätte.

Als Nachfolger Schillings war Georg Wrba kurz nach unserer Ausstellung in Dresden eingezogen: ein Mann von unbändiger Schaffenskraft, dessen hünenhafte Körperlichkeit zu einem jugendlichen, fast kindlichen Ausdruck in seltsamem Gegensatz stand. Man täuschte sich sehr in ihm, wenn man diesen Ausdruck allzu wörtlich nahm. Wohl war eine starke Dosis Naturburschentum eine ausgeprägte Seite seines Wesens, aber er verband damit zugleich ganz andere Eigenschaften. Eine seltsame Neigung und Begabung zu spekulativer Betrachtung trat in ihm hervor, und obgleich er seine ganze Bildung selber zusammengerafft hatte, überraschte er durch die Fülle der geistigen Beziehungen, die er beherrschte; es war, als ob eine stille innere Verwandtschaft mit Kräften der Natur in ihm

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

tätig wäre. Dieser reichen Welt, die in seiner Kunst ja mannigfachen Ausdruck fand, standen rücksichtslose Instinkte gegenüber, die zur Vorherrschaft kamen, sobald ein wirkliches oder scheinbares Hindernis in die Linie seiner künstlerischen Absichten trat. Er konnte hassen, wie ich es selten bei einem Menschen gesehen habe. Alle diese elementaren Eigenschaften machten uns beide in Art und Wesen zu denkbar größten Gegensätzen, und in der Regel pflegte bei Wrba das Gefühl für solchen Gegensatz von vornherein aufreizend zu wirken, aber er machte bei mir eine Ausnahme. Vielleicht sah er gerade im Rahmen des rauhen Tones der „Zunft", daß in dem andersartigen, sonst so verabscheuten „feinen" Wesen keine Absicht, sondern auch Natur steckte.

Wrbas Atelier, die gleichen Räume in der Ammonstraße, wo ich einst bei meinem ersten Muluseinzug in Dresden Johannes Schilling besuchte, wurde jetzt häufiger Aufenthalt. Während hier der Meister unbekümmert an einem der großen Gebilde weiterarbeitete, die alle Räume füllten, ließ sich vortrefflich bei einem Glase Kirsch ein kleines Schwätzchen machen. Oft irrte das Gespräch zu wichtigen Dingen hinüber; dann wurde das Modell hinausgeschickt und Bücher und Bilder wurden hervorgeholt, oder irgendeine Schwierigkeit, die in der weitverästelten Tätigkeit Wrbas auftauchte, fand ihre schriftliche Erledigung. Eine Zeitlang war ich auch selber das Modell und konnte sehen, mit welcher Sicherheit Wrba meinen Kopf mit unglaublicher Geschwindigkeit zusammenschnitt.

Diese mühelos quellende Fülle war unstreitig die Gefahr des Künstlers, aber in dieser Epoche seines Schaffens ergab er sich ihr nicht; unablässig war die Kritik am Werke, und er scheute sich nicht, eine Sache vollkommen von vorn anzufangen, wenn sie seiner Vorstellung nicht genügte oder die Maßstabsfrage einer Überprüfung zu bedürfen schien.[139]

Im Laufe der Zeit hatten sich Wrba, Gußmann, Erlwein und ich im Rahmen der „Zunft" ganz von selber zu einem intimeren Kreis im Kreise zusammengefunden. Allwöchentlich kamen wir abwechselnd in den verschiedenen Häusern abends zusammen und tauschten aus, was uns beschäftigte. Wir alle standen in blühender Tätig-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

keit und in weitverzweigten Beziehungen, und so gab es ein Hinüber und Herüber, das unser Leben außerordentlich bereicherte.
Während so mein Leben an freundschaftlichem Verkehr mit gleichstrebenden und vollsaftigen Künstlern immer reicher geworden war, hatte es sich auch in meinem eigentlichen Berufe, dem Hochschulamt, immer mehr vertieft. Seit meine Lehrtätigkeit nur noch der Anleitung zum Schaffen diente, war das Verhältnis zu meinen Schülern ein immer freieres und reicheres geworden. Gelegentlich des Fackelzuges hatten sie mir in frischen, anhänglichen Worten ihr Vertrauen ausgedrückt, und ich fühlte dieses Vertrauen einer kommenden Generation als eine warme, anspornende Kraft.
Besonders persönlich wurden meine Beziehungen durch eine Sommerexkursion, die ich mit dreißig meiner Studenten in die gleiche Gegend unternahm, durch die ich einst als Primaner mit meinen Freunden so glücklich gezogen war, und ich weiß nicht, ob ich nicht bei dieser Gelegenheit das Studentenleben erst in seiner ausgeprägtesten Form kennengelernt habe.
Vertreter aller Sorten deutscher Verbindungen waren in meiner kleinen Schar durcheinandergemischt, aber es gelang mir, alle die als unüberbrückbar geltenden Schranken zwischen Korps, Burschenschaft und freien Verbänden völlig einzureißen; schon am zweiten Tag hatte ich nur noch unetikettierte frische junge Burschen um mich. In Aschaffenburg begann unsere Fahrt; hier hielten die Kunsteindrücke der seltsamen Stadt noch alle anderen Regungen im Bann, als wir aber an einem strahlenden Sommernachmittag in die malerischen Gassen von Miltenberg am Main einzogen, da gewann die studentische Phantasie die Überhand. Mein historischer Überblick, in dem auch eine Eroberung der Stadt durch die Römer vorkam, war der Ausgangspunkt der Unternehmungen. Aus einem geheimnisvollen Getriebe, das ich schon einige Zeit mit Verwunderung beobachtete, entwickelte sich plötzlich, wie aus dem Boden gestampft, ein antiker Triumphzug. Die Kostüme waren durch einige Bettlaken, Blumenkränze, verschiedene alte Waffen, welche die Diele des Gasthauses schmückten, vor allem aber durch weitgehende festliche Entkleidung erzielt; Triumphwagen waren zur

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Stelle, in deren einen ich genötigt wurde, während in dem anderen eine holde Schöne lagerte, und so ging der Triumphzug mit Musik durch die Stadt. Das Ziel war die Wohnung des Bürgermeisters; hier hielt ihr Anführer eine zündende Rede, in der kundgegeben wurde, wir hätten die Stadt nun einmal erobert, würden unsere Siegesfeier die Nacht hindurch mitten auf dem Marktplatz abhalten und er, der Herr Bürgermeister, habe dafür zu sorgen, daß alles dafür Nötige angeordnet werde. Der Bürgermeister war witzig genug, um auf dem Balkon seines Hauses zu erscheinen und uns durch ein Edikt an seine Schutzleute volle Bewegungsfreiheit zuzusichern. So wurden denn die Tische mitten auf dem altertümlichen Markte aufgestellt, die Fenster ringsum verwandelten sich in Tribünen, von denen aus die Einwohner und die gesamte Kolonie der Sommerfrischler unserem Treiben zuschauten, und ich präsidierte der phantastischsten Kneipe, die sich denken läßt. Große Reden und gemeinsame Gesänge wechselten mit allerlei Mimik, und wo sich an den Fenstern ein besonders schönes Mädchen zeigte, kletterten meine Römer mit affengleicher Geschwindigkeit an dem alten Fachwerk empor und erschienen plötzlich mit einer Rose vor den erschrockenen Angebeteten. Bald entstand volle Wechselwirkung zwischen uns und unseren Zuschauern; alte Herren aus der Sommerfrische schickten uns Sekt herüber, wurden wieder jung an unseren Tischen und waren noch am Platze, als das Morgenrot unsere Windlichter ablöste. Denn es ging die ganze Nacht hindurch. Dann wurde früh im kalten Main gebadet, und wir zogen durch den Odenwald weiter nach Amorbach.

Hier entdeckten meine Rädelsführer abends, als sie, nach neuen Taten begierig, den Ort durchzogen, eine nette Witwe, als sie gerade aus Mangel an Gästen ihr Lokal schließen wollte. „Unsinn", sagten sie, „wir garantieren, daß in einer halben Stunde kein Platz mehr hier zu haben sein wird", und nun verkündete ein Ausrufer, daß eine große Varietévorstellung ohne Eintrittsgeld in jenen Räumen stattfinden würde; bald war das ganze Haus innen und außen umlagert, und eine Vorstellung begann, die jedem zünftigen Brettl alle Ehre gemacht hätte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Den Höhepunkt aber erreichte der festliche Übermut bei unserem Einzug in das malerische Hirschhorn am Neckar. Die Volksbelustigungen wurden eröffnet durch ein großes Wettrasieren auf dem Markte. In Reih und Glied saßen fünfzehn Studenten eingeseift, und nun begannen die beiden Barbiere des Ortes unter den Klängen einer Kapelle von den beiden Enden der Reihe aus zu rasieren, wobei wie am Totalisator Wetten über den Punkt, wo sie sich treffen würden, aus dem Kreise der Bevölkerung entgegengenommen wurden. Ich hatte erreicht, daß wir oben auf der herrlichen alten Burg, die sonst für solche Zwecke unzugänglich ist, den Abend bei einer Bowle verleben durften, zu der ich meine Studenten, aber, wie sich in der Folge herausstellte, auch die halbe Bevölkerung eingeladen hatte. Das gab wieder eine bunte Nacht, und als wir am folgenden Morgen auf großen Kähnen den Neckar hinunterfuhren, wurde mancher Kater mit nach Heidelberg eingeschleppt.

Aber die Jugend war unverwüstlich. Tags darauf mußte auch die geheiligte Ruhe Schwetzingens dran glauben. Hier hatten wandernde Komödianten gerade die Unvorsichtigkeit, ihre Künste zu zeigen. Die Vorstellung wurde zum Doppelspiel. Die Frau Direktorin, die selbst die „Genoveva" gab, war Gegenstand so stürmischer Huldigungen, daß nach jeder besonders schönen Szene ein Student sich auf die Bühne schwang, um ihr mit einer Ansprache Blumen zu überreichen. Das erregte zuerst Rührung, dann Verwunderung, dann Wut, und es entstanden Dialoge, an denen das ganze Auditorium höchst ergötzlichen Anteil nahm, bis sich die Volksstimmung in Erregungen umsetzte, die das Schauspiel allmählich auf die Straße verlegten.

Aber wir konnten auch ganz gesittet sein; als wir die letzten Tage an der Bergstraße entlang zogen und hier von Metzendorf und dann von Olbrich gastfreundlich aufgenommen wurden, vermochte ich die wohlerzogensten Jünglinge aufzuweisen, denen man nichts von all dem Übermut anmerkte, der ihnen im Nacken saß. Und in der Tat, dieser Ausflug war für mich nicht nur durch die bunten Possenbilder, in die ich plötzlich verstrickt wurde, ein Erlebnis, weit mehr überraschte mich der Einblick in die tieferen Seiten des

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gemütslebens dieser jungen Menschen, die neben all der Narretei durchaus nicht zu kurz kamen. Nicht nur, daß sie in mancherlei ungewöhnlichen Situationen, in die ich im fröhlichen Mittun bei ihren Scherzen kam, nie den richtigen Takt verloren, nein, ich wunderte mich oft über die unfehlbare Richtigkeit des Gefühls, der ich begegnete, wenn sie mich in allerlei künstlerischen und menschlichen Fragen in ihr Vertrauen zogen: die übermütigen Knaben konnten sich in wenigen Augenblicken in ernste Männer verwandeln. Wer den Maßstab überprüfen will, den er an sein Lehren zu legen hat, braucht nur einmal mit seinen Schülern auf die Wanderschaft zu gehen; er wird mehr dabei lernen als sie.

In hohem Maße amüsierte mich der Eindruck, den Olbrichs Persönlichkeit hervorrief; ich hatte vorher alle seine Vorzüge fleißig hervorgekehrt, und er hob sie in einer geschickten Rede, die er uns hielt, noch einmal sehr einprägsam selber hervor. Ich glaubte, alle wären voll begeisterter Bewunderung, aber dann hörte ich unfreiwillig, als wir abends im Dunkeln durch den Wald gingen, höchst kritische Gespräche, aus denen eine allgemeine Ablehnung der überspitzten Seiten des Meisters hervorging. Mir gegenüber hatten sie nicht gewagt, das anzudeuten, da sie glauben mochten, freundschaftliche Gefühle damit zu verletzen, und ich ließ sie dabei. Am charakteristischsten aber kamen die Naturen wohl zum Vorschein in der Art, wie sie untereinander ihre Einschätzungen vornahmen. In dieser Beziehung wurden sie auf eine schwierige Probe gestellt, denn unserem Kreise gehörte eine recht ungewöhnliche Erscheinung an. Es war die Zeit, wo sich in Dresden die ersten Regungen revolutionärer Kunstgesinnung, die später als Expressionismus ihre ausländische Taufe bekam, vorbereitete. Der Zufall wollte, daß die Wurzeln in meinen unschuldigen Zeichensaal hineinreichten. Drei der jungen Stürmer, die etwas später mit Pechstein (Gußmanns hochbegabtem Schüler), Nolde und Schmidt-Rottluff zusammen die „Brücke“ gründeten, waren zuerst Architekten und als solche meine Schüler: Erich Heckel, Ernst Ludwig Kirchner und Bleyl. Eine Ausstellung von van Gogh und Gauguin brachte sie eines Tages außer Rand und Band. Ich muß gestehen, daß ich recht

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ratlos war, als sie mit den ersten Proben ihres Wollens hervortraten, aus denen man nur eines mit voller Gewißheit erkennen konnte: daß sie bei mir nach landläufigen Begriffen einen höchst mangelhaften Zeichenunterricht genossen haben mußten. Ich suchte nicht, sie schulmeisterlich zu bändigen, dazu fühlte ich ein zu starkes Fluidum, aber ich konnte damals noch nicht die tiefe Sorge der Glucke unterdrücken, der ihre Enten davonschwammen.[140] Von diesen seltsamen Umstürzlern machten Heckel und Bleyl unsere Wanderung mit, und besonders Heckels sonderbar verträumtes Wesen, in dem ein ernster, aber herrischer Fanatismus aus dunklen Augen fast krankhaft glühte, mußte den Widerspruchsgeist der sorglosen Kameraden reizen.

Als wir im Aschaffenburger Dome skizzierten, fand ich ihn versunken vor der Pietà des Grünewald, und ganz wider seine Gewohnheit hatte er mit äußerster Sorgfalt die ergreifenden trauernden Frauenhände in sein Buch gebannt. Aber wenn wir uns sonst irgendwo an einer schönen Stelle zum Skizzieren niederließen, blieb er müßig daneben sitzen; fuhren wir aber dann im Eisenbahnwagen singend durch das Land und blickten auf weite Felder, in denen Hunderte von fleißigen Landleuten bei der Ernte waren, dann zog Heckel plötzlich sein Skizzenbuch heraus und hieb in wildem Eifer besessene Linien aufs Papier. Alles lachte über den Sonderling, und des Neckens war natürlich kein Ende.

Ich selber kümmerte mich während des Ausfluges um die Skizzenbücher meiner Leute grundsätzlich nicht, aber für den letzten Abend des Beisammenseins war eine allgemeine Ausstellung angesagt. Da gab es große Heerschau, und drei Preise für die besten Arbeiten waren von mir ausgesetzt; nicht ich selber verteilte sie, sondern ein Preisgericht, das aus der Mitte der Studenten von ihnen selbst gewählt wurde. So kamen auch Heckels heimliche Schnellzugskizzen zum Vorschein, und ich freute mich nicht wenig über den geraden Sinn meiner jugendlichen Richter, als sie dem Unverständlichen neidlos den Preis zuerkannten. Sie witterten in den Seltsamkeiten doch eine unbestimmte Kraft und ließen sie gelten.

Unwillkürlich bin ich in Erinnerung an diesen Studentenausflug ins

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Erzählen gekommen, nicht weil er ein so besonderes Ereignis darstellt, sondern weil sich in seinem scharf umrahmten Bilde die mancherlei Züge zusammenfassen, die im gewöhnlichen Semesterverlauf zersplittert auftauchen, und die mir das Leben mit den Studenten reich und wertvoll machten. Wenn es sich in richtigen Bahnen entwickelt, dann wird es eine ständige Weitererziehung für den Lehrer selbst, nicht nur menschlich, sondern auch beruflich. Allerdings bedarf er dann des Aufwandes beträchtlicher Kraft, gratis gibt die junge Generation ihr menschliches und ihr berufliches Vertrauen nicht hin, sie verlangt dafür, daß man auch wirklich mit ihr lebt. Wenn der Kreis sich dann immer mehr weitet, so ist das für alle Vortragskollegs ja nur eine Förderung, für alle Betätigungen aber, die sich im Zeichensaal von Mensch zu Mensch abspielen, entsteht daraus eine Schwierigkeit. Mit achtzig jungen Architekten, die noch nicht entwerfen können, gleichzeitig Entwürfe zu machen, ist keine Kleinigkeit, es ist weit schwerer, als wenn man die Entwürfe *selbst* zu machen hätte, denn die unerwarteten Zickzackeinfälle der phantastischen, noch unausgereiften jungen Willen verschieben immer wieder das Ziel, auf das man lossteuert, wenn anders man diese Einfälle als guter Lehrer berücksichtigt und sich zur Aufgabe macht, sie nicht zu ersticken, sondern sie umzukneten. Als man sich später in Hamburg wunderte, wie ich ein halbes Dutzend Bauten nebeneinander künstlerisch beherrschen und weitergestalten könnte, dachte ich oft: das ist mit eingearbeiteten technischen Kräften ein Kinderspiel gegen das Entwerfen mit achtzig Studenten.

So machte auch mein Lehrberuf neben der privaten Bautätigkeit wachsende Ansprüche an mich, und das steigerte sich, als die Senatsgeschäfte in meine Hand kamen und ich Kandidat für das Rektorat wurde. Es bedurfte aller Energie, um in der entscheidenden Sitzung meine Bautätigkeit vor der erstickenden Arbeit dieses Amtes, das man mir auferlegen wollte, zu verteidigen.

Darin liegt vielleicht überhaupt für den schaffenden Architekten die größte Gefahr; wenn er sich im öffentlichen Leben durchzuringen beginnt, wirkt alles zusammen, um ihn aus der stillen Arbeit

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

seines Ateliers wegzuzerren. Er kann es gar nicht vermeiden, mit zahllosen öffentlichen Dingen in Beziehung zu treten, überall pflegen in seiner Arbeit die verschiedenartigsten Pfade zusammenzulaufen, und so ist er die gegebene Kraft, um zu leiten und zu organisieren. Diese Gefahr brach jetzt von allen Seiten auf mich herein. Unter den mancherlei Ämtern, die man mir zudachte, konnte ich es nicht verhindern, den Vorsitz der sächsischen Gruppe des „Werkbunds" und des „Bundes Deutscher Architekten" zu übernehmen, und so lag die Arbeit für alle auftauchenden allgemeinen Fragen des Kunstgewerbes und der Architektur auf meinen Schultern. Das war zwar sehr interessant, und besonders die Standeskämpfe unseres Berufes, die im BDA ihren Mittelpunkt fanden, haben mich lange lebhaft bewegt. Die reinliche Scheidung gegenüber dem all unsere Absichten zerrüttenden Einfluß des Bauunternehmertums schien mir eine der wichtigsten Aufgaben der Zeit.

So war denn meine künstlerische Arbeit, mein Freundesleben, meine Lehrtätigkeit und meine öffentliche Wirksamkeit in einem besonders befriedigenden Zustande der Entwicklung, als plötzlich die Berufung nach Hamburg mich vor die Frage stellte, ob ich das alles preisgeben wollte. Als kurz vorher die gleiche Frage durch eine Berufung zum Nachfolger von Peter Behrens aus Düsseldorf an mich herantrat, schwankte ich keinen Augenblick und lenkte den Angelhaken von mir auf Kreis hinüber, dessen überschäumende Kraft notwendig eines großen Betätigungsfeldes bedurfte. Mit Hamburg war das etwas anderes.

Wenn damals in Deutschland von dem Vorwärtsdringen architektonischer Reformbestrebungen die Rede war, gab es nur eine Stimme der Enttäuschung darüber, wie Hamburg mit seiner großen Kraft unbeweglich zur Seite stand. An der Ausstattung der reichen Kaufherrenwohnungen und der Ausstattung seiner Schiffe schien der Strom des neuen deutschen Kulturlebens spurlos vorüberzugehen, in dem Typus der Stadtentwicklung und den großen öffentlichen Arbeiten stieß man immer wieder auf Erscheinungen, die man eigentlich für überwunden hielt. Wohl konnte man bei näherem Zusehen wertvolle Einzelbestrebungen erkennen, aber als

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ganzes schien die Kraft dieser Stadt noch nicht in den Strom neuerwachenden Lebens einbezogen zu sein. Wenn einer von uns, der sich zu den Kämpfern rechnete, die Aufforderung bekam, hier an führender Stelle mit seiner Arbeit einzusetzen, so war das etwa ebenso, wie wenn ein Offizier vor die Frage gestellt wird, ob er einen wichtigen vorgeschobenen Posten übernehmen will. Wenn man seinen ernstesten Absichten treu bleiben möchte, ist die Frage, sobald sie einmal gestellt wurde, keine Frage mehr, sie ist ein Kommando, dem man folgen muß, wenn man seine Uniform weitertragen will.

So erschien mir der Hamburger Ruf. – Er machte mir das Herz nicht wenig schwer, nicht nur im Hinblick auf den reichen Besitz, den man verlassen sollte, sondern noch weit mehr im Hinblick auf das, was mir bevorstand. Je mehr ich davon bei meinen Unterhandlungen in Hamburg sah und erfuhr, um so dunkler schien mir der Himmel zu werden. Manche Nacht lag ich mit brennendem Kopf und sagte mir, daß es unmöglich sei, die Aufgaben zu bewältigen, die sich hier zusammengetürmt hatten und die zum großen Teil bei näherem Hinsehen in tausend einzelne Schwierigkeiten schon unentwirrbar verwickelt waren. Aber die Aufgaben als solche waren groß und wohl jeder Kraftanstrengung wert. Hier galt es.

Die Dresdener machten die Wahl zwischen den beiden Schalen, die das Schicksal mir hinhielt, noch wesentlich schwerer. Es ist unendlich peinlich, wenn ein guter Freund einem das Beste reichen will, was er sich hat ausdenken können, und man sagt doch scheinbar: es genügt mir nicht. So war es in Dresden. Man bot mir nicht nur Titel und Geld, sondern man bot mir an, meiner Lehrtätigkeit eine hervorgehobene Stellung zu geben: neben Wallot sollte mir sogleich eine Professur an der Akademie geschaffen werden mit der Zusicherung der alleinigen Wallotschen Nachfolge, sobald dieser sein Amt aufgeben würde. Der Kultusminister Dr. Beck setzte mir in liebenswürdiger Eindringlichkeit auseinander, ich wüßte nicht, in welches Verderben ich mich stürzte, denn ich wäre zum Lehrer geboren.

Er mochte recht haben, aber, wenn man an einem Scheidewege des

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lebens das Lehren wählen wollte, mußte man sich da nicht fragen, ob es wirklich für einen Mann, der wie ich mit dreißig Jahren dieses Lehren begonnen hat, möglich ist, auf einem künstlerischen Gebiete bis zum sechzigsten oder gar siebenzigsten Lebensjahre ein guter Lehrer zu bleiben? Wird man von seinem päpstlichen Stuhle aus die innere lebendige Verbindung mit den Strömen der Zeit aufrechterhalten können, ohne ständig selbst an der Mühsal großer Arbeiten sein Können und Verstehen zu schärfen? Die Gefahr ist groß, daß man beim immerwährenden Geben nicht genug neue Vorräte produziert und bald dazu kommt, aus verstaubten Lagern austeilen zu müssen. Es gibt nichts, was plastischer ist unter den Fingern der Zeit als die Architektur, und deshalb nichts, was unmittelbareres Mitleben erfordert.

Das hielt ich meinem Gönner vor, und er begriff, weshalb ich Angst hatte vor den bequemen Teppichen, die mir auf dem Weg zu dem Gipfel gebreitet wurden, den man mir wies. Ich war in meinem Beruf noch nicht genug vom Wind des praktischen Lebens zerzaust, um mich auf ihm mit gutem Gewissen niederzulassen.

So war denn mein Entschluß gefaßt.[140a] Als ich in Hamburg die entscheidenden Verhandlungen beendigt hatte, zog es mich in einer freien Stunde hinaus, um das Symbol meiner neuen Heimat, den schiffereichen Strom zu sehen, an den ich noch gar nicht gekommen war. Ich fuhr zur Elbchaussee und geriet hier in das Gasthaus Ritscher, von dessen Terrasse ich zwischen hohen Bäumen gerahmt einen Ausschnitt des immer wechselnden Bildes vor mir liegen hatte. Ich ließ im Suchen nach einem neuen Anhalt für das unbestimmte neue Leben meine bisherigen Erinnerungen an Hamburg an mir vorübergehen, und sie blieben haften an dem einen denkwürdigen Tag, dem es bereits in meinem Leben den Hintergrund gab: die Rückkehr der Eltern auf dem „Setos“ nach fünfjähriger Trennung. Da hatten wir hier dem Schiffe entgegengesehen; das Bild meines Vaters stieg auf, wie er uns von der Brüstung des Dampfers in unendlicher Liebe entgegenwinkte. Als ich so saß, verdunkelte sich plötzlich der Ausschnitt des Bildes vor mir. Nach all den kleinen Booten fuhr ein großer Überseedampfer mit klingen-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

dem Spiel ein. Das alte Ehepaar, das mit mir zusammen die einzigen Gäste des Gartens darstellte, riet, was es für eine Linie sei: die Flagge zeigte den „Kosmos"-Dampfer. Der alte Herr holte sein Opernglas hervor und buchstabierte: „S — E — T — O — S, es ist der ‚Setos'." Ich bat ihn, mir das Glas einen Augenblick zu geben, und las es selber: es war wirklich der „Setos", der in diesem Augenblick dort unten an mir vorüberfuhr. – Es war mir, als grüßte mich der Geist meines Vaters zu meiner neuen Tätigkeit. Ich hatte wie in ein bekanntes Gesicht geschaut und begann, mich heimischer zu fühlen auf diesem schwierigen Boden, zu dem mich doch ein tiefer Zug der Verwandtschaft unbewußt zog.

Das Band mit Dresden wurde nun entzweigeschnitten; als Entschluß geschah dieser Schnitt scharf und schnell, in der Ausführung jedoch dauerte er lange. Ich hatte in Hamburg gesehen, daß einige ganz große künstlerische Aufgaben so brennende öffentliche Fragen geworden waren, daß sie wie eine Lawine auf den neuen Baudirektor niedergehen mußten, sobald er nur seinen Kopf nach Hamburg steckte. Da aber das neue Amt natürlich in der ersten Zeit auch noch tausend andere Ansprüche an die Persönlichkeit des neuen, mit allen Eigentümlichkeiten der Stadt, des Amtes, seiner Nebenmenschen und seiner künstlerischen Hilfsmittel noch unbekannten Mannes stellen würde, wäre er unter diesem Anprall entweder künstlerisch oder menschlich unfehlbar zusammengebrochen. Deshalb machte ich es zur Bedingung meines Kommens, noch etwa ein Jahr ohne Gehalt in Dresden bleiben zu dürfen, um dort eine Reihe der wichtigsten hamburgischen Aufgaben bereits projektieren zu können. Man war nicht sehr erbaut davon, aber ich blieb fest. So begann denn neben dem Krematorium, der Handelshochschule und dem Bautzener Dom, deren Arbeiten fieberhaft beendet wurden, eine Schar neuer Bauaufgaben bei mir einzurücken, die nicht nur das Einfühlen in ganz neue Betätigungsgebiete, sondern auch eine völlige Umstellung meiner bisherigen architektonischen Ausdrucksweise forderten. Denn eines war mir von vornherein klar: Hamburg verlangte einen ganz anderen Baucharakter, als ich ihn etwa für Mitteldeutschland anzuschlagen gewohnt war. Ich kannte

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ja sein Wesen, es saß mir aus meiner eigenen Vaterstadt im Blute. Etwas Herbes, Strenges mußte in diesem Klima reifen, zugleich etwas, von dem man das Gefühl haben mußte, daß Nebel und Seewind ihm nichts anhaben können. Es war mir kein Zweifel, daß nur das alte Baumaterial des norddeutschen Landstrichs, der Backstein, zu diesem Charakter führen könnte. Ohne viel zu überlegen, sah ich meine Bauvorstellungen sich ganz von selber in diesem Material aufbauen.

Die Projekte, die während dieser Dresdener Übergangszeit entstanden, waren drei große Institute: die Kunstgewerbeschule, das Technikum und das Tropeninstitut, vor allen Dingen aber der neue Entwurf zum Stadtpark mit seinen zahlreichen Bauten, der mich in erster Linie nach Hamburg gelockt hatte. Daneben entstanden die ersten Skizzen zum „Museum für hamburgische Geschichte" und zur Schule Teutonenweg.

Die vielen dazu nötigen Besprechungen fanden teils in Hamburg, teils in Dresden statt, so daß ich die fertigen Vorlagen für diese großen Bauaufgaben als Gastgeschenk in meine neue Heimat mitbringen konnte.

Beim Einzug in Hamburg war ich künstlerisch gewappnet, und das war mein Glück, denn sonst wäre ich verloren gewesen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

VIERTER TEIL

„Eines Tages erreichen wir unser Ziel — und weisen nunmehr mit Stolz darauf hin, was für lange Reisen wir dazu gemacht haben. In Wahrheit merkten wir nicht, daß wir reisten. Wir kamen eben dadurch so weit, daß wir an jeder Stelle wähnten zu Hause zu sein." Nietzsche.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ERSTES KAPITEL

HAMBURG 1909 – 1920

Als ich an meinem vierzigsten Geburtstag mein Amtszimmer im Bau Bleichenbrücke 17, einem zum märchenhaften Labyrinth umgebauten früheren Vergnügungslokal, zum erstenmal betrat, war der erste Brief, den ich auf meinem Schreibtisch vorfand, ein Gruß von Hugo Licht: er wolle nicht verfehlen, mir sein tiefes Bedauern auszusprechen, da ich nun auch die Bahn der Charakterlosigkeit gehen würde, denn anders wäre auf einem Posten, wie dem unseren, nicht durchzukommen. – Da mir diese Gefahr deutlich genug war, schreckte mich der merkwürdige Anruf nicht – er zeigte meinen alten Meister von seiner charakteristischsten Seite.

Der erste Besuch, den ich erhielt, galt einer Petition hervorragender Bürger, den Bau des Blohmschen Hauses am Harvestehuderweg zu verhindern, da es in Backstein gebaut werden sollte und seine Hauptfront nicht zur Straße, sondern zum Garten kehrte. Man war sehr erstaunt, als ich beides ausgezeichnet fand.

Die erste Zeichnungsrolle, die ich öffnete, war das Projekt des großen Gasometers in Fuhlsbüttel, zu dem ich mit Frist bis zum nächsten Mittag meine Zustimmung geben sollte. Ich zeichnete ihn in der Nacht, soweit es die bereits vergebene Konstruktion zuließ, um.

Die erste Baukonferenz, zu der ich geladen wurde, galt dem Schwesternhaus in Eppendorf, wobei der allgewaltige Direktor Professor Lenhartz plötzlich ein Projekt produzierte, das er sich auf eigene Faust hatte machen lassen. Trotz seines Protestes verlangte ich eine Woche Zeit, um ein billigeres vorlegen zu können.

Die erste Behördensitzung, die ich mitmachte, ließ einen Bebauungsplan auftauchen, der es unvermeidbar machte, meinem Kollegen vom Ingenieurwesen, der ihn aufgestellt hatte, den Krieg zu erklären.

Das stand alles in starkem Gegensatz zu den Eindrücken jener Übergangszeit, die ich mir erobert hatte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Während ich über meine Berufung nach Hamburg verhandelte, und in der Zwischenzeit, die sich bis zum Antritt meiner neuen Stellung spannte, erschien mir Hamburg im reizendsten Licht seiner alten patriarchalischen Kultur. Mein Senator, Gottfried Holthusen, war zugleich der Inhaber einer der ältesten Weingroßhandlungen der Stadt, und alle Besprechungen fanden in seinem Kontor in der Katharinenstraße statt. Das war eine der wenigen noch wirklich alten Straßen Hamburgs, in der die Patrizierhäuser sich hochgiebelig aneinanderschlossen, langgestreckt, denn an ihrer Rückseite stießen sie an das „Fleth", wo die Kähne ihre Güter zubrachten. Wie in Freytags „Soll und Haben" beherrschte der Handelsbetrieb die unteren Geschosse und die hohen Speicherräume, während dazwischen die vornehme Welt des privaten Daseins des Handelsherrn sich breitete. Von diesen Familienräumen waren allerdings nur noch die großen Privatkontore des Besitzers übrig, zu denen man zwischen wuchtigen, vielversprechenden Fässern hinaufstieg, um oben mit dem altenHanseatenfürsten zu verhandeln. Erst wenn man ihn in dieser Umgebung gesehen hatte, konnte man ihn ganz verstehen.

Dieser Eindruck fand dann später seine Ergänzung, als ich amtliche Reisen mit ihm machen mußte: sie wurden zu kleinen Kollegs nebst Praktikum in der Kunstwissenschaft des Weins. Und zwar des Rotweins, denn dem Weißwein brachte er, abgesehen von ganz hohen Sorten, eine tiefe Mißachtung entgegen. „Solange Sie Rotwein haben können, werden Sie doch nicht so töricht sein, Weißwein zu trinken." Während der Praktika erfreute ich meinen Meister durch eine „natürliche Begabung", aber zum Glück hat er nie erfahren, daß sie sich mit großer Vergeßlichkeit verband.

In ganz besonders reizvoller Erinnerung ist mir aus dieser Übergangszeit ein Ausflug nach Lübeck, den die Familie Holthusen zusammen mit der Familie von Melle veranstaltete, um dem etwa gleichzeitig als Bismarckbiograph nach Hamburg berufenen Erich Marcks und mir einige Köstlichkeiten Lübecks zu zeigen. Der Eindruck der wunderbaren alten Stadt wurde mir dabei beinahe etwas verwirrt dadurch, daß wir im Hause des Holthusenschen Schwieger-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sohns, Dr. Linde, einen ganz ungewöhnlichen Schatz modernster Kunst bewunderten. Im Parke stand Rodins „Denker", in den Räumen des feinen alten Landhauses aber herrschte neben Manet und seinem Genossen Edvard Munch, dessen große, farbenreiche Porträts der ganzen, vielköpfigen Familie einen ovalen Saal zu einem unvergeßlichen Bild von frischer, sprühender Kraft machten. Niemand konnte gerade solche Kunsterlebnisse im alten träumenden Lübeck erwarten, und mit Recht, denn das Lindesche Haus war eine einsame, verwunschene Insel innerhalb der ganz andersartig verwunschenen Ecken dieser Stadt. Für mich gehört dieser Eindruck mit zur Erklärung der eigentümlichen Mischung von konservativem Grundgefühl und edler Achtung vor allem neuen Leben, die sich in Holthusens Persönlichkeit spiegelte. Er hatte alle Instinkte eines modernen Mannes, aber er stellte sie für seine Person unter die Kontrolle des „guten Hamburgers".

Es war mir zuerst eine herbe Überraschung, daß die ganze intime menschliche Fühlung, die sich in der Zeit des Interregnums mit meinem Senator anbahnte, sobald ich mein Amt angetreten hatte, mit einem Schlage aufhörte. In allen amtlichen Zusammenhängen strebte dieser Mann mit eisernem Zwang nach korrektester formaler Objektivität. Auch in Fragen, von denen ich wußte, daß seine persönliche Ansicht und Wunschrichtung ganz ausgesprochen nach der Seite lag, auf der ich kämpfte, ließ er nichts davon merken. Dadurch entstanden in meiner späteren Tätigkeit zahlreiche Situationen, die ich unter dem Begriff des „mißverstandenen salomonischen Urteils" zusammenfaßte: jede der klagenden Parteien bekam ganz richtig das halbe Kind zugesprochen, nur beachtete man nicht, daß Salomos Urteil deshalb als weise galt, weil das Kind in Wahrheit eben *nicht* entzweigeschlagen wurde.

Ich habe erst ganz allmählich begriffen, daß diese Neutralitätspolitik nicht etwa nur in des Senators Wesen, sondern in noch weit stärkerem Maße in der Natur der Verhältnisse lag, unter denen es zu handeln galt. Die Lage kann man nur verstehen, wenn man einerseits weiß, welche alles beherrschende Rolle der Ingenieur seit mehr als einem halben Jahrhundert bei allen technischen Fragen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

in Hamburg spielte, und andererseits, wie schwer es ist, ein sechzehnköpfiges, ganz unorientiertes Gremium gleichstehender, entscheidender Männer, die den Senat darstellten, bei widerstreitenden Ansichten in den wenigen Augenblicken eines Referats aus den gewohnten Gleisen der Beurteilung zu bringen.

Diese überragende Rolle des Ingenieurs ist historisch durchaus begreiflich. Ohne die großen technischen Arbeiten, die Lindley nach dem Brande von 1842 ausführte, und ohne die energischen Maßnahmen, die sich vor allem mit dem glänzenden Namen F. Andreas Meyer im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts verbinden, hätte Hamburg die wichtigsten Etappen zur Großstadtwerdung verpaßt. Aber in beiden Fällen erwuchs neben diesem großen Verdienst eine eigentümliche Gefahr. Die großen Ingenieure wurden Diktatoren, sie duldeten in den Fragen öffentlicher Art nicht das ergänzende Widerspiel der Architekten, ja, sie betrachteten das Architektonische mit einer gewissen Vorliebe als das Gebiet, wo sie, gleichsam zur ergötzlichen Erholung, ihren Liebhabereien freien Lauf lassen konnten. Dadurch entstanden dann so groteske Anlagen wie Meyers Gestaltung des Jungfernstiegs, die erst 1931 korrigiert werden konnte.

Das Machterbe des Ingenieurwesens war in Hamburg ungebrochen, und es hatte in seinem Chef, dem „Oberingenieur" Sperber, einen Verwalter, der mit rücksichtsloser Energie die Tradition aufrechterhielt. Er besaß, um nur eines zu erwähnen, ein eigenes Architekturbüro, wo alle Bauten, die direkt oder indirekt mit Ingenieurarbeit zusammenhingen, streng geschieden vom Hochbauwesen durchgeführt wurden. Daß alle öffentlichen Anlagen, zu denen neben den Gartenanlagen auch alles das gehörte, was wir heute in weitestem Umfang zum „Städtebau" rechnen, seinem ausschließlichen Wollen unterstanden, galt als Selbstverständlichkeit. Die Art aber, wie städtebauliche Fragen im großen und im einzelnen behandelt wurden, mußte demjenigen, der mitten im Kampf um das erwachende Verständnis über diese Fragen stand, unerträglich vorkommen.

Bald erkannte ich, daß das ungeschriebene Programm meiner Ham-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

burger Tätigkeit darin lag, diesen Zustand, der für die Entwicklung der Stadt verhängnisvoll wurde, zu brechen. Der Kampfplatz dafür war aber so ungünstig wie nur denkbar. Es gab bei der demokratischen Regierungsform Hamburgs niemanden, der, wie etwa ein Oberbürgermeister, eine Veränderung der Dinge aus selbständiger Überzeugung durchzuführen vermochte. Den Senat bekam man nicht zu sehen, erst später erreichte ich das Unerhörte, wichtige Dinge selbst vortragen zu dürfen. Man konnte nur etwas erreichen oder etwas verhindern, wenn die „Baudeputation", ein Kollegium ehrenamtlich wirkender Bürger, meist aus kaufmännischen Kreisen, es beschloß.[141] Dieser Areopag für alle baulichen Angelegenheiten wahrte eifersüchtig seine Rechte, so daß jede Hoffnung auf Erfolg verloren war, sobald man dort etwa den Eindruck gewann, als ob ich durch außenstehende Mächte, wie die Presse oder die öffentliche Meinung, zu meinem Ziele kommen wollte. Nach einigen bösen Erfahrungen in dieser Beziehung gewöhnte ich mich daran, nach außen hin niemandem etwas von den Kämpfen und Nöten merken zu lassen, die jeder Tag mit sich brachte, denn selbst wenn es sich gar nicht um die Gefahr einer Presseäußerung handelte, erwies sich das Echowerk in Hamburgs durch die Börse besonders akustischen Räumen als erstaunlich. Oft redete mich mein Senator schon am Nachmittag warnend auf irgendeinen Ausdruck an, der mir am Abend vorher bei einem Diner entschlüpft war. Diese unabweisliche Einkerkerung in den Bezirk meines aktuellen Kampfplatzes brachte mich trotz vieler Freunde in eine geistige Einsamkeit, die ich oft schwer ertragen habe. Von außen sah man nur, was mir etwa gelang, die vielen Wunden, die ich trug, mußte ich verborgen halten.

Dieser Zustand war mir besonders schmerzlich in meinem Verhältnis zu Alfred Lichtwark. Für denjenigen, der das autoritative Ansehen kannte, das Lichtwark im übrigen Deutschland genoß, war es eine völlig unverständliche Überraschung, zu erleben, wie kritisch man ihm in Hamburg, abgesehen von einem kleinen Kreis bedingungsloser Verehrer, gegenüberstand.[142] In kaum einer Gesellschaft entging ich einem Gespräch, das der Abneigung galt, die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

man seinen bevorzugten Künstlern, insbesondere Liebermann, aber sogar Kalckreuth, Trübner und Slevogt, entgegenbrachte. Ja, im „Kunstverein" erlebte ich eine vorsintflutliche Angriffsrede, die Herr Wichmann, der Chef der bekannten Schokoladenfabrik, im Namen des „Idealen" und „wahrhaft Schönen" gegen ihn schleuderte. Ganz unvermittelt stand neben solch konservativen Eiferern eine zweite Gruppe im privaten Hamburger Kunstleben, die nicht minder für die Kunst eines Nolde und die mir so wohlbekannten Männer der „Brücke" eintrat, die ich bis dahin für eine Dresdener Lokalerscheinung gehalten hatte. Gustav Schiefler, ein Mann, der trotz geringer Mittel durch die Warmherzigkeit seiner Überzeugungskraft diesem Kreis der Jungen ein wahrer und hilfreicher Mäzen wurde, war der geistige Mittelpunkt dieser Gruppe. Ich habe es immer bedauert, daß Lichtwark sich nicht durch den Enthusiasmus, der hier herrschte, innerlich wärmen ließ. Selbst Künstlern gegenüber wie Munch und van Gogh, von denen Schiefler für wenig Geld Meisterwerke erwarb, schien er mir kühl zu bleiben. Vielleicht hielt er das für richtig, um seinen besonderen Weg um so sicherer gehen zu können.

War Lichtwark so in der öffentlichen Meinung Hamburgs selbst auf seinem eigensten Gebiet umstritten, so war er es noch weit mehr in seinen allgemeinen Kulturbestrebungen, sobald sie sich auf Hamburger Fragen bezogen, wie die Innenausstattung des Rathauses, den Stadtpark oder die „Alsterstadt". Lichtwark brachte solche Fragen, die natürlich mit einer entsprechenden Dosis direkter oder indirekter Kritik der verantwortlichen Stellen verbunden waren, stets in breitester Öffentlichkeit vor. Diese Stellen – und das war bei der demokratischen Organisation Hamburgs immer ein großer Kreis – fühlten sich öffentlich blamiert und waren es nun „ihrer Würde schuldig", solcher Kritik nicht etwa zu weichen. Man konnte deshalb in den Behörden, wenn etwas umkämpft wurde, taktisch nichts Törichteres tun, als sich auf Lichtwark zu berufen. Ich habe in Hamburg gelernt, daß man auf den verlockenden Reiz publizistischer programmatischer Kritik bestimmter Probleme verzichten muß, wenn man ein Ziel praktisch erreichen will.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Man muß es streng geschieden von der Öffentlichkeit nur an den entscheidenden Stellen vertreten, vor allem aber wortlos handelnd zeigen, was man will. Diese dem Temperament zuwiderlaufende Entsagung lag Lichtwark nicht, und da er von dem mühseligen realen Verlauf einer schwierigen Angelegenheit, sowohl nach der taktischen wie nach der praktischen Seite, keine Vorstellung hatte, ja sie nicht haben wollte, nahm er da, wo er sie geübt sah, leicht Passivität an.

Und doch konnte Lichtwarks Nähe oftmals stärkend wirken, denn wenn man in der Öffentlichkeit irgendwo hervorgetreten war, konnte man sicher sein, am nächsten Tage ein Briefchen von ihm vorzufinden, in dem er seine Anteilnahme kundtat. So schrieb er nach meinem ersten kämpferischen Vortrag über städtebauliche Fragen: „Selten habe ich solche Freude gehabt. Sie haben den 5. Juli 1910 zu einem Wendepunkt gemacht in unserer inneren Entwicklung. Ich glaube, das Schlimmste wird nun nicht mehr möglich sein. Die Anwesenden werden wenigstens das eine gelernt haben, daß sie sich die Povertät nicht mehr gefallen zu lassen brauchen, wo die Wesensfülle doch nun in der Welt ist. Aber die meisten haben mehr davon gehabt: Anregungen und Einsichten, die von nun an in ihnen arbeiten werden."[142a]

Leider überschätzte er solche geistigen Klärungen, die mit dem praktischen Geschehen oft nur wenig zu tun haben, ja, der Eifer, den solche Worte liebenswürdig offenbaren, hat mich oft in schwierige Lagen gebracht. Das trat besonders scharf bei der wichtigen Frage der Kanalisation der oberen Alster hervor, die auf die Physiognomie der ganzen nördlichen Stadt entscheidenden Einfluß hatte. Schon vor meinem Amtsantritt hatte der Senat für diese Arbeit ein Projekt des Ingenieurwesens dem Stadtparlament, der „Bürgerschaft", vorgelegt, dessen Mängel klar zutage lagen. Wer es sah, mußte dafür eintreten – und darauf hoffte ich –, den ganzen Entwurf abzulehnen. Statt dessen setzte Lichtwark durch, daß ich an der Ausführung dieses zweifelhaften Projektes künstlerisch „beteiligt" würde. Da dieser Beschluß in Form erbittertster öffentlicher Kämpfe vor sich ging und als ungeheurer Sieg meiner Person be-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

trachtet wurde, lag nunmehr die ganze Verantwortung für diese gewaltige Sache auf meinen Schultern, aber ohne daß man daran gedacht hatte, mir auch nur die kleinsten Rechte an den Geldmitteln oder an der technischen Ausführung zu geben. Mein schwer gekränkter Gegner konnte deshalb aus unkontrollierbaren technischen oder aus stets wirksamen finanziellen Gründen jede Einwirkung meinerseits mühelos lahmlegen. Am Tage nach diesem „Sieg" verlangte ich bei meinem Senator meinen Abschied, und es bedurfte sehr ungewöhnlicher Maßnahmen seinerseits, um meinen Wunsch rückgängig zu machen.[142 b]

Eine noch schwerere Probe auf Lichtwarks Freundschaft spielte sich kurz nach Beginn meiner Tätigkeit außerhalb Hamburgs ab. Wir waren gemeinsam Preisrichter im Wettbewerb für das Bismarck-Nationaldenkmal am Rhein; er war Vorsitzender. Der Verlauf dieses Wettbewerbs stand unter dem seltsamen Einfluß Walter Rathenaus, dem Lichtwark mit unverhohlener Bewunderung zugetan war. Anfangs war die Bekanntschaft mit dieser funkelnden Persönlichkeit für mich sehr reizvoll; ein Spaziergang mit Rathenau und Lichtwark von Bingen zur Rochuskapelle, oder ein Abend mit ihm und Herbert Eulenberg in Düsseldorf gehört zu den eigentümlichen geistigen Genüssen, die man nicht vergessen wird. Aber dann geriet ich bei den Wettbewerbsverhandlungen in scharfen Gegensatz zu diesem Mann. Der Wettbewerb zeigte den pathetischen Hang der deutschen Denkmalsarchitektur in wahrhaft erschreckender Weise; dennoch schien mir und einigen wenigen Genossen eine *architektonische* Lösung der Aufgabe infolge der Eigenart des Platzes auf der Elisenhöhe bei Bingen eine unumgängliche Notwendigkeit, da jede Freifigur zu einem Richtungskonflikt führte; sie mußte natürlich zum Rhein blicken, drehte dann aber unabänderlicherweise dem großen Festplatz auf der Höhe den Rücken zu, was bei Feiern ganz unerträglich schien. Nur eine architektonisch umhüllte Figur konnte diesen Richtungswechsel des Denkmalsgesichts ungefährdet mitmachen. Rathenau, der einer ausgezeichneten, aber offenstehenden Siegfriedsfigur von Hermann Hahn den Sieg wünschte, suchte das gesamte architektonische Stre-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ben der Zeit durch beißenden Spott zu diskreditieren. Die Verhandlungen wurden zu einem Duell zwischen ihm und mir. Bei den Entscheidungen des Preisgerichts siegte er, bei der ausschlaggebenden Entscheidung des „Großen Denkmalausschusses" siegte – ohne daß ich weder direkt noch indirekt dabei mitwirkte – meine Auffassung. Das führte zu einer Kampfschrift, die Lichtwark und Rathenau gemeinsam herausgaben, in der Rathenau den Gang der Sache als cliquenhafte Machenschaft der Freunde des siegreichen Architekten – es war Wilhelm Kreis – darstellte. Er brauchte einen Drachen, um als Siegfried kämpfen zu können.

Rathenau ist mir während dieser ausgiebigen Eindrücke ein interessantes Rätsel geblieben. Ich bin nie einem Menschen begegnet, der in diesem Maße über die Kunst einer bezaubernden Dialektik verfügte. Er hypnotisierte einen großen Teil unseres Kreises, der doch aus den ersten Künstlern Deutschlands bestand, vollkommen. Aber er hypnotisierte auch sich selbst durch die Kunst seiner Worte. Ich habe ihn im Verlauf von nicht zwei Stunden in einer fast erschütternden Weise auseinandersetzen hören, daß dieser Wettbewerb jede Hoffnung auf die Fähigkeit des Deutschen, Bismarck würdig zu ehren, zertrümmert habe, und ebenso meisterhaft, daß man sich eine herrlichere Lösung eines Wettbewerbs, als die von Hahn, nicht vorstellen hönnte. Und beides war im Augenblick des Sprechens echt, denn er konnte sich an seinen Worten bis zur Ekstase berauschen; ich habe ihn bei anderer Gelegenheit während eines Vortrags mit Tränen kämpfen sehen. Das war der Künstler, der sich jeden Augenblick seelische Räume bauen konnte, in denen er lebte. Ich weiß nicht, ob ich recht hatte, wenn mir die Wonne dieser Kunst mit der eigentümlichen Tragik gemischt erschien, die eintritt, wenn der Mensch aus diesen selbstgeschaffenen seelischen Räumen nicht herauskann, sondern wie hinter trennenden Glasscheiben in ihnen eingekerkert ist. Dieses Gefühl bin ich nie losgeworden, wenn mich der Weg mit Rathenau zusammenführte. Bei glänzenden Festen, wie den Kaiserbesuchen an der Unterelbe, sah ich ihn fern vom lebhaften Meinungsaustausch der erlesenen Gäste schwermütig an den dunkelsten Teilen des Schiffsdecks

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

stehen: er war einsam trotz der tausend Zusammenhänge, in denen er stand. Das machte ihn geheimnisvoll, und ich konnte Lichtwarks Neigung wohl verstehen.

Als Lichtwark zum erstenmal nach Erscheinen jener Broschüre in ganz anderer Angelegenheit wieder zu mir kam, hielt ich es für ein Gebot des Anstands, ihm zu sagen, daß ich die Unbefangenheit ihm gegenüber verloren hätte. Die Art, wie er sich darauf, ehrlich erschrocken, mit mir aussprach, war so herzlich, daß ich fast glaube, daß dieser Zwiespalt tiefere Gründe unseres Verhältnisses eher geklärt hat.

Aber der Faden der Erinnerungen droht, mich ganz auf Seitenwege zu führen, ehe ich noch eigentlich ins Hamburger Leben eingetreten bin. Und doch ist es richtig, wenn am Anfang meiner Hamburger Zeit Holthusen und Lichtwark als Portalfiguren am Eingang meiner Arbeit stehen. Die ganze Schar der anderen Gestalten, die hinter ihnen im neuen Lebensbilde auftauchen, stand doch mit meiner Arbeit in keiner vergleichbaren Beziehung, und diese Arbeit war als fordernde Macht so gewaltig, daß ich zunächst von nichts anderem als von ihr zu sprechen vermag.

Ich war nach Hamburg berufen worden, um zu bauen. Man wollte für die Flut der architektonischen Aufgaben, die sich während eines langen Interregnums – mein Vorgänger Zimmermann war schon vor Jahren abgegangen – aufgestaut hatte, eine neue Hand haben. Jede dieser Aufgaben, die da fast immer einem schon unerträglich gewordenen Notzustand ein möglichst rasches Ende machen sollte, verlangte das Erfassen ganz neuer Lebenszustände und Berufsforderungen. Dies innere Einleben in eine fremde Tätigkeitssphäre ist eine Sache des Interesses am Tun anderer, aber wohl auch die Sache einer gewissen Phantasie, mit der man sich ein fremdes Lebensgetriebe vorzustellen vermag, für das man die Form finden soll. Denn während man die grundlegende Arbeit des Entwerfens macht, muß man halb unbewußt wirklich in der besonderen Arbeitssphäre leben, der ein Gebäude dienen wird, sonst bleibt ein überzeugender Grundgedanke ganz gewiß aus.

Ich habe immer wieder erlebt, wie der entscheidende Augenblick

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bei dem Hinundherwälzen der verschiedenen Möglichkeiten, die sich aus dem gegebenen Bauplatz und dem gegebenen Programm ergeben, ganz plötzlich, fast wie ein unerwartetes Geschenk, eintritt. Diesen beglückenden Augenblick durfte ich in den ersten Hamburger Jahren sehr oft genießen. Er kommt nur, wenn man allein und selbstvergessen an seinem Reißbrett sitzt. Dann aber schließt sich ein Arbeitsvorgang an, der sich ganz anders abspielt. Auch die weitere Ausarbeitung des baulichen Grundgedankens habe ich fast immer abends in meinem Hause vorgenommen, und von einem bestimmten Punkte an konnte ich diese oft bis in die Nacht geführte Tätigkeit mit einer Art geselligen Zusammenseins verbinden. Das soll heißen, während des Zeichnens las mir meine Schwester vor. Das störte mich nicht nur nicht, sondern gab mir im Gegenteil die Fähigkeit einer lebendigeren und längeren Konzentration. Wenn ich gewisse Partien meiner Entwürfe sehe, sind sie mir untrennbar verbunden mit bestimmten Stimmungen aus Kellers Novellen, aus Stifters Erzählungen, aus der Stromtid oder Fontanes Lebensbildern. Nicht jedes Buch war für dies eigentümliche Doppelleben geeignet. Zuerst fingen wir sehr vorsichtig an, und unsere Freunde lachten, wenn ich auf die Frage nach meiner Lektüre antworten mußte: „Karl und Marie" von Elise Averdieck. Ähnliche herzenswarme Harmlosigkeiten haben mir damals einen großen Genuß bereitet. Diese Methode hat meine Leistungsfähigkeit seltsam gesteigert, ähnlich wie mich der Blick auf ein schönes Bild, der auf das Wolkenspiel über der Alster beim Schreiben einer Abhandlung durchaus nicht ablenkt, sondern erfrischt. Es ist wie die hellende Nähe eines guten Geistes.

Wenn ein Entwurf in solcher Alleinarbeit im kleinen Maßstab entstanden war, entwickelte ich ihn weiter, indem er von einem der treuen Helfer meines Büros in größerem Maßstab aufgetragen wurde. Dadurch, daß ich jeden Tag, wie im Dresdener Zeichensaal der Hochschule, korrigierend und zeichnend von Reißbrett zu Reißbrett ging, konnte ich nun das weitere Reifen und Ausgestalten wirklich in der Hand behalten. In dieser Weise wuchsen die Arbeiten in meinem persönlichen Atelier in allen wesentlichen Teilen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bis zum Maßstab 1 : 20 und 1 : 10. Dann war die Angelegenheit meistens in ihrem äußeren Verlauf so weit gediehen, daß die Bewilligung durch Senat und Bürgerschaft erfolgt war und mit den Ausschreibungen für die Ausführung begonnen werden mußte. In diesem Zustand wanderte der Entwurf in die ausführende Hochbauabteilung, wo die technisch-konstruktive Arbeit zusammengefaßt wurde. Hand in Hand damit bearbeitete ich die für mich vorbereiteten Details in natürlicher Größe für alle diejenigen Teile des Bauwerks, die formal irgendwie eine Rolle spielten. Die letzte, entscheidende Arbeit vollzog sich dann am Bau und in der Werkstatt. Ich habe dabei die Erfahrung gemacht, daß es auch in unserer Zeit der „entseelten Arbeit" gar nicht so schwer ist, das Gefühl für Qualität und handwerkliche Hochleistung zum Leben zu bringen. Wie manchen Maurer habe ich an den neuen technischen Verfeinerungen, die man von ihm forderte, aufwachen sehen, wie mancher Tischler oder Schlosser war stolz auf die besondere Technik der Materialbehandlung, die er erfüllen konnte, wie mancher Maler hat unablässig probiert, bis er den Ton fand, den man haben wollte. Wieviel ungenutzte Kraft kann man noch aus dem Handwerk holen, wenn man sich nur die Mühe gibt, den Staub etwas wegzufegen, den die Maschine darauf gelegt hat.

Da eine meiner ersten Aufgaben der Bau der *Kunstgewerbeschule* war, in der ich die neuzeitlichen Werkstätten für alle nur erdenklichen Kunstbetätigungen einrichten mußte, kam ich mit diesen Fragen handwerklicher Qualität gleich in unmittelbare Berührung. In diesem Bau begann ich auch mit meinen Versuchen, dem Eisenbeton einen besonderen Charakter abzugewinnen. Das Treppenhaus zeigt die Konstruktionsformen, wie sie aus der Verschalung herauskommen, die Flächen sind dann wie Steinflächen mit dem Meißel bearbeitet. Den Raum veredelt das große Fenster aus geschliffenen Gläsern von Czeschka, das ich noch heute für eine der besten Arbeiten halte, die in Hamburg entstanden sind. Auch alle anderen Künstler der Schule sind an dem Bau in irgendeinem Zierstück zu Worte gekommen, aber leider war es das einzige Werk, an dem ich sie beschäftigen durfte: es wurde mir untersagt, Baugelder an

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Personen fließen zu lassen, die ein staatliches Gehalt bezogen. Man wollte wohl eine Pflanzstätte der Kunst schaffen, aber sie zu benutzen scheute man sich aus sozialen Gründen.

In ähnlicher Weise ist der staatliche Architekt im Gegensatz zum privaten überall gebunden. Er darf sich nicht für seine Arbeiten den Geeignetsten auswählen, sondern kann nur durch öffentliche Ausschreibung Angebote einfordern, unter denen er dann in der Regel an das billigste gebunden ist, wenn er nicht beweisbare Gründe für die Ablehnung hat. Diese Bindungen waren in Hamburg schier mittelalterlich geregelt: die Bewirtschaftung der für einen Bau bewilligten Mittel lag nicht bei der Baubehörde, sondern bei der Finanzbehörde, und der Unsinn, der in diesem System lag, wurde so weit getrieben, daß alle Entscheidungen ohne Anwesenheit des Fachmannes, der nur in umständlichen Berichten zu Worte kommen konnte, vor sich gingen. Der oberste Baubeamte konnte lediglich über die ungeheure Summe von dreihundert Mark (später wurden es für kurze Zeit fünftausend Mark) freihändig verfügen. Es war ein besonderes Kunststück, unter solchen Umständen überhaupt einen anständigen Bau zusammenzubringen. Vierundzwanzig Jahre habe ich vergebens gegen diese und ähnliche „altbewährte" Absonderlichkeiten, die alle darauf hinausliefen, den „Techniker" in der Gewalt zu haben, angekämpft. Sie werden hoffentlich recht bald nur ein Kuriosum sein, das geschichtliches Interesse hat.

Wie ich, in allen Verwaltungssachen völlig ungeschult, durch die unzähligen Fallstricke der Hamburger Bestimmungen bei meiner enormen Tätigkeit, die sich jährlich mit durchschnittlich vierzig Millionen befassen mußte, hindurchgekommen bin, will mir nachträglich manchmal wie ein Wunder erscheinen. Zum großen Teil habe ich es dem Umstand zu verdanken, daß mich bald ein freundschaftliches Gefühl mit meinen Mitarbeitern, vor allem mit dem mir am nächsten stehenden, Dr. Ranck, verband. Wir haben manchen Kummer und manche Gefahr gemeinsam getragen, denn eine bedeutsame bauliche Angelegenheit ohne irgendein großes Ärgernis ist wohl noch nicht in der Welt vorgekommen. Glück-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

licherweise haben aber bei meinen eigenen über hundert Hamburger Bauten Kostenüberschreitungen so gut wie keine Rolle gespielt. Wo bei Staatsbauten Schwierigkeiten finanzieller Art aufgetreten sind, waren die Entwürfe regelmäßig nicht von mir.

Gerade die ersten Aufgaben, die an mich herantraten, waren merkwürdig verschiedenartig und dadurch anspruchsvoll. Eine erste Gruppe bestand aus den mannigfachsten medizinischen Bauten. Unter ihnen zeigte das *Tropeninstitut*, das nirgends in der Welt ein Vorbild hatte und inzwischen selber eines geworden ist, erst bei seiner Ausgestaltung des Inneren, um welch komplizierte wissenschaftliche Maschinerie es sich bei seiner Bewältigung handelte. Nicht nur Menschen, wissenschaftlich experimentierende und experimentreif erkrankte, auch für Tiere aller Art mußte gesorgt werden, und je kleiner sie sind, um so schwerer machen sie das dem Architekten: Aufenthaltsräume für verschiedene Sorten vergifteter Mücken sind zum Beispiel ein ganz besonderes Problem. Der Blick in die Welt der Tropenforscher, die wohl unter die wirkungsmächtigsten Wohltäter der Menschen gehören, gab mir eine große Bereicherung. Da beim Entstehen dieses Baus das Ärgernis ganz ausgeblieben war, glaubte es noch im letzten Augenblick ein Anrecht darauf zu haben, sich bemerklich zu machen: bei der Einweihungsfeier brach das Gestühl, an dessen Sitzen der Unternehmer zu schwache Scharniere angebracht hatte, unter dem schweren Minister Solf zusammen, und alle Anwesenden ergriff die Angst, das gleiche zu erleben, denn wie eine ansteckende Krankheit ging das Knacken plötzlich durch den ganzen Saal. Das „Objekt" hatte sich die Gelegenheit, seine „Tücke" zu zeigen, gut gewählt.

Bei den übrigen medizinischen Bauten, dem „Institut für Geburtshilfe", der großen Umgestaltung der Irrenanstalt „Friedrichsberg" und der Pathologie in Eppendorf, hatte ich keine Einweihungsfeiern zu bestehen, denn als sie fertig waren, wurden sie zuerst als Kriegslazarette oder halbfertig als Kriegsmagazine gebraucht. Wenn diese drei Aufgaben auch nicht in so völliges Neuland führten wie das Tropeninstitut, so stellten sie doch jede in ihrer Art Probleme dar, für die es ebenfalls noch keine Vorbilder gab.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Im Institut für Geburtshilfe war es vor allem die ungewöhnliche Vereinigung von Entbindungsanstalt, Kleinkinderhaus und wissenschaftlichem Institut, was zu neuen Lösungsformen führte. Da es gelang, dem Gebäude trotz seiner Größe und seinem Zweck einen freundlichen Charakter zu geben, söhnte sich das Villenviertel, in dem es steht, bald mit seinem Vorhandensein aus. Noch bescheidener benehmen sich die fünfzehn Bauten der Irrenanstalt Friedrichsberg; die Hamburger haben sie gar nicht zu sehen bekommen, weil sie tief in dem schönen Park der Anstalt eingebettet sind und nur mit wenigen Häusern für Jugendliche in die Außenwelt blicken. Sie sind so gebaut, daß man ihnen die Sicherungsmaßnahmen gar nicht anmerken kann. Da es gelang, durch die Art der Gruppierung der Bauten dem ganzen verzettelten Gewese einen wirkungsvollen Mittelpunkt zu geben, bekam auch diese Bauaufgabe eine freundliche Note. Das zu erreichen, war bei allen medizinischen Bauten mein ganz besonderes Streben. Beim Schwesternhaus in Eppendorf führte es zu einem klösterlichen Typus, beim Kleinkinderhaus am Waisenhause zu einer behaglichen Gruppe, die noch liebenswürdiger gemacht wurde durch farbig glasierte Keramik. Innen ist dieser Bau einer der ersten, der die Zwischenwände in der Folge der Räume ganz in Glas auflöst und die Kinderräume vom Korridor aus mittels Doppelschränken bedienbar macht, so daß das altbürgerliche Äußere sich mit einem ganz modernen Kern verbindet.

Die Pathologie endlich verlangte einen ganz entgegengesetzten Charakter. Das verwickelte Gefüge von Speziallaboratorien für chemische, physiologische und anatomische Pathologie ergibt ein Wesen, dem man wohl nur ganz gerecht werden könnte mit der Architektursprache, die erst nach dem Kriege zur Ausbildung kam. Deshalb habe ich mir später nichts mehr gewünscht, als irgendeine Krankenhausaufgabe zu bekommen, aber so viele ich auch durchzuarbeiten hatte, alle sind sie Projekt geblieben.

Das zweite große architektonische Arbeitsgebiet, das sich mir öffnete, die *Schule,* scheint im ersten Augenblick sehr viel schematischere Aufgaben zu stellen. In Wahrheit aber hat sich kaum ein

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

anderes Bautenprogramm so unaufhörlich während der vierundzwanzig Jahre meiner Hamburger Tätigkeit gewandelt wie gerade die Schule. Von den einunddreißig Schulen, die ich gebaut habe, hatte keine das gleiche Programm. Vor allem die Volksschulen zeigen den allmählichen Sieg der lebensverbundenen Fächer gegenüber den rein verstandesmäßigen. Zuerst wurde der Singsaal und der zweite Zeichensaal erobert, dann die Räume für Werkunterricht, dann kam für die Doppelschule der Gymnastiksaal neben der Turnhalle zur Ausführung, endlich die Räume für Naturwissenschaft und Biologie. Diese Entwicklung bahnte sich schon vor dem Kriege in Form von Wünschen an, und ich bereitete sie heimlich durch die Gestaltung ausbaubarer Dächer vor, da ich keine Schulen in die Welt setzen wollte, die in wenigen Jahren veralteten. Ich vertraute auf den Sieg des Hamburger Volksschullehrers, in dem ich einen mir sehr sympathischen Menschentypus, voll Leben und Streben, kennenlernte. In ihm fühlte ich einen Verbündeten im Kampf um eine neue Lebensform, und wenn ich einen liebevoll durchgebildeten Bau in eine Gegend vorschob, die bisher gründlich vernachlässigt war, und damit eine Art Stimmgabel für den äußeren Charakter des dort Kommenden zu geben versuchte, dann schien mir das etwas ganz Ähnliches zu sein wie die Art, in der diese Lehrer ihre neuen Lebensauffassungen in eine werdende Menschenschicht vorzuschieben versuchten.

Unter den höheren Schulen stellte der unscheinbare kleine Bau der *Anton-Rée-Schule* hinter dem Bismarckdenkmal die schwierigste Aufgabe, weil ein großes Programm im Hinblick auf die Umgebung in ganz bescheidene und besondere Formen gebracht werden mußte. Die liebste unter ihnen war mir aber der Neubau des *„Johanneums"*. Hier galt es, etwas von dem Klostergeist ahnen zu lassen, aus dem diese historische Keimzelle aller Hamburger Bildung hervorgegangen war, und doch ein heiteres modernes Bauwerk zu schaffen.

Im Kapitel *„Verwaltungsgebäude"* gab es einige Aufgaben, die sich, soweit ihr Programm in Betracht kam, wiederholten, vor allem Polizeiwachen und Feuerwachen. Aber die Aufgabe trat mit

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

so verschiedenen städtebaulichen Vorbedingungen hervor, daß zwischen der wohnhausartigen Wache am Lübecker Tor und der festungsartigen am Spielbudenplatz, oder zwischen der freundlich-ländlichen Feuerwache an der Alsterkrugchaussee und der ernsthaft-selbstbewußten am Petroleumhafen, die gleichzeitig entstanden, keinerlei Ähnlichkeit sein dürfte.

Mit dem letztgenannten kleinen Bau setzte ich den ersten Fuß in den Hamburger Hafen, und das empfand ich als ganz besonders wichtig, denn es war mir schon lange, ehe ich nach Hamburg kam, ein Schmerz, daß dies wundervolle technische Gebilde des Hafens, das in so hohem Maße die märchenhafte Phantastik ahnen läßt, die von Stätten der Technik ausgehen kann, architektonisch so ganz versagte. Jetzt konnte ich den neuen Speicherbauten äußerlich ein zeitgemäßes Gewand geben, konnte die Seemannsschule wenigstens überarbeiten und konnte außer den beiden Feuerwachen (die zweite am Rugenberger Hafen erst 1930/31) zwei Bauten hineinsetzen, die den angestrebten Charakter voll auszudrücken ermöglichten: das weithin grüßende *Lotsenhaus* und das ganz versteckt liegende *Heringskühlhaus*. Sie scheinen mir anzudeuten, in wie hohem Grade der dunkel gefugte Klinkerbau berufen ist, dem Hamburger Hafen seinen ganz besonderen Charakter zu geben, voll Kraft und voll norddeutschem Wesen.

Auch andere Aufgaben auf dem Gebiet der Verwaltungsgebäude trugen einmaligen Charakter: die *Hauptfeuerwache am Berliner Tor*, die einen höchst eigenartigen technischen und büromäßigen Betrieb mit vielen Wohnungen vereinigen mußte, das *Justizgebäude am Dammtorwall*, das in den Untergeschossen die Anlage einer ganz modern am laufenden Bande arbeitenden Postpaketstelle aufzunehmen hatte, vor allem aber das *Gewerbehaus*, das auf engem Bauplatz einen wahren Zauberkasten der verschiedensten Säle und Bürokomplexe darstellt. Den Schlüssel dazu fand ich in zwei eigentümlichen Treppenanlagen, die das Haus davor bewahren, ein unorganischer Haufen von Räumen zu werden. Bei diesem Bau hatte ich infolge zahlreicher Stiftungen zum erstenmal Gelegenheit, durch Vergebung von Glasfenstern, landschaftlichen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wandbildern, Radierungszyklen und plastischen Werken mit freien Hamburger Künstlern verschiedenster Art in Verbindung zu treten. Es war eines meiner bewußten Ziele bei Übernahme der Hamburger Tätigkeit, es nicht so zu machen wie manche meiner Kollegen (z. B. Ludwig Hofmann in Berlin), die den Schmuck ihrer Bauten von einigen auswärtigen Lieblingsmeistern großen Formats bestreiten ließen; denn eine künstlerische Kultur läßt sich in einer Stadt nur aufbauen, wenn man versucht, seine Ziele Hand in Hand mit der ansässigen Künstlerschaft zu erreichen, selbst wenn dabei manches, ehe die innere Fühlung mit der Architektur gewonnen war, weniger gut gelingen sollte.

Die Verbindung mit dem Hamburger Kunstleben im offiziellen Sinn ergab sich für mich durch zwei *Museumsbauten*, von denen ich den einen allerdings nur als uneheliches Kind bezeichnen kann. Es ist der Neubau der Kunsthalle. Lichtwark hatte das genehmigte Projekt schon vor meinem Kommen zusammen mit Bauinspektor Erbe ausgearbeitet, aber es erlebte unter meinem Einfluß entscheidende Umgestaltungen, besonders als Erbe bei Beginn der Ausführung Hamburg mit Essen vertauschte und der Krieg, in dessen Verlauf die Hauptbauzeit fällt, mich zwang, das Innere ganz umzuarbeiten. Der eigentliche Vater des Baues, Lichtwark, hat seine Vollendung, die sein Lebenswerk krönen sollte, nicht mehr erlebt. Vielleicht ist ihm eine Enttäuschung erspart geblieben, denn ich habe den Widerspruch, in dem dieser von ihm so liebevoll umsorgte Bau in vielen Punkten mit den von ihm selber aufgestellten Museumsgrundsätzen steht, lange nicht begreifen können. Erst bei der unmittelbaren Zusammenarbeit mit ihm erkannte ich, daß Lichtwark sich die zukünftige Wirkung von architektonischen Plänen nicht deutlich vorstellen konnte. Er gehörte zu den Leuten, die erst, wenn der Bau fertig ist, die volle Freiheit ihrer kritischen Fähigkeiten zu entfalten vermögen.

Es war ein merkwürdiger und beinahe grotesk wirkender Zufall, daß es gerade noch ein zweiter Museumsbau war, den ich während des Krieges weiterführen mußte, solange man noch die Taktik der Beschäftigung der alten Leute des Baugewerbes verfolgte. Auch das

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Museum für hamburgische Geschichte, das bei Kriegsbeginn kellerfertig war, ist in seiner Gesamtarchitektur auf ausdrücklichen Wunsch von Senat und Bürgerschaft während des Krieges entstanden.
Ich habe das Projekt öfter umgearbeitet, bis es trotz seiner unzähligen verzwickten Anforderungen den einfachen Grundorganismus bekam, den es jetzt zeigt. Vielleicht am deutlichsten habe ich bei diesem Bau jenen Augenblick erlebt, als durch einen Schlüsselgedanken plötzlich alles, was sich nicht fügen wollte, bis in den letzten Winkel hinein klappte. Er bestand darin, zwei ganz regelmäßig entwickelte Baukörper so gegeneinander zu verschieben, daß eine unregelmäßige Gruppe entsteht und im Innern doch durch die Anlage eines in beide Baukörper eingreifenden Treppenhauses ein zwingender Zusammenhang hergestellt wird. Museumstechnisch liegt die Eigentümlichkeit des Baus wohl darin, daß unzählige alte Bauteile innen und außen scheinbar mühelos in ihn eingefügt sind. Scheinbar, denn in Wirklichkeit erforderte dies Einfügen des Alten mehr Kopfzerbrechen und Einzelüberlegung als das Schaffen von irgend etwas Neuem. Erst während des Rohbaues konnte man einen vollen Überblick gewinnen über das Material, das vorhanden war, denn durch Jahrzehnte hatten die guten alten Bürger, denen die Erhaltung dieser Schätze zu danken ist, einfach alles, was sie dem Untergang entrissen, in einem alten Hause übereinandergestapelt ohne Katalog oder gar Zeichnung. Niemand wußte genau, was hier lagerte, und es kam erst zum Vorschein, als ich in meinem Bauhof den Platz hatte, um es nun Schicht für Schicht abpacken und die einzelnen Brocken wieder zusammenfügen zu können. Dabei ergab sich, daß jene alten Sammler nur die verzierten Teile irgendeines Portals oder Giebels aufbewahrt hatten, so daß man den architektonischen Zusammenhang erst wieder rekonstruieren mußte. Ich habe dies alte Gut ohne Ausnahme durch Verwendung wieder lebendig gemacht; es fanden sich vor allem so viele herrliche alte Haustüren, daß ich im ganzen Innern des Gebäudes keine neue Tür zu verwenden brauchte. Ich betrachtete diesen Bau im stillen wie eine Art Dank an Gabriel Seidl, denn wenn er auch der Art, wie Seidl sein Nationalmuseum behandelte, in

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

entscheidenden Punkten geradezu entgegengesetzt ist, so steckt doch etwas von der Ehrfurcht in ihm, die ich bei Seidl vor den alten Dingen erlebt habe.

Die Vielheit und Mannigfaltigkeit aller dieser Bauaufgaben, die auf mich einstürmten, hätte mich vielleicht künstlerisch verwirrt, wenn ich nicht hinter diesen Einzelproblemen die große allgemeine Aufgabe gesehen hätte, in der sie nur Sonderglieder waren, eine Aufgabe, deren erfolgreiche Lösung mir entscheidend zu sein schien für das Ziel, Hamburg wieder einen eigenen baulichen Charakter zurückzuerobern, den es in Stadt und Hafen in so trauriger Weise verloren hatte. Nur das Wiedergewinnen einer norddeutschen Backsteinsprache schien mir hierfür ein Heilmittel zu sein. Was aus einer Großstadt wird, wenn ihr eine einheitliche Sprache fehlt, dafür gab das Hamburg vom Beginn des 20. Jahrhunderts erschreckende Proben. Wenn man beispielsweise den Alsterdamm betrachtete, wurde man an die Verwirrung des babylonischen Turmbaus erinnert: immer andere Materialien, immer andere Formenwelten, immer anderer baulicher Geist. Jeder Blick in die begnadeten Epochen alter Städte zeigt als Kern ihrer Eindrucksmacht *geistige* Einheit, erst auf ihrem Untergrund vermag die einzelne Leistung zu wahrer Wirkung kommen. Es galt, einem baulichen Gemeinschaftsgefühl den Boden zu bereiten; jeder meiner Bauten mußte neben seinen Spezialeigenschaften zugleich ein Pionier sein für einen neuzeitlich entwickelten, als Alltagssprache brauchbaren Backsteinbau.

Von der literarischen Backsteinbewegung, die um diese Zeit einsetzte, hielt ich mich zur Enttäuschung ihrer Führer ganz zurück. Ich wußte, daß eine öffentliche Diskussion meiner Absicht verhindernde Mächte heraufbeschwören würde, nur ein stillschweigendes Handeln konnte zum Erfolg führen. Diese literarische Richtung stand aber auch oft zu sehr im Bann einer formal verstandenen „Heimatkunst"-Bewegung. Höger und Bröker veröffentlichten damals ein Werk mit Idealplänen für den bevorstehenden Bau der Mönckebergstraße, das den Typus alter Giebelhäuser in großen Maßstab zu übersetzen suchte. Es schien mir ein verhängnisvoller Irrtum, zu glauben, daß man mit Mittelstadtmotiven, so reizvoll

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sie sein mochten, den Forderungen der heutigen Großstadt gerecht werden könnte. Nur eine frei aus den Eigentümlichkeiten des Materials entwickelte Sprache konnte wirklich lebendig werden; die gefühlsmäßigen Zusammenhänge mit der Tradition kommen ganz von selber durch die Bindungen, die der Backstein dem Schaffenden auferlegt, zutage. In den Bauten meiner ersten vier Hamburger Jahre habe ich bei fast jedem einen anderen Versuch gemacht, um eine solche lebendige Backsteinsprache zu entwickeln.* Die Verbindung von Ziegel und Werkstein, die historisch am nächsten lag und mit der mein Vorgänger, Bauinspektor Erbe, mancherlei Wirkungen erzielt hatte, interessierte mich dabei am wenigsten, bisweilen mußte ich, um die grollenden Steinmetzmeister zu beschwichtigen, nach dieser Richtung Konzessionen machen. In einer Vereinigung des Backsteins mit der grauen wetterfesten Keramik vom Mutz, mit schwarz glasiertem und mit naturfarbenem Steinzeug, das in besonderen Fällen durch farbige Emails auf dem naturgebrannten Scherben belebt werden konnte, sah ich die weit fruchtbareren Wege. Vor allem in Richard Kuöhl, der mir aus Sachsen nachgezogen war, hatte ich einen Plastiker, der für volkstümliche Baukeramik einen ganz besonderen Sinn besaß. Aber solche Belebung durch keramische Formen war gar nicht einmal nötig: ein Bau, der sein Leben nur im Backstein selber suchte, der alle Wirkung aus dem Handstrichstein oder dem Klinker oder einer sinnvollen Mischung beider Materialarten gewann, schien mir besonders wertvoll.

Zuerst war es allerdings ein Kunststück, überhaupt einen anständigen natürlichen Backstein zu bekommen. Es gab nur künstlich frisierte Materialien, auf die man um so stolzer war, je unkünstlerischer sie in ihrer glatten Gleichmäßigkeit wirkten. Vielleicht war es die schwerste Seite dieser Reformbestrebungen, die bei den Ausschreibungen anbietenden Firmen wieder zur Herstellung eines lebensvoll und natürlich gebrannten Steines zu bringen. Anfangs mußte ich mich manchmal mit Hintermauersteinen behelfen, weil

* Vgl. Schumacher, „Das Wesen des neuzeitlichen Backsteinbaues". Verlag Callwey, München.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

das „normale“ Material unerträglich war. Zum Glück schlug eine lebendige Bewegung in der Privatarchitektur den gleichen Weg ein wie die staatlichen Bauten, eine Bewegung, in der Fritz Höger die erste Rolle spielte, der aber auch Männer wie Bensel, Schöß, Bomhoff, Grell, Elingius und Distel ihre Kräfte liehen.[142 c]

Trotzdem hätte sich die Beute dieses Kampfes um einen eigenen nordischen Architekturausdruck im Durcheinander der baulichen Regungen des damaligen Hamburg hoffnungslos verkrümelt, wenn man ihn nicht mit einem zweiten Ziel verband, das über die Fragen des Einzelbauwerks hinausreichte. Es gab bis dahin in Hamburg keinerlei ordnende Macht, um in das künstlerische Bild der Stadt irgendwelchen Zusammenhang zu bringen. An Mißgeburten, wie dem Pagodenbau, den die Firma Maaß unmittelbar neben der ehrwürdigen Petrikirche errichtete, oder an dem neu entstandenen Durchbruch der Kaiser-Wilhelm-Straße konnte man das mit Schrecken sehen. Ein „Baupflegegesetz“ war das nächste Ziel, das erreicht werden mußte. Obgleich die Arbeiten hierfür sofort mit aller Beschleunigung in Angriff genommen wurden, ließ sich bald erkennen, daß seine Wirkung für ein Hamburgs Stadtbild entscheidend beeinflussendes Werk zu spät kommen würde: den Durchbruch der Mönckebergstraße. Hier mußte schnell mit anderen Mitteln entscheidend eingegriffen werden. Die Lösung der diagonalen Einmündung der riesigen Straßenöffnung in die Rückwand des Rathausplatzes, die Überbauung der Knochenhauerstraße, die Eingliederung der Petrikirche in die Riesenmassen der Kontorhäuser durch das Einschieben kleinerer Übergangskörper (Hulbe-Haus), die portalartige Ausbildung der Eckbauten am Pferdemarkteingang, die Regelung des schwierigen spitzen Zusammenschnitts von Spitalerstraße und Mönckebergstraße, die Rettung der Stimmung des Jacobi-Kirchplatzes, das alles waren Dinge, die erst Punkt für Punkt erobert werden mußten. Von selber entstehen sie nicht, man muß sie mit allen möglichen Mitteln allmählich erzwingen.* Ihnen galt mein erstes Auftreten in der „Bürgerschaft“, das so unvorteil-

* Vgl. Schumacher, „Das Entstehen einer Großstadtstraße“. Heft 3 von „Fragen an die Heimat“. Verlag Westermann, Hamburg-Braunschweig.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

haft für mich begann wie nur möglich. Durch eine irrtümliche Benachrichtigung versäumte ich den Beginn der Beratung, so daß ich mitten während der bereits begonnenen Reden meiner sehr leidenschaftlichen Gegner atemlos auf meinem Sitz als Senatskommissar eintraf. Sofort darauf mußte ich das Wort ergreifen, tat das aber wohl infolge meines Mißgeschicks in so lebhafter und infolge meines Neulingstums in so unbefangener Weise, daß ich einen völlig unerwarteten Sieg davontrug und der ganz ungerechtfertigte Ruf eines gewiegten Parlamentariers sich zu bilden begann. In Wahrheit habe ich eine starke innere Nervosität beim Auftreten im Parlament nie überwunden, und der Eindruck einer selbstsicheren Ruhe ist bei mir nur Selbstzucht gewesen.

Erst anschließend an die Ausbildung der Mönckebergstraße gelang es, ein Baupflegegesetz unter Dach zu bringen, das zugleich Denkmalschutz und Heimatschutz mitbehandelte und den Begriff der „Verunstaltung", die es zu verhüten galt, weiter faßte, als es bisher in Deutschland üblich war. In Hamburgs neueren Gebieten kann man das Einsetzen seiner Wirkung deutlich erkennen.

Aber auch diese Einwirkung konnte schließlich nur eine äußerliche bleiben. Wer die Stadt als Lebewesen empfand, mußte bald erkennen, daß dies Wesen im tiefsten Kerne krank war und daß man dieser Krankheit nicht durch ästhetisches Retuschieren, sondern nur durch organische Eingriffe Herr werden konnte. Es handelte sich um eine soziale Aufgabe von größtem Ausmaß, die man in Hamburg nicht in ihrer eigentlichen Bedeutung zu erkennen schien und die deshalb der gestaltende Architekt auf seine Schultern nehmen mußte.

Der Sinn für solche Erkenntnis begann in meiner Generation gerade lebendig zu werden. Seit zwölf Jahren hatten wir gerungen um Erlösung von der furchtbaren Erbschaft des 19. Jahrhunderts, die unserem Dasein weiter ihr fratzenhaft verzerrtes Gepräge zu geben drohte. Wir hatten damit begonnen, die künstlerische Sprache, die wir selber sprachen, zu reinigen und neu aufzubauen, aber wir mußten erleben, daß selbst da, wo es uns gelang, vernehmlich in ihr zu sprechen, der Klang verhallte. Und allmählich dämmerte es,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

daß unsere Sendung viel weiter ging, als der Blick auf die eigene kleine Schöpfung erkennen ließ. Niemand war da, der aus den Elementen der neuen Lebensbedingungen, die sich aus der Häufung der Menschen ergaben, einen neuen Rahmen in erträglicher Weise fügte, niemand war da, der den Kräften der Mechanisierung und Technisierung, die das Leben in ihren Bann zu schlagen drohten, die Richtung zu organischer Ordnung wies. Hier lag für uns die erste und größte Aufgabe der Zeit, von deren Erfüllung alles weitere, was wir „Kultur" nennen, abhing: das Dirigieren aller der Dinge, die aus wirtschaftlichen, sozialen und hygienischen Quellen entfließend technischen Niederschlag haben. Man mußte aus dem kopflosen Treibenlassen der Entwicklung eine Fahrt zu bestimmten vorausgeschauten und sorgfältig vorbereiteten Zielen machen. Das war es, was wir unter „Städtebau" verstanden. *Theoretisch* war uns das Wesen dieser Aufgabe in heißem Mühen endlich klar geworden, ich selber hatte mitgewirkt, um an der Dresdener Hochschule als der ersten in Deutschland ein städtebauliches Seminar einzurichten, jetzt lag diese Aufgabe plötzlich *praktisch* im größten Stile vor mir. Aber es war eine Qual: da lag sie unerkannt und täglich mißhandelt – und ich konnte sie nicht voll fassen.

Ich habe bereits gesagt, daß die Aufstellung der Bebauungspläne und alles, was städtebaulich daraus erwuchs, nach alter Überlieferung in Hamburg der Alleinherrschaft der Ingenieure unterstand; erst wenn die Dinge fertig waren, sah der Hamburger manchmal mit einigem Erstaunen, was er aus seinen Arbeiterquartieren, seinen Vorstädten, seinen Durchbruchstraßen, seinem Jungfernstieg hatte werden lassen. Er nahm es hin als Walten unentrinnbarer anonymer Mächte.

Bei meiner Berufung war mir nur durch den Entwurf des Stadtparks ein rechtmäßiger Einfluß auf eine kleine Ecke dieses Schaffensgebietes eingeräumt. Durch seine ganze Lage griff der Park in viele städtebauliche Fragen ein, aber es war nicht nur das: in der Auffassung des ganzen künstlerischen Problems seiner Gestaltung lag für Hamburgs Zukunft eine grundsätzliche Entscheidung. Schon von Dresden aus hatte ich mich zwar über die Grundzüge der An-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lage sowie über die verschiedenen Baulichkeiten und ihre Ausstrahlungen mit dem Ingenieurwesen geeinigt, bei der Durchführung zeigte sich aber immer mehr ein tiefer Gegensatz zwischen den Tendenzen des Leiters des Ingenieurwesens, der einer malerischen Auffassung huldigte, und meinem Bestreben, das nach klarer räumlicher Gestaltung ging.

Mir schien die Aufgabe „Volkspark" nicht ganz unähnlich der Aufgabe eines Freiluft-„Volkshauses" im großen Stil zu sein, das heißt einem Gebilde, das für die mannigfachsten Betätigungen größerer Menschenmassen geeignete *Räume* schafft. Die Kunst ist dann, diese Räume so miteinander in Beziehung zu setzen, daß der übliche *Promenierpark* dabei gleichsam unter der Hand mitentsteht. In den harten Kämpfen um dies Ziel blieb ich Sieger. In riesigen Plastilinmodellen brachte ich meine Absichten zur Darstellung und konnte dabei nicht nur alle Erdbewegungen, sondern auch die Pflanzung jedes einzelnen Baumes genau studieren und festlegen.* Für diese große gärtnerische Anlage hatte ich viele Studien in Deutschland, vor allem aber in den unbeschreiblich vollkommenen großen Herrensitzen Englands gemacht, die mir glücklicherweise zugänglich wurden.[142 d] Das gab mir eine innere Sicherheit in Fragen, die ja auf dem Gebiet der Gartengestaltung nicht gleich kontrollierbar sind. Und doch tritt diese Möglichkeit schneller ein, als man im allgemeinen zu vermuten pflegt. Niemand hatte geglaubt, daß sich von den pflanzlichen Absichten des Parks in absehbarer Zeit ein so deutliches Bild zeigen würde, wie es geschehen ist. Als ich beispielsweise die Zeichnungen für die Heckengärten vorlegte, warnte man allgemein vor Phantasien, deren Verwirklichung man doch niemals erleben würde; aber England hatte mir Mut gemacht, und schon nach wenigen Jahren war der Eindruck da. Dieser Ausflug in das benachbarte Schaffensgebiet war nicht willkürlich, er wurde nötig, weil Hamburg zu dieser Zeit kein eigenes Gartenwesen besaß. Erst als die Grundzüge des Parkes gepflanzt waren, gelang es mir, die maßgebenden Stellen zu überzeugen, daß eine Stadt wie Hamburg ohne einen Spezialisten auf diesem Gebiete nicht aus-

* Vgl. Schumacher, „Ein Volkspark". Verlag Callwey, München.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kommen könne. Otto Linne wurde nach Hamburg berufen und konnte im Stadtpark die feineren Bepflanzungen zur Durchführung bringen. Bei der weiteren Ausgestaltung ist es dem Park sehr zugute gekommen, daß wir auf Anregung Alfred O'Swalds schon früh einen „Stadtparkverein" gründeten, der seine Mittel vor allem für die Steigerung des Blumenschmucks und für künstlerische Werke verwandte.[142e] Er wurde nach dem Vorbild des „Bremer Bürgerparkvereins" gebildet. Aber darüber hinaus hat der Gedanke an den Bremer Park in meinem Inneren eine weit größere Rolle gespielt. Es schien mir eine schöne Fügung, daß es mir vergönnt war, etwas Ähnliches in Hamburg auszuführen wie das, was mein Vater für die Schwesterstadt mit aller Kraft seiner werbenden Energie in früher Voraussicht zum Leben gebracht hatte.

Neben dieser großen Stadtparkaufgabe gelangen die weiteren ersten Vorstöße ins Gebiet des Städtebaus naturgemäß am leichtesten, wenn es sich um vorwiegend ästhetische Fragen handelte: ich konnte die maßstabgebende Bücherhalle mit dem Mönckebergbrunnen statt eines verkrüppelten hohen Geschäftshauses in die Mönckebergstraße setzen, ich konnte die Umgebung der neuerstandenen Michaeliskirche vor einer malerischen Gartenanlage retten und statt dessen die Terrasse mit dem Pastorenhause bauen, – ich konnte dem Plan des Sanierungsgebietes an der Steinstraße, der Bebauung Finkenwärders und mancher anderen Einzelgestaltung das entscheidende Gesicht geben, – aber was war das, gemessen an der eigentlichen Aufgabe, um die es sich in Hamburg handelte.

Die ganze Entwicklung der Stadt war festgelegt durch rechtskräftige Bebauungspläne, die nicht nur keine Spur zeigten von den städtebaulichen Erkenntnissen unserer Tage, sondern die in jeder Hinsicht verhängnisvoll werden mußten für die Entwicklung der Stadt.[142f] In Bezirken, die eine Bevölkerung aufnehmen sollten von etwa der Größe der Stadt Ulm, fehlte so gut wie jede Grünanlage und jeder Spielplatz. Die Pläne sahen nur Etagenhäuser von fünf und sechs Geschossen vor und zeigten Zuschnitte von Baublöcken, die nur wirtschaftlich ausnutzbar waren, wenn man den berüchtigten Hamburger Kleinwohnungstypus mit tiefen, nur

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

durch vier Meter breite Schlitze voneinander getrennten Hinterflügeln darauf weiterwuchern ließ. Diese sozial und hygienisch gleich furchtbare Form der Massenwohnung auszurotten, in der Hamburg seit Jahrzehnten jährlich neun- bis zehntausend Wohnungen errichtete, hielt ich für die wichtigste Aufgabe, die in dieser Stadt durch eine ungeschriebene Pflicht gestellt war. Vor dem Kriege konnte ich in diesen Kampf nur von Fall zu Fall eingreifen, wenn mir irgendwelche staatlichen Rechte Gelegenheit dazu gaben, denn an eine grundsätzliche Neugestaltung der Bebauungspläne wurde ich noch nicht herangelassen. Um trotzdem in größere Weite zu wirken, schrieb ich deshalb mein kleines Buch „Die Kleinwohnung", das schnell die zweite Auflage erlebte, und das im Gewande einer allgemeinen Darstellung in Wahrheit nichts anderes war wie eine Hamburger Kampfschrift. Die Wege zur Reform der Miethauskleinwohnug und die Wege zur Verwirklichung der in Hamburg für die arbeitende Bevölkerung gänzlich fehlenden Kleinhauskolonien wurden darin gewiesen. Gleich nach dem Kriege gelang es mir, für beides ein Beispiel in die Welt zu setzen: im „Dulsberggebiet" erbaute ich nach eigenem Bebauungsplan, der auf Grund einer großen „Umlegung" der alten Planung entstand, selber einen Bezirk, der den neuen Miethaustypus zeigte: gut durchlüftete und belichtete Wohnungen in dreigeschossigen freundlichen Bauten. Er hat dann weiterhin die Hinterflügelbauweise ganz verdrängt. In Langenhorn aber machte ich von dem neuen Enteignungsrecht für Kleinwohnungen Gebrauch und erbaute die dortige Kleinhauskolonie, die vor allem durch eine neuartige Form der Bodenaufteilung erschwingliche und praktisch geformte Parzellen ergab.* Erst fünfzehn Jahre später ist in den „Stadtrandsiedlungen" wieder an diese Kleinwohnungsform angeknüpft worden.

So gelang es schließlich, nach jedesmaligen heftigen Kämpfen in den meisten wichtigen Fragen, die mir ressortmäßig nicht zukommende Entscheidung doch zu treffen, aber wie ist es in Dingen, die das Schicksal der Stadtentwicklung und damit von Tausenden von

*Vgl. Schumacher, „Das Werden einer Wohnstadt". Verlag Westermann, Hamburg-Braunschweig.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Menschen bestimmen, anders möglich, als daß man die Wahrheit des Wortes erlebt: „Das Wenige entschwindet leicht dem Blick, der vorwärts sieht, wieviel noch übrigbleibt."

Obwohl Senator Holthusens Nachfolger, der ritterliche und impulsive Senator von Berenberg-Goßler, mir sehr wohlgesinnt war, fühlte ich doch in vielen schwierigen Augenblicken, wie sehr eine ungeheure, in zahllose Privatinteressen eingreifende öffentliche Tätigkeit in einem patriarchalisch-demokratisch aufgezogenen Gemeinwesen täglich Zufälligkeiten und Verzerrungen ausgesetzt ist. Wohl gelang es im allgemeinen, das Ohr von „Bürgerschaft" und Senat in höherem Maße zu gewinnen, als das bisher in meinen Fragen üblich gewesen war, aber der Ruf überzeugungskräftiger Beredsamkeit, den mir einige bei solcher Gelegenheit errungene Erfolge einbrachten, erweist sich auf die Dauer in einer solchen Stellung als zweifelhafter Gewinn: wenn die Leute geneigt waren, meine Ausführungen überzeugender zu finden als die meines Gegners, zogen sie schnell fünfundzwanzig Prozent auf Kosten der „Beredsamkeit" ab, obgleich ich mich schon bald bemühte, diese so wenig wie möglich in Bewegung zu setzen. Es scheint auch ausgeschlossen zu sein, in solcher Stellung allmählich eine als fachmännisch anerkannte Autorität zu erlangen. Die ist in künstlerischen Dingen etwas, worauf sich nur der ganz Unerfahrene dem Laien gegenüber berufen wird. Als Fachmann fühlt sich in Fragen baulichen Gestaltens jeder, ganz besonders, wenn er seine Worte bescheiden mit der Feststellung beginnt, es nicht zu sein. So war es denn auch mit meiner Ruhe bald zu Ende; als meine künstlerischen Absichten deutlich wurden, da regten sich die Gegner des Backsteinbaus, es wurde gegen die reizenden Keramiken der Wache am Spielbudenplatz Sturm gelaufen, und es wurde der Antrag gestellt, meine Anlagen an der Michaeliskirche wieder abzureißen.

Das Gefühl einer großen Einsamkeit wird wohl jeder bekommen, der in Hamburg künstlerisch schafft. Es bringt das Gute mit sich, daß man während des Entstehens eines Werkes stiller und intimer mit ihm leben kann. War einmal der Auftrag gegeben, kümmerte sich die Außenwelt nur noch insofern darum, als sie sich in oft

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

kindlicher Weise wunderte, daß die Sache nicht bereits übermorgen fertig war. Man konnte oft erleben, daß man das eigentliche Entstehen des Bauwerks für eine Sache hielt, die sozusagen von selber vor sich geht, und wenn Bekannte manchmal das Licht meines Arbeitszimmers noch tief in der Nacht beobachteten, haben sie mich oft ermahnt, doch von der altmodischen Art zu lassen, mich um die Naturdetails meiner Bauten zu kümmern, das könnten doch wirklich andere Leute tun. Und doch dehnte sich das Interesse für Architektur stillschweigend immer mehr in Hamburg aus; es war die jüngere Generation, in der es Wurzel schlug.

Aber auch in einem Freundeskreis meiner eigenen Generation faßte ich allmählich festen Fuß. Während die Arbeit immer mehr ins Ungeheuerliche wuchs, entfaltete sich zugleich ein immer breiteres geselliges Leben, das an manchen Stellen zu Freundschaft führte.

Ich hatte glücklicherweise eine Wohnung gefunden, die nicht ganz im Hamburger Schema aufging. Tagelang hatte ich viele Dutzende geschmackloser Häuser angesehen, ganz hoffnungslos kehrte ich am äußeren Alsterbecken entlang in die Stadt zurück und dachte: Ja, wer hier wohnen könnte, der wüßte doch, weshalb er in Hamburg ist. Da fiel mir plötzlich auf, daß an einem jener stillen, kleinen Dreifensterhäuser, die aus der Mitte des 19. Jahrhunderts stammen, der Keller ausgebaut wurde. Hier willst du wohnen, war mir sofort klar, und ich fragte einen Arbeiter: „Für wen bauen Sie denn dies Haus um?" „Das weiß ich nicht", war die Antwort. Schließlich ergab sich, daß der Auftraggeber im Nebenhaus wohnte. In einem altväterischen Zimmer fand ich einen verhutzelten Greis, der so aussah, als ob Wilhelm Raabe ihn als altes Ekel für einen seiner Romane geschaffen hätte. Auf meine bescheidene Frage, ob das Haus nebenan wohl zum Vermieten umgebaut würde, musterte er mich kritisch und zischte mich dann an: „Sie können es ganz gewiß nicht mieten!" Das schien mir so wahrscheinlich zu sein, daß ich mich beschämt davonmachte. Am andern Tage aber wuchs mir der Mut; ich Tölpel hatte ja nicht mal einen Preis gehört. Also wagte ich mich nochmals in die Höhle, und nach einigen Kämpfen hatte ich wirklich das Haus An der Alster 66 erobert. Niedrige

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Räume, hinten ein nettes Gärtchen, in den der Turm der lieben St.-Georg-Kirche schaute, vorn zwischen einigen Bäumen hindurch der großartige Blick weit über das Alsterbecken, das war ganz nach meinem Sinn. Aber das Haus hatte noch eine andere echt Hamburger Eigentümlichkeit. Wer die reizvolle kleine Hamburgensie „Die Urgroßeltern Beetz" gelesen hat, wird sich erinnern, daß hier die Kellerüberschwemmungen bei Hochwasser als besondere Feste der Jugenderinnerung gepriesen werden. Diese Feste konnten wir ausgiebig feiern: bei schwerem Hochwasser nutzten alle Ventile nichts, in unserer Küche begannen Kufen und Besen zu schwimmen. Für mich war es der Grund, daß ich mich 1913 nach einer neuen Wohnung umsah, und eine seltsame Verkettung von Umständen machte wirklich am Alsterufer eines der im allgemeinen in unverrückbar festen Händen befindlichen Häuser frei und spielte sie bei der Versteigerung in meine Hand. So wurde ich mit dem Hause An der Alster 39 Besitzer eines kleinen, aber besonders schönen Fleckchens des Hamburger Stadtgebietes, und oft hat mich in Augenblicken der Mutlosigkeit ein Blick auf die Schönheit, die ich von meinem Fenster aus sah, zu neuem Auftrieb gebracht. Ich glaube, daß die Möglichkeit, vom Zeichentisch aus an dem Wechselspiel der Jahreszeiten und der Tagesstimmungen teilzuhaben, mir sehr wichtig geworden ist, denn die auf mir lastenden Pflichten ließen mir sonst keine Zeit, um mit der Natur in Verbindung zu bleiben; und doch kann gerade der schaffende Mensch das nicht entbehren, wenn er nicht verknöchern will.

Trotz der Arbeit entwickelte sich vor dem Kriege in beiden Häusern eine lebhafte Geselligkeit; nicht etwa nur infolge mancher lieber Hamburger Verwandten von mütterlicher Seite, nein, der konventionelle Ruf Hamburgs, den „Butenminschen" gesellschaftlich zu übersehen, erwies sich bei mir als völlig unzutreffend. Meine Schwester Sita, die meinem Bruder bis zu seiner Verheiratung den Haushalt in Bonn geführt hatte, war jetzt zu mir gezogen und gab meinem neuen Hauswesen Halt und Behaglichkeit. Von allen Seiten wurden wir herangeholt. Eine der ersten Nachrichten, die wir beim Einzug in Hamburg erhielten, war, daß wir in einen Klub

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gewählt waren, zu dem zwölf Ehepaare sich als geschlossener Kreis zusammengefunden hatten und der unter dem Gesetz stand, daß der gleiche Beruf jeweils nur zweimal in ihm vertreten sein durfte. Dadurch ergab sich eine anregende Mannigfaltigkeit. Die Abende, die der Reihe nach umgingen, waren ganz geistigen Interessen gewidmet, nicht immer hielt der Gastgeber selbst den Vortrag – wir luden manchmal interessante Persönlichkeiten, wie den trefflichen Schilderer der Unterelbe, Linde, oder den gerade aus Hamburg hinausstrebenden späteren Direktor der Berliner Museen, Waetzoldt, bei uns ein. Auch der noch wenig beachtete Bürobeamte der Hapag „Gorch Fock" las bei uns aus seinen Manuskripten vor, und wir erlebten die schöne, emporstrebende Kraft dieses Menschen, der dem Schicksal in seiner einfachen Art ein Stück Unsterblichkeit abgerungen hat. Als ich ihm später in Finkenwärder die Erinnerungshalle baute,[143] freute ich mich, von seinem Wesen einen lebendigen Eindruck zu haben.

In diesem Kreise war äußerste Einfachheit der Bewirtung ein sympathisches Gesetz, besonders weil es in auffallendem Gegensatz zu den sonstigen Hamburger Gewohnheiten stand. Eigentlich lernte ich jetzt erst den Begriff „Herrendiner" praktisch kennen, und es geschah auf Lichtwarks Rat, daß ich mich diesem Studium hingebungsvoll widmete.

Es ist mir immer als höchst charakteristisch erschienen, was mir freundliche Ratgeber beim Eintritt in neue Lebensverhältnisse als Leitspruch mit auf den Weg gegeben haben. Als ich nach Leipzig zog, entließ mich Gabriel Seidl mit den Worten: „Sie! – Werden S' mir nur nit a Großstadtarchitekt! Da schau ich Sie nimmer an!" – Als ich im Begriff war, als Leiter des Bauwesens nach Charlottenburg überzusiedeln, war der von Ludwig Hoffmann mit vielem Nachdruck gegebene Rat: „Gehen Sie nie zuerst durch eine Tür, und wenn man Sie noch so sehr dazu nötigt." – Als ich mich nach Dresden verabschiedete, sagte mir Klinger: „Verdammte Bescheidenheit! – Passen Sie auf, zur rechten Zeit unbescheiden zu werden!" – Als ich mich nach Hamburg verabschiedete, sagte mir Gurlitt: „Stellen Sie sich mit der Presse! Alleine kann man die Dinge

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nicht bewältigen, die mit Ihrer Stellung zusammenhängen!" Und als ich in Hamburg antrat, war die erste Leitschnur, die mir Lichtwark auf den Weg gab: „Sagen Sie nie ein Herrendiner ab. Es ist der einzige Boden, wo Sie wichtige Geschäfte machen können. Sonst hat niemand Zeit, Sie auch nur anzuhören. Aber rauchen!" – Er hat mir den wichtigsten Rat gegeben, denn von selber hätte ich sicher alle abgesagt. Ich lernte also eine Art verschämtes Rauchen und studierte die Hamburger Diners. Sie stellten den Punkt dar, auf den sich Hamburgs Kulturwille konzentriert zu haben schien. Schon während meiner sächsischen Zeit war es mir aufgefallen, daß bei den großen Ausstellungen, zum Beispiel der Pariser Weltausstellung von 1900, alle deutschen Staaten mit eigenen künstlerischen Räumen vertreten waren mit Ausnahme Hamburgs – und doch feierte Hamburg seinen großen Triumph, denn Pfordte bewirtschaftete das deutsche Restaurant in einer sogar in Paris Aufsehen erregenden Weise. Pfordte war den Fremden gegenüber in der Tat, neben Ballin und Hagenbeck, der Stolz des guten Hamburgers, und ich muß gestehen, daß es mir einen unvergeßlichen Eindruck gemacht hat, wie ich zum erstenmal bei einem Diner in seinem Hotel Atlantic erlebte, wie der kleine, seltsame Mann, den das Schicksal in weiser Voraussicht gerade richtig gebildet hatte, um mit sitzenden Personen bequem sich unterhalten zu können, beim Nachtisch von Stuhl zu Stuhl ging und einige geschickte Worte mit seinen Freunden wechselte. „Herr Pfordte, wir sind ja gar nicht satt geworden", sagte mein jovialer Nachbar. „Das sollen Sie auch gar nicht, Essen hat den Zweck, sich etwas zu delektieren", war die schlagfertige Antwort. Es tut mir auch heute noch leid, daß der Gedanke, den kleinen Wundermann für die Kunsthalle neben einem Stück gedeckter Tafel von Kalckreuth malen zu lassen, durch seinen Tod vereitelt wurde.

Bei den privaten Diners der Hamburger war es unmöglich, neben dem Delektieren nicht auch zugleich satt zu werden. Sie trugen den Charakter spätrömischer Üppigkeit. Was mir dabei weit mehr als die Delikatessen und die unwahrscheinlich guten Weine imponierte, war die vollendete Kultur der Tafel. In Häusern, in denen man in

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

puncto Kunst kaum bis zu Gabriel Max und Defregger vorgedrungen war, sah man gedeckte Tische von vollendetem Geschmack, und da in den reichen Hamburger Häusern vom Typus „Martin Haller" ein weißer Speisesaal selbstverständlich war, schloß sich das Ganze zu einer einheitlichen Gesamtwirkung zusammen. Solch festlicher Eindruck erhielt nun eine unerhörte Steigerung, wenn sich die Gesellschaft in einem jener Häuser an der Elbchaussee abspielte, von deren Terrassen man zwischen alten Buchen und Eichen hindurch tief unten den Strom vorbeifluten sieht; aber nicht nur den Strom, sondern auf ihm das bunte, in immer andern Formen sich abspielende Leben des großen Hafens. Wenn plötzlich zwischen den Rhododendrongebüschen der gewaltige Bug eines Ozeanriesen auftauchte, so wirkte das immer wieder wie ein Märchen, ein Märchen so phantastisch, wie nur unsere Zeit es erdenken kann. Ganz besonders schön erlebte man das auf dem „Kösterberg", dem Sommersitz der Familie Warburg. Wenn hier im Naturtheater aufgeführt wurde, die junge Welt im bunten Maskenkostüm sich zwischen die Gäste auf blumenumsäumter Wiese mischte und im Hintergrund die Schiffe auf dem Strom wie Gebilde aus lauter Licht durch das Halbdunkel der Sommernacht dahinglitten, konnte man glauben, zu träumen.

Trotz dieser unvergleichlichen Eindrücke der Elbe hatte sich eine Gruppe unserer Freunde in die Einsamkeit der Heide zurückgezogen. Es war ein Kreis, der irgendwie mit dem Begriff „Lichtwark" in Verbindung stand, an dessen Geselligkeit Lichtwark selber aber in der Stadt nicht teilnahm. Selbst in den Häusern dieser seiner Freunde „verkehrte" er nicht mehr, da ihm nur noch das Zusammensein mit Einzelmenschen der Mühe wert war. Ich trat diesem Kreise vor allem durch die Freundschaft näher, die sich allmählich mit Erich Marcks entwickelte.[144] Trotz seines immer leicht gehemmten Wesens vermochte er sich in ungewöhnlichem Maße in die Welt eines anderen Menschen hineinzuversetzen. Das ist eine viel seltenere Gabe, als man glaubt; sie erklärt zugleich den Reiz, den die historischen Arbeiten von Marcks besitzen, obwohl sie weder durch Wucht noch durch Glanz auffallen: sie haben

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Herz. Bei Marcks begegnete ich dann einem Manne, der mir dadurch auffiel, daß er sogar schon vor Tisch, wo man sonst nur gleichgültige Redensarten auszutauschen pflegte, unbekümmert um die andern Menschen irgendein tiefsinniges Gespräch anknüpfte. Es war Hermann Tietgens, ein Kaufmann großen Stils, der sich aber ganz in einer philosophisch-dichterischen Welt bewegte. Die entlegensten Gedichte von Rückert oder Keller wußte er auswendig, über alles aber regierte Lichtenberg, mit dem er ganz zu leben schien. Da er bei seinen Gedankengängen alle Zwischenglieder, die ihm selber selbstverständlich waren, ausließ, stand er in dem Ruf, unverständliche Gespräche zu führen; für denjenigen aber, der ein paarmal seine Art begriffen hatte, erschloß sich der ganze Reiz eines allem Idealen nachpürschenden Wesens. Da diese Geisteshaltung, die von Frau und Töchtern geteilt wurde, sich mit einem ins Künstlerische gesteigerten Weinverständnis verband, traf alles zusammen, um die Stunden in seinem Heim genußreich zu machen.

Bei einem andern großen Kaufherrn dieses Kreises war es die Malerei und die Musik, was dem Leben des Hauses den besonderen Klang gab. Henry P. Newman und seine schöne Frau lebten zwischen den besten Werken der neuzeitlichen französischen und deutschen Kunst. Am reizvollsten aber zeigte sich ihr Lebensstil auf ihrem Landsitz in der Heide bei Hittfeld. Dieses Hittfeld war im Sommer der merkwürdige kleine Mittelpunkt einer ganzen Kolonie kulturell interessierter Familien. Überaus behagliche Sommersitze waren hier entstanden, alle aber gruppierten sie sich um ein winzig kleines Wochenendhäuschen, in dem Lichtwark mit seiner Schwester wohnte. Eigentlich war es nur ein einfacher Schuppen, das Schlafzimmer so klein, daß man meinte, der große Mann ginge gar nicht hinein, der Wohnraum wie eine koffermäßig aufgeteilte Kajüte. Ohne Garten, aber von Blumen umrankt, stand es da im Walde. Niemand kennt Lichtwark, der ihn nicht hier gesehen hat. Der Mann, über dessen ausgesuchte Eleganz man stutzte, wenn man ihn nur in Hamburg erlebte, lief hier in saloppem Anzug und mit einem Strohhut, der ein ehrfurchtgebietendes Alter verriet,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

glückselig zwischen seinen Büschen und Bäumen herum, kannte jede Pflanze und suchte Beeren für sein Abendessen.
Aber die Hittfelder Kolonie war elliptisch konstruiert, sie hatte noch einen zweiten Brennpunkt, das war der Maler Graf Kalckreuth.[145] Der Ort Hittfeld geht über in die kleine Gemeinde Eddelsen, wo er sein Künstlerheim gebaut hatte. Es war wirklich das Heim eines Künstlers, nicht eine „Villa". Wenn man von der Eingangshalle zum nächsten Geschoß emporstieg und dort den weiten gelben Wohnraum betrat, blickte man überrascht durch seine drei Fenster in einen stilisierten, brunnengeschmückten Garten, dessen Fläche das Zimmer fortsetzte. Im Haus und im Garten leuchtende Farben, einzelne einprägsame Bilder, alles weit, denn hier hauste ein großes Geschlecht: der Graf war ein Riese, die Töchter arteten dem Vater nach, die Mutter wirkte trotz ihrer aufrechten Gestalt am zierlichsten. Diese Mutter, eine Gräfin Yorck, war die seltsamste Erscheinung des Kreises. Im ersten Augenblick erschrak man vor ihren Gesichtszügen, bald aber empfand man den eigentümlichen Reiz einer hochkultivierten, geheimnisvoll gesteigerten Persönlichkeit. Als ich sie zum erstenmal kennenlernte, rezitierte sie in einer Gesellschaft die Parodien, die ich in Dresden, anknüpfend an Bierbaums Schlager vom „Lustigen Ehemann", auf deutsche Dichter gemacht hatte. Aber nicht solcher Scherz war ihr eigentliches Element. Ich habe tiefgründige Gedichte, vor allem die Rilkes, nie auch nur in von fern vergleichbarer Weise gehört wie von dieser Frau. Es war, als ob ein fremder Geist über sie käme, die „häßlichen" Züge vertieften sich zu einer seltsamen Schönheit, und man fühlte, daß hier das Zeug zu einer ganz großen Schauspielerin vorhanden war. Als ich im Winter 1917 oftmals nach Eddelsen hinauspilgerte, weil mich Kalckreuth für einen Zyklus „Hamburger Köpfe", den die „Künstlernothilfe" herausgab, radieren mußte, habe ich diese seltene Gabe der Gräfin ausgiebig genossen. Denn während ich saß, erschien sie meist zu einer kleinen Unterhaltung, die bald in Gedichte überging; sie sprach sie frei aus dem Gedächtnis. Als sie merkte, daß ich den jungen Werfel noch kaum kannte, machte sie es sich zur Aufgabe, diese Lücke bei mir auszufüllen,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

aber auch zu andern jungen Geistern führte sie der bunte Wechsel ihrer Begeisterung. Das mündete dann manchmal bei ihrem eigenen Sohne, der in erster Enttäuschung über den Widerspruch zwischen seinen Idealen und der wirklichen Welt das Leben von sich geworfen hatte. Für diese vom Tode geheiligten Dichtungen aber zog sie mich dann in ihr einsames Zimmer und veranstaltete hier eine rührende Totenfeier.

Das mystisch gesteigerte Wesen dieser Frau stand in seltsamem Gegensatz zu der klaren, geradlinigen Persönlichkeit des Mannes, dem es unmöglich gewesen wäre, Gefühlsbewegungen anders als in der zurückhaltenden Sprache seiner Kunst zu äußern. Eine gewisse deutsche Verschlossenheit lag über all seinem Tun, jede künstlerische Leistung, die er mit andächtiger Mühe bis zur vorgefühlten Qualität brachte, war bei ihm zugleich eine Charakterleistung.

Die künstlerischen Ströme, die vom Elternpaar ausgingen, setzten sich bei den Kindern vor allem um in Musik. Der Sohn wählte sie als Beruf, die jüngste Tochter, bei der ein künstlerisches Wesen in wundervoller Selbstverständlichkeit hervorbrach, hatte etwas von der Glut der Mutter, wenn sie sang. Ehe Sorge und Phantastik des Krieges sich auch über dieses Haus legten, sprudelten die Talente der Kinder in allerlei unternehmungslustigen Veranstaltungen, ein Geist, den der Vater in einem seiner reizvollsten Bilder, der Kinderaufführung, festgehalten hat.

Aus dem künstlerischen und geselligen Leben, das sich hier in der stillen Heidekolonie entfaltete, begann sich etwas Ähnliches zu entwickeln wie der Reimarus-Sievekingsche Kreis, der einst Hamburgs geistige Kultur bestimmt hatte. Gerade in der Zeit, in der ich in diese Stadt kam, rang sie eifrig um eine solche Kultur: die alte Kaufmannsstadt wollte sich eine Universität schaffen, und das gab dem ganzen Leben meines Umgangskreises eine gewisse Wendung zu Geistesfragen. Bürgermeister von Melle hatte diese Universität durch den Ausbau aller wissenschaftlichen Institute der Stadt still und zäh vorbereitet, aber noch zögerte man vor dem letzten Schritt, weil viele in der Gründung einen wirtschaftlich untragbaren Luxus sahen. Bei einer öffentlichen Diskussion hatte sich Lichtwark sehr

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eindrucksvoll zu diesem Punkt geäußert. Als er nach redseligen Ausführungen der anderen Referenten zu Worte kam, sagte er nur: „Der größte wirtschaftliche Luxus, den sich ein Staat leisten kann, ist die Unwissenheit." Darauf setzte er sich wieder.

Mit ähnlich schwerem Geschütz ging man von einem anderen Hauptlager der Universitätsfreunde vor, das bei Professor *Aby Warburg* aufgeschlagen war. Ein unerbittlich strenger Maßstab und ein untrüglicher Blick für alle Schwächen verband sich bei diesem Manne mit einer unerhörten Plastik des witzigen Ausdrucks. Mit diesem Witz wurden die Universitätsgegner ausgiebig beschossen. Ich konnte mich lange nicht an den Gedanken gewöhnen, daß diese kritische Begabung mit einer Lähmung der Fähigkeit zusammenfassender Gestaltung seines ungeheuren originalen Wissens bezahlt werden mußte. Das hing allerdings in wesentlichem Maße auch mit der Grenzenlosigkeit des Neulandes zusammen, dem seine Studien galten: dem Sinn, dem Wandel und der Vererbung der künstlerischen Symbole, die sich die Menschheit für transzendentale Vorstellungen geschaffen hat. Für dieses Thema hatte Warburg eine systematische Bibliothek zusammengebracht, die etwas Einmaliges in der Welt sein dürfte, und es war rührend zu sehen, wie sich die ganze Familie dieser Bibliothek, die allmählich von allen Räumen des Hauses vampirartig Besitz ergriff, unterordnete. Erst nach dem Kriege, als ihr Herr von schwerer Krankheit genesen war, gelang es, ihr ein eigenes Heim zu geben.

Neben des Professors weitgreifender Wirksamkeit lernte ich allmählich auch die bedeutsame Rolle kennen, die sein Bruder *Max Warburg* im Hamburger Leben spielte. Sein Bankhaus war nicht nur in Geldsachen einer der Kräftepole der Stadt. Das wurde noch gesteigert, weil auch ein Mann zum Kreise dieses Hauses gehörte, der trotz seines bescheiden zurückhaltenden Wesens allgemein als überragende Erscheinung anerkannt wurde. Das war *Carl Melchior*.[146] Aus dem klugen Bankier und feinen Kulturmenschen machte Deutschlands Not einen überlegenen Diplomaten. Das geschah mit einem Schlage, als es galt, mit Rumänien zu verhandeln. Die ruhige, beherrschte Art, in der dieser Mann des unergründ-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lichen Gesichtsausdrucks seine Sache führte, machte jedem Eindruck, denn das Auftreten war nicht nur sicher, sondern es war in seiner selbstlosen Knappheit auch sympathisch. Und das bewährte sich, ob Melchior nun in der Position der Macht oder in der Position äußerster Schwäche und Bedrücktheit zu handeln hatte. Wenigen Menschen hat ihre Tüchtigkeit ein so schweres Los bereitet, wie ihm bei seinen Verhandlungen in Versailles, in Genf und in Basel, und wenige dürften, ohne ein Wort darüber zu verlieren, so tief die Verantwortung empfunden haben, die der zu tragen hat, der abschätzen muß, wie Unerträgliches um einige Schattierungen erträglicher gemacht werden kann. All die letzte Kraft der Nerven, die er hergibt, pflegt die erbarmenlose Welt mit der entrüsteten Feststellung dessen zu lohnen, was unlösbar blieb.

Es ist charakteristisch, daß Gegner, mit denen Melchior in den schweren Schicksalsstunden seiner Verhandlungen zu tun hatte, wie der englische Wirtschaftspolitiker Keynes, seine freundschaftlichen Verehrer wurden. Als Keynes eines Abends bei Melchior in kleinem Kreise über außenpolitische Wirtschaftsfragen sprach, hörte ich ihn sagen: von einem der wichtigsten Kapitel aus den Aufzeichnungen, die er aus den letzten Jahren gemacht habe, könne er leider nicht sprechen, es trüge die Überschrift: „Dr. Melchior".

Ganz im stillen bahnte sich eine Freundschaft mit Melchior an, fast unvermerkt, denn Gefühlsregungen zeigten sich bei ihm in kaum erkennbaren Andeutungen, und ich selber habe bis ins Alter hinein, ebenso wie in meinen Knabenjahren, wenn ich Sympathie für jemanden hegte, zunächst nicht recht glauben können, daß er es etwa erwidern könnte. Deshalb weiß ich auch gar nicht, was den so ganz Andersartigen mit mir verband. Vielleicht war es ein Gefühl dafür, daß auch ich vielfach jenen beruflichen Kampf zu kämpfen hatte, der einem auferlegt, Unerträgliches um einige Schattierungen erträglicher zu machen.

In diesen Kampf hatte ich noch auf eigene Faust ein *freiwilliges* Sonderkapitel eingefügt, das mich viel beschäftigt hat. Mit meinem Betrieb war wohl eine umfangreiche kunstgewerbliche Betätigung verbunden – ich konnte jährlich für rund 1 300 000 Mark Möbel

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

in Auftrag geben, und meine Neubauten gaben manche Gelegenheit, durch Kunstgitter, Beleuchtungskörper, Brünnchen und reiches Holzwerk handwerkliche Kultur zu beleben –, aber der eigentliche Strom kunsthandwerklicher Arbeit ging in Hamburg doch nicht durch den Hochbau, sondern hatte sein eigenes Bett, das zum *Schiffsbau* führte.

Hier im Schiffsbau konnte die geschmackliche Höhe, zu der sich das deutsche Kunstgewerbe im letzten Jahrhundert entwickelt hatte, weit in die Welt wirken; auf den Schiffen fand es das Publikum, das internationale Wertungen bildet, es konnte das ganz ungerechtfertigte Monopol durchbrechen, das in den Worten „Paris" oder „London" bereits einen Qualitätsbegriff festgelegt hatte. Aber wie sah es in Wirklichkeit aus? Die Haupträume des „Imperator" waren von französischen und englischen Firmen ausgestattet; wo deutsche Arbeit zu sehen war, trug sie Durchschnittscharakter, ganz zu schweigen davon, daß das eigentliche Problem „Schiff" nirgends berührt war.

Vom ersten Tage an empfand ich es als meine Pflicht, hiergegen Sturm zu laufen. Ich tat es in verschiedenen Denkschriften, die von den Gewaltigen der Hapag sehr ungnädig aufgenommen wurden. Aber endlich glückte es mir doch, Albert Ballin zu beunruhigen: er bat mich um eine Unterredung. Diese Unterredung ist sehr merkwürdig verlaufen. Sie begann mit einer erregten Philippika Ballins über meine Absichten und die darin liegende Kritik. Schließlich mochte es ihm auffallen, daß ich währenddessen ganz mäuschenstill dasaß – er guckte mich plötzlich groß an, sah, daß ich unwillkürlich wie bei einem amüsanten Schauspiel lächelte, und sagte: „Ja, Sie haben ganz recht. Da lade ich Sie ein, damit Sie *mir* etwas auseinandersetzen, und ehe ich noch ein Wort gehört habe, schimpfe ich schon alles in Grund und Boden. Ich kann mich auch zu sehr über diese ästhetischen Anmaßungen ärgern." „Aber wenn das Ästhetische nun zugleich etwas Wirtschaftliches wäre? – Das hoffe ich Ihnen gerade ausführen zu können." Und nun hatte ich das Wort. Das lange Gespräch endete mit der Zusage: „Über den nächsten Ostasiendampfer, der schon im Bau ist, dürfen Sie frei

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

disponieren." Ich dachte an Peter Behrens, Kreis, Fahrenkamp, aber es war schon zu spät, der Krieg hat verhindert, diesen Sieg zur Auswirkung zu bringen.

Ballin sah ich nach diesem denkwürdigen Gespräch zum letztenmal in einem Augenblick wieder, der wohl zu den höchsten seines merkwürdigen Lebens gehört haben wird: bei der Taufe des größten Schiffes, das Deutschland gebaut hat. Es krönte sein kühnes Programm der Riesendampfer. Es war einer der besonderen Züge in Ballins Wesen, daß er dieses ungewöhnliche Ereignis benutzen wollte zu einer Sache, die ihm menschlich sehr am Herzen lag, zu einer Annäherung des Kaisers an den Begriff „Bismarck". Allgemein wußte man, daß der Kaiser zur Schiffstaufe kommen würde, aber es war gelungen, den Namen des Schiffes geheimzuhalten. Ich hatte das Glück, beim Stapellauf auf der Werft von Blohm & Voß unmittelbar unter der Taufkanzel zu sitzen, so daß ich alle Vorgänge, die auf ihr stattfanden, genau beobachten konnte. Als man dort die ganze Bismarcksche Familie sich versammeln sah, war das Geheimnis natürlich enträtselt. Ich beobachtete, wie der alte Blohm vor des Ankunft des Kaisers Bismarcks älteste Enkelin anwies, wie sie sich bei ihrer Taufrede verhalten müßte: nicht zum Publikum, sondern zum Schiffsrumpf gewandt mußte sie sprechen, und er beschrieb, wie der Schwung der Taufflasche auf diese Stellung berechnet sei. Dann erschien der Kaiser mit Ballin, beide augenscheinlich in glänzendster Laune, und als nun die Taufrede begann, konnte die schöne junge Dame es doch nicht lassen, ihren vollen Anblick dem Publikum zu bieten. Der alte Blohm zupfte sie leise von hinten, aber mit einem kleinen Aufstampfen markierte sie ein: „Laß mich endlich in Ruhe!" Und es geschah, was geschehen mußte: die Taufflasche zerschellte nicht am Schiffsleib, sondern baumelte hilflos in mächtigen Schwüngen in der Luft herum. Als sie unter dem lautlosen Schrecken der Menschenmenge zum zweitenmal die Taufkanzel passierte, sprang plötzlich der Kaiser vor, ergriff sie geschickt und schmetterte sie gegen das bereits erzitternde Schiff. Alles brach erlöst in Jubel aus, und es folgte dieser unvergeßliche Augenblick, wo plötzlich Eigenleben in einen unermeßlich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

groß wirkenden Eisenleib zu kommen scheint, wo er aus majestätischer Ruhe allmählich schneller und schneller zu gleiten beginnt und dann mit lautem Krachen und Dröhnen alle Hilfskonstruktionen zersplitternd in die Flut taucht. Das alles spielte sich tadellos ab, aber die seebefahrenen Menschen schüttelten trotzdem voll düsterer Prophezeiungen ihr Haupt. Sie sollten recht behalten; das Schicksal hat diese Versöhnungstaufe als ungültig erklärt. Dieser Riese hat niemals unter dem Namen „Bismarck" das Meer befahren. Noch ehe er auslaufen konnte, brach der Krieg aus; das Schiff wurde ein Teil der Kriegsbeute der Gegner und wurde unter dem Namen „Majestic" in Gang gesetzt. Mit Freuden aber konnte man ab und zu lesen, daß seine neuen Herren es nicht zu regieren verstanden; etwas vom Bismarckgeist war doch wohl haften geblieben.

Dieses Schicksal seines letzten und glänzendsten Unternehmens kennzeichnete zugleich das Schicksal Ballins. Mit seiner Flotte verschwand auch er. Als ihr mutiger Wiederaufbau einsetzte, mußte ich mit meinen Bemühungen vergebens von vorn beginnen.

Es war eine ganz neue Gattung führender Männer, mit denen mich das Hamburger Leben in Berührung brachte, ein Kreis, der sich nicht nur aus Hamburgern zusammenfügte, sondern von Persönlichkeiten aus aller Welt durchsetzt war – japanische und siamesische Prinzen, amerikanische Wirtschaftsführer, deutsche Pioniere, wie der alte Rathenau oder Graf Zeppelin –, und ich kam ihnen manchmal auf kurze Zeit nahe, weil ich ihnen irgend etwas in Hamburg zeigen mußte. Noch heute bin ich dankbar, daß ich von dem prachtvollen Grafen, der doch zu den ehrwürdigsten Erscheinungen des ganzen Zeitalters gehört, einen lebendigen Eindruck gehabt habe. Nach einem Vortrag, den er in der Universität hielt, vereinigte Edmund Siemers, der Stifter des Universitätsgebäudes, einen kleinen Kreis von Herren, dem auch zwei oder drei Damen beigemischt waren. Ich hatte eine von ihnen zur Tischdame bekommen, eine anmutige Frau, die kennenzulernen ich mir schon lange gewünscht hatte. Wir hatten schon an der Tafel Platz genommen, als Zeppelin mit dem Gastgeber erschien, den Tisch überblickend sah, daß er zwischen lauter Würdenträgern Platz nehmen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sollte, und mit den Worten: „Nein, eine kleine Belohnung darf ich mir doch ausbitten!" meiner Dame den Arm bot und sie zur Königin der Tafel machte. Dieser chevalereske Zug wirkte so überzeugend, daß auch der Leidtragende sich an ihm freuen mußte. Und bald darauf folgte dann eine Tischrede von so feiner persönlicher Bescheidenheit und so edlem Wagemut der unpersönlichen Zukunftsgedanken, daß man in wenigen Stunden die seltsame Mischung von Edelmann, Abenteurer und Pionier erlebte, die in diesem Manne Gestalt geworden ist.

Einmal im Jahre wurde der ganze Kreis, der mit Hamburgs Interessen auf dem Gebiet des Wirtschaftslebens, der Politik und des Sports irgendwie in Berührung stand, zu einer repräsentativen Schau zusammengefaßt, das war die berühmte Segelregatta auf der Unterelbe, die den festlichen Auftakt der „Kieler Woche" bildete. Die Hamburg-Amerika-Linie bereitete dieser ungewöhnlichen Gesellschaft einen ungewöhnlich festlichen Tag. Schon am Vorabend fuhr man auf kleinen Schiffen die Elbe hinunter, wo einer der großen Salondampfer uns als Hotel erwartete. Der Abend wurde an kleinen Tischen in zwangloser Geselligkeit zugebracht, die bis tief in die geheimnisvolle Nacht hinein dauerte.

Am andern Morgen nahm uns dann die elegante kleine „Königin Luise" auf – dieselbe, die beim Kriegsausbruch den ersten überraschenden Besuch im Londoner Hafen machte –, und auf ihr verfolgte man nun zwischen dem bunten Wechsel der Gespräche die Segelregatta. Meist blieben wir unmittelbar beim „Meteor", auf dem der Kaiser selbst kommandierte, ohne den Sieg der überlegenen Jacht Krupp von Bohlens hindern zu können. Die Enttäuschung darüber mußte zuerst überwunden werden, wenn der Kaiser dann auf dem Festdampfer erschien, auf dem wir Gäste inzwischen unsern Platz an der glänzenden Tafel eingenommen hatten. Alles war so eingerichtet, daß der Kaiser im Augenblick, da er den Speisesaal betrat, wie auf einer Bühne ungehindert gesehen werden konnte: in lebhaftem Gespräch mit dem Hamburger Bürgermeister erschien er in der Tür, stutzte einen Augenblick wie überrascht von dem festlichen Anblick, grüßte mit königlicher

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Würde und ging, aufmerksam jedem Gast ins Auge blickend, zu seinem Sitz. Beim Essen erfolgte dann alljährlich eine hochpolitische Rede, zu der Bürgermeister Burchard, ein wahrhaft repräsentativer Gastgeber, das Stichwort gab. Die Art, wie der Kaiser es scheinbar improvisierend aufnahm, abwandelte, politisch einfärbte und schließlich zu glänzendem Ende führte, war meisterhaft. Der anfangs etwas leutnantsmäßige Ton der Sprache wich allmählich dem Ausdruck eines sich selbst entflammenden Temperaments und wurde zündend.

Man fühlte im ganzen weiteren Verlauf des Abends, der an Deck seine Fortsetzung fand, wie der Kaiser die glänzende Rolle genoß, die er spielte. Im Gespräch wurde seine Laune immer freier; in der Tat begann der Reiz dieses Wesens sich der ganzen Umgebung mitzuteilen und auch mich skeptischen Betrachter zu ergreifen. Da schaute auf einmal ein anderes Gesicht einen Augenblick aus der schimmernden Hülle heraus. Dr. Hermann Popert, der damals gerade durch seinen mutigen Roman „Helmut Harringa" Aufsehen erregt hatte, wurde dem Kaiser als der Apostel der deutschen Abstinenzbewegung vorgestellt. Darauf ergriff der Kaiser ein neben ihm stehendes Likörglas und reichte es Popert, der nie einen Tropfen Alkohol über seine Lippen ließ, mit den Worten: „Trinken Sie das auf mein Wohl!" – Die Absicht dieses Scherzes wurde sofort erreicht: ein Gelächter des Kreises der Zuschauer, der die Gruppe umgab. Mir stockte der Atem. Und obgleich ich zu meinem seltsamen Halbvetter Popert nie ein rechtes Verhältnis habe finden können, bewunderte ich ihn in diesem Augenblick. Er tat nämlich das einzige, was er in seiner Lage mit Erfolg tun konnte: – er erstarrte bei seiner Antwort zu militärisch-dienstlicher Haltung. Der Kaiser fuchtelte noch eine Weile mit dem Glase herum, aber sein Gegenüber hatte plötzlich keine Hände mehr, die waren mit dem Körper zu einer Säule verwachsen. Er mußte das Glas unverrichteter Sache wieder zurückstellen. Diese kleine Szene habe ich nie vergessen können. Sie bestärkte in mir ein Gefühl der Abwehr gegen Wilhelm II., das bisher vorzugsweise aus seiner Kunstpolitik entflossen war und das ich so gerne überwunden hätte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Als wir am nächsten Morgen auf kleinem Dampfer wieder nach Hamburg zurückfuhren, hatten wir ohne Zweifel eines der glänzendsten Kulturbilder genossen, das im Deutschland der Vorkriegsjahre zu sehen war. Die Art, wie das mit uralter demokratischer Überlieferung verwachsene Hamburg verstand, einen Kaiser zu empfangen, ohne sein stolzes Wesen preiszugeben, war höchst eindrucksvoll. Vielleicht war der ungewöhnliche Boden des Schiffes dabei nicht ohne Wichtigkeit. Es entstand hier zwischen Saal und Natur eine freie Atmosphäre, die den Ton erklärlich machte, in dem Männer wie Ballin und Burchard mit dem Kaiser verkehren konnten, ohne Höflinge zu werden.

Bei der Mannigfaltigkeit der gesellschaftlichen Beziehungen, in die ich hineingezogen wurde – ich habe nur einiges wenige davon andeuten können –, war es natürlich, daß auch ich das Leben meines Heimes entsprechend einstellen mußte: ich habe nie ein so gesellschaftliches Haus gehabt wie in diesen ersten mit Arbeit überlasteten Hamburger Jahren. Sogar Herrendiners von altrömisch-hamburgischem Typus wurden gewagt, aber im großen ganzen waren es doch kleine Kreise, bei denen irgendein künstlerischer Einschlag den Charakter unhamburgisch machte. Die reizenden Wiesenthals und die schöne Clotilde von Derp waren bei mir, wenn sie in Hamburg tanzten, – Richard Dehmel und Gustav Frenssen kamen zu Gast, und treulich tauchte in gewissen Zwischenräumen Carl Hauptmann auf als immer willkommener Besuch, jedesmal beladen mit einem schönen Werk, dessen Schaffensfeuer noch in ihm glühte. Die letzten Male während und kurz nach dem Krieg sah man immer deutlicher, wie er sich in seelischen und körperlichen Anstrengungen verzehrte, so daß es mich in Köln nicht allzusehr überraschte, als ich von seinem Tod in der Zeitung las. Zwei Tage darauf erhielt ich einen langen Brief in seiner wohlbekannten Handschrift, der wie ein Gruß aus dem Jenseits wirkte. Man hatte ihn auf seinem Schreibtisch gefunden. In reizender Weise sprach er darin über meine Arbeiten, aber erst später merkte ich, daß es eigentlich ein Testament war: er legte mir die Sorge um einen Mann ans Herz, der bald darauf seine Witwe heiratete.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die tiefe Güte und vornehme Bescheidenheit seines Wesens, die zugleich eine innere Scheuheit war, trat einmal deutlich hervor, als ich die Unvorsichtigkeit beging, ihn mit Gustav Frenssen bei mir zu haben. Nach Tisch fing Frenssen plötzlich an: „Woher kommt es eigentlich, Herr Doktor, daß Sie so gar keine Erfolge haben?" – „Aber ich bin ganz zufrieden mit meinen Erfolgen, Herr Frenssen." – „Ach nein! Sie haben doch wirklich keine Erfolge. Kommt das nicht, weil Sie eigentlich ein Wissenschaftler sind?" Und anstatt grob zu werden, entwickelte Hauptmann nun, wie sein Dichten mit seinem Wissen überhaupt nichts zu tun habe, sondern ihn überfalle. Meist komme zuerst das lebendige Bild einer charakteristischen Szene, ohne deutlichen Zusammenhang schlössen sich andere an, und aus den Bildern träten erst die Gestalten hervor. Das Wesen der Gestalten wöbe dann allmählich ganz von selber den Übergang von Bild zu Bild. Solange dies schöne Geschenk ihm beschert sei, mache er sich über den Grad seines Erfolges überhaupt keine Gedanken.

Frenssen[147] wollte mit solcher seltsamen Frage eigentlich gar nichts Böses. Es verriet nur unwillkürlich sein Wesen, das allen Zielen durchaus bewußt nachstrebte. Hätte *er* seinen Arbeitsvorgang geschildert, so hätte er gerade umgekehrt sagen müssen: zuerst finde ich Personen, und aus ihnen konstruiere ich mir Bilder. Denn bei jedem Gespräch mit ihm merkte man: er war immer auf Menschenjagd und suchte das etwas zu verhüllen durch eine gewisse Naivität des Fragens. So gefestigt er auch in seinem schönen Blankeneser Heim dazusitzen schien, man fühlte oftmals etwas Unsicheres in seinem Wesen, das neben der prachtvollen Natürlichkeit seiner selbstlosen Frau vielleicht besonders deutlich wurde.

Ein stärkerer Gegensatz als zwischen ihm und seinem Kollegen in Blankenese, Richard Dehmel,[148] ließ sich wohl nicht leicht vorstellen. Richard Dehmel gehörte zu den wenigen Künstlern, deren literarisches Wesen sich ganz mit dem Eindruck seiner Persönlichkeit deckte. – Das Dämonische und das Zarte, beides traute man ihm ohne weiteres zu, wenn man mit ihm zusammen war. Die volle Natürlichkeit des Sichgebens war für denjenigen eine Über-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

raschung, der ihn nur vom Podium her kannte: beim Rezitieren seiner Dichtungen konnte er in einen dröhnenden Ton verfallen, der ihm sonst ganz fremd war. Wenn in seinem Hause trotzdem ein gewisser pathetischer Zug herrschte, so kam das durch seine Frau, die alles, was mit ihrem Mann zusammenhing, leise monumentalisierte. Aber das war nicht unsympathisch, sondern paßte zum Stil dieser medeaartigen Erscheinung, die nur durch das liebenswürdige Lokalkolorit ihrer Sprache verriet, daß sie auch alle die zarten Saiten rühren konnte, die man durch Dehmels Dichtungen von ihr kannte. Mann und Frau zusammen ergaben in der Tat auch im gewöhnlichen Leben den Klang, der in „Zwei Menschen" so eigentümlich tönt. Kam dann noch ein dritter verwandter Ton hinzu, so ist der Eindruck unvergeßlich. Einmal traf ich bei ihnen mit Max Dauthendey, ein anderes Mal mit Paul Claudel zusammen, und es ergab sich beide Male von selber, daß auch diese fremden Geister mehr von ihrem Wesen zeigten, als man sonst bei flüchtigem Zusammensein zu sehen bekommt. Mir war vor allem Claudel interessant, dem Dehmel einen gewissen Widerstand entgegensetzte, der aber mit ruhiger Sicherheit sein religiös gefärbtes Wesen behauptete. Seine ausgesprochen französische Art trat in allem so stark hervor, daß es mir die Erklärung dafür gab, weshalb mir seine Dichtungen trotz ihrer Größe nicht zu Herzen gehen. Das Verstehen und Genießen französischer Art ist etwas anderes, wenn es sich an zeitgebundenen Stoffen zeigte, als wenn es in eine Sphäre einfließt, deren Wesen zeitlos sein will.

Wundervoll war an Dehmel die Art, wie er der werdenden und gärenden Kunst nicht nur Verständnis entgegenbrachte, sondern leidenschaftlich für sie eintrat. Das konnte zu sehr lebhaften Szenen führen. Einer meiner Gäste hatte sich einmal respektlos über Kokoschka geäußert, der damals noch wenig bekannt im Berliner „Sturm" erste Arbeiten gezeigt hatte, – da brach plötzlich Dehmel wie ein Gewitter los: in seiner Gegenwart ließe er ein sich leise regendes Genie nicht mißhandeln; der keimenden Kunst gegenüber gebühre es sich, zu horchen und nicht zu predigen. Solch unbedenkliches ritterliches Eintreten für das Werdende war cha-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

rakteristisch für Dehmel. In solchen Augenblicken trat seine Herrennatur bezwingend hervor, er duldete keine Kompromisse, und es wird mir unvergeßlich sein, wie er mich einmal hart bedrängte, als ich ein Preisrichteramt angenommen hatte, das natürlich immer die Gefahr des Kompromisses heraufbeschwört. Im Gegensatz dazu erzählte er mir vom Wesen des Kleist-Preises, den er gerade zum erstenmal vergeben hatte; es beruht darauf, daß ein *einziger* verantwortlich entscheidet und damit zugleich die nächste Entscheidung an den von ihm Gewählten weitergibt. „Solches Preisgericht", meinte er, „ist ebensosehr ein Urteil, das man über sich selbst preisgibt wie ein Gericht über die Bewerber. Und so muß es sein!" Er hat recht; nur ist der Unterschied nicht zu verwischen, daß in der Literatur das Kunstwerk bereits fertig da ist, während die Autorität des Preisgerichts ihm in der Architektur erst zum eigentlichen Leben verhelfen soll, und dafür ist ein stärkeres Aufgebot von Kräften nötig, als ein einzelner sie der Öffentlichkeit gegenüber besitzt.

Ich habe oft an diesen Spruch denken müssen, wenn ich als Preisrichter tätig war. Obgleich ich die meisten Aufforderungen, die in dieser Richtung lagen, abgelehnt habe, blieben die Fälle, wo mir die Annahme nötig schien, doch noch häufig genug. Nur selten bin ich befriedigt von einem dieser Gerichte zurückgekehrt. Teils ärgerte man sich über sich selber, weil man schließlich doch irgendeine beachtliche Leistung übersehen hatte, teils über irgendeinen anderen, bei dem man glaubte, Voreingenommenheit oder Verstaubtheit bekämpfen zu müssen. Am liebsten bin ich mit Paul Bonatz im Preisgericht zusammengewesen, am wenigsten gern mit Ludwig Hoffmann. Deshalb hat es mir auch später die Freude wesentlich verdorben, als ich gerade mit diesem zusammen in feierlichem Aktus die große goldene Medaille der Akademie des Bauwesens erhielt.

Wenn ich vom künstlerischen Verkehr jener Jahre spreche, darf ich das Theater nicht ganz vergessen. Die Fühlung, die ich in Dresden mit ihm gewonnen hatte, war etwas, was ich bei meiner Übersiedlung besonders ungern preisgab. Es verstand sich von

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

selbst, daß ich in Hamburg nicht daran denken konnte, mit Inszenierungen fortzufahren, dafür sorgte das Ausmaß meiner anderen Aufgaben. Erst kurz nach dem Kriege folgte ich dem Drängen des damaligen Leiters des Schauspielhauses und entwarf einen „Macbeth". Ich benutzte eine Kombination von Drehbühne und von Abwandlung eines festen Gerüstes und glaube, daß die Bühnenbilder von einiger Wirkung waren, aber da weder eine ordentliche Lady noch ein ordentlicher Macbeth vorhanden war, nützte das nicht viel. Ich hatte die Inszenierung zu dem Versuch benutzt, wie sich die Gundolfsche Shakespeare-Übersetzung, die noch nie auf der Bühne erprobt war, bewähren würde. Das führte zu einem interessanten, für das Wesen des George-Kreises bezeichnenden Ergebnis: alle Reflexionen und Monologe wirkten tadellos, sobald es sich aber um das dramatische Leben, um zupackende Rede und Widerrede handelte, versagte die Wirkung so völlig, daß die Schauspieler rebellierten. In den Proben hielt man sie noch mühsam bei der Stange, aber in der Aufführung siegte an entscheidenden Stellen der überlegene Sprachinstinkt der genialen Dorothea Tieck. Es war eine Art Gottesurteil wider Gundolf und seine undramatische Schule.

Eigentlich war es tragisch, daß ich gerade in Hamburg zu einem „Macbeth" ohne Lady verdammt war, denn meine persönlichen Beziehungen hatten mich in den Jahren vorher mit drei Vertreterinnen dieser Rolle zusammengeführt, deren jede in ihrer Art sicherlich eine Meisterleistung vollbracht hätte. Die erste war Franziska Ellmenreich, die mir im Leben in ihrer natürlichen Majestät und vielseitigen Bildung noch besser gefiel als auf der Bühne. Die zweite war Adele Doré, eine Frau von geheimnisvollem Feuer, die mir besonders interessant war, weil sie mit leidenschaftlichem Ernst um den Übergang vom klassischen Wesen zum Wesen moderner Gestalten eines Strindberg oder Ibsen rang. Von Natur stand sie bei Hebbel, und man darf sie als eine der Frauen bezeichnen, die diesem Dichter sein spätes Leben gegeben haben; aber sie wollte darüber hinaus. Am Abend, ehe sie die Hauptrolle in Eulenbergs „Alles um Liebe" kreierte, begleitet ich sie vom Hause

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eines Freundes um die ganze Alster herum in ihre Wohnung, und auf dem dunklen Weg legte sie mir mit einer unvergeßlichen Eindringlichkeit und Schönheit das Problem ihrer Rolle dar. Am nächsten Abend mußte ich erleben, daß das Hamburger Publikum gerade ihre Hauptszenen in einem albernen Gelächter zugrunde gehen ließ. Noch sehe ich, wie Dehmel mitten im Parkett aufsprang und ins Haus gewendet rief: „Sie sollten sich schämen!" Es nützte nichts, Eulenberg erlitt das gleiche Schicksal, das ich Dehmel einst mit seinem „Mitmensch" erleben sah.

Kurz nachdem Adele Doré das volle Erbe der Ellmenreich übernommen hatte, trat neben ihr ebenfalls eine Erbin hervor: die jugendliche Elisabeth Schneider. Als Braut des Sohnes von Max Lehrs wurde sie bald in unserem Hause heimisch, und wir verfolgten mit Freude, wie dieses urgermanische Wesen sich zu immer größerer Kraft des Ausdrucks durchdrang. Der geheimnisvollen Dämonie der Doré stellte sie die natürliche Monumentalität des klaren starken Menschen entgegen: man konnte sich keinen größeren Gegensatz vorstellen, und deshalb empfand ich die beiden Frauen auch gar nicht als Rivalinnen, sondern als Ergänzungen. Der Name Elisabeth Schneider würde heute allgemein bekannt sein, wenn der Tod sie nicht mit jäher Plötzlichkeit mitten aus Jugend und Aufstieg herausgerissen hätte. Eine rätselhafte Anämie raffte sie in wenigen Tagen dahin. In der Kette dieser drei Generationen hat die Ellmenreich am längsten standgehalten.

Je mehr der Radius meiner Arbeit wuchs, um so weniger konnte ich die Anregung genießen, die mir immer der Verkehr mit den Künstlern des gestaltenden Wortes gewesen ist. Als ich nach Köln zog, bot mir Adenauer das Dezernat des Theaters an und wollte mir freie Hand geben, dort durchzuführen, was immer mir vorschwebte. Glücklicherweise war ich stark genug, um meiner städtebaulichen Aufgabe willen dieser Versuchung zu widerstehen, was er gar nicht begreifen konnte. Alle Instinkte eines Städtebauers lebten in ihm, aber es war charakteristisch, daß selbst solche ungewöhnlichen Leute vom großen Zusammenhang und beherrschenden Aufbau städtebaulicher Zielsetzung keine eigentliche Vorstel-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

lung hatten. Wie sollte man es da von den durch die Einzelheiten ihrer Spezialressorts aufgezehrten Hamburger Senatoren erwarten, deren jeder nur ein selbständig gemachtes Sechzehntel Oberbürgermeister war!

Dieser Vorkriegssenat, der mitten am Tage nur im Frack zusammenkam und hinter dessen herrschermäßigem äußeren Wesen man bei näherem Kennenlernen eine merkwürdige Belastung mit Kleinkram entdeckte, war mir zuerst rätselhaft. Da ich ja von Verwaltung noch nie das geringste kennengelernt hatte, meinte ich anfangs, die komplizierte Maschinerie, in die ich hineinblickte, sei überall in der Welt so, und erst als ich später die praktischen und mühelos funktionierenden Verhältnisse kennenlernte, die Köln mir zeigte, sah ich, daß es sich um eine „Eigenart" Hamburgs handelte.

Ein weiser Kenner hat einmal gesagt: „Die Hauptgrundlage, auf der sich ein demokratisches Regime aufbaut, ist das Mißtrauen." Dafür gab Hamburg eine nur historisch verständliche Bestätigung. Statt einer Dezentralisierung der Verantwortung gab es nur Kontrollen über Kontrollen. Die fachmännischen Leiter der wichtigsten Ressorts wurden so abhängig gehalten, daß sie in den Dingen ihres Fachs nicht mit abstimmen durften; Arbeitsgebiete, die selbstverständlich ineinandergreifen mußten, wurden parallel geschaltet, was natürlich unter dem Stichwort „Selbständigkeit" in Wahrheit die größte Unselbständigkeit ergab, da niemand etwas tun konnte, ohne das komplizierte und meist an irgendeiner Stelle knarrende Räderwerk von zahlreichen parallelen Nachbarressorts in Bewegung zu setzen. Die armen Senatoren mußten sich mit dem Entwirren von Differenzen und der genauen Kenntnis unzähliger Einzelangelegenheiten aufreiben, denn es galt als beschämend, nicht sofort über den ganzen Aktenstand Bescheid zu wissen, wenn sie im Lauf des Tages auf die Sorgen irgendeines lieben Mitbürgers oder auf Schwierigkeiten, denen irgendein Kollege im Detailbetrieb bei ihnen begegnete, fragend, scherzend oder klagend angeredet wurden.

Und trotz dieses Zustandes, der mir im Laufe der Zeit immer ver-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wunderlicher geworden ist, kann ich an die einzelnen Persönlichkeiten dieser Senatsgeneration nur mit Sympathie und vielfach mit dankbarer Verehrung zurückdenken. Niemand konnte sich dem Eindruck Burchards entziehen, weder wenn man ihn in der Sitzung herrschen, noch wenn man ihn in seinem Hause liebenswürdig walten sah. Das zähe Ringen von Melles um eine Hamburger Universität verfolgte ich mit innerster Anteilnahme, und besonders stark fühlte ich mich menschlich hingezogen zu meinem zweiten Bausenator, von Berenberg-Goßler, der ein fast südliches Temperament mit dem festen Grundgefühl eines Kavaliers verband, wodurch er manchmal den Gang der ehrwürdigen Maschine in herzerquickender Weise in „Unordung" brachte. Später lernte ich in dem neuen Chef der Baubehörde, Senator Schramm, einen echten „gentleman" alten Schlages und in seinem Nachfolger, Senator Hirsch, einen herzhaften Vertreter besten Hamburger Bürgertums kennen. Und es waren nicht nur „meine" Senatoren, die ich menschlich schätzen lernte, sie saßen in den verschiedensten Ressorts, und die Partei spielte dabei keine Rolle.

Die Vortrefflichkeit solcher Menschen als Persönlichkeiten erklärt es, daß man es schließlich erreichen konnte, in entscheidenden Augenblicken nicht als Inhaber einer unmöglich konstruierten Stellung, sondern auch als Persönlichkeit aufzutreten, nur mußte man im gewöhnlichen Lauf des Tages ein Maß von Selbstbeherrschung aufbringen, das allein das Bewußtsein eines selbstgesteckten Zieles zu geben vermag. Hätte ich meinen Gefühlen erquickenden Lauf gelassen, würde ich auf dem eigentlichen Gebiet meines Tuns nichts haben erreichen können. Diese künstliche Stauung habe ich in mancher Nacht abbüßen müssen.

Die erste Ernte meiner Arbeiten stand gerade bevor, als der Krieg ausbrach. Ich war in Beatenberg, als ich das Verhängnis näher und näher rücken sah. An einem Abend, als die Berge, die mir immer fremder und unheimlicher wurden, in ganz unwahrscheinlich blutiger Weise zu glühen begannen, beschloß ich abzureisen, um bei einer etwaigen kritischen Wendung in Deutschland zu sein. In Basel traf ich mit Bernhard Dernburg zusammen, – er hatte den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Entschluß gefaßt, sofort nach Amerika zu reisen; in Bonn lag ich in einem Gasthaus am Markte die ganze Nacht im Fenster, tief bewegt von der ununterbrochenen Kette studentischer Korporationen, die am dortigen Denkmal feierlich das Gelöbnis der Wacht am Rhein ablegten. Am nächsten Tage nahm ich Abschied von der großen Kölner Werkbundausstellung, die am Abend geschlossen wurde. Eigentlich war sie eben erst fertig geworden und erwies sich nun als eine der schönsten und interessantesten Ausstellungen, die je gezeigt wurden. Als ich am Abend, stolz über die deutsche Leistung und doch voll tiefster Bedrückung mit Muthesius zusammen im Restaurant des Kölner Hauptbahnhofs saß, hörten wir an den Tischen neben uns eine große französische Studienkommission ihr Erstaunen über die künstlerischen Leistungen Deutschlands in lauten Tönen äußern. Das waren die letzten Klänge aus dem Gebiet des Kulturwettkampfs, in dem wir Deutschen gerade siegreich vorzudringen anfingen. Am ersten August war ich wieder in Hamburg, und nun begann der unerhörte Rausch der Mobilmachung und der ersten Siegesnachrichten, von dem sich niemand einen Begriff macht, der ihn nicht erlebt hat. Ein unendliches Hochgefühl über unser Volk, das im entscheidenden Augenblick allen Parteihader, der die Jahre verdüstert hatte, vergaß, erfüllte die Brust, aber im tiefsten Herzen steigerte das zugleich das Gefühl schmerzvoller Erschütterung. War es eine unheilvolle Verwirrung der Zeit oder war es ein von höherer Macht bestimmtes Schicksal, das alle die edlen Opfer forderte, die jeder Tag mit sich brachte? Man mußte auf das zweite vertrauen und in diesem Gefühl auf eine Läuterung hoffen, die großes aufrüttelndes Geschehen mit sich bringt. An dieser Hoffnung habe ich bis zuletzt festgehalten, auch als der erste Schwall des Zusammenbruchs alles Große zu verschütten schien. Einmal mußte es doch unter den Trümmern und aus den Gräbern wieder hervorbrechen.

Anfangs hatte man mit den baulichen Dingen, die so lange wie möglich weitergeführt wurden, angesichts des völligen Mangels an Hilfskräften übermäßig zu tun, denn zahlreiche Bauten waren gerade in dem Zustand, daß sie zugrunde gingen, wenn sie nicht

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

unter Dach gebracht wurden. Dann kam eine Zeit, wo alle diese halbfertigen Baulichkeiten für Lazarette und Heereszwecke eingerichtet werden mußten. Später, als diese Dinge abebbten und die Vorbereitungen für die Beschäftigung rückkehrender Truppen in den Vordergrund traten, regte ich verschiedentlich an, mich als Landsturmmann freizugeben, aber man glaubte, mich für den in Wahrheit nie stockenden Betrieb in der Heimat und für viele Hilfsorganisationen, in die ich eingespannt war, nötig zu haben.
Dreimal forderte mich die Oberste Heeresleitung in meiner Eigenschaft als Fachmann an: Bissing für den Aufbau der zerstörten Städte und Denkmäler in Belgien, Mackensen für Vorträge in der kleinen Universität, die in Bukarest für die Besatzung improvisiert war, und Beseler für ähnliche Zwecke in Warschau. Einem gleichen Ruf ins Baltikum zu folgen, erlaubten die Hamburger Arbeiten nicht.
Das waren die seltsamsten Reisen, die ich gemacht habe. In Belgien führte der Weg nicht nur in die zerschossenen Städte, die vor den noch unheilbareren Verwüstungen der wahrhaft unglaublichen, jedes städtebaulichen Verständnisses baren Pläne ihrer Landsleute bewahrt werden mußten, sondern auch bis in die Kriegszone hinein. Von Zeebrügge, der Hauptstation unserer Unterseeboote, ging es die ganze Küste entlang, die sich aus dem Schauplatz elegantesten Luxusbetriebs, als den ich sie kannte, in eine seltsam-romantisch wirkende Festung verwandelt hatte. Ich war in Brüssel mit dem Bonner Professor Ernst Zitelmann, dem Schwiegervater meines Bruders, der für juristische Gutachten herangezogen war, zusammengetroffen; seine Art, jede Situation aufs lebhafteste auszukosten, hat die Bilder dieser Tage noch farbiger gemacht. Der unheimliche Eindruck des verbitterten Landes wurde dabei übertönt durch den wundervollen Eindruck, den unsere Soldaten machten, wenn man mitten unter ihnen war.
In Rumänien waren es vor allem Offiziere jeder Art, mit denen ich zusammenkam, und der elementare Hunger nach geistiger Zufuhr, dem man hier begegnete, war das Haupterlebnis. Hätte mir eine Pythia beim Abschied von meinen Dresdener Studenten ge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

weissagt: „Du wirst das Katheder nicht wieder besteigen, wenn nicht deutsche Uniformen in Bukarest vor dir sitzen", so hätte ich das für eine etwas umständliche Umschreibung des Begriffes „Nie" gehalten. Jetzt wachte die alte Tätigkeit in dieser seltsamen Form wieder auf, und ich habe nie ein aufmerksameres Auditorium gehabt. Ich selber habe bei dieser Gelegenheit bei Deutschlands größtem Mathematiker, dem Göttinger Hilbert, mit dem ich gleichzeitig geladen war, ein Kolleg gehört, das mir unvergeßlich sein wird, denn es vermittelte mir die ersten Begriffe jener „vierten Dimension" unseres Geisteslebens, die durch die Relativitätstheorie berührt wird. Das war ein merkwürdiger Gegensatz zum soldatischen Lagerleben.

Das besetzte Land habe ich bis zu den Karpaten durchstreift und habe dabei den Eindruck einer phantastischen Mischung von primitiver orientalischer Unkultur und raffinierter pariserischer Pseudokultur, von natürlichem Reichtum des Bodens und unnatürlicher Armut des sozialen Zustandes, von prächtigem Bauerntum und schäbigem Herrentum davongetragen.

In Polen ging es über Warschau nicht weit hinaus, so daß der Gegensatz zwischen dem alten, historischen Königsrahmen und der neuen, soldatenhaften Hofhaltung Beselers der Haupteindruck blieb. Es war nicht schwer zu sehen, wie wenig die politischen Wohltaten, die wir dem Lande in so unbegreiflich weitgehendem Maße erwiesen hatten, Widerhall fanden. Die Bevölkerung wirkte beinahe noch unheimlicher auf mich als die Belgiens.

Alle solche Tätigkeiten, die während der schweren vier Jahre wenigstens etwas mit dem unmittelbaren Soldatenleben in Berührung brachten, empfand man als eine wahre Erlösung. Für den ernsthaften Menschen war das Dumpfe des immer mehr zermürbenden Heimatlebens die schwerste Qual. Ich will hier nicht die verschiedenen Phasen dieses seelischen Verhungerns schildern, das mit dem wirklichen Hungern natürlich in engem Zusammenhang stand. Wer wie wir streng innerhalb der offiziellen Rationen lebte, mußte allmählich physisch ermatten, auch wenn er es nicht wahrhaben wollte und Steckrüben für sein Lieblingsgericht erklärte. Erst als

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mein Augenlicht zu versagen begann und ich nur noch zerfließende Umrisse sehen konnte, machte mir der Arzt klar, daß das eine Folge des Hungerns sei. Ich fand es damals beschämend, aber eigentlich war es rührend, daß bei der Nachricht vom Friedensschluß eine der führenden Hamburger Frauen in die Worte ausbrach: „Welch ein Segen! – Nun wird man bald wieder Milchreis mit Kaneel und Zucker essen können!" Das war nicht etwa ein Symptom jenes Hamburger Materialismus, der mich vor dem Kriege so fremd angemutet hatte, sondern naives mütterliches Hausfrauengefühl. Nein, durch den Krieg habe ich den eigentlichen Hamburger erst kennengelernt. Da zeigte sich, daß der Diner-Materialismus nur eine Art historisch überlieferter Langeweile war. Mit einem Schlage waren diese Bedürfnisse verschwunden, und man dachte nicht daran, ihnen, wie in manchen andern Städten, heimlich doch noch Opfer zu bringen. Männer, die durch den Krieg plötzlich – der Ausdruck ist nicht übertrieben – Königreiche verloren hatten, berührten mit keinem Wort ihr eigenes Geschick und sprachen nur von der nächsten kleinen Möglichkeit, wieder aufzubauen. Und das blieb so, als unser Schicksal sich entschieden hatte; sobald es nur möglich war, wurde statt der verlorenen Handelsflotte das erste neue Schiff gebaut, und auch ohne Schiff zogen die jungen Söhne der großen Überseefirmen wieder dahin hinaus, wo sie einst geherrscht hatten. Der „hanseatische Pionier" ist keine Fabelgestalt.

Weit schwieriger schien es zu sein, auf dem Gebiete des geistigen Lebens das Gleichgewicht wiederzugewinnen. Wenn man aus dem Abstand der Jahre den „Umsturz" betrachtet, kommt einem die Art, wie sich der Übergang von Monarchie zu Republik vollzog, wie ein unwahrscheinliches Märchen vor. Nur das Verhalten des Kaisers macht die Stumpfheit begreiflich, mit der das Geschehnis hingenommen wurde. In Hamburg, der alten Hansarepublik, wäre die Wendung äußerlich nur in wenigen Personenveränderungen zum Ausdruck gekommen, wenn nicht die berufenen Hüter der Ordnung, die Kommandeure des Heimatmilitärs, versagt hätten. So mußte auch Hamburg das traurige Schauspiel erleben, daß eine

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Handvoll spartakistischer Matrosen, von Kiel kommend, sich des Rathauses bemächtigte, und eine der merkwürdigsten Episoden in der Geschichte der Stadt entstand: die kommunistische Diktatur des Dr. Laufenberg.

Dieser Mann, der als Jesuit begonnen hatte, dann Geschichtsschreiber der sozialdemokratischen Bewegung geworden war und jetzt als radikalster Führer galt, spielte seine Rolle nicht ohne Geschick. Um nicht ein völliges Chaos eintreten zu lassen, hatten die bisherigen Senatoren, die lebenswichtige Ressorts betreuten, es über sich gewonnen, in der provisorischen Regierung, die gebildet wurde, zu bleiben. Dadurch wurden vor allem finanztechnische Unsinnigkeiten vermieden, aber die Senatssitzungen waren oft merkwürdig genug, wenn ein damals wohl nicht normaler Landgerichtsdirektor im entscheidenden Augenblick daran erinnerte, daß die Geschütze des im Hafen liegenden Torpedoboots auf das Rathaus eingestellt seien und er als Oberkommandant dieser revolutionären Macht nur ans Telephon zu gehen brauche, um die Bombe zum Einschlagen zu bringen. Mir erschien ein Dr. Hertz, der durch die unheimliche Kälte seines Danton-Typs hervorstach, vielleicht der auffallendste Kopf der neuen Schar zu sein. Er konnte, wenn man im Rathaus ganz vernünftig über irgendeine Frage verhandelte und sich unterdessen das Volk schreiend auf dem Rathausplatz versammelte, mitten im Satz aufstehen, auf den Balkon treten und mit verblüffender Kraft eine blutrünstige Rede halten. Ein vollkommen anderer Mensch. Ich würde mit dem seltsamen Kreis wohl kaum in so enge Berührung gekommen sein, wenn nicht Laufenberg sich für seine Regierung zwei große Ziele gesteckt hätte: er wollte die heißumstrittene Hamburger Universität gründen, und er wollte die ebenso heiß umstrittene „Groß-Hamburg-Frage“ lösen. Da ich mit beiden Dingen eng verknüpft war, brachte mich das in eine schwierige Lage, denn so sehr ich die positive Lösung beider Fragen begrüßte, so wenig konnte ich eine Universität oder ein „Groß-Hamburg“ von Laufenbergs Gnaden für einen Segen halten. Es galt also, unvermerkt zu bremsen. In der „Groß-Hamburg-Frage“ war das, soweit die technische

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Seite der Sache in Betracht kam, gar nicht so leicht. Die Frage, die eben vor dem Kriege aufzuwachen begann, war während des Krieges immer reifer geworden. Anfangs hatte man, wie das in Hamburg üblich war, in den Behörden die „Techniker" nur als gelegentliche Hilfskräfte zu benutzen versucht, mich hatte man zuerst ganz ausgeschaltet, bis von außen her die Frage nach meiner Stellungnahme nicht zu überhören war. Ich erreichte durch meine Ausführungen, die zum erstenmal von der geologisch-geographischen Seite ausgingen und von dort zum Grundsatz des untrennbaren Zusammenhangs zwischen Wohn- und Arbeitsproblem kamen, daß ich von nun an immer mehr mit der Angelegenheit verwuchs. Im „Städtebau" und in „Schmollers Jahrbuch" behandelte ich sie als einer der ersten in der Öffentlichkeit. Laufenbergs Auftrag ging dahin, die Frage nunmehr in Zusammenhang zu bringen mit einer Neugliederung des Reiches.

Wenn man die Geschichte der Schwierigkeiten kannte, die dem Staat Hamburg durch die Übernahme der Sorge für das Fahrwasser der Elbe zwischen Mündung und Stadt unablässig Preußen gegenüber erwuchsen, mußte es eine selbstverständliche Forderung sein, dies Stück der Elbe bei einer Neugliederung innerhalb eines hamburgischen Hoheitsgebietes zu haben, solange die politischen Stromverhältnisse im übrigen unverändert blieben. Wir drei leitenden technischen Beamten Hamburgs, Bubendey, Sperber und ich, einigten uns deshalb unter dieser Voraussetzung auf ein Maximalprojekt, das beiderseits der Elbe bis an das Meer reichte. Aber wir stellten dieser Möglichkeit zugleich ein Minimalprojekt gegenüber, in dem der Kern um den Vier-Städte-Bezirk zu einer vernünftigen, das Gebiet der gespaltenen Elbe rings umfassenden Einheit zugeschnitten war und die Verhältnisse des Stromes vertraglichen Regelungen mit dem Reich überlassen blieben. Dies Projekt bezeichneten wir in unseren Vorträgen als das wahrscheinlichere. Der Protokollant der Sitzung, in der wir diese Gedanken vortrugen, Fred S. Baumann, verschwieg in seiner Aufzeichnung dies zweite Projekt vollständig, und es zeigte sich bald, daß dies seinen guten Grund hatte. Er ließ nämlich kurze Zeit darauf

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eine Broschüre „Groß-Hamburg“ erscheinen, die sich auf dies Protokoll bezog, das nur von dem großen Projekt der „Techniker“ handelte, und stellte ihm nun unser kleines Projekt als seinen eigenen Gegenvorschlag gegenüber. Es war ihm dabei ein leichtes, die Überlegenheit dieses „seines“ Gedankens gegenüber der Torheit der „Techniker“ zu erweisen, da inzwischen die Internationalisierung der Ströme und der Übergang ihrer Pflege an das Reich sich entschieden hatte. Der Sachverhalt wurde damals zwar sofort in der Presse richtiggestellt, aber das hat wenig genützt, denn die Schrift gilt noch heute als Quelle der „Groß-Hamburg“-Absichten, und die Empörung der preußischen Kritiker über Hamburgs imperialistische Gedankengänge bezog sich häufig auf dieses Projekt, das Hamburg in Wahrheit niemals verfolgt, sondern offiziell abgelehnt hat, sobald die Stromfrage geklärt war.

So glückte der dreiste Husarenstreich schließlich doch, und das ist nicht uncharakteristisch für die Stimmung dieser Übergangszeit. Man mußte sehr vorsichtig sein, damit die Universität nicht aus solcher Stimmung heraus plötzlich ins Leben gerufen wurde, aber es gelang, den unaufhaltsamen Strom, der zu ihr führte, so lange zu dämmen, bis sich aus ordnungsmäßigen Wahlen eine neue Regierung bildete, die der Laufenberg-Diktatur ein natürliches Ende machte.

Es war merkwürdig, zu sehen, wie unsere große Niederlage und der Zusammenbruch aller äußeren Mittel unserer Macht die geistige Schicht Hamburgs nicht etwa in dumpfe Mutlosigkeit stieß, sondern sie aufzurufen schien, um dem enttäuschten Volk ihre Hilfe anzubieten und nach Wegen zu suchen, um mit geistigen Mitteln aus Trümmern Bausteine zu machen. Alle nur erdenklichen Ideale traten ans Tageslicht. Ein Kreis solcher Hilfsbereiter schloß sich unter Gustav Schieflers Führung als „Werkbund geistiger Arbeiter“ zusammen: die verschiedenartigsten Menschen – zum erstenmal „Bürgerliche“ und „Sozialisten“ durcheinander –, Männer der Wissenschaft, der Künste und des praktischen Lebens, die nur das miteinander gemeinsam hatten, daß sie etwas erstrebten, was noch nicht erreicht war. Dieser Kreis hat zum endlichen Werden der Universität viel beigetragen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

In diesen aufgewühlten Zeiten hatten es diejenigen leicht, die einfach an ihren alten „Überzeugungen" festhalten konnten. Das unbesehen zu tun, war mir unmöglich. Ich hatte bei Kriegsausbruch geglaubt, daß etwas von nationalem Sozialismus auf ethisch-religiöser Grundlage, wie ihn Friedrich Naumann so heiß erstrebt hatte, aus ihm geboren werden würde. Sollte sich aus dem Sozialismus, der jetzt gesiegt hatte, doch etwas entwickeln können, was schließlich zum eigentlichen, durchaus nicht unnationalen und durchaus nicht unreligiösen Wesen unseres arbeitenden Volkes zurückführte? Ich studierte die Klassiker des Sozialismus, den eitlen Lassalle, den verbissenen Marx, den glänzenden Engels, den leidenschaftlichen Bebel, und war tief enttäuscht, wenn ich das Ganze mit Fichteschem oder Naumannschem Maße maß. Ich hatte die beste Gelegenheit, mir die Folgen der wirklichen Durchführung solcher Sozialisierungsgedanken klarzumachen, denn mir wurde der Auftrag, eine Denkschrift zur Sozialisierung des Bauwesens auszuarbeiten. Dadurch, daß ich das Bild des Apparates in allen Einzelheiten darstellte, der als *Vorbedingung* der Sozialisierung geschaffen werden mußte, und die verwickelte Art seines Funktionierens in aller Ruhe erläuterte, erreichte ich, daß man auf diesen Gedanken nie wieder ernstlich zurückkam.

Diesem in allem Grundsätzlichen negativen Ergebnis in der Beurteilung der neuen politischen Ideen standen praktisch mancherlei positive Ergebnisse gegenüber. Wer in Hamburg vor dem Kriege versucht hat, städtebaulichen Erkenntnissen zum Durchbruch zu verhelfen, muß mit Beschämung gestehen, daß die Vertreter des Bürgertums den Forderungen, die im Interesse der Allgemeinheit erhoben werden müssen, nur zu oft ablehnend gegenüberstanden. Die Partei der Grundeigentümer regierte, der Makler hatte eine unnatürliche Macht im öffentlichen Leben: die Ausschlachtung des Bodens hatte den gesetzeskräftigen Bebauungsplänen, durch die fast die ganze Zukunft Hamburgs festgelegt war, den Stempel aufgedrückt; alle Reformgedanken des Wohnungswesens scheiterten an bodenpolitischen Zwängen.

Ein erhöhtes Gefühl für soziale Verantwortung machte es möglich,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ganz andere Dinge mit Erfolg zu fordern als früher. Die Wohnungsnot, die ich unter dem Hohn meines Kollegen vom Ingenieurwesen und dem Kopfschütteln der Deputationen in Berichten und Beratungen vorausgesagt hatte, trat in krasser Form ein. An eine Bautätigkeit des privaten Unternehmertums, dem man bis dahin die Sorge für die Kleinwohnung überlassen hatte, war angesichts der gestiegenen Baupreise und des Materialmangels nicht zu denken: der Staat selbst mußte mit größter Beeilung einspringen. Das gab mir, wie schon erwähnt, Gelegenheit, zwei der wichtigsten Ziele, die ich in meinem Kleinwohnungs-Kampfbuch gesteckt hatte, nun auch praktisch zu erreichen: eine Kleinhaussiedlung für die Arbeiterschicht, eine Wohnform, die in Hamburg fast ganz fehlte, und eine Musteranlage für die Reform des Kleinwohnungsmietblocks, die nötiger war als alles andere, weil die Bebauungspläne der technisch bereits erschlossenen Gebiete nur diese Wohnform zuließen.

Ich wagte es, in Langenhorn statt einer provisorischen Barackenstadt, die man eigentlich für einzig möglich hielt, eine endgültige Siedlung von 700 Häusern mit in der Not neu erfundenen Baumethoden zu errichten. Wir gossen die Platten und Steine teils mit Maschinen, teils mit der Hand auf der Baustelle selber, ähnlich wie May das später in Frankfurt am Main ohne den Zwang der Materialnot getan hat; ja, als schließlich die Zementbelieferung versagte, gingen wir sogar zum Lehmbau über.[148a]

Was hier bodenpolitisch nur durch die Enteignung des größten Hamburger Grundbesitzers möglich war, zwang für den Süden der Arbeiterstadt Barmbeck, das „Dulsberggebiet", zum Kunstgriff einer großen „Umlegung". Ich setzte sie gegenüber dem rechtskräftigen Bebauungsplan durch, weil ich beweisen konnte, daß mein neuer Plan, trotz vierfach größerer Grünanlagen und weitgehender Herabzonung, den nahezu gleichen wirtschaftlichen Effekt hatte, wie der auf fünfgeschossige Hinterflügelbauten zugeschnittene furchtbare alte Plan. Bei der Ausführung baute ich zum erstenmal in „Zeilenbau", der etwa zehn Jahre später in einer weniger gemütlichen Form der Ausbildung in Berlin neu entdeckt wurde.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Diese praktische Wohnungspolitik begleitete ich mit einer programmatisch-kritischen Schrift: „Hamburgs Wohnungspolitik von 1818 bis 1919", die ein merkwürdiges, aber bisher wenig beachtetes Kapitel der Baugeschichte aufzurollen suchte, um dadurch das Verständnis für die Lage des Tages zu schärfen. Ich habe während meiner Hamburger Tätigkeit sechsundzwanzig selbständige Veröffentlichungen herausgegeben, die mein Tun in ähnlicher Weise begleiteten, es zu erklären versuchten oder von ihm Rechenschaft gaben. Sie haben ihren Einfluß still und unvermerkt ausgeübt.[149] In mancher anderen Stadt würde dieses unablässige Rufen beinahe grotesk erscheinen, in Hamburg merkt man es bei Dingen des kulturellen Lebens kaum. Auch der Ton, dem man mit Anteil gelauscht hat, verweht sogleich wieder im unablässigen Winde dieser Stadt, und man darf nicht müde werden, immer neu die Hände an den Mund zu legen und „Ahoi!" zu rufen.

Den stärksten äußeren Widerhall hat unter meinen Schriften vielleicht die kleine historische Studie gefunden „Wie das Kunstwerk ‚Hamburg' nach dem großen Brande entstand", in der ich die Frage aufklärte, die Lichtwark öfters aufgeworfen, aber nicht beantwortet hat: wie denn eigentlich das städtebaulich ausgezeichnete Zentralmotiv des neuen Hamburg entstanden ist.[148b] Aber weit wichtiger war es mir, meine *grundsätzlichen* Anschauungen über das Wesen der Architektur darzulegen, denn es war mir klar, daß nach dem Kriege eine große Erschütterung auch aller ästhetischen Vorstellungen durch die Welt gehen würde, und ich suchte nach den festen Punkten, die jenseits der Erschütterungen der Zeit stehen. Daraus entstand zuerst die kleine Schrift „Ausblicke für die künstlerische Zukunft unseres Volkes", die bei Kiepenheuer schnell vergriffen war, und dann die Abhandlung über die „Reform der kunsttechnischen Erziehung" und endlich das Buch „Grundlagen der Baukunst", das bald seine zweite Auflage erlebte. Die unmittelbar mit den Zeitproblemen ringenden Gedankengänge faßte ich etwas später in dem Band „Kulturpolitik" zusammen. Es war, als ob man keinen Augenblick verlieren dürfte, um beim Wiederaufbau der aus den Fugen gegangenen Welt die großen Quadern

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ewiger Wahrheiten nicht verrücken zu lassen, aber zugleich alle die grundlegenden Ideale dazwischenzubauen, für die man bis dahin nur zu oft vergebens gekämpft hatte: eine neue Anschauung von der Rolle des Bodens in einer Volksgemeinschaft – ein Bewußtsein für die grundlegende Bedeutung einer aktiven Wohnungsreform – ein Gefühl für die Werte heimischer Bauweise – ein Verständnis für die Notwendigkeit vorausschauender Lenkung der soziologischen Entwicklung – eine Entfesselung der besten Kräfte des jungen Nachwuchses.

Und in der Tat war auch kein Augenblick zu verlieren, denn nur wenn die in mächtiger Erregung brodelnde Masse flüssig ist, läßt sie sich formen, und ehe sie bald danach wieder in feste und vielfach verkrüppelte Formen erstarrte, ist manches auf dem Gebiet der Baupolitik unvermerkt in sie hineingeknetet, worauf man später weiterbauen konnte.

Unmittelbar in die künstlerischen Fragen des Tages griffen neben den geistigen Erörterungen mannigfache, in zeichnerische Form gefaßte Studien, die dem Streben galten, die zu erwartenden sichtbaren Zeugen des Kriegsgedächtnisses in gesündere Bahnen zu lenken, als sie nach 1870/71 eingeschlagen waren. An mehreren Stellen suchte ich den Sinn dafür zu wecken, daß es Ziel sein muß, das Zeichen des Gedächtnisses mit bestehenden Stätten von bereits geprägter innerer Bedeutung zu verbinden und dadurch auch einfache Gestaltungen in ihrer Wirkung weit über die Möglichkeiten zu steigern, die das transportable Allerweltsdenkmal auszuüben vermag. Für Bremen schlug ich vor, den Kreuzgang des Domes, der gelegentlich der Neugestaltung des abgebrannten Domanbaues neu ausgebildet werden mußte, zur Gedächtnisstätte zu machen, für Hamburg zeigte ich, wie man an den Wasserturm des Stadtparks anknüpfen konnte, um mit einfachen Mitteln zu einer außerordentlichen Wirkung zu kommen. Alle diese Äußerungen führten dazu, daß ich vom Reichsminister aufgefordert wurde, bei der großen Tagung der Kriegsgräberorganisation in Dresden 1918 den Hauptvortrag über „Kriegsgedächtnismale“ zu übernehmen. Meine Entwürfe wurden in einer Schrift zusammengefaßt, die bei

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Alexander Koch erschien. Man kann in ihr nachschauen, was Hamburg hätte machen können.

Manche Leute haben sich darüber gewundert, daß neben den vielerlei Zeugnissen ernster Art, die in allen Veröffentlichungen hervortraten, auch noch ein so spielerisches Werk einherging wie die kleine Sammlung moderner Märchen „Vom Baume der Erkenntnis". Aber diese kleinen satirischen Skizzen sind mit einer Ausnahme alle schon vor 1914 geschrieben. Seltsamerweise entstanden sie mitten zwischen den drängendsten Arbeiten. Sie waren eine Art Ablenkungsmittel, das ich mit Erfolg brauchte, wenn ich in der Eisenbahn oder an einem Feiertag den Geist vom ständigen Grübeln über ungelöste Fragen nur dadurch abbringen konnte, daß ich ihn in völlig anderen, harmlosen Bahnen laufen ließ.

So stand die erste Zeit nach dem Kriege unter dem Zeichen der Verarbeitung dessen, was sich während der Kriegszeit angestaut hatte, und das war nicht nur auf literarischem Gebiet so, auch baulich handelte es sich, als die Bautätigkeit leise wieder angekurbelt wurde, um zahlreiche Arbeiten, deren Werkzeichnungen bereits so gut wie fertig dalagen: Finanzgebäude, Lichtwarkschule, Pathologie, kaufmännische Fortbildungsschule. Diese Objekte haben ein schweres Schicksal durchzumachen gehabt, denn schon begann, noch in ihrem Wesen unerkannt, die Inflation. Kostenanschläge ließen sich nur mit geschätzten Zuschlägen machen, diese erwiesen sich während der Ausführung als völlig unzureichend; während man eine neue Bewilligung beantragte, mußte man den Bau stilllegen, um das Budgetrecht nicht zu verletzen, wenn die neue Forderung den Bewilligungsweg durchlaufen hatte, war ihr Wert bereits gesunken, und das Spiel begann von neuem. Bis zu welchem Hetztempo das anschwellen konnte, ahnte man zunächst noch nicht, und dieser erste Kampf eines finanziellen Ordnungssinns mit einer immer näher rückenden unbekannten Macht war wohl besonders erregend. Mit den Geheimnissen der Finanzwirtschaft hatte sich der Nichtfachmann bis dahin in der Regel nicht beschäftigt – ein Kundiger konnte etwa in dieser Zeit in einer Rede scherzhaft sagen: wenn der Bankmann von „Valuta" spräche,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

liefe er immer Gefahr, daß der normale Bürger das für eine junge Dame hielte. Welche Zeiten seliger Unschuld! – Jetzt sorgten die Verhältnisse gründlich dafür, daß einem diese Begriffe geläufig wurden.

Immer stärker drängten die wirtschaftlichen und volkswirtschaftlichen Probleme in unserem Beruf nach vorn und verlangten ihren Wegzoll, ehe man zum Künstlerischen durchzudringen vermochte. Das sollte ich bald in ganz besonderem Maße erleben.

Die Art aber, wie ich diese berufliche Schule durchzumachen hatte, wurde kompliziert durch alle Fieber einer wunden und gepeinigten Zeit. Mein eigentlicher Kriegsdienst stand mir noch bevor.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ZWEITES KAPITEL

KÖLN 1920 – 1923

Während die Dinge meines Berufes nach dem Kriege in Hamburg noch einige Jahre der Stagnation voraussehen ließen, drangen die ersten Wellen aus einem anderen Arbeitsgebiete zu mir herüber, das sich im Gegensatz dazu in lebhaftem Wirbel befand.

Die Stadt Köln forderte mich zu einem Wettbewerb auf, an dem außer mir Hermann Jansen und der Kölner Städtebauer Stooß zusammen mit dem Gartendirektor Fritz Encke beteiligt waren.

Die Aufgabe, um die es sich handelte, war wohl eine der merkwürdigsten, die gestellt werden konnte. – Köln hatte sich siebenhundert Jahre lang in der Zwangsform seines mittelalterlichen Befestigungswerkes entwickeln müssen; das ist gleichbedeutend damit, daß der Raum, den dieser Ring umschloß, allmählich immer mehr versteinerte. Als in der Mitte des 19. Jahrhunderts die glänzende Eisenbahnpolitik der Stadt einsetzte, wurde dieser Prozeß so verhängnisvoll, daß der Ring endlich in den neunziger Jahren gesprengt wurde: die Festungswerke wurden um etwa sechshundert Meter hinausgeschoben; hier bildete sich ein neuer Rayon („Innerer Rayon"), der alte wurde für die Bebauung frei. Köln erhielt dadurch die Möglichkeit, seinen erstickenden Körper zu sanieren, aber die Anlage der „Neustadt" verpaßte diese Möglichkeit. Für öffentliche Grünanlagen wurde in verschwindendem Maße gesorgt: man legte breite Straßen und große Blöcke an und glaubte, dadurch eine luftige Bebauung zu erzielen. Es war der große Irrtum jener Zeit; man zwang durch diese Art der Anlage aus wirtschaftlichen Gründen zu einer restlosen Ausnutzung des *Inneren* der Blöcke, so daß nach kurzer Zeit die Bebauung in der „Neustadt" hinter ihren glänzenden Fassaden an Engigkeit der alten Kernstadt nichts nachgab. Das war um so gefährlicher, als sich gleichzeitig auch jenseits des neu entstandenen „Inneren Rayons" ein steinerner Ring zu schließen begann: die noch nicht ein-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gemeindeten Vorstädte, die sich in krassester architektonischer Planlosigkeit entwickelt hatten, wuchsen zu einem verzerrten Großstadtknäuel zusammen.

Eine zweite Möglichkeit, in diese verhängnisvolle Entwicklung sanierend einzugreifen, bot sich, als die Festungswerke abermals verlegt wurden. Im Anfang des 20. Jahrhunderts schob man sie im weiten Ringe des „Äußeren Rayons" vor die Stadt. Auch der „Innere Rayon" wurde damit für die Bebauung frei. Und wiederum erkannte man nicht die dadurch erwachsende Aufgabe. Wohl wurde dafür gesorgt, daß die Bebauung wirklich luftiger werden mußte, aber der Bebauungsplan, der gesetzliche Kraft erhielt, sah so gut wie gar keine öffentlichen Grünanlagen vor. Als der Krieg begann, hatte man bereits mit seiner Verwirklichung angefangen. Köln drohte zu einem gewaltigen, undurchlüftbaren Häuserklumpen von riesigem Ausmaß endgültig zusammenzuwachsen.

Die Gefahr erkannte der Oberbürgermeister, der nach dem Kriege die Leitung der Stadt in die Hand nahm, Konrad Adenauer. Er erwirkte bei der Nationalversammlung ein Gesetz, das der Stadt die Möglichkeit gab, den gesetzlichen Bebauungsplan jenes „Inneren Rayons" aufzuheben, das ganze Gebiet, das etwa tausend Besitzern gehörte, nach neuem Plane aufzuteilen, die alten Besitzgrenzen nach diesem Plane „umzulegen" und bei dieser Gelegenheit fünfzig Prozent des Bodens für öffentliche Freiflächen in Anspruch zu nehmen. Das klingt, als ob dieses Gesetz märchenhafte Möglichkeiten eröffnete, aber diese Möglichkeiten waren an eine harte Bedingung geknüpft: es mußte dem neuen Plane durch städtebauliche Kunst gelingen, daß jeder einzelne Besitzer in dem kleineren Stück, das er bei dieser „Umlegung" wiederbekam, den gleichen Wert erhielt, den er in die Umlegungsmasse eingeworfen hatte. Dieser Wertausgleich mußte vor einer staatlichen Kommission in jedem einzelnen der tausend Fälle bewiesen werden. Gelang dieser Beweis nicht, so schlossen sich die Tore, die der Stadt den letzten Ausblick in eine wirkliche Sanierung boten, und der alte Plan blieb zu Recht bestehen. Es war ein Schicksals-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

augenblick für die gefährdete Stadt. Alles hing davon ab, einen neuen Plan für den „Inneren Rayon" zu bekommen, der zugleich einen möglichst wirkungsvollen Ring von Grünanlagen und den geforderten Wertausgleich bot. Um diesen Plan handelte es sich bei jenem engeren Wettbewerb.

Man sieht, es war eine Aufgabe, die nicht nur ihrem Ausmaß, sondern auch ihrem Wesen nach ein ganz ungewöhnliches Gepräge trug. Im ersten Augenblick sah es so aus, als handle es sich bei dieser Formung eines Gebietes von mehr als fünf Kilometer Länge in erster Linie um eine riesige Aufgabe schöpferischer Gestaltung. Bei näherem Hinsehen stand *vor* dieser Gestaltung eine riesige Aufgabe volkswirtschaftlicher Überlegung: die schönste Formung von Grünanlagen und Gebäudezusammenhängen war nichts wert, wenn sie nicht hervorging aus Gedankengängen ganz anderer Art. Wirtschaftlichste Straßengestaltung, vor allem ein Zuschnitt der Baublöcke derart, daß man auf ihnen die fünfzig Prozent baulich ausnutzbarer Bodenfläche, die in diesem Gebiete erlaubt waren, mit hygienisch einwandfreier Bebauung *restlos* zu erfassen vermochte – das war die Vorbedingung aller Gestaltung. Zugleich mußten die Grünanlagen so angelegt werden, daß ihre wertsteigernde Wirkung nicht nur einigen wenigen Anliegern, sondern möglichst allen Teilen des Gebietes irgendwie zugute kam. Nur wenn es gelang, die verlangte Wertsteigerung mit solchen Mitteln zu erreichen, konnte man die roheste und unerwünschteste Art der Wertsteigerung, die Steigerung der Geschoßzahl, im Zaume halten. Gerade weil es unmöglich war, unter den gegebenen Verhältnissen einem wohnungspolitischen Idealismus, der sein höchstes Ziel in Kleinhäusern mit Gartenfleck sieht, zu frönen, schien es doppelt wichtig, den Wertausgleich nicht durch die Einführung eines großstädtischen, sondern in möglichst weitem Maße auf der Basis eines mittelstädtichen Wohntypus zu erreichen.

Die Entscheidungskommission geriet über diese Fragen mit Jansen in harten Konflikt und wollte den Plan ausscheiden, weil er sie nicht geklärt hatte. Da ich erklärte, auch meinen Plan zurückziehen zu wollen, wenn Jansen nicht Gelegenheit gegeben würde,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

das Fehlende noch nachzuholen, wurden die Berechnungen nachträglich angestellt. Sie ergaben, daß nur bei sehr weitgehender hoher Bebauung der Wertausgleich erreicht werden konnte, um den es sich bei jeder Umlegung unvermeidlicherweise dreht.
Wir wurden mit unseren Arbeiten von der Kommission einer eingehenden Prüfung unterzogen, aus der meine Vorschläge mit Einstimmigkeit siegreich hervorgingen. Auch die Stadtverordneten, denen ich die Pläne in einer Sondersitzung vorführte, stimmten einmütig zu.
Wenn ich etwa glaubte, daß dieser Sieg nunmehr auch Frieden für mich bedeutete, hatte ich mich allerdings sehr getäuscht. Ich will nicht davon sprechen, wie ich bei dieser Gelegenheit zum erstenmal in meinem Leben die Angriffe eines gekränkten Gegenspielers kennenlernte – was mir den Frieden störte, war in weit höherem Maße die Energie des Kölner Oberbürgermeisters, denn er wollte nicht nur meinen Plan, er wollte mich *selbst* nach Köln haben. Ich hatte gleich bei Übernahme der Wettbewerbsarbeit erklärt, daß dies nicht für mich in Betracht käme, das wiederholte ich jetzt noch einmal, aber ich hatte nicht mit der Zähigkeit gerechnet, mit der dieser Mann ein einmal gestecktes Ziel verfolgte.
Im Zusammenhang mit meinem Plan mußte ich noch mehrmals nach Köln reisen, und bei diesen Aufenthalten entwickelte sich ein Austausch von Gedanken, die immer lebhafter um die Fragen der vielbedrohten Stadt kreisten. Ich sah, daß es sich nicht etwa nur um die Neugestaltung des „Inneren Rayons" handelte, der mein Plan galt, sondern daß die Entfestigung der Stadt *alle* ihre Zukunftsfragen aufwühlte. Ich sah das im städtebaulichen Sinne vielleicht noch deutlicher als der Oberbürgermeister, dem der Begriff des Generalbebauungsplanes damals noch etwas Unbestimmtes war, und ich sah zugleich, daß alle diese Schicksalsfragen an den Augenblick gebunden waren: wie im Märchen öffnete eine höhere Gewalt eine Sekunde lang die Spalte einer Tür, ergriff man nicht die Klinke, so schloß sie sich wohl für immer. Dadurch entwickelte sich in mir immer mehr ein Verantwortungsgefühl einer großen, ungewöhnlich großen Aufgabe gegenüber, die der füh-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

rende Mann nur mit mir lösen zu können versicherte. Er wob langsam die einzigen Fesseln um mich, von denen er wußte, daß ich sie nicht zerreißen konnte.

Aber Hamburg! Adenauer sah alles nur von seiner Kölner Seite. – Ich war ja ein mit Hamburg verheirateter Mann, der plötzlich in eine neue Liebschaft geriet. Dieser moralische Konflikt war nicht gering. Ich ging zum regierenden Bürgermeister Dr. Diestel und schilderte ihm, wie ich mich verwickelt sähe in eine überpersönliche Verantwortung; ähnlich wie seinerzeit beim Kommen nach Hamburg fühlte ich mich in meinem Beruf an die Front gerufen, und da gab es schließlich für die letzte Entscheidung keine Wahl. Er begriff den Ernst der Lage und schlug mir vor, daß Hamburg mich auf drei Jahre nach Köln beurlauben sollte; nach dieser Zeit aber müßte ich wiederkommen, denn meine Pflichten in Hamburg seien zwar im Augenblick nicht zugespitzt, als Ganzes betrachtet aber nicht kleiner als die in Köln.

Adenauer war nur halb zufrieden; er opferte einen Nachmittag zu einem Ausflug ins Siebengebirge, um alle seine diplomatischen Künste auf mich loszulassen – aber ich überstand diese Qual, und der Pakt auf drei Jahre wurde abgemacht. Als ich spät in der Nacht des Oberbürgermeisters Wohnung verließ, ging ich an die gleiche Stelle, von der ich auf meiner Primanerreise den Eindruck des Domes zum ersten Male staunend und ehrfürchtig in mich aufgenommen hatte. Damals saß mir schon heimlich der Architekt im Blute, ich fühlte die Herrlichkeit solchen Schaffens, und alles in mir drängte danach, aber zugleich fühlte ich das Unerreichbare, vor dem alle eigenen Absichten zerschmolzen. Und nun war das bauliche Schicksal der Stadt des Domes auf meine Schultern gelegt. Damals, als der Dom entstand, verkörperten sich in seinem Organismus alle die unnennbaren Regungen der Zeit. Das war jetzt anders. Nicht in einem einzelnen Bauwerk strömte heute das zusammen, was unsere Zeit bewegt; an dessen Stelle war der große soziale Organismus eines Stadtganzen getreten, in dessen Gestaltung wir endlich die erste künstlerische Aufgabe wiedererkannt hatten: die Aufgabe, eine neue Form zu fin-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

den für die Menschengemeinschaft. Und wieder würde eine Generation an dem Symbol ihres Seins bauen, einer aber mußte dabei beginnen. Ich brauchte Mut, wenn ich das bedachte, und den suchte ich hier in der stillen Nacht.

So waren denn die Würfel gefallen. Aber wieder war ich sehr im Irrtum, wenn ich glaubte, nunmehr für den Rahmen meiner Arbeit jene klare Bahn zu haben, die nach langer Erregung innere Ruhe gibt.

Während dieser ganzen Zeit der Entscheidung hatten fast alle Menschen, die ich in Köln kannte und kennenlernte, versucht, mich an Adenauer[150] irre zu machen. Wenn ich käme, würde ich bald sehen, wie alle die Dinge, an denen ich arbeiten sollte, wie Seifenblasen zersprängen. Diese Kleingläubigkeit war nicht so ganz verwunderlich, denn ganz abgesehen davon, daß Köln unter der Herrschaft der Engländer stand, war es ja eine Zeit, da angesichts der Unmöglichkeit, die unmittelbaren Forderungen des Tages erträglich zu lösen, eine Beschäftigung mit großen Problemen der Zukunft fast als Frevel gegenüber den heiligen Rechten der Gegenwart wirkte. Dieser Eindruck mußte um so stärker sein, als diese Probleme schon in normalen Zeiten gigantisch erschienen wären. Man erkannte nicht, daß sie eben nur in *anomalen* Zeiten Aussicht auf Verwirklichung hatten. Alle entscheidenden Wendungen der Kulturpolitik sind nur in aufgewühlten Zeiten möglich, die das Starre für kurze Augenblicke plastisch machen. Wehe, wenn in solchen Augenblicken der Mann fehlt, der den Mut hat, in die plastische Masse zu greifen und ihr Form zu geben.

Ich machte Adenauer gegenüber kein Hehl aus meinen Erfahrungen; ja, schließlich am Tage der Entscheidung sagte ich ihm, ich hätte mich bei Louis Hagen angemeldet, um von diesem zweiten König Kölns ein Bild der Lage zu erhalten. Das verwunderte ihn sichtlich, und später sagte er mir, ob ich denn gar nicht bedacht hätte, daß ein kurzes Telephongespräch genügt haben würde, um dieser Auskunft eine beliebige Wendung zu geben. Ich antwortete: „Und Sie meinen, das würde ich nicht bemerkt und meine Konsequenzen daraus gezogen haben?“

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Als ich Louis Hagen[151] in seinem Büro aufsuchte, glaubte ich zuerst, falsch gegangen zu sein. In diesen fast schäbigen Arbeitsräumen konnte sich doch unmöglich das Bankhaus des Mannes befinden, der selber Schlösser bewohnte. Erst später erfuhr ich, daß ein alter, ehrfürchtiger Aberglaube ihn abhielt, das Instrument zu ändern, mit dem sein Haus groß geworden war. Wenn ich Zweifel über eine Verabredung zwischen Hagen und Adenauer gehabt hätte, so würde sie das grenzenlose Erstaunen behoben haben, das Hagen nicht zu verhehlen vermochte, als ich mit der Absicht meines Besuches hervortrat. Allmählich aber verlor er die reservierte Vorsicht, die anfangs sein Temperament verschloß. Nachdem ich das Bild der Aufgabe gezeichnet hatte, die nach meiner Meinung zu erfüllen war, entwickelte er mit allem Ernst das Bild der Lage, wie er sie sah – ein Bild voller Zweifel und Dunkelheiten, aber doch durchsetzt mit den Lichtern von Aussichten. Zum erstenmal begegnete ich in Köln einem ähnlichen Mut zur Tat, wie ich ihn bei Adenauer gefunden hatte. Die Notwendigkeit der Tat brauchte man mir nicht erst klarzumachen. Seit diesem Besuch genoß ich bei Hagen ein eigentümliches Wohlwollen, für das er allerdings nur tastend nach einem Ausdruck suchte, da ihm mein Wesen augenscheinlich ganz befremdlich blieb. Als ich einmal im letzten Jahre meiner Kölner Arbeit, die oft in seinen Interessenkreis hinüberspielte, gelegentlich eines Diners beim Braunkohlenbeherrscher Silverberg neben ihm saß, beugte er sich plötzlich ohne Übergang zu mir herüber und sagte: „Glauben Sie nicht, daß ich nicht fühle, daß wir in Ihrer Schuld sind. Aber bei Ihnen weiß man wahrhaftig nicht, was man dabei machen soll." Selten ist mir bei einem Menschen etwas Unerwarteteres begegnet.

Nach meinem ersten Interview mit diesem merkwürdigen Manne ging ich zwar nicht wesentlich erhellt, aber doch in meinen Instinkten gestärkt davon. Diese Instinkte sollten allerdings auf eine harte Probe gestellt werden. Es machte den Eindruck, als ob man mir angesichts der Zwänge und Bedrückung der Besatzung nicht einmal die einfachste Grundlage einer Existenz in Köln zu

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schaffen vermöchte: meine Wohnung, meine Arbeitsräume, meine Hilfskräfte, das alles ergab Schwierigkeiten, die sich monatelang nicht lösen wollten. Da ich bei der strengen Wohnungswirtschaft mein geliebtes Hamburger Haus in fremde Hände geben und deshalb mein gesamtes Hab und Gut mit mir nehmen mußte, entstanden die erregendsten Unsicherheiten. Im Augenblick, da ich eine riesige neue Arbeit übernehmen sollte, saß ich auf der Straße. Das ist nur verständlich, wenn man sich den schnell vergessenen Zustand klarmacht, in dem sich das „besetzte Gebiet" im Jahre 1920 befand.

Wenn man nach Köln hineinkam, machte die Stadt im ersten Augenblick den Eindruck heller Festesfreude: die engen Gassen der Altstadt waren überfüllt, überall Musik, Fensterauslagen von Dingen, die man jahrelang kaum gesehen hatte; alle Sprachen wirbelten durcheinander, fremde Uniformen wirkten wie Maskeraden, üppige Weiber beherrschten die Straße. Aber die Stimmung war mehr Aufgeregtheit als Heiterkeit. Es war, wenn man genauer hinsah, ein übles, beschämendes Getriebe, das ich viel schwerer würde ertragen haben, wenn ich mir im Innern nicht manchmal warnend zugerufen hätte: „Du kennst doch schon eine besetzte Großstadt, denk an Bukarest!" Hinter dieser Maske, die manchen Ausländer irregeführt hat, lag das Antlitz einer tief vergrämten und gefolterten Stadt. Es gab wenige, die nicht von Qualen der Einquartierung Besonderes zu berichten wußten. Alle Lebensregungen standen unter Kontrolle; nie war man sicher, ob nicht plötzlich die fremde Macht sich einmischen würde. Dazu kam anfangs noch eine starke Verwilderung der eigenen Bevölkerung: durch die erste Nacht, die ich bei einem früheren Bauherrn in der Fürst-Pückler-Straße zubrachte, gellten die Rufe eines Straßenüberfalles und eines frechen Einbruchs im Nachbarhause. Allmählich vermochten die Engländer alle diese Lästigkeiten auch in den eigenen Reihen wesentlich zu mildern – aber als ich kam, waren sie noch in voller Blüte.

Schließlich gelang es der Stadt nur durch einen Zufall, einen riesigen, schloßartigen Kasten am Eingang des Stadtwaldes für mich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

zu kaufen, den Kayser und von Großheim einstmals mit allem ihnen zu Gebote stehenden Prunk für einen Kölner Millionär erbaut hatten. Die unteren Prunkräume wurden ein Teil meiner Zeichensäle, oben war die Wohnung, die ich mit meinen beiden Schwestern bezog, denn während des Krieges war nach dem Tode meiner Mutter auch meine jüngste Schwester, die den schweren Beruf einer Fürsorgerin ausübte, zu mir gezogen. Von dieser Wohnung zweigten wir bald darauf noch eine zweite für einen wohnungslosen Architekten und seine Familie ab. Im Kellergeschoß waren andere Büros, so daß auch ein Hausmeisterposten geschaffen werden mußte, um die bunte Kolonie, zu der noch eine Gärtnersfamilie in der Garage gehörte, zusammenzuhalten. In diese Vertrauensstelle wurde ein Mann gesetzt, der sich sogleich als englischer Spitzel anwerben ließ, um meine verdächtigen technischen Arbeiten zu überwachen und Plankopien zu stehlen. Kurz, obgleich der Oberbürgermeister durchgesetzt hatte, daß ich von Einquartierung verschont blieb, war das private Dasein für mich und meine armen Schwestern nicht gerade gemütlich, und man konnte recht gründlich kennenlernen, wie in solchen Zeiten eine nicht packbare Bosheit, die in allen möglichen Winkeln kauert, sich frei entfalten kann.

Ähnliche Schwierigkeiten ergaben sich bei der Einrichtung meines Arbeitsapparates, der neu geschaffen werden mußte, da der Dezernent des Bauwesens bisher kein eigenes technisches Personal gehabt, sondern sich nur mit dem Dirigieren als Bürgermeister begnügt hatte. Diese Bürgermeisterwürde, die ich jetzt innehatte – ich war auf zehn Jahre zum Beigeordneten gewählt –, hatte das eine Gute, daß ich all die verschiedenen technischen Ressorts, die beim Bebauungsplan ineinandergreifen müssen, unter mein Zepter zu vereinigen vermochte. Nur eine Hilfskraft konnte ich mir aus Hamburg mitbringen: Friedrich Schumann, meinen treuen Helfer aus der Zeit der Dresdener Kunstgewerbeausstellung, die ihn aus dem Kreis meiner Schüler in mein Büro führte. Mir waren zwei feste Stellen bewilligt worden, und ich hatte mir vorgenommen, sie zu benützen, um meine alte Forderung einmal in Erfüllung umzu-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

setzen, die Forderung, dem Tüchtigen auch ohne die vorgeschriebenen Examina – Schumann fehlte die höhere Schule – die offizielle Beamtenlaufbahn zu eröffnen. Bei der zweiten Stelle, der eines Stadtbaumeisters, stellte ich in dieser Beziehung noch ungewöhnlichere Anforderungen an die Elastizität der Bürokratie. – Ein Jahr etwa vor Kriegsbeginn war in Hamburg ein junger Mann mit zartem Körper, aber hellen, tatenlustigen Augen zu mir gekommen, der vom Gärtnerberuf zum Städtebau übersiedelte. Er zeigte den angeborenen Blick für die Gesichtspunkte städtebaulicher Arbeit und bewährte diesen Eindruck, als ich ihn während des Krieges meinem Kollegen Dr. Ranck, der nach Lodz verschlagen war, für seine großen dortigen Bebauungsplanarbeiten abgab. Jetzt saß Wilhelm Arntz stellenlos in seiner Heimat. Es schien mir aber der rechte Augenblick, dem begabten Manne zu dem Sprung über den Examensabgrund zu verhelfen, der ihn vom richtigen Weiterkommen auf seinem Gebiet in unnatürlicher Weise trennte.

Das waren meine beiden Adjutanten; die übrigen mußte ich mir nach dem Instinkt zusammenholen, der in ihnen die Bildbarkeit für die besonderen Arbeiten des Städtebauers witterte; denn eine Vorbildung für eine Tätigkeit, wie sie in Köln entfaltet werden mußte, gab es nicht.

Mir war von Anbeginn klar, daß die Lösung der Aufgaben, die man von mir erwartete, nicht die Aufgabe war, die ich mir selber stellte. – Das waren alles Einzelfragen, allerdings Einzelfragen allergrößten Ausmaßes, hinter ihnen aber sah ich ein Gesamtproblem, das diesen Einzelarbeiten erst ihren eigentlichen Sinn gab: den *Gesamtorganismus* des Zukunftsgebildes dieser verworrenen Stadt. Es war nicht so einfach, die Handhaben für die Arbeit an dieser Aufgabe zu bekommen, besonders da alles drängte, wenn man nicht an entscheidender Stelle zu spät kommen wollte. Das galt vor allem von jenen Aufgaben, mit denen sofort begonnen werden mußte, wenn ihre Behandlung überhaupt noch einen Sinn haben sollte, an erster Stelle natürlich von jener Umgestaltung des Riesengebietes des „Inneren Rayons", die mich nach Köln geführt hatte. – Gegen den Plan dieser großen „Umlegung" war inzwi-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schen eine leidenschaftliche Opposition der Grundbesitzer organisiert worden. An ihre Spitze hatten sie einen der gewandtesten Rechtsanwälte der Stadt gestellt. Das Ziel war, den alten Bebauungsplan, der keine Abtretungen vorsah, dadurch zu behalten, daß man den neuen sprengte; das einfache Mittel dafür bestand darin, in der nunmehr vom Staate berufenen Umlegungskommission den Beweis des Wertausgleiches zu verhindern. In dieser staatlichen Kommission war der Planverfasser gleichsam der Angeklagte; er mußte jedem der über tausend Einzelbesitzer gegenüber den Beweis erbringen, daß das kleinere Stück, das ihm der neue Plan an neuer Stelle zuwies, den gleichen Nutzwert hatte wie das größere Stück, das er sich einst selber ausgesucht hatte. Daß selbst derjenige, der von diesem Ausgleich innerlich überzeugt war, zunächst einmal den Geschädigten spielte, war wohl nicht anders als natürlich, die meisten aber waren von dem an ihnen begangenen Unrecht heilig überzeugt. Wenn man das große Ziel erreichen wollte, mußte man diese Überzeugung umstimmen.

Der Versuch dazu setzte voraus, daß man für jedes der neu parzellierten Grundstücke durch ein schematisches Projekt zeigte, was auf ihm gebaut werden konnte, ich begann also das gesamte Gebiet architektonisch so durchzuarbeiten, als ob ich es selber hätte bebauen sollen. Dabei konnte ich mich aber nicht etwa auf die Privatbauten beschränken, in dieser Zone der Stadt, der einzigen, die nahe dem Zentrum noch frei war, mußte auch alles das befriedigt werden, was man etwa noch an öffentlichen Bauten gebrauchte. Das waren unter anderem ein Bahnhof, siebzehn Schulen jeglicher Art, sieben katholische und zwei protestantische Kirchen, Bäder, ein Konservatorium und einige Volkshäuser; vor allem aber war es ein Gebiet, das sich für eine große Gruppe wissenschaftlicher Bauten eignete, denn es ließ sich voraussehen, daß man einst die Universität aus ihrem jetzigen viel zu kleinen Bau, der leicht anderen Zwecken dienstbar gemacht werden konnte, verlegen würde, und da war die örtliche Vereinigung mit den großen Krankenanstalten, die dem südlichen Teil des Rayongebietes benachbart lagen, ein gegebenes Ziel.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Diese weitreichenden Entwurfsarbeiten begann ich in einem großen Modell festzulegen, das über neun Meter lang im ehemaligen Speisesaal meines Wohnpalastes entstand. Ich schwankte zuerst, ob ich, wie ich das ähnlich schon in Hamburg getan hatte, es nur in abstrakten, ungegliederten Baumassen aufbauen zu lassen, entschied mich aber dann für das Zeigen einer durchgearbeiteten Architektur, weil doch ein Hauptzweck dieses Modells darin bestand, dem *Laien* eine Vorstellung vom Werdenden zu vermitteln, das konnte man aber wohl nur durch diese mehr illustrative Durchführung. Die spätere Zeit hat mir darin recht gegeben, und ich mußte es mit in den Kauf nehmen, daß viele Menschen, selbst in Fachkreisen, bis zuletzt infolge dieses durchgearbeiteten Modells die Überzeugung nicht los wurden, daß ich eigentlich beabsichtigte, einer ganzen Riesenstadt meine eigene Architektur aufzuerlegen. Daß dieses Modell nichts anderes war als das Instrument, um eine große *bodenpolitische* Absicht zu erreichen, konnte ich nur wenigen klarmachen. Aber es tat seine Wirkung und hat wohl am meisten dazu beigetragen, daß die Gegner des „Umlegungs"-planes im Laufe der Zeit aus grimmigen Feinden meine Freunde wurden. Mußte auch bei der weiteren Entwicklung der realen Bebauung alles anders werden, als mein Modell es darstellte, – die Tatsache, daß dicht an der alten Stadt ein Grünzug von fast siebenundeinhalb Kilometer Länge die Häusermassen durchzieht, wäre ohne seine werbende Kraft niemals erreicht worden, und vielleicht nicht nur das: oft kann derjenige, der einen zweiten, weiter nach oben führenden Schritt macht, das nur deshalb tun, weil ein Vormann, dessen Spur er auslöscht, ihm eine Stufe dafür geschlagen hat.

Für mich stand diese Einzelarbeit des „Inneren Rayons" sofort in untrennbarem Zusammenhang mit einer Reihe anderer großer Aufgaben, die etwa gleichzeitig auftauchten und zum Handeln zwangen. An der Spitze stand das Problem des „Äußeren Rayons", in dem die Schleifung der Festungswerke vor sich ging. Daß dieses Gebiet, das ja durch die Aufhebung der Festungseigenschaft Kölns seine Beschränkungen verlor und somit Bauland wurde,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nicht bebaut werden, sondern als Grünanlage ausgebildet werden mußte, wenn Köln wirklich gesunden sollte, darüber waren wir uns alle einig, die Art aber, wie dieses Ziel erreicht werden konnte, und die Frage der Gestaltung der Riesenflächen von etwa vierzig Kilometer Länge und durchschnittlich einem Kilometer Breite stand noch völlig offen. Darüber hinaus aber handelte es sich nicht nur um die Ausbildung der Flächen selbst, sondern um ihre Verknüpfung mit dem Stadtganzen. Gerade der Übergang der bebauten Zone einer Stadt in die freie Natur ist eines der wichtigsten und schwierigsten Probleme der Reform, denn nirgends zeigen sich die Kontraste unserer gegenwärtigen Großstadt krasser als an ihrem Rande, wo der Konflikt zwischen Natur und Menschenwerk zu den sinnlosesten Baugebilden zu versteinern pflegt.

Im allgemeinen wurde von mir das Prinzip verfolgt, daß die Bebauung niedrig ausklang in eine Zone von Dauerpachtgärten, daß dann ein Streifen sozialen Zwecken dienender Freigebilde folgte und dann erst das Ganze sich auflöste in landschaftliche Gestaltungen. Vor allem aber wurde dieser Ring überall da, wo es angesichts der vorhandenen Bebauung noch möglich war, durch radial gerichtete Grünzüge mit dem Zentrum verbunden, so daß die Freiflächen des inneren und äußeren Rayons ein zusammenhängendes System ergaben. Auf der rechten Rheinseite, wo der Rayon viel enger an den Rhein herantritt als auf der linken, wurden diese radialen Züge nach außen verlegt, so daß sie die Verbindung schufen vom Rayon zu den schönen Wäldern des Bergischen Landes, die hier das Stadtgebiet einfassen. Mit einem Worte: die inneren und die äußeren Rayongebiete waren zu behandeln als zusammengehörende Teile eines einzigen großen Grünsystems, das die künftige Stadt wie ein der Belüftung dienendes Kanalisationsnetz durchziehen mußte.

Aber es nützte ja nichts, sich solch schönes Ziel zu erträumen, man mußte zugleich Wege finden, es zu verwirklichen. Der erste Schritt dazu war ein Angebot der Stadt an das Reich: sie wolle die Kosten der Zerstörung der Festungswerke, die jetzt beginnen mußte, übernehmen, wenn die Trümmerhaufen der hundertachtundvierzig

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

großen und kleinen Werke, die sich wie ein Kranz um die Stadt legten, dafür ihr Eigentum würden. – Darauf ging das Reich mit Freuden ein, und die Stadt versuchte nun, bei den Alliierten eine Form der Zerstörung durchzusetzen, die es ermöglichte, aus dem neuen Zustand möglichst wirkungsvoll und leicht soziale Grünanlagen, wie Sportplätze, Volksparks, Freiluftschulen und dergleichen, zu gestalten.

Die Engländer folgten mit großem Entgegenkommen diesen ihnen vernünftig erscheinenden Gedanken, aber die Franzosen und Belgier legten Verwahrung ein: es ließe sich zwar nicht erkennen, was an diesen Absichten gefährlich sei, aber wenn Köln das gern so haben wolle, würde schon etwas dahinterstecken. Darauf setzten wir mit Hilfe der Engländer durch, daß wenigstens ganz bestimmte, zahlenmäßige Normen für die Zerstörung aufgestellt wurden. In neuen Plänen wurden diese Normen unter Preisgabe mancher hübschen Absicht innegehalten, und nun konnten die feindlichen Verhinderer nichts mehr machen.

Während der ganzen drei Jahre meines Kölner Aufenthalts dröhnten in all den Lärm, der meine Wohnung umtoste, unaufhörlich die Detonationen der nahen Sprengungen herein. Jetzt wußte man wenigstens, daß sie nicht nur zerstörten, sondern daß gleichzeitig neues Leben geboren wurde. Aus der militärischen bildete sich in langsamer Umformung eine hygienische Festung.

Dazu war allerdings durch die Umgestaltung der Festungswerke zu sozialen Grüngebilden nur ein erster Schritt getan. Wenn man diese umgeformten Forts mit Fruchtbaumalleen durch die Felder hindurch miteinander verband, gab es wohl eine schöne Promenade für die Bevölkerung, aber das Schicksal dieser Felder blieb doch ganz im Ungewissen. Sie etwa alle anzukaufen, war für die Finanzen der Stadt natürlich eine Unmöglichkeit. Da zeigte es sich denn als ein großer Segen, daß Köln außerhalb seiner Grenzen beträchtlichen Grundbesitz erworben hatte. Gegen diesen wurde Rayonland ausgetauscht. Das Land blieb einstweilen in Kultur und wurde, wenn irgend möglich, den bisherigen Besitzern in Pacht gegeben, so daß das finanzielle Exempel – ebenso wie auf andere

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Weise beim „Inneren Rayon" – wenigstens in der Theorie aufging, ohne die Stadt zu belasten; diese Belastung trat erst ein, wenn man erhebliche Teile dieses Gebietes dem Ackerbau entzog, um aufzuforsten. Das war aber auf weiter Strecke nötig als Schutz gegen die Dünste der Fabriken, die sich im Westen der Stadt, am Rande des Braunkohlenbezirks, mehr und mehr ansiedelten: die ganze Politik des „Äußeren Rayons" war schließlich nichts anderes als ein letzter Schutz, den die Stadt sich schuf gegen diese große Gefahr, denn was nützt das schönste Ventilationssystem von Grünzügen, wenn die Luft, die darin zirkuliert, nicht eine gute, sondern eine verdorbene Luft ist.

Die damit angedeutete Gefahr wurde aber in noch weit höherem Grade als durch die außerkölnische Entwicklung des Braunkohlenbetriebs durch Entwicklungsabsichten hervorgerufen, die innerkölnischen Ursprung hatten. Aus Frechen, einem Mittelpunkt des Braunkohlengebietes, hatte man vor dem Kriege eine „Gürtelbahn" im Westen um die Stadt herumgelegt, die hier an beiden Seiten ihrer ringförmigen Trasse das künftige Industriegebiet der Stadt erschließen sollte, für das die Rheinufer innerhalb des Festungszwanges keinen Raum mehr boten. Das bedeutete, daß man unmittelbar am gedrängten Häusermeer der erstickenden Stadt die Fabrikdünste entstehen lassen wollte, die nun von den vorherrschenden Westwinden unweigerlich in die engen Straßen hineingetrieben werden mußten.

Wenn man neben dem gänzlichen Mangel an Grün auch noch diese Gefahr betrachtete, die dem Köln der Vorkriegszeit drohte, sah man in der Tat in eine erschreckende Perspektive. Hier galt es also, eine zweite entscheidende Reform zur Durchführung zu bringen: eine Umlagerung des künftigen Industriegebietes. Sie ging Hand in Hand mit den Hafenplänen, durch die der Oberbürgermeister eine Zeitlang glaubte, die Tatsache in stark erhöhtem Maße ausbeuten zu können, daß Köln der letzte Punkt des Rheines ist, der mit der offenen Seeschiffahrt in unmittelbarem Zusammenhang steht.

Mit einem Worte: das Industriegebiet mußte gleichsam an der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Gürtelbahn" entlang verschoben werden, bis es den Rhein traf. Hier im Norden der Stadt, wo nunmehr durch die Entfestigung der Rayon freigeworden war, lag es günstig zum Hafen, zum Strom und zur Staatsbahn, und die „Gürtelbahn" behielt in verändertem Sinne ihre Bedeutung als Zubringerin der Braunkohle. Ein gewaltiges Gebiet von etwa dreihundertsiebzig Hektar wurde hier als konzentrierter Arbeitsbezirk systematisch erschlossen, ein Gebiet, größer als die eigentliche Kernstadt, so daß Köln gleichsam neben der Geschäftsstadt einen neuen, zweiten Lebensmittelpunkt bekam, der seine verhängnisvolle kreisförmige Struktur sprengte und in eine elliptische Struktur verwandelte. In dieser gesundenden Umlenkung der Lebenskräfte lag vielleicht das wichtigste Moment dieser städtebaulichen Dispositionen, denn eines der ersten Ziele mußte sein, die klumpenförmige Ringentwicklung, die Kölns ganzes Wesen infolge seiner Festungsstruktur charakterisierte, umzuformen. Das läßt sich nicht etwa durch Planungen auf der Karte, sondern nur durch eine Neuverteilung der großen Lebensmotoren erreichen, die den inneren Lauf der Kräfte eines Siedlungskörpers bestimmen.

Diese Schaffung eines neuen großen Arbeitsgebietes setzte aber eines voraus, wenn sie gesund sein sollte: beim Arbeitsgebiet mußte auch das entsprechende Wohngebiet für die Arbeiter zur Verfügung stehen. Damit sah es zunächst böse aus, denn das Kölner Stadtgebiet war hier im Norden zu Ende. Zwar waren hier noch weite Strecken leer, aber wenn man das Ziel hatte, diese Arbeiter gartenstadtmäßig anzusiedeln, so reichten diese nicht entfernt dafür aus. Ja, man konnte sich in Wahrheit gar nicht mit dem Ziel begnügen, diese Arbeiter in einem zusammenhängenden Siedlungsgebilde unterzubringen. Wenn man sich ein würdiges Bild der Zukunft ausmalte, dann mußte diese Siedlung bestehen aus einzelnen Kolonien, die eingebettet waren in Felder und in Grün, wollte man das aber erreichen, so brauchte man nicht nur weiten Raum, man brauchte den wesentlichsten Teil der Nachbargemeinde Worringen, die sich, in etwa zwölf Kilometer Länge nördlich an Köln grenzend, am Rheine hinzieht. Man brauchte diesen Raum

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nicht, um hier die Stadt immer weiter wuchern zu lassen, sondern im Gegenteil, um durch rechtzeitige Bestimmungen dem Wuchern Einhalt zu tun und statt dessen selbständig gegliederte Wohngemeinden zu bilden. Mit einem Worte: die Eingemeindung Worringens, das war nach der Eroberung der beiden Rayongebiete und der Schaffung des neuen großen Arbeitsgebietes die nächste praktische Tat für die Sanierung des verkrüppelnden Kölns.

Als dieser Eingemeindungsplan bekannt wurde, nahm man ihn anfangs kaum ernst, so unverständlich erschien der Gedanke, daß man im Norden der Stadt, wo doch gar nichts los war, noch mehr Platz brauchte. Aber man fing doch an, sehr aufzumerken, als ich im Provinziallandtag in Düsseldorf an Hand meiner Pläne die in der Natur noch nicht erkennbare Lage auseinandersetzte und die Notwendigkeit der Forderung erhärtete.

Nun begann ein Getriebe, untermischt mit großem und kleinem Intrigenspiel, das wie aus einem Roman der Viebig ausgeschnitten war, aber schließlich gelang es doch, die neuen Ideen zum Siege zu führen. Man sah ein, daß man früh zugreifen muß, wenn man ein unberührtes Stück Land vor den Ansteckungen der Industrie als Wohnland retten will; es ist zu spät, wenn die Schornsteine schon rauchen, denn dann ist die Ansteckung schon vor sich gegangen. Man sah ein, daß eine neue Form der Großstadt nur durch Vorausdisponieren auf weite Sicht zu erreichen ist, und daß eine klare, aus einheitlicher Willensabsicht geborene Planung die einzige Form ist, in der man wirksamen Heimatschutz im Weichbild der Großstadt zu verwirklichen vermag. Regierung und Parlament folgten den Gedankengängen einer neuen städtebaulichen Gesinnung, Worringen wurde eingemeindet und schon in der folgenden Woche dem Gebiet alle die Klauseln auferlegt, die zur Durchführung des Charakters der künftigen reformierten Siedlungsabsichten nötig waren.

Der in seiner Ringform verkrüppelnde Körper Kölns war durch diese Eingemeindung, die zwölf neue Kilometer Rheinfront brachte, orthopädisch gereckt. Gereckt im Sinne einer vernünftigen Entwicklung: einer Entwicklung längs dem lebengebenden Strome.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Dieses neue Leben war aber nicht nur als Form da; innere Kräfte, die ihm durch das neue Arbeitsgebiet eingefügt waren, sorgten für einen neuen Blutumlauf, und das Adernetz eines neuen Grünsystems hielt das Blut gesund. Die Grundzüge eines sanierend umgebildeten Stadtorganismus waren festgelegt.

Ich spreche so, als ob diese großen ineinandergreifenden Pläne sofort ausgeführt worden wären. Das war natürlich nicht der Fall, obgleich die Arbeit in allen Teilen begann. Aber stadtbaulich betrachtet ist das auch nicht das Entscheidende. Stadtbaulich ist ein Ziel erreicht, wenn seine *bodenpolitischen* und *gesetzestechnischen* Voraussetzungen festgelegt sind, und das war hier geschehen; Städtebau ist in dem ersten und wichtigsten Kapitel seiner Arbeit nichts anderes als praktische Bodenpolitik. Die bauliche Durchführung ist erst ein zweites Kapitel, das unter Umständen von der Bodenpolitik zeitlich ganz unabhängig ist. Man kann also sagen, daß eine gigantische Umgestaltung wirklich erfolgt war, die im Laufe der weiteren Entwicklung unvermerkt zum Vorschein kommen wird.

An die Grundlinien des durch die vorstehenden Maßnahmen gegebenen neuen Gerippes knüpften die Gesamtbebauungspläne an, die das sehr große Gebiet von 25 346 Hektar umfaßten; Köln ist, dem Gebietsumfang nach, hinter Berlin die größte deutsche Stadt. Soll ein solcher Plan etwas anderes werden als eine graphische Spielerei mit dem Thema einer Stadt, so muß er sich herausschälen aus einer eigentümlichen Vereinigung von Wissenschaft und Phantasie. Man muß gleichsam von zwei verschiedenen Seiten an seinem Gewebe arbeiten: von der einen Seite aus muß man die Fäden eines Idealbildes ziehen, dem man intuitiv zustrebt, und von der anderen Seite muß man die Fäden der tausendfältigen realen Gegebenheiten aus einem verworrenen Knäuel hervorzupfen und sie mit diesen Idealfäden praktisch verknüpfen. Erst das gibt die Kette, in die man den Einschlag der Fäden des Einzelbildes führen kann.

Da alles das zu unzähligen Einzelstudien führt, war es natürlich, daß ich lange schwer unter der beunruhigenden Unsicherheit ge-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

litten habe, ob es mir gelingen würde, in den mir gesetzten drei Jahren diese Unzahl von Problemen so zu meistern, daß ein innerlich begründetes, gleichsam gewachsenes Gesamtbild eines Generalfeldzugsplanes der Zukunft daraus würde. Erst als die Hälfte meiner Zeit herum war, gewann ich darüber eine innere Gewißheit. Aber selbst dem Oberbürgermeister konnte ich erst in den letzten Monaten meines Kölner Aufenthalts einen Überblick über das Ergebnis meiner Arbeit geben; die übrige Umwelt hat es erst nach meinem Fortsein durch mein Buch „Köln. Entwicklungsfragen einer Großstadt" kennengelernt.

Dieses Kennenlernen kann man allerdings nur als ein sehr fragmentarisches bezeichnen. Vieles, und manchmal vielleicht gerade das Interessanteste, läßt sich nicht der Öffentlichkeit zeigen, da vorzeitige Bekanntgabe angesichts der raschen Bereitschaft geschäftlicher Spekulanten gleichbedeutend wäre mit einem Mord der Durchführbarkeit einer Absicht. Das gilt ganz besonders von allen Planungen, die sich außerhalb des Kölner Stadtgebietes bewegten. Natürlich muß eine Großstadt zunächst einmal danach trachten, das Wachstum ihres eigenen Leibes gesund zu halten. Aber nicht minder wichtig ist wohl, daß alle die Punkte, die jetzt und künftig um die Mutterknolle herum im Sinne einer Dezentralisation die Weiterentwicklung aufnehmen, sowohl in sich selbst als auch im Verhältnis zum Zentralgebilde gesund und lebenskräftig sind. Diese peripheren Trabanten der Großstadt lagen in meinem Fall, mit wenig Ausnahmen, außerhalb der Kölner Grenzen. Ich betrachtete es als eine meiner wichtigsten Aufgaben, mit ihnen Fühlung zu gewinnen. Das gelang in fast allen Fällen: für die meisten Köln umgebenden, entwicklungsträchtigen Orte haben wir die Bebauungspläne in unmittelbarem Zusammenwirken mit dem betreffenden Bürgermeister entweder geschaffen oder in ihren Wesenszügen beeinflußt. So ergaben sich erste, tastende Versuche ins Gebiet der *Landesplanung* hinein, die damals noch von wenigen als großes Ziel entdeckt war.

Aber nicht nur diese Arbeiten, die außerhalb von Kölns Grenzen lagen, entzogen sich der Mitteilung, auch innerhalb der Grenzen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mußte von vielem geschwiegen werden; so vor allem von den meisten Verkehrsplanungen und von sämtlichen Projekten über die gerade in Köln so nötige Umgestaltung der inneren Stadt. Hier konnte ich in der Öffentlichkeit eigentlich nur einige ästhetische Fragen anschneiden, die allerdings, für sich betrachtet, eine weittragende Bedeutung haben.

Vor allem muß wohl jeden künstlerisch Fühlenden die Frage der Umgebung der herrlichen alten Kirchen Kölns aufs lebhafteste bewegen. Diese Kirchen sind mir in den drei Jahren eine stets neue Quelle der Erquickung gewesen, und ich war erstaunt, wie oberflächlich die meisten Kölner nur mit ihnen bekannt waren. Die großartigen Wandgemälde von Maria-Lyskirchen, den Kruzifixus von St. Georg, – die überraschende Raumbildung von Johann-Baptist, – die großartige Ziegelarchitektur von Maria-in-der-Kupfergasse, den heiligen Ernst von „St. Peter", – das erstaunliche Rubens-Bild von „St. Paul" – ja, das Vorhandensein des ehrwürdigen „Riehler-Doms", – mußte man manchem gebildeten Kölner erst zeigen. Mich brachte der Gang der Dinge am stärksten mit St. Pantaleon in praktische Berührung. Nach der Säkularisierung dieser Kirche durch Napoleon war sie den Protestanten gegeben worden, jetzt sollte sie an die Katholiken zurückfallen – aber nur der eigentliche Sakralbau, die anschließenden Klosterbauten wollte das Reich behalten. Das bedeutete die Gefahr einer völligen Vernichtung einer einheitlich gedachten Anlage. Ich machte Pläne zur Rettung der Einheit des ganzen Komplexes, und sie fanden die Zustimmung des Reiches und der Gemeinde.

Aber auch die Umgebung mancher anderen unter den Kirchen galt es zu schützen, und vor allem mußte das Gewissen geweckt werden für den Frevel, den die Entseelung der Umgebung des Domes bedeutet. Das ließ sich nur durch einen positiven Vorschlag für die Umgestaltung dieser ganzen Umgebung machen. Ähnlich lag es bei den profanen Heiligtümern der Stadt, dem Rathaus und dem Gürzenich. So entwickelte sich ganz von selber neben den Phantasien für die Zukunft eine Art denkmalspflegerischer Verkehr mit der Vergangenheit, und ich glaube, ohne diese intime Berührung

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mit Kölns eigentlicher Seele hätte ich nicht gut leben können. Es waren die heimlichen Freuden, die ich mir zwischen den Schlachten gönnte. Die wichtigsten dieser Pläne sind in meinem Kölner Buch veröffentlicht.

Wenn man das, was schließlich am Ende meiner Arbeit auch für den Außenstehenden zu einem einigermaßen einheitlichen Bilde zusammenfloß, im Verlauf jener drei Jahre bunt nebeneinander und durcheinander angepackt sah, konnte auch der Gutgläubige sich manchmal zweifelnd fragen, wo das alles hinauswollte, denn fast jeder Tag zwang im Zusammenhang mit diesem im Werden begriffenen und nur dem Schaffenden selbst als Einheit deutlichen Plan zu irgendwelchen schwer verständlichen praktischen Handlungen. Das regte nicht nur die Kölner, die ja von ihrem Adenauer Überraschungen gewohnt waren, auf, sondern wir merkten, daß es auch die englische Besatzung stutzig machte. Dagegen gab es nur ein Mittel: das Risiko voller Offenheit.

Der Oberbürgermeister fragte beim oberkommandierenden General Hutchinson an, ob er einen Vortrag von mir über unsere Absichten entgegennehmen wollte. Der General erschien im Rathause mit seinem ganzen Stab, und ich suchte ihm in zweistündiger Rede an der Hand meiner Pläne bald in Englisch, bald in Deutsch eine Vorstellung zu geben von Art und Sinn unserer Politik in den beiden Rayons, von der Notwendigkeit eines Grünnetzes, der Notwendigkeit einer Umlagerung der Industriegebiete und den Folgen, die das für die unmittelbar damit zusammenhängende Siedlungspolitik hatte. Verschiedene kluge Zwischenfragen des Generals zeigten, mit welchem Verständnis er diesen Gedankengängen folgte. Zum Schluß faßte er seine Stellungnahme knapp militärisch, aber doch von hoher Warte aus zusammen: er bezeichnete einzelne Punkte, die in die Besatzungsmaßnahmen eingriffen, auf die er sich nicht einlassen konnte; im übrigen habe er den Eindruck gewonnen, daß es sich um Dinge handle, die für das innere Schicksal der Stadt entscheidend seien und die nicht aufgeschoben werden könnten. Solange er das britische Kommando führe, fühle er sich für dieses Schicksal Kölns zu seinem Teil mit verantwortlich, man

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

könne also auf seine Hilfe rechnen. Für seine Alliierten vermöge er keine Erklärung abzugeben.

Es war derselbe Mann, der später, als er abberufen war, im englischen Unterhause zweimal für Deutschland eintrat, wobei er hervorhob, daß der Engländer von Deutschlands Kultur viel zu wenig wisse. Er hat sein Wort treulich gehalten und mir noch manchmal englische Bürgermeister zugeschickt, „damit sie sähen, wie eine deutsche Stadt ihre Zukunft anfaßte". Auch sonst ist mir der Eindruck dieses großen Überblicks fraglos von Nutzen gewesen. Ich merkte das deutlich in den uns leider nicht ersparten Fällen, wo eigene Landsleute, denen irgendeine meiner Maßnahmen unerwünscht war, mich bei der Besatzung verdächtigten. Da geschah es zweimal, daß der Stadtkommandant mich zu sich bat und mir das Verleumdungsschreiben vorlas. Ich setzte ihm auseinander, wie die Dinge lagen, und er sagte darauf: „Bitte, diktieren Sie mir die Antwort." Obgleich ich beim Ton solcher Antwort nicht blöde war, setzte er zum Schluß noch einige kräftige Worte der Drohung hinzu, über die ich der Sachlage nach nicht verfügen konnte.

Dieses Gefühl des Anstandes habe ich bei den maßgebenden Engländern stets gefunden. Ein klares „Nein", aber auch ein klares „Ja", und dazwischen der männliche Mut des Vertrauens, des Vertrauens auf sich selbst und auf den anderen; alles genau das Gegenteil vom Franzosen und Belgier, deren Prinzip zu sein schien: niemals ein klares „Nein" oder ein klares „Ja", sondern eine den Beherrschten entnervende Unsicherheit. Auf der Basis dieser Unsicherheit konnte man dann die Dinge sich entwickeln lassen, bis der Deutsche sorglos glaubte, alles sei in Ordnung; dann packte man plötzlich zu, wo und wann man wollte. Im Grunde beruhte dieses Prinzip der Schikane nicht nur auf schäbiger Taktik, sondern auf einer inneren Unsicherheit. Diese Art schien nicht nur uns, sondern auch den Engländern verächtlich.

So war die eine große Gefahr, die über meiner Arbeit schwebte, als ich nach Köln ging, die Gefahr des Konfliktes mit der Besatzung, glücklich abgewendet; wenigstens, soweit die Engländer in Betracht kamen. Und nicht weniger glücklich ging es mit der zweiten

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

großen Gefahr, die man mir in Hamburg manchmal warnend an den Horizont gemalt hatte: „Ein Protestant an schwieriger Stelle in Köln, das kann nicht gut gehen!"

Anlaß zu Konflikten gab es genug. Vor allem wurden sieben katholische Gemeinden in größte Aufregung versetzt, weil ich ihnen im „Inneren Rayon" ihren Kirchplatz nahm und ihn stark verkleinert an anderer Stelle scheinbar willkürlich wieder zuweisen wollte. Immer neue Deputationen ehrwürdiger Kirchenväter mit ihren Geistlichen erschienen bei mir, immer neue Gründe wurden dafür geltend gemacht, daß der jeweilige alte Platz der einzig brauchbare sei. Da zeigte sich der überlegene Sinn des Kardinal-Erzbischofs. Er hatte die Rayonpläne genau verfolgt und war von ihrer sozialen Notwendigkeit überzeugt worden. In die Angelegenheiten der Kirchengemeinden einzugreifen, war er nicht befugt, die Gemeinden sind souverän, er konnte mir nur indirekt helfen. Und das tat er dadurch, daß er eines Tages bei meiner Privatwohnung vorfuhr und mir in feierlicher Aufmachung einen Besuch abstattete. Dieser ganz ungewöhnliche Besuch hatte eine große Wirkung. Jedermann im Stadtviertel wußte ja, daß da im großen Eckhause der Dürener Straße der neue Ketzer und bauliche Revolutionär hauste, der so merkwürdige Dinge mit Köln vorhaben sollte – und nun machte der Kardinal ihm einen Besuch! Plötzlich fingen die Gemeinden an, sachlich zu verhandeln, und mit allen bin ich durch geduldiges Projektieren zu einem friedlichen Schluß gekommen.

Ich habe Kardinal Schulte später durch verschiedene Verhandlungen im erzbischöflichen Palais noch näher kennenlernen können und habe immer einen großen Eindruck von ihm gehabt, wie er die volle Natürlichkeit eines klugen und gütigen Wesens mit einer Würde verband, die ebensosehr vom Menschen wie von der Stellung ausging, die er einnahm. Besonders in den letzten Wochen meines Kölner Aufenthaltes führte mich das starke Interesse, das er an meinem Projekt der Umgestaltung des Domplatzes nahm, häufiger zu ihm. Er wollte dieses Projekt trotz des Drucks der Zeiten zur Ausführung bringen: eine wertvolle Bibliothek, die der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Dom geerbt hatte, sollte zu diesem Zweck an Amerika verkauft werden; in das kleine Gebäude, das ich auf der Nordseite des Domes projektiert hatte, sollte meinem Vorschlage entsprechend, das Dommuseum überführt werden; ein Kapitelsaal und ein kleines Kloster für Domgeistliche sollte sich auf der Kirchenterrasse anschließen. Wir erlebten die ganze Vorfreude eines harmonischen Planens; aber bei diesen Freuden ist es wie bei so vielen Dingen im Leben des Architekten geblieben. Mein Fortgang lockerte den Zusammenhang; meine dann folgende Erkrankung löste ihn völlig.

Für die Kultur der katholischen Kirche war Kardinal Schulte ein charakteristisches Beispiel. So oft man mit hohen Geistlichen in Berührung kam, empfand man die überlegene Freiheit des hochkultivierten Menschen; man brauchte kein Gesprächsthema als Andersgläubiger zu scheuen; niemals begegnete man einer starren Engigkeit, sondern einer Beweglichkeit des Geistes, die auch die religiösen Dinge mit den Bewegungen der Zeit und den Ergebnissen der Wissenschaft in Einklang zu bringen wußte – im nahen Maria-Laach hausten die Geister, die an dieser Aufgabe arbeiteten – und das Wesentliche dabei war, daß diese Anpassung nicht wie Zwang oder Taktik, sondern wie eine natürliche Regung wirkte. Wer eine Zeitlang unvoreingenommen in dieser katholischen Umwelt gelebt hat, fühlt deutlich, welch verzerrtes Bild wir uns im protestantischen Norden vielfach von ihr machen. Nicht, als ob man nicht deutlich erkennen würde, wie zielbewußt alles der Festigung der eigenen Macht dienstbar gemacht wird, aber man hat nicht das Gefühl, daß diese Sache nur um ihrer selbst willen da ist, sondern daß sie in den Wirkungen, zu denen sie benutzt wird, ihre Rechtfertigung findet. Nur wer diesen Wirkungen etwas Gleichwertiges gegenüberzustellen weiß, hat das innere Recht, abfällig zu urteilen. Wenn ich das sage, spreche ich nicht von der Religion als persönlicher Überzeugungsangelegenheit – die ist eine Sache für sich, die auch beim Protestanten meist nicht durch den Inhalt des offiziellen Protestantismus gedeckt wird – ich spreche von der Religion als Faktor des Volkslebens. Wer ein Gefühl hat für die Unwäg-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

barkeiten in den seelischen Schattierungen bestimmter deutscher Stämme, wird sich manche von ihnen gar nicht protestantisch vorstellen können. Der Rheinländer gebraucht die sinnlichen Eindrücke des katholischen Gottesdienstes; seine Städte sind ohne die offenen Hallen dieser Wundertempel, die Hügel ohne ihre Kapellen nicht denkbar. Selbst wenn der Gebrauch dieser Einrichtungen im allgemeinen noch so oberflächlich sein mag – er bringt ein Stück Glanz und Märchenhaftigkeit ins tägliche Leben, und diese äußere Wirkung ist untrennbar mit allerlei sittlichen Grundvorstellungen verknüpft, die dadurch nicht so leicht völlig ins Nichts entgleiten. Gerade in der aufgewühlten Zeit meiner Kölner Jahre konnte man an der Frage nicht vorübergehen, was geworden wäre, wenn nicht neben den parteilichen Gegensätzen, welche die Kluft in der Mitte unseres Volkes immer mehr vertieften, eine Macht bestanden hätte, die die Scharen von rechts und links unter ein übergeordnetes Stichwort zu binden verstand.

Diese innere Einstellung gab mir die Möglichkeit, den vielerlei katholischen Angelegenheiten, mit denen ich in Berührung kam, weder mit Ablehnung noch mit Beflissenheit, sondern ganz unbefangen gegenüberzutreten – und wahrscheinlich empfand man das. Wenigstens habe ich von seiten des Zentrums bei meinen Arbeiten stets freimütige Unterstützung gefunden.

Aber es ist vielleicht falsch, das besonders hervorzuheben, denn ich kann das gleiche ebensogut von allen anderen Parteien sagen, die mir im Rahmen des Stadtparlaments entgegentraten. So merkwürdig es klingen mag, ich stand mit ihnen allen auf einem guten Fuß, und als ich fortging, bezeugten es mir die Parteiführer einer hinter dem andern in einer unvergeßlichen letzten Sitzung der Stadtverordneten, die mich so völlig überraschte, daß ich mich noch heute darüber ärgere, nicht besser darauf geantwortet zu haben. Diese Reden überraschten mich so, weil ich mir nie besondere Mühe um dieses Verhältnis gegeben hatte, im Gegenteil, es oftmals empfand, wie ich bei gelegentlichen Gemeinsamkeiten den jovialen und unbekümmerten Ton nicht fand, der allgemein herrschte. Es ist mir immer unmöglich gewesen, mich des ungezwungenen ver-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

traulichen Zweckgesprächs zu bedienen, das im parlamentarischen Leben eine so wichtige Rolle spielt und in dem der Oberbürgermeister ein Obermeister war. Steif und zugeknöpft saß ich vor den Sitzungen in meiner Bürgermeisterreihe, – und zu mir kam auch niemand, während mit allen anderen vertrauliche Geschäfte gemacht wurden. Das schien mir oft beschämend, aber augenscheinlich ließ man es nicht als Hochmut gelten. Mir ist es nachträglich manchmal als etwas Ermutigendes erschienen, daß es auf dem Felde der praktischen Tat Gebiete gibt, wo die Gegensätze aufhören können, wo jeder in dem ernsten Kampf mit den menschlichen Nöten, in denen wir stecken, ein Ethos fühlt, das den einen genau so gut angeht wie jeden anderen.

Trotz dieses guten Einvernehmens mit den Parteien wurden die Stadtverordnetensitzungen, die ich allwöchentlich durchzumachen hatte, nicht bekömmlicher. Man lernte allerdings an Menschenkenntnis, aber oft wurden Stunden und Stunden mit den unfruchtbarsten Disputen vertrödelt, so daß die groteske Soloszene des Führers der Kommunisten, eines bajuvarischen Schneiders, der gelegentlich seinen gutgebügelten Rock auszog und seine Gegner mit Wassergläsern bombardierte, fast wie Erlösung wirkte. Immer war es sehenswert, zu beobachten, wie der Oberbürgermeiser, der nach der rheinischen Städteordnung zugleich Vorsteher der Stadtverordneten ist, auf dem seltsamen Instrument dieses Parlamentes zu spielen verstand. Neben allen anderen Eigenschaften gehörten wohl in erster Linie unverwüstliche Nerven dazu; die hatte er, wenn auch die fast japanisch anmutende unbewegliche Maske seines Gesichts, in der nur das Spiel der Augen für den genaueren Beobachter unheimlich wechseln konnte, eine Täuschung war: infolge eines Autounfalles waren die Muskeln gelähmt. Diese Nervenkraft aber bewies sich in der unerhörten Konzentrationsfähigkeit, mit der er ohne Zwischenpause die allerverschiedenartigsten, meist höchst verwickelten Dinge, die jeder Tag in bunter Kette in sein Zimmer trug, jedesmal so behandelte, als wäre es das einzige, was ihn in der Welt beschäftigte. Ich war oft als sein Adjutant Zeuge dieser Kunst, ohne die der verantwortliche Bürgermeister

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

einer großen quirlenden Stadt in schweren Zeiten wohl kaum seinen Mann zu stehen vermag. Wie er die verwickelten Fäden seines Amtes regierte, konnte man wohl nur in den Ratssitzungen völlig erkennen, zu denen wir uns wöchentlich einmal im ehrwürdigen Turm des alten Rathauses versammelten – oftmals mit Recht in sehr ernster Stimmung. Ich hatte den Eindruck, in einen Kreis von Männern gekommen zu sein, die mit ganz wenigen, schnell erkennbaren Ausnahmen, das Gebiet ihrer Arbeit mit großer Tüchtigkeit betreuten. Vor allem der Mann, mit dem ich in meiner Arbeit besonders eng verbunden war, Dr. Best, schien mir das Vorbild eines hervorragenden Verwaltungsmannes zu sein; alles, was er in seiner gründlichen und stets vornehmen Weise anfaßte, ward klar und kam vorwärts.

In jener Zeit, in der man während eines furchtbaren Herabgleitens doch überall versuchen mußte, wieder aufzubauen, waren wir alle so durch unsere Pflichten in Anspruch genommen, daß wir uns eigentlich nur bei der Arbeit sahen. Lediglich einige wenige des Kreises wurden herangezogen, wenn durchreisende Würdenträger die Veranlassung zu Festen gaben. Ich war stets dabei, weil jedesmal einer der Programmpunkte, die den Gästen vorgeführt wurden, ein Vortrag von mir an Hand der neuen Planungen der Stadt war. So sind in jenen Kölner Jahren fast sämtliche hohen Würdenträger Preußens und des Reichs nebst den meisten deutschen Oberbürgermeistern an mir vorüberpassiert, und ich kann wohl sagen, es war eine bunte und oft recht merkwürdige Galerie von charakteristischen Köpfen! Zwischen ihnen ragten, wie mir scheinen will, die Oberbürgermeister, Männer wie Luther, Jarres, Rive, deutlich hervor.

Unter den vielen Ministern prägten sich mir wenige Gestalten unmittelbar ein: Stegerwald, dessen sittlichen Ernst man bald spürte, und Severing, dem man eine unheimliche innere Glut anmerkte. Verwunderlich erschien es einem, wenn man sich klarmachen mußte, daß Bauer ein Nachfolger Bismarcks war; und nicht weniger war das schließlich der Fall bei Fehrenbach. Er besuchte uns gerade in einer Zeit besonders schwerer Depression, so daß man in

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die Gürzenich-Versammlung, in der er sprechen wollte, wirklich mit dem Bedürfnis nach einem guten Wort der Ermunterung aus dem Munde des obersten Lenkers unseres Reiches hineinging. Und was man erlebte, war ein charmanter alter Herr, der uns sagte, daß er besonders gern nach Köln gekommen wäre, weil es die berühmte Stadt des Kölner Männergesangvereins sei und er selber es zur größten Ehre seines Lebens rechne, Präsident eines ähnlichen süddeutschen Vereins zu sein. Zum Glück rettete der Minister des Äußeren, Simons, dessen vornehme Menschlichkeit unbedingtes Vertrauen weckte, die Situation durch Worte tiefen Ernstes.

Gefährlich war es meistens, wenn diese reisenden Staatsmänner sich auf das Gebiet der Kunstbetrachtung begaben, und das beste war, sich bei solchen Gelegenheiten mehr oder weniger taub zu stellen. So klug war ich aber leider nicht immer, und ich machte eine meiner bösen Erfahrungen mit der eindrucksvollen Persönlichkeit des Ministerpräsidenten Braun, als ich mit ihm nach einer Fahrt durch mein Kölner Arbeitsgebiet in Adenauers Wohnung beim Tee saß. Da fing er an: „Die Kunstverständigen können mir jetzt auch nichts mehr vormachen, ich habe herausgekriegt. daß sie selber nichts wissen." Adenauer fragte interessiert: „Das ist ein Ziel, das ich schon lange verfolge, aber wie macht man denn das?" „Es kam ganz zufällig", sagte der Ministerpräsident, „ich war bei der sehr kunstbegeisterten Frau X. eingeladen, und über dem Kamin hing ein so merkwürdiges Bild mit blauen und grünen Pferden. Da fragte ich die Frau des Hauses: ‚Was, in aller Welt, soll dieses Bild bedeuten?' ‚Das ist ein Marc', antwortete sie. ‚Meinetwegen', sagte ich, ‚aber was soll es bedeuten.' ‚Ja, das ist schwer zu sagen, aber meine Tochter ist in solchen Dingen bewanderter, die wird es Ihnen erklären. – Evelyne, der Herr Ministerpräsident möchte wissen, was das Bild bedeutet.' ‚Das ist ein Marc'", sagte die junge Dame – und nun ging es genau wie bei der Mutter: ‚Ja, das ist schwer zu sagen, aber der Reichskunstwart steht gerade da vorn – Herr Dr. Redslob! der Ministerpräsident möchte wissen, was dieses Bild bedeutet.' ‚Das ist ein Marc', sagte der Mensch, bei Gott, wieder! ‚Ja, zum Teufel', sagte ich, ‚statt einer Antwort habe

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ich nun glücklich drei Marc gekriegt; was es *bedeuten* soll, will ich wissen.' Als er da wieder anfing: ‚Ja, das ist schwer zu sagen', rief ich: ‚Schon gut, jetzt weiß ich genug! Ihr Kunstverständigen wißt auch nichts davon, ihr tut nur so.'"

Als er sich befriedigt umschaute, konnte ich mich nicht enthalten, zu sagen: „Da haben Herr Ministerpräsident aber besonderes Pech mit den Antworten gehabt." „Was!" rief er, „der Reichskunstwart!" und Adenauer, dem es immer besonderen Spaß machte, mich unvorbereitet festzunageln, sagte: „Erlauben Sie mal, was hätten *Sie* denn geantwortet?" „Das weiß ich nicht", sagte ich, „aber ich suche mir bei solchen Gelegenheiten immer klarzumachen, was wohl der *Künstler selbst* geantwortet hätte! Vielleicht hätte er gesagt: ‚Wenn ich Ihre Frage mit *Worten* beantworten könnte, würde ich das Bild nicht gemalt haben.'" Braun schüttelte sich: „Na, das ist auch eine Antwort: ‚Würde ich das Bild nicht gemalt haben.' Da ist mir der Herr Reichskunstwart doch noch lieber." Adenauer freute sich, aber Braun nahm mir die Antwort sichtlich übel.

Solche kleinen Intermezzi gingen neben den ernsten Dingen einher, die diese Besuche zum Anlaß hatten; aber sehr oft merkte man, daß man sich in Berlin von dem seelischen Zustand der besetzten Gebiete keine rechte Vorstellung machte. In den Begrüßungsreden, die der Oberbürgermeister gelegentlich solcher Besuche beim Festmahl im Gürzenich hielt, wurden den Gefeierten oft bereits schwere Augenblick bereitet, und es war ein besonderer geistiger Genuß, zu beobachten, wie sie sich aus der Affäre zogen. Weit tiefere Einblicke aber gewann man, wenn der Gast abends in die Tiefen der Ratstrinkstube geführt wurde. Merkwürdigerweise hatte gerade Köln bisher keinen eigenen Ratsweinkeller gehabt, und Adenauer war auch der Schöpfer dieses höchst notwendigen Gliedes am Körper der „verkrüppelten" Stadt. Eines Tages hatten wir die Keller des Rathauses durchstreift und stellten mit Grausen fest, daß ein herrliches Gewölbe unter dem alten Turm zur Aufbewahrung der Tinte der städtischen Verwaltung diente. Hier wurden jetzt statt dessen edle Weine gelagert, die der vielgewandte Liegen-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

schaftsdirektor Herlet – der nicht nur mit gefürchtetem Geschick die Rolle eines kölnischen Gesandten in Berlin spielte, sondern auch kennerhafter Weingutsbesitzer an der Mosel war – herbeischaffte. Ein kleines Nebengewölbe wurde das Trinkstübchen, und hier pflegten die meisten Würdenträgerbesuche zu enden. In diesen verschwiegenen Mauern ist mancher Würfel gefallen, und auch manche Maske. Hier konnte man feststellen, welch prächtiger, lebensfrischer Mensch manchmal hinter einem Oberpräsidenten stecken kann, aber auch, daß ein Minister manchmal ebensogut ein Varietésänger sein könnte. Zugeknöpfte Herren tauten auf, und aufgeräumte Herren wurden unsicher, denn es ist eine eigene Sache um das Florettfechten, das sich beim Weine entspinnen kann, wenn komplizierte Menschen anfangen, „harmlos" zu werden.

In solcher kaleidoskopischen und mit dem Blick nach außen gerichteten Art spielte sich in den Kölner Jahren die Geselligkeit bei mir ab. Die Kölner selbst taten nicht viel hinzu, obgleich sich in den sogenannten führenden Kulturkreisen ein sehr lebhaftes geselliges Leben abspielte.

Und wie stellten sich meine Kollegen, die Kölner Architekten? Daß meine Arbeit ihnen fremd blieb, zeigte sich später, als sie ihr Gutachten darüber abgaben, das nicht unfreundlich gemeint, aber aus Mißverständnissen zusammengefügt war. Zunächst beachteten sie mich wenig, denn ich setzte ja keine Bauten in die Welt.

Ich setzte keine Bauten in die Welt! Das kam mir nach der Hamburger Tätigkeit hart an, um so mehr, als ich nur zuzugreifen brauchte, um die schönsten Arbeiten zu packen. Der Oberbürgermeister folterte mich geradezu mit dem Verlangen, Bauten von mir zu sehen: er hatte von den Grenzen der menschlichen Leistungsfähigkeit bei seinen Mitarbeitern keine Vorstellung. Ich war mir klar, daß es unmöglich war, die Arbeit des Bebauungsplanes in drei Jahren zu vollenden und daneben Bauwerke zu schaffen. Nur einer Sache konnte ich nicht entgehen: die Stadt hatte vor dem Kriege die alten Häuser, auf welche die neue Hängebrücke auf der linken Rheinseite mündet, gekauft und abgebrochen. Eine trostlose Wüste gähnte an dieser bedeutsamen Stelle der Stadt. Jetzt kamen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Baulustige, die diesen Brückenkopf bebauen wollten, und mir erwuchs die Aufgabe, die Baubedingungen festzulegen, unter denen der Platz hergegeben werden sollte, Bedingungen, aus denen sich erst sein Kauf- oder Pachtwert ergab. Diese Bedingungen erprobte ich an der Hand eines Projektes, das ich im Modell darstellte. Es war ein Bau, der am Rhein mit einem niedrigen Trakt begann, an den sich ein hofartiger, von ähnlichen Flügeln umschlossener Raum fügte, durch den die Brückenrampe hindurchführte. An der Seite, wo diese Flügel den großen, weiten Platz des Heumarktes berührten, waren sie zu zwei pylonenartigen Baukörpern gesteigert, die bis auf elf Geschosse emporwuchsen. Die Öffentlichkeit taufte das „Hochhaus", denn das amerikanische Hochhausfieber hatte nach dem Kriege begonnen, Deutschland zu ergreifen. – Für mich hatte diese Lösung nichts mit dem Wunsche nach einem Hochhaus zu tun, sondern sie stellte eine Massenentwicklung dar, die ich, sowohl vom Standpunkt des Heumarktes wie vom Standpunkt der am Strom sich entwickelnden Stadtsilhouette, für wünschenswert, ja, ästhetisch für notwendig hielt. – Die Stadtverordneten beschlossen, dem Platz die Bedingungen dieser Massenentwicklung aufzuerlegen, die Massenentwicklung war aber so gut wie gleichbedeutend mit dem architektonischen Projekt. Und so kam ich unversehens doch zu einer Bauaufgabe, als die Gesellschaft des Braunkohlenmagnaten Gruhl hier ein großes Geschäftshaus zu errichten beschloß.
Jetzt begann die Gegenbewegung: das sogenannte „Hochhaus" sollte den Dom gefährden. Ich weiß nicht, wie viele Kommissionen sich die Sache ansahen; Sachverständige, die das Ministerium ernannte, sprachen sich für das Projekt aus; der Kardinal, der zu Fuß und zu Schiff jeden nur erdenklichen Standort persönlich prüfte, erklärte, er habe nicht die geringsten Bedenken; das Ministerium stimmte zu, aber der „Rheinische Heimatschutz" schickte noch einmal seine beiden Vorsitzenden, um zu protestieren. Als ich ihnen an der Hand zahlreicher Photographien die Harmlosigkeit der Baumasse bewiesen hatte, sagte die Exzellenz: „Ja, aber der weitaus schönste und wichtigste Blick, den man in Köln auf den Dom hat, ist ja ausgelassen!" Er erklärte, dieser schönste Blick sei

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

doch bekanntlich vom „Bayenturm" aus, und diese Ansicht werde der Neubau ganz gewiß verdecken. Wir fuhren sofort hin: vom Bayenturm aus war der Dom nicht zu sehen. Die Herren suchten verzweifelt am ganzen Ufer, um einen Blick auf die Domtürme zu bekommen, schließlich mußten sie es aufgeben. Es gab ihn nicht, aber das stimmte sie durchaus nicht milder.

Als wir wieder im Wagen saßen, sagte der Oberbürgermeister ganz harmlos: „Kennen Exzellenz die schöne Geschichte von der frommen alten Jungfer, die sich darüber beklagte, daß die vor ihrem Hause angelegte Badeanstalt ihr Schamgefühl verletzte?" Die Herren atmeten erleichtert auf über die in Köln übliche Ablenkung des Gesprächs auf die neuesten „köllschen Krätzcher". „Die Kommission kam in ihre Wohnung und stellte fest, daß man von keinem der Fenster aus in die Badeanstalt hineinsehen könnte. ‚Aber bitte, meine Herren', sagte die fromme Jungfer, ‚steigen Sie doch mal auf diesen Tisch, dann werden Sie Greuel erleben.'" Man lachte, schwieg – und auch der „Heimatschutzverein" begann zu schweigen.

Die Sturzwelle der Inflation schob den Beginn des Baues immer aufs neue hinaus, ohne daß wirklich Schluß gemacht wurde, so daß ich immer vor der nervenaufreibenden Sorge stand, plötzlich mit ungeheurer Eile einen gewaltigen Bau durcharbeiten zu müssen. Als ich, längst nach Hamburg zurückgekehrt, nach einer schweren Erkrankung den ersten Besuch wieder in Köln machte, begrüßte mich der Oberbürgermeister strahlend mit der Nachricht: „Nun werden Sie doch noch den Brückenkopf ausführen." Ein anderer Bauherr, der Besitzer des Warenhauses Tietz, wollte hier neuerdings ein großes Bürohaus hinbauen, und alles schien in Ordnung. Ich weigerte mich lebhaft, die Aufgabe aus der Ferne zu unternehmen; aber der Oberbürgermeister konnte das nicht begreifen – und schließlich erlag ich seinem Willen, weil ich glaubte, in dieser Wendung eine Art Fügung der historischen Gerechtigkeit zu sehen. Ich verband mich mit einem Kölner Architekten, Georg Falck, und die Arbeit begann.

Das frühere Projekt mußte schon deshalb ganz umgearbeitet wer-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

den, weil inzwischen im Hinblick auf die Verbreiterungsmöglichkeit der Brücke eine weit größere Verkehrsbreite für die Brückenstraße gefordert wurde. Das war mein Unglück, denn es machte eine neue Ausnahmebewilligung der Regierung nötig. Daran knüpfte die alte Opposition an und eröffnete heimlich und öffentlich ein großangelegtes Kesseltreiben, um die Sache zu Fall zu bringen. Ich kann hier auch nicht anzudeuten versuchen, was ich in dieser Kampagne alles Seltsames erfahren habe. Ein einzelner, noch dazu von den Nachwirkungen schwerer Krankheit Behinderter, kann nicht gleichzeitig die entscheidende Schaffensarbeit an einem großen Werke und einen in beliebiger Frontverlängerung seine Kräfte verzehrenden Kampf leisten. Die Gleichzeitigkeit war aber unvermeidlich, denn die Ausschachtungsarbeiten des Baues waren schon an Ort und Stelle begonnen.

So gab ich den Auftrag in die Hände des Oberbürgermeisters zurück; ich schlug einen beschränkten Wettbewerb ohne meine Beteiligung vor. Man machte daraus einen öffentlichen, und ein architektonischer Hexensabbat war die Folge. Das Preisgericht, in dem die meisten meiner Gegner saßen, prämiierte Entwürfe, die nicht nur meinen Bau an Massenentfaltung ungeheuer überragten, sondern an erste Stelle rückte ein Projekt, dessen Organismus dem meinigen eng verwandt war.

Aber ich bin mit dieser Darstellung des üblen Nachspiels meiner Kölner Täigkeit weit vorangeeilt. Die Dinge wären nie so verlaufen, wenn ich in Köln anwesend gewesen wäre, denn eigentlich waren es vielfach sachlich weit schwierigere Situatonen als diese, die ich dort zu meistern hatte.

Während der Teil meiner Arbeit, der sich in mir selbst abspielte, sich mehr und mehr erhellte, verdüsterte sich die Atmosphäre ihres äußeren Schauplatzes. Die Inflation nahm zu und zerstörte alle Vorstellungen von wirtschaftlicher Arbeit. Der Ruhrkampf begann und zerstörte alle Vorstellungen von praktischer Arbeit. Die traurige Situation erleuchtete sich mir durch zwei Reisen, die ich damals machte, noch stärker, als der zusammenhängende Verlauf des täglichen Lebens das in der eigenen Stadt zuläßt. – Die eine

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ging nach Holland. Ein junger Künstlerkreis, der „Haagsche Kunstkring", hatte dort eine große Gesamtausstellung meiner bisherigen Tätigkeit, die einige hundert Bilder umfaßte, veranstaltet und mich zu einem Vortrag während dieser Ausstellung geladen. Die Aufnahme war reizend. Aber man kam sich trotzdem vor wie ein Gefangener, weil es in der Tat unmöglich war, die einfachste Mahlzeit, ja, eine Trambahnfahrt zu bezahlen, ohne daß man seine pekuniären Verhältnisse ernsthaft gefährdete.

Die andere Reise wurde dadurch veranlaßt, daß die Stadt Trier mich berief, um zusammen mit dem dortigen Oberbürgermeister und dem Regierungspräsidenten die städtebauliche Zukunft der Stadt zu beraten. Während man die Umgegend durchstreifte, erlebte man, wie die Franzosen es verstanden, die Nerven der Menschen zu zerreiben: überall hörte man von der schamlosen Art, wie das verdächtige Treiben der hier besonders rührigen „Separatisten" begünstigt wurde, und überall sah man, wie die phantastischen Trupps afrikanischer Reiter unter herausfordernden Unverschämtheiten die Straßen durchzogen. Am Tage, nachdem wir die schönen Zukunftsmöglichkeiten dieser wundervollen Stadt im Geiste durchlebt hatten, wurde der Oberbürgermeister von Bruchhausen fristlos aus dem besetzten Gebiet ausgewiesen. Und so ging es jetzt Schlag auf Schlag. Die deutsche Regierung hatte strenge Anweisung über die Art gegeben, wie man durch passiven Widerstand dem Ruhreinbruch antworten sollte. Überall wanderten die an verantwortlichen Stellen stehenden Männer in die französische Gefangenschaft, denn diese Instruktionen waren mit den Forderungen der neuen Herren nicht vereinbar.

Da bei der Verworrenheit der politischen Zustände in Köln täglich mit dem Abzug der Engländer gerechnet wurde, den die Franzosen mit allen Mitteln zu erreichen suchten, mußten wir uns auf ein ähnliches Schicksal gefaßt machen, und zumal mich, der ich zugleich Vertreter des Dezernenten für Besatzungsangelegenheiten war, hätte das Geschick schnell ereilt. Alle Rollen wurden verteilt und in der Ratssitzung eingehend überlegt, was man zur Sicherung der Stadt und auch zur Sicherung unserer notdürftigsten per-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sönlichen Interessen für Schritte ergreifen könnte. In dieser Sitzung passierte es mir, daß ich vor aller Augen regelrecht einschlief. Plötzlich hörte ich den Referenten wie aus weiter Ferne sagen: „Einer scheint wenigstens noch keine Angst zu haben. Er ist bei diesen Beratungen eingeschlafen." Es war aber leider kein Zeichen der Gemütsruhe des Mutes, sondern nur ein Zeichen von der ungeheuren Überanstrengung, die diese Zeit forderte.

Denn je mehr alles in Nichts zu gleiten schien, um so mehr schürte Adenauer alle Arbeiten mit unheimlicher Energie. Während man meinte, daß schon die Zerrüttung aller Geldverhältnisse zum Einstellen der Bauten zwingen müßte, und man in der Tat eigentlich in ganz Deutschland die Hände sinken ließ, führte er, ohne Nachbewilligungen einzuholen, alles in gesteigertem Tempo weiter, sogar die gewaltigen Luxusbauten der „Messe", die nach wechselvollem Kampf und arbeitsreicher Vorgeschichte an der Stelle, die ich dafür vorgeschlagen hatte, ausgeführt wurden. So verlockend die Aufgabe künstlerisch war, scheute ich mich, sie selber anzufassen, da ich von ihrem tieferen Sinn nicht überzeugt war.

Es wurde mir anfangs schwer, mit der Kühnheit des Oberbürgermeisters Schritt zu halten. Mir wollte diese scheinbar im Gegensatz zur Zeit stehende Vitalität manchmal wie ein Übermut erscheinen, und ich konnte mir keine Vorstellung davon machen, wie diese Dinge ohne wirtschaftliche Katastrophe enden sollten. Wenn wir allein miteinander waren, gab ich diesem Gefühl mehrfach Ausdruck. Er sagte dann etwa: „Man darf nie aufhören, zu handeln! Tätigkeit ist alles, das übrige findet sich schon. Wer heute über Geld nachdenkt, denkt über etwas nach, was es gar nicht mehr gibt." Erst später sah ich ein, daß dieser Standpunkt durch seine positiven Ergebnisse eine Rechtfertigung fand, die außerhalb des Bereiches normaler Überlegungen lag. – Adenauer war eine Persönlichkeit, deren geniale Eigenschaften sich wohl nur ganz zu entfalten vermochten, wenn sie dem Zwang normaler Verhältnisse entrückt war und mit Möglichkeiten rechnen konnte, vor denen durchschnittliche Tüchtigkeit ratlos steht. Dann erwachten in ihm die Phantasie des Taktikers und die Leidenschaft des großen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schachspielers. Ich habe mich manchmal gefragt, ob nicht unter den Fesseln wohlgeregelten Zwanges, die dem Oberbürgermeister einer deutschen Stadt unter geordneten Verhältnissen auferlegt sind, der stärkste Teil seiner Persönlichkeit brachgelegt werden müßte. Hätte er in früheren Jahrhunderten gelebt, so wäre er einer jener großen Kirchenfürsten geworden, die durch zwei Eigenschaften ausgezeichnet sind: die Kunst, mit der sie als streitbare Politiker im Wechselspiel der deutschen Geschichte ihr Ziel verfolgten, und die Kraft, mit der sie einen unbändigen Bauwillen in Taten umzusetzen verstanden.

Diese Kraft wuchs immer mehr, je weiter der Ruhrkampf sich entwickelte und die Parole des passiven Widerstandes alle Aufbautätigkeit zu lähmen schien. Nur wer diese Zeit im unmittelbar betroffenen Gebiet mitgemacht hat, weiß, wie groß damals der Widerstandswillen aus der gequälten deutschen Brust aufloderte, doppelt groß, weil ihm nur geistige Waffen gegeben waren und die Aussichtslosigkeit des Kampfes leicht zu erkennen war. Dieser Kampf war nicht nur schwer, weil die Franzosen mit raffinierter Kunst zu foltern verstanden, sondern er wurde erst zur seelischen Probe, als nun in den eigenen Reihen die Demoralisation einsetzte, als arbeitsscheue Geldgier einen Wettlauf begann nach den lawinenartig anwachsenden Geldmassen, die der Staat in das besetzte Gebiet warf, und die Welle der Separatistenbewegung sich unheimlich heranwälzte. Wohl fühlte die breite Masse echt deutsch. Es war kein Einzelfall, sondern durchaus charakteristisch, daß die Reinmachefrau meines Büros, wenn sie glaubte, im Hause allein zu sein, schallend das verbotene Deutschlandlied sang – aber diese Gefühle wurden durch alle Methoden einer organisierten Wühlarbeit zu zermürben gesucht.

In dieser sich immer schwerer zusammenballenden Lage begann ich den Oberbürgermeister zu begreifen. Die Arbeit fing an, nicht um ihrer selbst willen da zu sein, sondern diente dazu, die ungeheuerliche Arbeitslosigkeit und die Gefahr der Erschlaffung zu bannen. Und so half ich nach Kräften, um Unternehmungen von ganz gewaltigem Ausmaß in breitester Front anzugreifen. Alle die phan-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

tastisch erscheinenden Pläne der Kölner Umgestaltung wurden plötzlich aktuell; überall begann der Spaten zu klirren. Köln war die einzige Stadt des Rheinlandes, die sich in der Lage zeigte, Notstandsarbeiten großen Stils anzufassen: die Arbeiten an den zerstörten Forts und dem Gürtel des „Äußeren Rayons", die Hafenarbeiten, und vor allem die großen Grünanlagen des „Inneren Rayons" waren bodenpolitisch und planmäßig reif, und es waren Unternehmungen, die man mit gewaltigen Erdarbeiten beginnen konnte.

Aber es war trotz aller theoretischen Bereitschaft nicht so einfach, die Sache wirklich in Gang zu setzen. Vor allem im „Inneren Rayon" hatten sich zahlreiche Unternehmungen provisorisch angesiedelt, und Hunderte von Pachtgärten bedeckten das übrige Gebiet. Das alles mußte im Handumdrehen geräumt werden. Eine unbeschreibliche Erregung ergriff die Bevölkerung; die Bauleiter konnten nur mit äußersten Gewaltmitteln zum Ziele kommen, und als nun die Dürener Straße, eine der Hauptverkehrsadern der Stadt, abgeriegelt und verlegt wurde und Hunderte halbnackter Männer begannen, das gewaltige Bassin zu graben, das am Aachener Tor den Anlagezug unterbrechen sollte, als breite Kanäle entstanden, Baumreihen gepflanzt und Dämme gezogen wurden, da glaubte die Bevölkerung, ihren Augen nicht trauen zu dürfen. Gelegentlich, wenn ich einmal die elektrische Bahn benutzte, die durchs Aachener Tor führt, war ich Ohrenzeuge der Debatten, die durch die Behauptung entstanden, „hier käme eine große Wasserfläche her". Man lachte und schimpfte durcheinander und erzählte sich die abenteuerlichsten Märchen, was sonst noch alles kommen würde. Einmal saßen drei mir unbekannte Herren mit mir in einem der Abteile des Wagens, und der eine warf die Frage auf, ob ich denn eigentlich überhaupt existierte! Er hielt diesen Hamburger Baudirektor nur für eine fingierte Person, auf die man alles ablüde, um den Unsinn nicht persönlich vertreten zu müssen. Mein Nachbar antwortete, er habe selbst einen Vortrag von mir gehört, und da hätte ich noch viel phantastischere Pläne vorgeführt, und gestern hätte er mich noch aus meinem Hause kommen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sehen. Ich saß unerkannt dabei und kam mir beinahe entmaterialisiert vor.

Aber über solche kleinen Zufallsszenen hinaus war es in der Tat ein eigentümlicher Zwiespalt, daß ich, während in Köln Tausende an der Durchführung meiner Arbeiten tätig waren, im Geiste schon halb wieder in Hamburg sein mußte. Die drei Jahre meines Urlaubs liefen ab, und ich mußte mich mit Abschluß, Aufbruch und Neuanknüpfung quälen. Schon als die Hälfte der Zeit verflogen war, hatte ich den Oberbürgermeister darauf aufmerksam gemacht, daß er die Maßnahmen bedenken müßte, die durch meinen Fortgang notwendig würden. Er nahm das nicht ernst, denn er hielt es für undenkbar, daß ich mich aus all den Verstrickungen meiner neuen Arbeit wieder herausfinden würde. Schwer genug ist mir das auch geworden, denn es war mir klar, daß ich eine Tätigkeit von ähnlicher Großartigkeit niemals wieder erhalten könnte. Aber ich schwankte selbstverständlich keinen Augenblick am Worthalten Hamburg gegenüber. Nur, als eines Tages der Personaldezernent der Preußischen Hochschulen bei mir angereist kam, um mir in Berlin das freigewordene Meisteratelier der Bauakademie, zusammen mit der Entwurfs-Professur an der Technischen Hochschule, anzubieten, schrieb ich nach Hamburg: Wenn auch das Verbleiben in Köln nach meinen Abmachungen nicht in Betracht käme, so wäre ein Ruf nach Berlin selbstverständlich etwas, was meine übernommenen Versprechungen nicht träfe, und ich wäre entschlossen, nach Berlin zu gehen, wenn man nicht in die Unklarheit der städtebaulichen Angelegenheiten Hamburgs Ordnung brächte. Die bisherige Art, bei der meine Arbeiten eigentlich per nefas geschahen und von den meisten auch so aufgefaßt wurden, konnte ich nicht weiter ertragen. Man versprach mir eine Organisation, bei der mir die Führung zufallen sollte.

Innerlich war der Auszug aus Köln für mich kein Problem, um so mehr aber wurde er äußerlich zu einer Aufgabe von größter Schwierigkeit. Die Franzosen hatten es sich in den Kopf gesetzt, mich oder richtiger gesagt, mein Hab und Gut nicht hinauszulassen, denn die Kölner Stadtverwaltung, an deren Mitglieder sie sonst

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nicht herankommen konnten, war ihnen schon lange ein Dorn im Auge. Dieses englische Besatzungsgebiet war im Laufe der Zeit von den Franzosen völlig eingekreist worden; zur übrigen Welt führten nur wenige Pässe, die streng von ihnen bewacht wurden. Es begann ein zäher Kampf um die Ausfuhrscheine für meinen Umzug, die mir verweigert waren. Die Engländer, die über die beschämende Machtlosigkeit der Lage, in die man sie gebracht hatte, voll Wut und Empörung waren, halfen mir indirekt dabei, indem sie Schritt für Schritt zu Protokoll nahmen, welche Bedingungen man an diese Erlaubnis knüpfte. Obgleich diese Bedingungen in Wahrheit unerfüllbar waren, erfüllte ich sie auf dem Papier mit ihrer Hilfe eine nach der anderen, so daß es schließlich nicht mehr möglich war, den Engländern den roten Schein für mich zu verweigern. Da schrieb der französische Offizier im letzten Augenblick quer über die Liste, in welcher der Inhalt meiner Möbelwagen einzeln aufgeführt war: „Die sechs Polsterstühle der Position 48 dürfen nicht ausgeführt werden." Zuerst begriff ich gar nicht, was das eigentlich sollte; bis ich mir klarmachte, daß dies eine Anweisung an die Grenzkontrolleure war, die ganzen Wagen an der Grenze nach diesen sechs Polsterstühlen zu durchsuchen. Da dort niemand war, der sich des Wiedereinpackens der zahllosen Gegenstände des Transportes annehmen konnte, war mit ziemlicher Sicherheit damit zu rechnen, daß nur ein Trümmerhaufen nach Hamburg gelangen würde, wenn man nicht die ganze Sendung konfiszierte – da ja natürlich irgendwo sechs Polsterstühle gefunden werden mußten.

Diesen kleinen Zug erwähne ich nicht um der Sorge willen, in denen er mich durch Wochen zu halten verstand, sondern weil er charakteristisch ist für die Methoden, mit denen man uns damals zu martern suchte. Sie erzählen manchmal mehr von dem Wesen eines siegreichen Volkes als manche tiefgründige völkerpsychologische Untersuchung.

Es ist vielleicht noch schwerer, ein unterbrochenes Stück Leben wieder aufzunehmen, als ein ganz neues anzufangen – aber am schwersten ist es wohl, ein neu angefangenes mitten im Safte der Entwicklung, wenn eben die Früchte einer mühseligen Saat zu rei-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

fen beginnen, abzubrechen. – Auch menschlich wurde das mir und meinen Schwestern nicht leicht, denn es war uns ganz eigentümlich ergangen. Als im Verlauf des letzten Jahres die Kunde von meinem bevorstehenden Aufbruch bekannt wurde, der den meisten Kölnern ganz unerwartet war, weil Adenauer von meinem Versprechen an Hamburg möglichst wenig hatte verlauten lassen, da näherte sich uns plötzlich eine ganze Menge lieber Menschen, die sich bisher zurückgehalten hatten. Ganz besonders aus den Kreisen der Universität tauchten sie auf und erwiesen uns gleichsam als Ersatz für die zwei ersten Jahre der Vereinsamung so viel Freundliches, daß das Scheiden ganz unerwartet erschwert wurde.

Aber das war doch nur die Begleitung zu dem schwereren Abschied von der Arbeit, der mir fast unerträglich gewesen wäre, wenn nicht zweierlei ihn mir erleichtert hätte. Das erste war dieses, daß es mir gelang, Wilhelm Arntz, der sich in den drei Jahren ausgezeichnet bewährt hatte, wenn auch nicht zu meinem Nachfolger als Beigeordneten, so doch zum Weiterführer meiner städtebaulichen Arbeiten zu machen; und das zweite war dieses, daß ich mich, wie schon gesagt, gezwungen hatte, gewisse Grundlinien der begonnenen Arbeit in einem Buche systematisch zusammenzufassen. Aus Leiden des Jetzt, aus Sorgen fürs Morgen und aus Glauben ans Künftige war es geboren. Dieses Buch wäre gleichzeitig mit meinem Fortgang als eine Art Vermächtnis erschienen, wenn mich nicht der Verleger, der sich leider den Schwierigkeiten der Inflation nicht gewachsen zeigte, im letzten Augenblick im Stiche gelassen hätte. Es war im damaligen Zustande Kölns nicht leicht, ein Buch mit über einhundertfünfzig Illustrationen herauszubringen, und manchmal glaubte ich, mit diesem Unternehmen zu scheitern, das neben der architektonischen Gewaltarbeit in Köln und den doppelten Mühen des Aufbruchs und der Wiederanknüpfung in Hamburg ein Stück innerer Sammlung verlangte, das nur mit aller Energie aufzubringen war.

Denn in Wahrheit ist ja jede städtebauliche Arbeit in ständigem Fluß, und ohne jene dreijährige Befristung wäre es mir nie eingefallen, sie jetzt schon in aller Öffentlichkeit zu fester Form gerin-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nen zu lassen. Ich war mir wohl bewußt, welcher Gefahr sich derjenige aussetzt, der das tut. Er nimmt sich die Möglichkeit, die umgestaltenden Entwicklungen, die in dieser Fülle der Fragen, zu denen er feste Stellung nimmt, mit jedem Jahreslauf eintreten, als eine Art natürlichen Wachstums des von ihm angelegten Gartens selbst mitzumachen – sondern alle diese natürlichen Umgestaltungen und Weiterentwicklungen wenden sich scheinbar gegen ihn. Man kann in jedem einzelnen Falle registrieren, daß der „Planende" sich die Sache ganz anders dachte, ohne das Datum jener Meinung und ihre damaligen Vorbedingungen dabei mit in Betracht zu ziehen. – Mit einem Worte: man wird mit Sicherheit erleben, daß das Bild, das wirklich entsteht, ganz anders ist als das, was man dokumentarisch niedergelegt hat. Das wird man ertragen müssen in dem Bewußtsein, daß es nicht der Sinn solcher städtebaulichen Arbeiten größten Stiles ist, Lösungen zwangsweise festzulegen, sondern daß ihr Sinn ist: *Ziele* zwangsweise festzulegen. Ziele aber legt man auf diesen Gebieten nur fest, wenn man sich getraut, sie in die äußere Form von Lösungen zu bringen, denn nur dann werden sie für die große Menge der Menschen, die zu ihrem Erreichen mitwirken müssen, wirklich klar und materialisieren sich aus dem Nebel der Begriffe zur Plastik des Lebens. Einmal muß einer den Mut haben, ein umfassendes Bild der Zukunft unter gewissenhaftestem Studium aller Lebenszüge der Vergangenheit und der Gegenwart zu schaffen. Nur dann kann dieses Bild pygmalionartig zu jenem eigentümlichen Leben erwachen, das sich eben darin zeigt, daß es nicht in starrer Unveränderlichkeit beharrt, sondern sich bewegt und ständig in seinen einzelnen Zügen wandelt. In allen diesen Arbeiten, mögen sie sich auf Einzelprobleme oder auf das Gesamtproblem beziehen, wird der vollkommene Zustand der Lösung fast immer nur dadurch erreicht, daß ein vorangehender Zustand die Punkte erkennen läßt, an denen man ändernd oder weitergestaltend anknüpfen muß. In diesem Plastischmachen großer Ziele, großer Wünsche und großer Ideen liegt der eigentliche Sinn der Sesamarbeit, vor die ich in Köln gestellt war.[152]

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Es war mir klar, daß, wenn man sein Werk in solcher Weise auffaßt, man im Augenblick, wo man es niederlegt, nicht mehr den Ehrgeiz haben darf, die Dinge aus der Ferne so weiter zu lenken, daß sie die eigenen Vorstellungen möglichst genau zur Darstellung bringen. Die gleichen Ziele werden unter der Hand neuer Menschen, die sie zu verwirklichen trachten, andere Lösungsformen annehmen, sonst gäbe es kein Leben. Dennoch konnte ich nicht hindern, daß der Oberbürgermeister zunächst noch alle Fragen von einiger Wichtigkeit durch mich weiter begutachtet und bestimmend beeinflußt haben wollte. In regelmäßigen Zwischenräumen sollte ich zu diesem Zweck nach Köln kommen, um so eine Art Massenverarztung kranker oder zweifelhafter Angelegenheiten zu vollziehen. Ich tat das zunächst, um den Übergang zu sichern, aber das Schicksal sorgte bald dafür, daß diese Doppelverantwortung für die Sorgen zweier Städte aufhörte.

Ich kam nach den Anstrengungen der Kölner Zeit so vollkommen körperlich erschöpft nach Hamburg zurück und wurde dort gleich weiter so mit dem Schwall neuer Probleme, die man für mich aufgespart hatte, überanstrengt, daß ich beim ersten Angriff, den eine Erkrankung auf mich machte, vollständig zusammenbrach. Auf der Rückreise von einer der Kölner Gastrollen schwoll plötzlich mein Bein in unerklärlicher Weise schmerzhaft an. Der Arzt stellte eine heftige Thrombose fest, und um die Gefahr weiterer Bewegung zu vermeiden, ließ er mein Bett sofort in das Arbeitszimmer herunter kommen, in dem ich mich gerade befand. Plötzlich mußte ich nach all dem Hin und Her, das meine Tage erfüllte, unbeweglich still liegen; und erst nach dreiviertel Jahren vermochte ich meine Arbeit wieder aufzunehmen. Das war der Ausklang der Kölner Tätigkeit.

Obwohl es mir gelang, die wochenlange völlige Unbeweglichkeit meiner Glieder einzuhalten, lösten sich fünfmal in größeren Zwischenpausen Blutgerinnsel aus meinen infizierten Venen los, drangen ins Herz und wurden von hier in die Lungen geworfen, deren Zerstörung Blutauswurf kenntlich machte. Die Krankheit wütete heftig in meinem Körper und zog unter starken

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Schmerzen von einer Stelle zur anderen durch den ganzen Leib. Gewöhnlich führt eine solche „Embolie" zum endgültigen Stillstand des Herzens; wer sie überwindet, macht dabei jedesmal einen Teil des letzten Kampfes durch und weiß, daß er jeden Augenblick einem neuen Angriff, der sich durch nichts vorher ankündet, erliegen kann. Dieses Gefühl gab mir eine tiefe Stille und die Fähigkeit, mich all den kleinen und großen Sorgen der laufenden Arbeiten, die sonst das Hirn eines aus der Tätigkeit gerissenen Menschen in ununterbrochener Kette durchziehen, zu entreißen. Ich betrachtete diese plötzliche Lähmung als ein besonderes, neuartiges Kapitel, das eine höhere Hand im Buch meines Lebens aufschlug. Das wurde mir dadurch außerordentlich erleichtert, daß ich wenige Tage vor meiner Erkrankung die Aufforderung erhalten hatte, das einleitende Kapitel über „Das Wesen des architektonischen Gestaltens" für das „Handbuch der Architektur" zu schreiben. Ich hatte das als völlig unmöglich bereits beiseite gelegt – und jetzt plötzlich sah ich, daß hier eine schöne Aufgabe auftauchte, an die sich mein wandernder Geist festsaugen konnte. In den leichteren Stunden jener Krankheitstage schrieb ich, sobald die Krankenschwester mich nicht beobachten konnte, diese Ästhetik der Baukunst. Die Art ihres Entstehens mag eine Entschuldigung dafür sein, daß sie auf so spärlicher Literaturgrundlage aufgebaut ist, sie hat das Gute gehabt, daß ich mir meine Gedanken ganz unbeeinflußt von den Strömungen der Zeit machen konnte, und deshalb ist mir diese Arbeit vor anderen wert geblieben. Ohne daß ich es wußte, wurde sie zu einem Protest gegen das einseitige Evangelium der Mächte des Verstandes, die in „Zweckmäßigkeit" und „Konstruktionsbetonung" die einzigen legitimen Kräfte des baulichen Schaffens sehen wollten.

Durch das lange reglose Liegen begannen allmählich die Funktionen des Körpers ganz zu erlahmen, und kein Schlafmittel wollte mir mehr die langen qualvollen Nächte verkürzen. Die Ärzte erkannten, daß sie mich trotz der damit verbundenen Gefahr in Bewegung setzen mußten, und mit Wonne malte ich mir aus, wie ich anderen Tages aufs Sofa übersiedeln würde. Das gab allerdings

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

eine Enttäuschung: als ich mich erheben wollte, zeigte sich, daß ich durch das lange Stilliegen das Bewegen meines Körpers fast völlig verlernt hatte. Nur ganz langsam mußte ich, wie ein Kind, das Sitzen und dann das Gehen wieder erlernen, und noch durch viele Wochen der Rekonvaleszenz, die ich in den Bergen verbrachte, fühlte ich mich weit kränker als vorher. Die Ratschläge, welche die vielen Ärzte mir gaben, durch deren Hände ich in dieser Zeit ging, waren so entgegengesetzt, daß ich alles Zutrauen zu ihrer Kunst verlor. Es war eine Art Ironie des Schicksals, daß die Universität Köln mich zur gleichen Zeit zum Dr. med. honoris causa machte, und zwar mit allen Rechten eines richtigen Arztes. Jeder Kranke fängt an, etwas in die Medizin hineinzupfuschen, aber das „Arzt, hilf dir selber" gelang mir trotz der offiziellen Autorität durchaus nicht, war doch der ganze Körper in Unordnung geraten.

Und doch denke ich an diese einzige wirkliche Krankheit aus der Zeit meines Erwachsenseins nicht als an etwas Dunkles zurück. Das liegt einesteils daran, daß mir während dieser Zeit von allen Seiten Liebe und Zeichen einer unerwarteten herzlichen Sympathie entgegengebracht wurden, – noch mehr aber wohl daran, weil die Seele nach übermäßigen Anstrengungen einer gewissen Ausspannung bedarf, in der sie zu sich selbst zurückzufinden vermag. Das Schicksal hat sie mir in seiner Weisheit zwangsweise auferlegt. Der Körper hat allerdings unter dieser Therapie noch ringen und schwer leiden müssen, aber es will mir scheinen, als ob diese Kölner Jahre das Stück Kriegsdienst bedeuteten, welches das Leben von mir verlangte. Und wie viele sind verwundet zurückgekehrt. In diesem Gefühle gewöhnt man sich daran, seine unsichtbaren Fesseln zu tragen.

Noch ehe ich Köln verließ, konnte ich inmitten der immer wachsenden Bedrängnisse eine Arbeit zum Abschluß bringen, in der ich eine symbolische Bedeutung sah. Es gelang, des verstorbenen Adolf Hildebrand „Vater-Rhein-Brunnen", der während des Krieges in den Steinbrüchen verschollen war, nach langer, mühseliger Arbeit doch noch an einer der belebtesten Stellen Kölns zur Aufstellung zu bringen. Als ich ihn enthüllte, konnte ich in der Weiherede

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sagen: „Wenn Köln gerade in diesen schicksalsschweren Zeiten dem deutschen Rhein ein Denkmal setzt, so ist das ein Zeichen der unerschütterlichen Zuversicht, daß es bald ein Denkmal des *freien* deutschen Rheines sein wird."

Diese Befreiung Kölns von dem Druck der Besatzung habe ich während meiner Krankheit nur aus der Ferne miterlebt. Deshalb schien es mir nötig, diesem Lebensabschnitt dadurch einen gewissen Abschluß zu geben, daß ich später der Einladung folgte, dem Festtage beizuwohnen, an dem Hindenburg der befreiten Stadt seinen ersten Besuch machte. Ich riß mich aus aller Arbeit los und tauchte nach nächtlicher Fahrt in einem festlichen Getriebe wieder auf, das sofort etwas Berauschendes hatte. Die Kölner verstehen es, den Augenblick zu erfassen: in endlosen, froh erregten Scharen zogen sie zu den Hallen des Messegebäudes, wo die große Volksfeier stattfinden sollte. Etwa 7000 Personen füllten den Konzertraum, etwa 20 000 die anliegende Halle, in der man etwas damals völlig Neues erlebte: man konnte Musik und Reden, durch Radio übertragen, genau wie im Hauptsaal hören. Es hatte etwas Erschütterndes, den Jubel zu erleben, mit dem Hindenburg begrüßt wurde. Nicht die Rede, die er hielt, war bei dem Eindruck, der von ihm ausging, die Hauptsache – sie blieb im Ton einer etwas trockenen Sachlichkeit und erhöhte sich nur bei der Mahnung zur Einigkeit zu stärkeren Akzenten –, nein, die Hauptsache war, daß Auftreten und Erscheinung dieses Mannes in ganz seltenem Maße das Gefühl weckten, hier ein Symbol des Vaterlandsgedankens vor sich zu haben. Der Eindruck einer gewissen persönlichen Entrücktheit inmitten all des Jubels hatte für mich zugleich etwas Großartiges und etwas Tragisches. Wenn man dieses Antlitz sah und sich vorstellte, was in solchen Augenblicken einer Art von Vergötterung im Inneren des Gefeierten vor sich gehen mochte, deuteten die ernsten und fast unbewegten Züge darauf, daß ihn wohl vor allem das Gefühl bewegte: „Was hofft ihr alles von mir, und wie schwer ist es zu erfüllen!"

Wie sehr dieser Mann inmitten solcher Tage, wo er mit Tausenden in Berührung kam, doch für einzelnes ein merkwürdiges Gedächt-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

nis und eine fast unbegreifliche Aufmerksamkeit hatte, konnte ich beobachten, als ich ihm längere Zeit darauf im Hamburger Rathause unter ähnlichen Verhältnissen zum zweiten Male begegnete. Da sagte er plötzlich, als von der Straße die Rede war, die wir nach ihm benannt hatten, mit schalkhaftem Ausdruck zu mir: „Aber ein ‚Hochhaus' werden Sie mir doch nicht an meine Straße bauen wollen!" Obgleich von Köln gar nicht die Rede gewesen war, erinnerte er sich noch, daß ihm am Abend im Gürzenich in Verbindung mit mir vom Schicksal des Kölner Brückenkopfes gesprochen war.

So hat dieses reichbewegte Kapitel des „Hochhauses", das sich meiner Kölner Arbeit als eine Art Satyrspiel anschloß, seine Wellen bis zu Hindenburg geschlagen, und diese Wellen sind in einer freundlichen Erinnerung zu mir zurückgeströmt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

DRITTES KAPITEL

HAMBURG 1923–1933

Wenn man eine Tätigkeit ausübt, die unlöslich mit zahlreichen beruflichen und menschlichen Zusammenhängen verknüpft ist, bedeutet die Rückkehr in „alte Verhältnisse" eine schwere Probe. Man macht die Erfahrung, daß es die gar nicht gibt, besonders wenn man in so unsteten Zeiten lebt, wie es die Jahre nach dem Kriege waren. Alte Freundeskreise waren verschwunden, in Hittfeld führte nur noch Kalckreuth ein vereinsamtes Dasein, menschliche und wirtschaftliche Schicksale hatten alles gründlich umgestaltet. Sogar der festeste Punkt in meiner Hamburger Rechnung, das Haus An der Alster 39, nach dem wir uns in Köln so oft gesehnt hatten, mußte mit vieler Mühe neu erobert werden aus den Händen eines Mieters, der die damals bestehende Unmöglichkeit, eine Räumung zu erzwingen, dazu benutzen wollte, seinen Vertrag nicht einzuhalten.

Im Betrieb des Hochbauwesens hatte mein Vertreter, der mir im Laufe einer harmonischen Zusammenarbeit eng verbundene Dr. Ranck, dafür gesorgt, daß die Dinge hübsch in Ordnung waren, aber ich selber hatte meine Rückkehr ja von einem tiefgreifenden Umbau abhängig gemacht, der sich auf mein Verhältnis zum Städtebau bezog. Während der Kölner Zeit, wo ich außerhalb des Schemas der Hamburger Beamtenhierarchie stand, hatte man mich aus eigenem Antrieb in die grundlegenden städtebaulichen Angelegenheiten Hamburgs eingespannt. Im Preußischen Landtag erschien ich zur selben Zeit nicht nur als Redner und Kämpfer für die Zukunftsfragen Kölns, sondern auch als Redner für die Vereinigung der preußischen Randgebiete mit Hamburg und als Kämpfer für die Zukunftsfragen des Unterelbebezirkes. – Aber während ich für Köln mit meiner These der Notwendigkeit rechtzeitiger Gebietsausweitungen lebendig sich entwickelnder Städte einen vollen Sieg errang, fiel die Sache für Hamburg sehr erfolg-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

los aus: man wandte diese These nicht auf Hamburg an, sondern auf seine Nachbarstädte, und schuf wie zum Hohn ein Groß-Altona, Groß-Wandsbek und Harburg-Wilhelmsburg. Daß solche Eingemeindungen nicht dem Sinn meiner Forderungen entsprachen, sei nur nebenbei erwähnt. Es handelt sich ja nicht darum, bereits im wesentlichen entwickelte Gebiete unter die Botmäßigkeit der Großstadt zu bringen und sie allmählich mit ihr zu verschmelzen, sondern im Gegenteil darum, noch unentwickelte Gebiete so mit Klauseln belegen zu können, daß sie sich vom Leib der Großstadt scheiden und *nicht* wuchernd mit ihm zusammenwachsen. Solche Gliederungsmöglichkeit zu erreichen, war der Sinn der Groß-Hamburg-Gedanken gewesen.

Bei der Erfüllung meiner städtebaulichen Forderungen mußte ich die souveräne Art, in der ich in Köln hatte walten können, gründlich vergessen. Nach wie vor war man in Hamburg gezwungen, mit zahlreichen Spezialressorts zu paktieren, um eine Sache klarzukriegen, aber man durfte wenigstens arbeiten und den Mund auftun, ohne sich an den geheiligten Rechten anderer zu versündigen. Da zugleich in Dr. Gustav Leo ein vortrefflicher, sachlich und gescheit urteilender neuer Leiter an die Spitze des Ingenieurwesens gekommen war, gelang es, ein System zur mühsamen, aber erfolgreichen Durchführung zu bringen, das auf dem Prinzip beruhte: „Townplanning is cooperation." Daß es funktionierte, war nicht zum wenigsten meinen unermüdlichen Mitarbeitern, Oberbaurat Maetzel und Baurat Ockert, zu danken.

So konnte ich denn meine Reformabsichten in ganz anderer Weise zur Durchführung bringen als vorher, und das war ein Glück, denn eine unheimliche Flut von Menschen strömte in der Nachkriegszeit nach Hamburg herein; die Wohnungsnot wuchs und wuchs, so daß nach Überwindung der Inflation ein immer mehr gesteigerter Kleinwohnungsbau gar nicht zu umgehen war. Zahlreiche Gesellschaften und Genossenschaften bildeten sich und brachten mit Hilfe einer rührigen Beleihungskasse unter staatlicher Beihilfe ihre Absichten zur Durchführung.

Hamburg hatte keine Wahl, in welchen Bautypus sich diese Tätig-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

keit vorzugsweise umsetzen sollte: alle erschlossenen oder halberschlossenen Gebiete, die für Bebauung in Betracht kamen, hatten alte, gesetzeskräftige Bebauungspläne, die Stockwerksbauten von fünf und sechs Geschossen vorsahen. Die daraus entstandenen Rechte ließen sich nicht etwa abstreifen, man stand vor der mühseligen, aber für Hamburgs Zukunft entscheidenden Aufgabe, mit diesen verhängnisvollen Bebauungsplänen zu ringen, ohne dabei die entstehenden Wohnungen durch die Reformen zu verteuern. Es gab nur geistige Mittel. So war es denn schon ein schwer errungener Sieg, wenn man erreichen konnte, die entstehenden Bauten um ein oder gar zwei Stockwerke herabzuzonen. Ganz besonders aber galt das Streben der strengen Durchführung eines Miethaustypus, der im Gegensatz zu den Vorkriegszeiten ohne Hinterflügel hygienisch einwandfrei entwickelt ist. Endlich wurde versucht, diese neuen Kleinwohnungsbauten so mit durchgehenden Grünzügen, Spielplätzen und benutzbaren Innenhöfen in Verbindung zu bringen, daß ein Lebensorganismus entstand, der mit den Kleinwohnungsbezirken der früheren Zeit keine Ähnlichkeit mehr hat.[152a]

Wie das, bald durch eine große „Umlegung", bald durch eine Retuschierung der alten Pläne, bald durch neuartige Erschließung noch unberührter Bezirke durchgeführt ist, habe ich für die Hamburger Hausbibliothek in dem Buch „Das Werden einer Wohnstadt" (Verlag Westermann) an einigen Beispielen näher zu schildern versucht.

Die Hamburger haben nur selten das unsichtbare Wesen dieser Arbeit begriffen. Wenn sie von der sozialen Seite der Sache sprachen, schoben sie mir eine unbegreifliche Vorliebe für die hohe Miethauswohnung zu oder entrüsteten sich auf meine Kosten über zu üppige Ausmaße der Grundrißtypen. Von dem Kampf, den ich in täglicher Arbeit sowohl gegen das eine wie gegen das andere kämpfte, merkten sie nichts. Mir war das Schicksal auferlegt, schlimmstes Unheil abwenden zu müssen, und das ist, auch wenn es wirklich gelingt, eine undankbare Tätigkeit, denn hinterher sieht kein Mensch mehr, was entstanden wäre, wenn man sich nicht mit aller Kraft gegen die drohend heranrückenden Gefahren gestemmt

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hätte. Wie oft hat man mir das halbe Resultat, das bei der Korrektur verfehlter früherer Beschlüsse immer nur entstehen kann, als das ideale Ziel angerechnet, dem ich nachstrebte, während ich mich verzehrte, um die Bebauungspläne, durch die meine Vorgänger Hamburg zur Mißgeburt machten, wenigstens in ihren ärgsten Folgen abzuwehren. Daß dieser Kampf gegen halbentwickelte, mißratene Bebauungspläne die schwierigste unter allen städtebaulichen Arbeiten ist, wissen auch unter Fachleuten nur wenige.

Viele betrachteten die ganze Sache nur als eine ästhetische Angelegenheit und meinten, es handle sich für mich um „Flach oder Dach". Daß alle Hamburger Architekten von einiger Bedeutung nach dem Kriege Aufgaben dieser Art ausnahmslos mit flachem Dach behandelten (nach dem großen Brande von 1842 war es ebenso gewesen), war für mich als städtebaulichem Dirigenten durchaus keine Erleichterung. Wenn einige Dutzend verschiedener Architekten in dieser Bauweise nebeneinander bauen, kann man nur zu einiger Harmonie und Einheitlichkeit kommen, wenn man nach der Methode verfährt, die wir in Hamburg ausbildeten: Wir arbeiteten für die ganzen in Entwicklung befindlichen Gebiete den Rhythmus der Massen in Modellen aus, ließen diese Modelle aber nicht starr sein, sondern gestalteten sie, wenn dies wünschenwert war, jeweils nach den einzelnen, wirklich auftretenden Projekten um. So behielten wir immer das Ganze in der Hand, und es blieb doch beweglich und lebendig. Diese Art städtebaulichen Dirigierens hat vor allem im Ausland viel Beachtung gefunden. Sie gibt die einzige Möglichkeit, in neu entstehenden Großstadtbezirken Einheitlichkeit mit Lebendigkeit zu verbinden und so den baulichen Charakter zu überwinden, der den Begriff „Großstadt" um seinen guten Ruf gebracht hat.

So anspruchsvoll die Gestaltung dieses „Neuen Hamburg" auch in städtebaulicher Beziehung war, so trat es doch neben einem anderen Aufgabenkomplex in den Hintergrund. Wer das städtebauliche Problem „Hamburg" in seinem Kern betrachtete, konnte sich nur *ein* Ziel setzen: es im Zusammenhang mit dem ganzen Lebensraum der Umgebung ohne Rücksicht auf die sinnlosen poli-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

tischen Grenzen behandeln zu können. An dieser wichtigsten und größten Aufgabe meines beruflichen Lebens hatte ich schon vor der Kriegszeit zu arbeiten begonnen, jetzt aber trat sie in den verschiedensten Abwandlungen immer mehr in den Vordergrund.
Der Versuch der gründlichsten Form der Lösung, einer territorialen Bereinigung der offen zutage liegenden Unsinnigkeiten, scheiterte in zweimaligem heftigem Ansturm am Widerstand Preußens. Als die Frage nach diesem Mißerfolg einzuschlafen drohte, suchte ich sie durch meine Broschüre „Zukunftsfragen an der Unterelbe", deren beide Auflagen schnell vergriffen waren, neu zu beleben. Der Energie von Bürgermeister Dr. Carl Petersen gelang es, sie auf neuer Basis wieder anzufassen, und es entstand 1928 der hamburgisch-preußische Vertrag, der eine Hafengemeinschaft festlegt und für den ganzen Umkreis der übrigen städtebaulichen Fragen einen „Landesplanungsausschuß" vorsieht.[152b]
Die Organisation der technischen Arbeit dieses Ausschusses wurde mir als Obmann übertragen. Es glückte durch die einträchtige Zusammenarbeit der Hamburger und der preußischen Fachleute, die Gefahr zu überwinden, daß dieser Ausschuß, dessen Leben nur auf Vertrauen und geistiger Autorität beruhte, ein totgeborenes Kind wurde. Als ich 1933 mein Amt niederlegte, war es gerade gelungen, sowohl die grundlegende wissenschaftliche als auch die gestaltende Arbeit für das ganze Gebiet im Umkreis von dreißig Kilometer um Hamburg in zahlreichen gewaltigen Plänen festzulegen und die wichtigsten Einzelplanungen der maßgebenden preußischen Gemeinden dieses weiten Bezirkes in der Hand zu halten. Das ganze Unterelbegebiet begann sich wirklich nach einheitlicher Zielsetzung zu entwickeln. Regierungspräsidenten, Landräte und Gemeinden hatten wir in ein gemeinsames Arbeitsnetz zusammengefaßt. Diese Pläne, die zwei große Säle füllten, hat während meiner Tätigkeit kaum jemand zu sehen bekommen, man interessierte sich außerhalb unseres kleinen Kreises nicht dafür, und doch gewannen sie praktisch immer größere Bedeutung. Daß auf dieser Grundlage nach meinem Fortgang weitergearbeitet wurde, ist mir die größte Genugtuung meines Arbeitslebens gewesen. Es war das wichtigste

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ziel, das ich ihm gesteckt habe. Denn erst in diesen Bestrebungen der Landesplanung offenbart sich das Erwachen des wahren Verständnisses für die große Aufgabe der Zeit: die Aufgabe, der einseitigen Entwicklung der Stadt, die begann, alle Daseinsformen zu gefährden, bewußt dadurch entgegenzutreten, daß ihr Ausstrahlungsgebiet nicht mehr betrachtet wurde als schicksalhafte Beute städtischen Wucherns, sondern als Lebensgebilde mit eigenen Gesetzen und eigenen Ansprüchen. Das Ziel, ländliche Bezirke und ländliche Gemeinden schützend von der Großstadt abzugrenzen, statt sie ihr anzugliedern, ließ sich überhaupt erst aufstellen, als man begann, statt vom Zentrum der Massenhäufung vom lockeren Gewebe eines umfassenden Lebensraumes auszugehen, in dem die Massenhäufung nur *ein* Element ist, das sich diesem Gesamtgewebe einzufügen hat. Für die Bewirtschaftung des wertvollsten deutschen Gutes, seines Bodens, galt es eine Form zu finden, die von diesen ersten Versuchen aus allmählich zur Form des baupolitischen Denkens schlechthin werden mußte. Landesplanung setzt Reichsplanung als letztes Ziel voraus.

Diese Blickrichtung ist der Beginn des praktischen Kampfes gegen die Gefahren des „Zeitalters der Technik", vor dessen Gespenstern so mancher Zeitgenosse mit melancholischer Gebärde die Hände mutlos heruntersinken läßt. Da kein anderer diesen Kampf tatkräftig aufnahm, mußte der Architekt ihn wagen, obwohl er mit den Waffen gesetzlicher Befugnisse in keiner Weise dafür ausgerüstet war. Es ist die Tragik dieser ersten Zeit des Kampfes, daß alles Rufen nach den fehlenden Kompetenzen, die nötig waren, um das immer ärger um sich greifende Unheil zu bannen, verhallte, und der Kämpfer für vernünftige Formen des Siedelns oftmals zusehen mußte, wie durch verständnislosen Eifer die wertvollen Regungen, die er selber entfesseln half, ins Gegenteil verwandelt wurden. Aber vielleicht erreicht man die entscheidenden Wendungen nicht ohne solche Tragik. Mein Buch „Wesen und Organisation der Landesplanung", das als Heft 4 der Mitteilungen des Hamburgisch-Preußischen Landesplanungsausschusses (Verlag Boysen & Maasch) erschien, hat ein Stück dieser Arbeit in skizzen-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

hafter Form festgehalten und dabei versucht, die allgemeine Notwendigkeit solcher Tätigkeit als Vorbedingung einer neugefestigten Kultur zu erweisen.[152 c]

Neben dieser städtebaulichen Arbeit schwoll die Bautätigkeit allmählich immer mehr und mehr an. Hamburg hielt sich im Vergleich zu anderen deutschen Städten sehr zurück: es baute weder ein Stadion noch Ausstellungshallen, es baute kein neues Theater, keine Volkshäuser und zum Glück auch nicht die eine Zeitlang drohenden Messebauten, es vertagte die dringenden Bauten der Bibliothek, der wissenschaftlichen Institute und der Markthallen, obgleich alles dies von der öffentlichen Meinung immer wieder leidenschaftlich gefordert wurde; Hamburg baute mit wenigen Ausnahmen nur Verwaltungsgebäude, um deren Anmietung zu vermeiden, und Schulen, viele Schulen, teils weil es das Berufsschulwesen ganz neu organisieren mußte, teils weil es einem hochgesteckten, vielleicht zu hoch gesteckten Ideal der Volksschule nachstrebte. Auf dem ersten Gebiet stellten mir das Finanzgebäude und das neue Justizgebäude besonders interessante Aufgaben, die sich an die großen Kontorhausbauten des Steinstraßenbezirkes in ihrer Weise anreihen. Auf dem zweiten Gebiet möchte ich aus der Fülle der Lösungen vor allem die Schule auf der Veddel als Repräsentanten des vollausgereiften Volksschulbauprogramms herausgreifen und die „Walddörferschule" in Volksdorf als Beispiel dafür, wie man durch die Vereinigung einer höheren Schule mit einer Volksschule unter Verminderung der Kosten eine Gruppe schaffen kann, die ungewöhlichen Charakter trägt.

Unter allen Erscheinungen dieser Zeit, mit denen ich durch meine gestaltende Arbeit in Berührung kam, ist mir das frische Leben, das sich in der Schule entfaltete, immer als besonders erfreulich erschienen. Ein Arbeitsgebiet, in dem die edle Musik von Bach und seinen Vorgängern eine solche Rolle zu spielen beginnt, wie das in den Hamburger Schulen zu beobachten war, ist hoffnungsvoll.

Dafür, daß ich nicht im Spezialistentum erstarrte, sorgten die Ausnahmeaufgaben, die sich zwischen die vielen Schulbauten schoben. Sie brachten mich an die beiden entgegengesetzten Ränder meines

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Berufes. Auf der einen Seite sakrale Bauten, wie eine Kapelle und das große neue Krematorium in Ohlsdorf,[152d] die Gelegenheit gaben, eine Seite meiner Kunst anklingen zu lassen, für die ich von Natur vielleicht am meisten bestimmt bin; auf der anderen Seite aber ingenieurmäßige Bauten, wie die große Seeflughalle in Travemünde mit ihrer sechzig Meter breiten Öffnung, das Heringskühlhaus am Hafen mit seinen wuchtigen Wänden, die Verbrennungsanstalt, oder die vielen Brücken, die immer neu in ihre Umgebung eingepaßt werden mußten.

Als ich in der Einsamkeit des Krankenbettes meine Ästhetik der Baukunst schrieb, ahnte ich nicht, daß draußen der Begriff der *„Sachlichkeit"*, das heißt Zweckmäßigkeit und Materialgerechtigkeit, als einzig erlösendes schöpferisches Prinzip einer neuen Baukunst gepredigt und gefeiert wurde, während ich im Gegensatz dazu nur aus der Dreieinigkeit von Verstandeskraft, Sinneskraft und *Seelenkraft* das Wesen des baulichen Kunstwerks zu entwikkeln versuchte. Als ich wieder vor meinen Aufgaben stand, fand ich es nicht nötig, meine Auffassung umzustoßen, denn ich merkte, daß bei guten Arbeiten immer etwas Irrationales, nur seelisch Faßbares im Hintergrunde stand, wenn man auch noch so sehr jene rationalen Elemente des Schaffens in den Vordergrund schob, durch die Verstand und Sinne die Forderungen von Funktion und Konstruktion erfüllten. Daß man sich trotzdem bemühte, so „sachlich" wie möglich zu sein, ergab sich schon aus dem durch den verlorenen Krieg unterstrichenen Zwang der Wirtschaftlichkeit, der für den vernünftigen Architekten weniger eine Fessel als ein Ansporn ist.

Dieser Zwang führte mich vor allem dazu, bei den meisten meiner Bauten das Steildach aufzugeben. Man kann einen Grundriß weit konzentrierter gestalten und weit leichter genau dem verlangten Raumbedürfnis anpassen, wenn man bei seiner Aufstellung nicht auf die Möglichkeit der Entwicklung eines firstgerechten und nur mäßig hohen Daches zu achten braucht. Doppelseitig bebaute Korridore und fünfzehn Meter breite Säle, wie sie meine späteren Schulen zeigen, würden zu höchst unwirtschaftlichen Steildächern

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

führen. Es ist mir auf diese Weise nach dem Kriege gelungen, Volksschulen, deren Raumprogramm um ungefähr hundert Prozent gegenüber dem Vorkriegsbau gewachsen war, nicht etwa um hundert Prozent, sondern um nur sechzig Prozent teurer zu bauen.

Aber es wäre falsch, in diesem Zusammenhang nur von der wirtschaftlichen Seite zu sprechen, nicht minder wichtig war mir die künstlerische Beweglichkeit den Großstadtaufgaben gegenüber, die ich auf diese Weise erst ganz zu haben glaubte. Es ist wohl vielen Künstlern so gegangen, daß sie sich aus unbewußten Gründen nach dem Kriege künstlerisch anders ausdrückten als vorher. Eine herbere, straffere Sprache verdrängte die „Liebenswürdigkeit" der Vorkriegsbauten, aber während die Hamburger das manchmal beklagten, habe ich in diesen Jahren einer geringeren Popularität bei meinem Schaffen ein besonders beglücktes Gefühl gehabt. Ich merkte mit einer Art innerem Staunen, daß ich eine neue Sprache beherrschte, in der ich nur mit den Mitteln der Gruppierung, der Proportion, der Lichtführung und der Farbe alles auszusprechen vermochte, was mir am Herzen lag. Viele haben es nicht verstanden, viele aber haben es als eine „Freudigkeit" empfunden, die allmählich an die Stelle der „Liebenswürdigkeit" trat.

Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß das vielumstrittene flache Dach als *ästhetischer Selbstzweck* bei all diesem Tun keine Rolle spielte. Ich habe mich von dem geschäftigen Treiben, das einem „neuen Stil" und der Verherrlichung seiner Schöpfer galt, immer ferngehalten und ruhig das Steildach angewandt, wo die landschaftliche Umgebung oder die bestehende Bebauung dies als wünschenswert erscheinen ließ, wie beispielsweise beim Altersheim in Groß-Borstel, der Schule in Langenhorn oder dem Projekt für eine große Waisenhaussiedlung im lieblichen Wulfsdorf. Schließlich kann man vielleicht ganz allgemein sagen, daß bei *kleinen* Bauten nur das sichtbare Dach aus einer „Baracke" ein „Haus" macht; das ist der Grund, weshalb ich nie geschwankt habe, den Stadtrandsiedlungen ein Dach zu geben und auch bei dreigeschossigen Wohnbauten, selbst wenn sie sich zur Straße zusammenfügen, das sicht-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bare Dach zu bevorzugen. In einer sich natürlich entwickelnden Baukunst gibt es keine formalen Generalrezepte.

Vielleicht lag die Hauptgefahr im baulichen Schaffen der zwanziger Jahre darin, daß viele das im Bann einer materiell aufgefaßten „Sachlichkeit" vergaßen. Vom berechtigten Stolz auf die Errungenschaften im Gebiet des zweckgebundenen Großstadtbaus, dessen Lösung jetzt erst für die Baukunt erobert wurde, ließen sie sich verführen, nun dessen Geist auch auf Aufgaben zu überpflanzen, deren Wesen aus ganz anderen Quellen entfloß. In diesem äußerlichen Sinn wird man einen *einheitlichen* Stil unserer Zeit nicht suchen dürfen; das Grundstreben nach Gesundung und Befreiung vom Formalismus, das sie auszeichnet, wird vielmehr zu scheinbar ganz verschiedenen Gestaltungen führen, je nach den Forderungen des soziologischen Bedürfnisses und dem landschaftlichen Charakter des Bodens, an den jedes Bauwerk gebunden ist. Darin liegt gerade die Kraft der neuen Baugesinnung, die den Dienst am Werk über allen ästhetischen Ehrgeiz stellt.

Irrtümer einer Übergangszeit rächen sich ganz unverhältnismäßig stark, denn es zeigt sich bei ihnen die Wahrheit des grausamen Goetheschen Wortes: „Mag man doch immer Fehler *begehen* – bauen darf man keine."

Bei all diesem Schaffen habe ich mich nicht der Architektur allein verantwortlich gefühlt. Ich war mir zugleich der Pflicht bewußt, wenigstens den Versuch zu machen, in dieser Stadt, die aller Kunst von jeher so spröde gegenüberstand, auch der bildenden Kunst aus ihrem unfruchtbaren Ausstellungsdasein den Weg ins öffentliche Leben zu bahnen. Vielleicht liegt darin der erste Schritt, der aus der Sphäre der zweckhaft-gebundenen Kunst, die unsere Bauten zwar ehrlich, aber oft auch öde gemacht hat, in eine blutvollere Zukunft führt. Die verlorene Synthese der Künste dem Leben wiederzugewinnen, bleibt auch in der Zeit der Technik ein unverrückbares Ziel.

Was die Bildhauerkunst anbetrifft, so mußte man zunächst einmal versuchen, in das völlig denkmalarme Bild der Stadt wenigstens einige gute Plastiken einzufügen. In wenigen Jahren konnten Bild-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

werke von Hildebrand, Hahn, Gaul, Wrba, Lederer, Kolbe, Wield, Wöbke, Ruwold, Kuöhl und anderen an öffentlichen Stellen zur Aufstellung gebracht werden (vgl. Schumacher, Plastik im Freien. Verlag Westermann). In meinen Bauten aber kamen gleichzeitig mehr als zwanzig verschiedene junge Hamburger Bildhauer zu Worte. Meistens mußte ich um jedes einzelne Werk mit allen diplomatischen Künsten ringen, damit es nicht den mörderischen Streichungen der Finanzdeputation zum Opfer fiel. Schließlich habe ich mir die generelle Erlaubnis erwirkt, an den kleinen Trinkbrunnen meiner Bauten bescheidene Kunst zu entfalten, und wagte es dabei manchmal, ganz unerprobten Anfängern den Auftrieb eines solchen Auftrags zu geben, meist ohne enttäuscht zu werden. In diesem Zusammenhang konnte ich allein zweiundsechzig von Hamburger Künstlern geschmückte Brunnen in das tägliche Leben der Stadt hineinstellen.

Größer war das Risiko bei den Malern. Ein Wandbild, das einige Quadratmeter, ja oft ganz große Wände deckt, fordert zur Stellungnahme ganz anders heraus wie eine zierliche Brunnenplastik und gibt einem Raum das entscheidende Gepräge. Es war selbstverständlich, daß nicht alles Allgemeingültigkeit erreichen konnte, wenn man die verschiedensten jungen Künstler, die bisher nur den goldenen Rahmen kannten, plötzlich auf eine Wand losließ. Solche Gefahren und die daraus entstehenden Mißverständnisse muß man auf sich nehmen, wenn man versuchen will, aus steinigem Boden neues Leben zu wecken. Ich denke mit Dankbarkeit an die Art, wie alle diese Künstler voll Begeisterung an ihre Aufgaben herangingen, und wenn ich überblicke, was in vier Jahren für etwa vierzigtausend Mark an Hamburgs Wänden entstand, glaube ich an die Möglichkeit, eine einheimische Wandmalerei zu entwickeln, wenn man den noch Ringenden mutig Raum gibt (vgl. Schumacher, Vierundzwanzig Wandbilder in Hamburger Staatsbauten. Verlag Broschek & Co.).

Wer an eine verantwortungsreiche Stelle gesetzt ist, darf sich zugunsten *anderer*, trotz Goethe, vor Experimenten nicht fürchten, wenn er das drängende Leben fördern will, er darf sich auch nicht

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

davor fürchten, Fragen aufzurollen, die unpopulär sind, denn das Selbstverständliche ist auf die Dauer sicherer Tod. Aber dankbar ist so etwas nicht. Das merkte ich unter anderem, als ich die Frage aufwarf, ob man die Universität gelegentlich des nächsten großen Neubaus nicht aus dem Stadtinnern nach einem schönen Gelände in Groß-Borstel verlegen müßte, wo sie ein wirkliches Eigenleben entfalten konnte,[152e] – oder als ich den Platz für das Kriegsehrenmal in der Kleinen Alster wählte und Barlachs Beteiligung erreichte,[153] – oder als man den Rathausmarkt umgestaltete und dabei das Kaiser-Wilhelm-Denkmal versetzen mußte, – oder als ich das Gelände der alten Friedhöfe durchaus nicht mit einzelnen Bauten anschneiden wollte und durch ausführliche Projekte bewies, daß man dies erst zu verantworten vermöge, wenn man das Gebiet zu einer großen gestalterischen Einheit zusammenfassen könnte, – oder als ich dem ständigen Drängen der „Bürgerschaft" nach gesetzlicher Festlegung der restlichen Hamburger Bebauungspläne trotz des Vorwurfs der Faulheit passiven Widerstand entgegensetzte, weil nur eine elastisch gehaltene Entwicklung einer Menschenhäufung zum Segen werden kann.

Weit schlimmer aber als die großen Kampfesfragen ist das kleine Gekrittel, das sich in einer kritiklüsternen Stadt unweigerlich an jedes Bauen hängt, sobald es anfängt, Beachtung zu erzwingen. Die öffentliche Meinung ist vor allem geneigt, nur da an Wirtschaftlichkeit im Bauen zu glauben, wo etwas reizlos aussieht. Deshalb war es nicht verwunderlich, daß eine Zeit kam, wo man eine Überprüfung der staatlichen Bautätigkeit durch den Reichssparkommissar verlangte, der schon in verschiedenen Städten strenge Musterung gehalten hatte. Die Prüfung ergab zur allgemeinen Verwunderung ein Votum, das in den Worten gipfelte: „Vom Standpunkt der Sparsamkeit ist gegen die Hamburger Staatsbauten nichts einzuwenden", und das mit dem Urteil begann: „Hochqualifiziertes Personal in leitender Stellung und gutgeschultes Personal in den übrigen Stellungen haben es zuwege gebracht, daß das Hamburger Hochbauwesen Bauwerke von kultureller und geschichtlicher Bedeutung geschaffen hat, die im In- und Auslande

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

weitgehende Beachtung und allgemeine Zustimmung gefunden haben."

Während des Schaffens sind die Augenblicke selten, wo man solche Wirkungen merkt, man sieht nur den Kampf, der an Stellen, wie sie mir Hamburg bot, unablässig nötig ist, wenn man seine Ziele erreichen will. Dazu genügt nicht der Stift, auch nicht die Debatte, die in den Sitzungen und im Stadtparlament ständige schlagfertige Bereitschaft verlangt, dazu gehört zugleich die Taktik der unvermerkten Belehrung, mit der man seine Ideen und Anschauungen weiteren Kreisen verständlich machen muß.

Aus diesem Streben heraus ist die ständige Kette von Vorträgen[154] und sind die zahlreichen Schriften entstanden, mit denen ich meine Hamburger Arbeit begleitet habe. Alle diese Schriften sind getarnte Kampfschriften; wohl dienten sie auch dazu, um mir selber Rechenschaft über verwickelte Fragen meines Berufes zu geben, aber hauptsächlich mußten sie meine Absichten auf dem Gebiet des Backsteinbaus, des Wohnungswesens, des Städtebaus, der Landesplanung, der Kunstpflege, der Bodenpolitik oder der Denkmalpflege untermauern.

Auf allen diesen Gebieten ist erst meine Generation wirklich in den Kampf gezogen. Sie mußte sich selber dazu rüsten. In diesem Kampf aber hat sie ganz neues Land für sich erobert: der Architekt von 1930 ist etwas ganz anderes als der Architekt von 1890, als der ich in meinen Beruf zog. Auf der einen Seite hat er vom Reißbrett seinen Weg zurückgefunden in die Werkstatt des Handwerks, auf der anderen Seite hat er seinen Weg neu gefunden in die Werkstatt der Kulturpolitik. Es war die Sendung dieser Generation, mit dem Bahnen dieser beiden Wege zu beginnen, die noch lange nicht zu Ende geführt sind. Wo sie sich kreuzen, liegt das im engeren Sinne künstlerische Problem einer neuen Architektursprache für eine neue Zeit.

Derjenige, dem das Schicksal bestimmt hat, solche große Wirksamkeit vor allem in einer Zeit zu entfalten, die von den Folgen furchtbarsten Geschehens erschüttert ist und die Form einer neuen Gestaltung ihres zerrütteten völkischen Wesens leidenschaftlich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

sucht, aber noch nicht gefunden hat, wird in seinem Tun vielen Gefahren begegnen, die man in normalen Zeiten der Entwicklung nicht zu befürchten braucht. Aber es wird auch mehr wie zu anderen Zeiten von diesem Tun abhängen, daß die Quellen nicht ganz verschüttet werden, aus denen eine glücklichere Zeit wieder in volleren und erquickenderen Zügen trinken kann.

Aus allen diesen von außen und von innen kommenden Forderungen ergab sich mir bis zum Mai 1933, wo ich in den Ruhestand versetzt wurde, ein aufreibendes Leben, das nicht viel Raum übrigließ, um an etwas anderes zu denken als an Arbeit. Diese Arbeit aber galt in den entscheidenden Jahren einer Stadt, die ich in all ihrem Gemisch von Sprödigkeit und Zuverlässigkeit, von Seltsamkeit und Großartigkeit liebgewonnen hatte.

Und so bleibt als Grundstimmung des Wirkens dieser vierundzwanzig Jahre das Wort Carlyles:

Blessed the man, who has found his work,
Let him ask no other blessedness.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

ANMERKUNGEN ZUM ERSTEN TEIL

[1] Der Stammbaum meines Vaters führt im direkten Mannesstamm zurück auf:

1380 *Gödecke Schumacher,* dessen Sohn *Hermann* ein reicher Lederhändler war. Er war der erste der Familie, der in den Rat der Stadt gewählt wurde.

1450 wird sein Sohn *Gottfried Schumacher* geboren, der Ältermann war, die Wahl in den Rat aber wegen hohen Alters ablehnte.

Albert Schumacher (1661—1743) war Pastor prim. in St. Ansgar und „Illustris Lycei Bremensis Rector perpetuus". Sein Sohn

Heinr. Gerhard (1695—1766) war Bürgermeister von Bremen. Dessen Sohn *Albert* organisierte das Oldenburger Postwesen und wurde in den erblichen dänischen Adelsstand erhoben, von dem die Familie, alter Bremer Sitte folgend, keinen Gebrauch machte.

Sein Sohn *J. Hermann Albert Schumacher,* der letzte lebenslängliche Bürgermeister Bremens, war mein Urgroßvater.

In der vorangehenden Generation war einer meiner Urväter von weiblicher Seite, der von Rheine stammende *Clemens Albert Caesar* (1724 bis 1792), Ratskellermeister von Bremen, was damals charakteristischerweise die höchstbesoldete Stelle der Stadt war. Meine Mutter stammte aus der Familie Grote, die kurz vor 1624 nach Bremen eingewandert ist.

[2] *Johann Gustav Droysen* (1808—1884) war während seiner Kieler Professur in der nationalen Bewegung Schleswig-Holsteins stark hervorgetreten. Er ist der Verfasser der „Kieler Adresse" (1844).

Im Jahre 1848 wurde er Mitglied des Frankfurter Bundestages und der Nationalversammlung, in deren Verfassungsausschuß er Schriftführer war und deren Akten er herausgab. 1851 kam er nach Jena, 1859 nach Berlin.

Von 1855 bis 1894 gab er die „Geschichte der preußischen Politik" in 14 Bänden heraus sowie „Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Großen Kurfürsten".

Am bekanntesten ist seine von Sven Hedin neu herausgegebene „Geschichte Alexanders des Großen" (1833) und sein „Yorck" (1851) geworden.

[3] *Coluccio Salutati* (1331—1406) war seit 1375 Kanzler der florentinischen Republik. Unter seinen Schriften sind das „Traktat vom Tyrannen" und die „Epistulae" besonders hervorzuheben.

[4] Die drei Freunde haben alle eine akademische Laufbahn eingeschlagen: *Alexander Brückner* wurde Geschichtsprofessor in Dorpat.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gustav Droysen jr. (1838—1908) erhielt schon 1869 eine Professur in Göttingen, wo er seinen „Gustav Adolf" schrieb. 1872 kam er nach Halle. Unter seinen Werken ist die „Geschichte der Gegenreformation" und „Bernhard von Weimar" (1885) besonders bemerkenswert. Er war künstlerisch hoch begabt. Als ich ihn während meiner Primanerzeit besuchte, schenkte er mir die Zeichnung zu einem Historienbild „Philipp und Posa" von starkem dramatischem Ausdruck.

Adolf Hausrath (1837—1909) wurde der Erforscher des Urchristentums. „Der Apostel Paulus" ist eines seiner Hauptwerke.

Der Heidelberger Kirchenhistoriker schrieb zugleich unter dem Decknamen George Taylor historische Romane von großer Wirkungskraft. Unter anderen „Antinous" (1880) und „Peter Maternus" (1898).

[5] *Carl Binding* (1841—1920) wirkte von 1873 bis 1913 an der Leipziger Universität als Professor des Strafrechts. Er war einer der wenigen Wissenschaftler, der mit dem Prädikat „Exzellenz" ausgezeichnet wurde.

Als ich 1896 in Leipzig zu arbeiten begann, hielt er treu an der alten Jugendfreundschaft fest. Sein fast südländisch wirkendes Temperament hob ihn aus dem Leipziger Professorenkreis als Sondererscheinung heraus. Die Kraft, sein Feuer allzeit freigebig versprühen zu können, machte ihn 1909 zum idealen Rektor beim 500jährigen Jubiläum der Leipziger Universität.

Der Gegensatz zur weltmännischen Gelassenheit des anderen Leipziger Strafrechtslehrers, Wach, war für die Leipziger Gegenstand unversiegbaren kritischen Interesses.

Sein ältester Sohn, der damals als Sorgenkind der Familie galt, hat später als Dichter die Liebe Deutschlands erworben. Als ich *Rudolf G. Binding*, der gerade seine Jugenderinnerungen „Erlebtes Leben" herausgab, in Hamburg kennenlernte, gab ich ihm einen zehn Seiten langen Brief, in dem sein Vater dem meinigen seine Verlobungsgeschichte erzählt. Ich wußte mehr von den Jugendjahren seines Vaters als er.

[6] *Hermann Heinrich Meier* (1809—1898) war schon 1846 an den Dampfschiffahrtsverhandlungen zwischen Deutschland und Amerika tätig. 1857 entstand dann unter seiner Führung der „Norddeutsche Lloyd".

1856 gründete er die „Bremer Bank". Durch Eisenbahnbauten in Südamerika und zwei überseeische Telegraphenlinien befestigte er das Band zwischen Bremen und Amerika.

Seine politische Laufbahn, die mit seiner Stellung als Wirtschaftsführer eng verknüpft ist, begann er 1848 im Frankfurter Parlament. Später war er vom ersten Reichstag an bis 1884 mit wenig Unterbrechungen Bremens Abgeordneter.

[7] Mein Bruder *Hermann Albert Schumacher* (geboren 6. März 1868) studierte Jura und Volkswissenschaften in München, Wien und Berlin. 1893

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wurde er nach Amerika geschickt, um eine Arbeit über die „Organisation des Getreidehandels in den Vereinigten Staaten" zu machen. 1897/98 reiste er in China, Japan und Korea als Mitglied einer Studienkommission für die wirtschaftlichen Verhältnisse Ostasiens, deren Ergebnisse zum Teil in seinen „Weltwirtschaftlichen Studien" (1911) niedergelegt sind.
Noch als Referendar erhielt er 1899 einen Ruf nach Kiel und 1901 die Aufforderung, die Handelshochschule in Köln, die erste dieser Art, zu organisieren, aus der später die Kölner Universität hervorging.
Während dieser Arbeit war er gleichzeitig (später — seit 1904 — ausschließlich) Professor der Staatswissenschaften in Bonn. Hier wurde er Lehrer des deutschen Kronprinzen und seiner Brüder.
1906—1907 war er der erste deutsche „Austauschprofessor" an der Columbia-Universität in New York, die ihn zum Ehrendoktor ernannte.
1910 bereiste er Südostasien.
Als Nachfolger Adolf Wagners wurde er 1917 an die Berliner Universität berufen, wo er eine Zeitlang die Herausgabe von Schmollers Jahrbüchern übernahm.
Er heiratete 1909 die Tochter des Bonner Professors Ernst Zitelmann, Edith, und wurde Vater von fünf Kindern.
Die Fülle seiner wissenschaftlichen Arbeiten aufzuführen, ist hier nicht der Ort.

[8] *Karl Schurz* (1829—1906) ist in Deutschland bekannt als „der Befreier Kinkels", in Amerika bekannt als Befreier im Kampfe gegen die Sklaverei. Er war General der Nordarmee im Sezessionskriege (1862—1865). Seinen Lebenskampf für Freiheit und Menschenwürde setzte er später als Politiker, Redakteur („Evening Post") und Redner fort, vor allem aber als Staatssekretär des Innern unter dem Präsidenten Hayes (1877). Von dieser Stellung aus konnte er sich der Indianer wirkungsvoll annehmen. Es ist mir unvergeßlich, wie er mir die Ehrenpergamente erklärte, auf denen die Indianer seine Taten in ihrer eigentümlich charakteristischen Bildersprache dargestellt hatten.
Mein Bruder Hermann hat auf Wunsch der Töchter Schurz während der Zeit seiner Bonner Professur den zweiten Band der „Lebenserinnerungen" von Schurz für die deutsche Ausgabe redigiert.

[9] *Robert von Schlagintweit* (1833—1885) war einer der frühesten internationalen Wanderredner und hat darüber ein eigentümliches Dokument in seinem Buch „Tausend Vorträge" herausgegeben, das nur Titel, Ort und Datum dieser Vorträge enthält.

[10] *Adolf Bastian,* 1828 in Bremen geboren, starb 1905 in Trinidad. Er war der geistige Gründer des Berliner Museums für Völkerkunde, dessen Direktor er 1886 wurde, nachdem er seit 1868 die ethnographische Ab-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

teilung des Berliner Museums verwaltet hatte. 1869 gründete er mit Virchow zusammen die „Anthropologische Gesellschaft". Er hat in zahlreichen Forschungsreisen, die in alle Gegenden der Welt vorstießen, ein ungeheures ethnologisches Material zusammengebracht.

[11] *Max Maria von Weber* (1822—1881), der Sohn des Komponisten, war ein hervorragender Ingenieur, der seit 1852 der sächsischen Staatseisenbahnverwaltung angehörte, 1878 ins preußische Handelsministerium eintrat und dort die Vorarbeiten für die beabsichtigten großen Wasserstraßen Deutschlands machte. Das führte ihn damals nach Amerika. Außer dem Buch „Vom rollenden Flügelrade" hat er 1879 „Schauen und Schaffen", 1907 „Aus der Welt der Arbeit" herausgegeben.

[12] *Kurd von Schlözer* (1822—1894), der sich das besondere Vertrauen Bismarcks erworben hatte, kam 1871 von seinem Geschäftsträgerposten in Mexiko als deutscher Gesandter nach Washington. 1882 übernahm er den Botschafterposten am Vatikan.
Nach seinem Tode erst wurde sein Bild abgerundet durch die verschiedenen Briefsammlungen, die sein Neffe herausgegeben hat: Petersburger Briefe, Mexikanische Briefe, Römische Briefe. Sie geben ein lebensvolles und farbenreiches Bild der Zeit, wie kaum ein anderes Buch, und zeigen Schlözer als charakteristischen Typus des literarisch und wissenschaftlich hochgebildeten diplomatischen Junggesellen.

[13] *Friedrich Wilh. von Steuben* (1730—1794) ging nach seiner Wirksamkeit im preußischen Heere 1777 nach Amerika, organisierte dort als Generalmajor die Truppen und war zeitweilig Generalstabschef von Washington.

[14] *Friedrich Graf Vitzthum* (geb. 1855) schuf in seinem Schlosse Lichtenwalde einen Kulturmittelpunkt Sachsens. Von 1906 bis 1918 war er Präsident der ersten Ständekammer in Dresden.

[15] Die kleinen Bücher, die wir damals druckten, liegen heute in einer Vitrine des Museums für Bremische Geschichte („Focke-Museum"), das eine Abteilung für die Geschichte der Familie Schumacher eingerichtet hat. Hier sind auch die dichterischen Arbeiten aus der Jugendzeit meines Vaters und die großen Zeichnungen zu finden, die er von der Reise nach Bogotà gemacht hat.

[16] *Otto Funcke* (1836—1910) war seit 1868 an der Friedenskirche tätig und wirkte weit über Bremen hinaus durch seine Schriften, die ihre religiösen Gedanken durch eine frische, populäre Form dem Leben näherzubringen suchten.
(1893 Volksausgabe seiner gesammelten Schriften.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

[17] *Moritz Schwalb* sammelte in der Martinikirche eine kleine, aber sehr ernste Gemeinde. Reden über Themen wie die „Göttlichkeit Christi" entfesselten heftige Glaubensstreite, die schon in vorangegangenen Generationen für Bremen charakteristisch sind.

[18] *Constantin Bulle* (1844—1905) war seit 1879 Direktor des Bremer Gymnasiums. Bekannt wurde er durch seine „Geschichte der Neuesten Zeit. 1815—1885", die 1886 herauskam. 1890 folgte ihr die „Geschichte des zweiten Kaiserreichs und des Königreichs Italien".
Seine dichterische Begabung lernten nur seine Schüler kennen. Öffentlich trat er in Bremen lediglich als Politiker hervor. Von 1887 bis 1890 vertrat er Bremen im Reichstag.
Im Drei-Kaiser-Jahr 1888 begleitete er die deutschen Ereignisse mit unvergeßlichen Reden, die er uns in der Aula des Gymnasiums hielt.

[19] Gelegentlich der 400jährigen Gründungsfeier des Bremer Gymnasiums hat *Heinrich Kraeger* (zuletzt a. o. Professor der Literatur an der Technischen Hochschule in Charlottenburg) ein merkwürdiges Buch über unsere Klasse zusammengestellt. Es enthält unsere Stundenpläne, einzelne Beispiele aus unseren Aufsätzen, Vorträgen und Kneipzeitungen. Dann Biographien unserer Lehrer mit deren Porträts, und vor allem kurze Selbstschilderungen des Werdegangs aller unserer Klassengenossen sowie deren Bilder aus der Primanerzeit und aus heutigen Jahren.
Eine Fachzeitschrift hat dies Buch als einzigartiges Material in der pädagogischen Literatur bezeichnet.

[20] Der Kreis der Prima-Vereins-Freunde war nicht identisch mit dem Kreis der Klassengenossen, er griff nach oben und nach unten über ihn hinaus und bildete ein stärkeres Band als die Klassengemeinschaft.
In dem damaligen Prima-Vereins-Kreis traten außer meinem Bruder Hermann folgende Personen deutlich hervor:
Heinrich Bulle, später Professor der Archäologie in Würzburg.
Oskar Mysing, Verfasser zeitgenössischer Gesellschaftsromane und Berliner Korrespondent der Kölnischen Zeitung.
Bernhard Wilckens, später Rechtsanwalt und Gründer der „Bremer Gesellschaft von 1914".
Karl Hampe, später Professor der Geschichte in Heidelberg.
Georg Strube, später Arzt in Bremen und erster Präsident der dortigen „Wissenschaftlichen Gesellschaft".
Gustav von Halem, später Landrat und Reichstagsabgeordneter.
Andreas Gildemeister, Verfasser von Reisebeschreibungen und Gedichten.
Hermann Entholt, später bremischer Archivdirektor und Präsident der „Wissenschaftlichen Gesellschaft".
Julius Koch, später langjähriger Präsident des „Künstlervereins".

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Aufsatzhefte des Vereins werden in der Bremer Stadtbibliothek aufbewahrt. Sie sind besonders interessant, weil jedem Aufsatz eine ausführliche Kritik folgt, die erkennen läßt, welchen Eindruck die Arbeit auf die Genossen gemacht hat.

[21] Der Maler *Arthur Fitger* (1840—1909) erregte außerhalb Bremens als Dichter größeres Aufsehen.
Von seinen Dramen, „Die Hexe" (1875), „Von Gottes Gnaden", „Die Rosen von Tyburn", wurden die beiden ersten in Preußen verboten.
Die „Hexe" wendet sich gegen Priesterherrschaft. Eine Forscherin zerreißt die Bibel, als man ihr aus deren Inhalt eine Fessel machen will. Die „Meininger" führten das Stück trotzdem mit großem Erfolg auf. Bei einem aufsehenerregenden Gastspiel, das Marie Geistinger, die gefeiertste Soubrette ihrer Zeit, Ende der siebziger Jahre in New York gab, erreichte mein Vater, daß die Künstlerin neben dem „Boccaccio" auch die „Hexe" spielte, denn sie liebte es, bisweilen hochdramatische Rollen zwischen die leichten zu streuen. Die Gespräche über dieses merkwürdige Ereignis waren eine meiner ersten Theatersensationen.
Unter Fitgers Dichtungen dürfte seine Lyrik, die oft mit herber Satire, oft mit geistreichem philosophischen Ulk durchsetzt ist, den festesten Bestand haben. („Fahrendes Volk", 1875, „Winternächte", 1881.)
Beim Maler merkte man nichts von geistiger Problematik. Seine Malerei bewegte sich in einer idealen Welt dichterischer Allegorie, wobei der Inhalt zurücktrat gegen ein rein-sinnliches Schönheitsstreben: Tritonen, Nymphen, nackte Leiber. Nirgends wird man diese Welt weniger vermuten als in Bremen; aber die reichen Kaufherren gewöhnten sich daran, sie in ihren Festsälen zu sehen. Fitger wurde einer der fruchtbarsten Maler seiner Zeit und würde weit bekannt sein, wenn nicht alles (außer einigen Werken in Hamburg) an Bremer Wänden festgelegt wäre.
Zur Zeit wird Fitger in Bremen erheblich unterschätzt. Er ist nicht ganz ohne Schuld daran. Er wollte neben seinem Schaffen zugleich Kunstkritiker Bremens sein. Als die Malerei der Zeit anfing, mit der Natur zu ringen, sah er darin nur den Abfall vom Idealen. Der Erfolg der „Worpsweder" war ihm unbegreiflich. Seine maßlose Kritik beim ersten Auftreten Paula Becker-Modersohns ist historisch geworden.
Obgleich die Bremer die Künstlerin damals ebensowenig verstanden, gehört es seitdem zum guten Ton, über den Maler Fitger die Achseln zu zucken. Selbst die großen Wandmalereien im Treppenhause der Börse sind vergessen. Es soll ihm aber heute einmal einer Darstellungen wie das „Stürmende Meer" und das „Ruhige Meer" nachmachen, die er hier im größten Maßstab gewagt hat.
Vielleicht führt das wachsende Interesse für Wandmalerei allmählich

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

wieder zu einer gerechteren Beurteilung der positiven Seiten in Fitgers Künstlertum.

[22] *Heinrich Bulthaupt* (1849—1905) wirkte in Bremen zuerst als Rechtsanwalt, dann seit 1879 als Direktor der Stadtbibliothek.
Seine Dramen — „Saul" (1871), „Ein korsisches Trauerspiel" (1872), „Die Arbeiter" (1877), „Die Malteser" (1884) usw. — vermochten sich nicht auf der Bühne zu behaupten, dauernde Bedeutung hat er dagegen als Kritiker behalten: „Dramaturgie des Schauspiels" (4 Bde., 1893 bis 1901) und „Dramaturgie der Oper" (2 Bde., 1887).
Die Doppelbegabung für Literatur und Musik machte Bulthaupt zum erfolgreichen Dichter von Oratorientexten für Bruch (Achilleus), Rubinstein (Christus) und d'Albert (Kain).
Mit Fitger zusammen weckte Bulthaupt in jenen Jahren, auch bei sonst ganz unliterarischen Persönlichkeiten, eine Blüte launiger Gelegenheitsdichtungen. Das Tafellied gab der Bremer Geselligkeit ein etwas altfränkisches aber liebenswürdig-geistiges Gepräge.

[23] *Otto Gildemeister* (1823—1902). Wie Gildemeister mit uns jungen Menschen verkehrte, kann man am besten aus den „Briefen an einen jungen Freund" (Adolf Meyer-Wolde, der später Offizier wurde) erkennen, die in die Sammlung seiner Briefe aufgenommen sind.
Als ich zu Gildemeisters hundertstem Geburtstag im Bremer Schauspielhaus die Festrede einer Gedenkfeier halten durfte, betonte ich vor allem, daß er an einer deutschen Sprache gearbeitet hat, die nicht ein Sonderleben für den Dichter führt, sondern für jede Art geistiger Mitteilung gleich geeignet ist. An einem Vergleich seiner Dante-Übersetzung mit den berühmten Übertragungen von Stefan George konnte ich zeigen, wie Gildemeister der dramatischen Leidenschaft Dantes weit gerechter wird als der kunstvoll-einheitliche Tonfall Georges.
(Abgedruckt im 1. Heft der „Abhandlungen der Bremer Wissenschaftlichen Gesellschaft", März 1926.)

[24] *Petrus Martyr* Anglerius (Graf von Anghiera), 1455—1526, wurde nach diplomatischen Diensten, die ihn an den spanischen Hof brachten, Prior der Kathedrale von Granada.
Er entwickelte sich zum Chronisten der Neuen Welt. Sein Werk: 8 Dekaden „De rebus oceanicis et orbe nove", 1510—1530, ist eine Geschichte der Entdeckung Amerikas bis 1525.
1530 kam sein „Opus epistolarum" heraus.

[25] Unter diesen drei Männern, die den weltumspannenden Einfluß Alexander von Humboldts spiegeln, war *Agostino Codazzi*, ein italienischer Offizier (1792 bei Ferrara geboren), der bedeutendste. Er wurde Begleiter Bolivars in den Befreiungskriegen und zugleich der Mann, der die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kartenaufnahmen von Venezuela und Columbien in die Hand nahm und das Wesen beider Länder wissenschaftlich schilderte. Er starb 1859 in Columbien. Im Jahre 1934 wurden die „Südamerikanischen Studien" unter Mitwirkung des columbischen Kultusministeriums ins Spanische übersetzt.

[26] Es sind vor allem die Heldengesänge des *Juan de Castellanos* (1514 in Andalusien geboren, 1591 in Tunga gestorben).
Mit 15 Jahren zieht Castellanos zu abenteuerlichen Wanderfahrten nach Amerika. Mitte der fünfziger Jahre nimmt er die Priesterweihe und wird Domherr in Cartagena. Von 1571 an lebt er als Pfarrer in der 1539 gegründeten kleinen Hochgebirgsstadt Tunga in Columbien.
Hier schreibt er vier Bücher „Elegien über Helden Indiens", deren erstes 1588 herauskam und dessen viertes verschollen ist.
Im zweiten Buch, das 3500 Oktave-Stanzen in 27 Gesängen umfaßt, sind die Welser-Gesänge enthalten.
Castellanos Arbeiten sind geschichtlich wertvoll, weil sie aus den Darstellungen von Kameraden seiner Helden für deren Zeitgenossen entstanden.

[27] Die Arbeit ist erschienen in der „Hamburgischen Festschrift zur Erinnerung an die Entdeckung Amerikas" (Verlag L. Friederichsen & Co., Hamburg, 1892). Dort findet man im zweiten Bande:
Hermann A. Schumacher:

1. *Unternehmungen der Augsburger Welser in Venezuela.*
   Eine deutsche Episode in der Entdeckungsgeschichte Amerikas.
2. *Juan de Castellanos.* Ein Lebensbild aus der Conquista-Zeit.

[28] *Heinrich Müller* (1819—1890) ist in Oberneuland bei Bremen geboren und hat eine architektonische Tätigkeit entfaltet, die Bremens bauliche Physiognomie mehr als ein Menschenalter bestimmt hat.
Wie die meisten Baukünstler seiner Generation schwankte er zwischen einem gotisierenden Stilausdruck und einer sehr viel klarer ausgebildeten Renaissancesprache. Für die erste Richtung sind die Remberti-Kirche (1871), schloßartige Landsitze, vor allem aber die Börse (1864) bezeichnend. Die ausgezeichnete städtebauliche Lösung der „Börsenpassage" und der gute Maßstab des Bauwerks zeigen Müllers künstlerisches Gefühl.
Für die zweite Richtung ist das „Museum" und die „Loge zur Eintracht" (1880) charakteristisch, besonders aber zahlreiche Privathäuser, unter denen das für den Bau der „Nordwolle" abgerissene Palais von H. H. Meier hervorragte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

[29] *Walter von Dyck* hat neben seiner wissenschaftlichen Arbeit später als 2. Vorsitzender des „Deutschen Museums" eine äußerst wichtige Tätigkeit ausgeübt.
Als die bauliche Abteilung des Museums gestaltet werden mußte, drängte er mich, als Nachfolger von Werner Siemens den Vorsitz des Kuratoriums des „Deutschen Museums" zu übernehmen. Die Schwierigkeit meiner Hamburger Stellung machte es leider unmöglich, solchen Verlockungen zu folgen.

[30] Die Person von *August Thiersch,* dem älteren Bruder von Friedrich, habe ich erst später in ihrer ganzen Schönheit verstehen gelernt. Er war nicht nur ein hervorragender architektonischer Archäologe, sondern auch ein Vorkämpfer der bayerischen Volkskunde und berührte mit seinen Studien über Proportionen eines der geheimsten Kapitel ästhetischer Philosophie. Die Schönheit aber lag in der Einfachheit des persönlichen Auftretens, die er mit diesen reichen Gaben und erstaunlichen Kenntnissen verband. Zusammen mit einem zeusartigen Äußern ergab das etwas Monumentales.

[31] *Hans von Petersen* entwickelte sich später immer mehr zum wirkungsvollen Verherrlicher deutscher Taten zur See.
Er war lange Präsident der Münchener Kunstgenossenschaft.

[32] *Jocza Savits* (1847—1915) führte 1889 zuerst den „König Lear" auf einer Bühne auf, die einen einfach architektonisierten ständigen Rahmen einer Mittelbühne zeigte, davor erweiterte sich der Raum derart ins Proszenium, daß man auch vor dem Vorhang auf einer Vorderbühne spielen konnte. Hinten aber war, um einige Stufen erhöht, eine durch einen Vorhang schließbare kleine Hinterbühne, auf der realistisch wirkende Prospekte wechselten, wenn die Szene beispielsweise im Freien spielte oder die Mittelbühne zum Königssaal erweitert werden sollte.
Dieser Apparat erinnerte mehr an Immermanns Düsseldorfer Bühne als an Shakespeare. Seine stilistische Unentschiedenheit trat peinlich hervor, wenn sich beispielsweise bei der Heideszene eine Laubkulisse vor den ständigen Rahmen legte, so daß Lear, um nicht in einem Palast zu toben, im Hintergrunde eines Waldausschnitts seinem Wahnsinn freien Lauf ließ.

[33] *Michael Georg Conrad* (1846—1927) schrieb in diesen Jahren seinen Roman „Was die Isar rauscht" (1888) und die politische Kampfschrift „Deutsche Weckrufe" (1889). Aber nicht seine schriftstellerischen Lei-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

stungen, sondern sein feuriges Wesen machte ihn zum geborenen Führer einer revolutionären Gruppe.
Man darf die „realistische" Bewegung, der sich die ganze jüngere Generation zuwandte, nicht als Selbstzweck betrachten, sondern als Reaktion gegen eine unwahr gewordene historische oder gesellschaftliche Scheinwelt.
Conrads Gattin, Hedwig Conrad-Ramlo, war die genialste Interpretin dieser Bewegung auf der Münchener Bühne.

[34] Diese Parodien legten den Grundstein zu dem 1901 erschienenen Buch „Das deutsche Dichterroß, geritten in allen Gangarten", das *Hanns von Gumppenberg* (1866—1928) berühmter gemacht hat als seine ernsthaften Dichtungen.
Er war Mitglied der „11 Scharfrichter", die dank Wedekind im Münchener Kunstleben eine große Rolle gespielt haben. 1921 schrieb er „Philosophie und Okkultismus".

[35] *Otto Julius Bierbaum* habe ich später als ungewöhnlich kultivierten Geist schätzen gelernt. Als er nach Dresden übersiedelte, suchte er mich auf, da er in der dortigen Gesellschaft mehrfach meinen Parodien auf seinen „Lustigen Ehemann" begegnet war. Sie sind in meinem Buch „Vom Baume der Erkenntnis" in das Märchen „Eine literarische Entdeckung" eingeflochten. Der Reiz seines Umgangs machte mir erst begreiflich, daß er auf die jungen Gründer der „Insel", A. W. Heymel und R. A. Schroeder, eine Zeitlang solch großen Einfluß gehabt hat.

[36] *Paul Heyse* (1830—1914) polemisierte 1892 in seinem Roman „Merlin" gegen den Naturalismus.
Seine Werke sind inzwischen frei geworden, ohne daß er dabei seine Auferstehung gefeiert hat.
Ihm fehlt noch der Freund, der aus der Überfülle der Werke, mit denen er dreißig Jahre lang höchstes Ansehen behauptete, vier Bände macht: einen mit den besten Novellen in Prosa, einen mit Novellen in Versen und Sinngedichten, einen mit ausgewählten Briefen und einen mit den gekürzten „Kindern der Welt".

[37] *Emil Lugo* (1840—1902) war aus der Schirmer-Schule hervorgegangen und hatte Friedrich Preller nahegestanden.
Trotz des idealisierenden Zuges seiner Landschaftsbilder war er durch seine schlichte Innigkeit Thoma verwandt.
Fast sein ganzes Lebenswerk fand ich in seinem Atelier vereinigt. Trotz der schönen Bilder, die von ihm in der neuen Pinakothek und der Nationalgalerie hängen, ist er noch kaum entdeckt worden.

[38] *Helene Raff* (geb. 1865) lebte in München als Malerin mit ihrer Mutter, der Witwe Joachim Raffs und Tochter des Weimarer Schauspielers Genast.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Durch Erfolge mit Gelegenheitsdichtungen wurde sie immer mehr zur Schriftstellerei verlockt („Modellgeschichten", 1902, „Tiroler Legenden", 1924, „Das Mädchen von Spinges", 1927), auch gehörte sie lange zum Redaktionsstab der „Münchener Neuesten Nachrichten".

[39] *Martin Greif* (Hermann Frey, 1839—1911) sind manche echten lyrischen Gedichte gelungen. Da sich unter seinen zahlreichen historischen Dramen („Heinrich der Löwe", „Prinz Eugen", „Agnes Bernauer"), die sein eigentliches dichterisches Streben anzeigen, auch ein „Ludwig der Bayer" (1891) befand, tauchte er an historisch-dynastischen Gedenktagen bisweilen auf der Bühne auf.

[40] Unter den *sieben Brüdern von Miller* war *Ferdinand* (1848—1927) das Haupt. Nicht wegen der hohen Ämter und Würden (Direktor der Kunstakademie, Reichsrat, Freiherr, Exzellenz), die ihm im Laufe der Jahre zuteil wurden, sondern wegen der Vertrauensstellung, die ihm sein überlegenes Wesen, in dem sicheres Urteil, Vornehmheit und Liebenswürdigkeit sich verbanden, im Münchener Kulturleben gab.
Den Reiz seines persönlichen Umgangs hat ein nach seinem Tode erschienenes Buch aufzufangen gesucht: „Ferdinand von Miller erzählt" (Verlag Bruckmann). Es vermag das eigentliche Erleben nicht zu ersetzen.
Fritz von Miller, der zweite Bruder, verkörperte in seinen Goldschmiedearbeiten in überaus sympathischer Weise den immer mehr verschwindenden Typus des Meisters, bei dem künstlerischer Entwurf und Ausführung noch in gleicher Hand liegt. Seine phantasiereichen und gemütvollen Werke sind Prunkstücke von Museen, vor allem aber Ehrengeschenke geworden, die auf diesem zeitweise ganz verkommenen Gebiet eine neue Kultur eröffnet haben.
Oskar von Miller (1855—1934) lernte ich zuerst kennen durch die bewundernden Erzählungen, die sein Bruder von seinen Plänen machte. Abgesehen von den Weihnachtsfeiern bin ich ihm erst später durch den Bau des „Deutschen Museums", für dessen Bibliotheksbau ich Preisrichter war, persönlich nähergekommen.
Das Preisgericht endete mit einem Gegensatz zu Millers Wünschen, die in einem Vorprojekt niedergelegt waren. Anderen Tages hatte Miller alles, was in Deutschland Rang, Macht und Geld besitzt, zu einem großen Fest eingeladen, um das Ergebnis des Wettbewerbs zu zeigen. Die Art, wie er erreichte, daß eigentlich niemand die ihm nicht passenden prämiierten Arbeiten zu sehen bekam, war ein erstes Kunststück, das ich mit Interesse beobachtete, dann aber kam ein zweites, das ich mit Bewunderung erlebte.
Alle Geladenen ahnten, daß sie das Festessen teuer bezahlen sollten, und machten ihre Witze darüber. In dieser bedenklichen Stimmung hielt Oskar von Miller seine Tischrede: Er würde das Museum nie gegründet

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

haben, wenn er auch nur einen Augenblick an der Verwirklichung der Bibliothek hätte zweifeln können. Die ganze Schau habe nur den höheren Zweck, den Beschauer zum Besucher der Bibliothek zu machen. Ohne die dadurch gegebene Vertiefung des Eindrucks sei das Museum kein Segen, sondern ein Schaden für die Technik. Deshalb gebrauche er 7 Millionen.
Das wurde in einer Weise vorgebracht, die in Scherz und Ernst so zwingend war, daß eine sofortige Sammlung sicher die 7 Millionen gebracht hätte.
Der Eindruck dieses Erlebnisses ist für mich der Schlüssel für die Wunderleistung geworden, die dieses Museum, das trotz aller Erschütterungen der Welt aus dem Nichts entstand, bedeutet.

[41] Die Millersche Erzgießerei, ein Stolz der Stadt München, mußte im Jahre 1932 geschlossen werden, nachdem sie als letztes ein gewaltiges Bolivar-Denkmal für Südamerika ausführte, für dessen Entwurf Ferdinand von Miller in jungen Jahren einen Preis bekommen hatte.

[42] *Joh. Nepomuk Sepp* (1816—1909) war 1846 an den Unruhen um Lola Montez beteiligt. Er verlor seine Professur der Geschichte in München, die er 1850 wiederbekam.
1848 war er Mitglied des Frankfurter Parlaments, seit 1849 Mitglied der Bayerischen Abgeordnetenkammer, in der er 1870 entscheidend für Bayerns nationalistische Stellungnahme eintrat.
In seinem fünfbändigen „Das Leben Jesu Christi" (1842—1846) tritt er als Gegner von David Friedrich Strauß in die Schranken. Die stark religiöse Seite seines kämpferischen Wesens machte ihn zum Streiter für die Gotik.
Im übrigen gelten seine Arbeiten vor allem der bayerischen Geschichte (z. B. „Der bayerische Bauernkrieg", 1884).

[43] *Karl Freiherr du Prel* (1839—1899) nahm 1872 seinen Abschied als Hauptmann, um sich den Naturwissenschaften zu widmen. „Der Kampf ums Dasein am Himmel" entstand 1874, „Entwicklungsgeschichte des Weltalls" 1882.
Dann zeigten zwei Bände „Studien aus dem Gebiet der Geheimwissenschaften" (1890/91) die Wendung zu okkulten Dingen.
Im leidenschaftlichen Eifer, seine Erkenntnisse zu verbreiten, verfaßte er auch einen vielgelesenen Roman :„Das Kreuz am Ferner" (1891), der Propagandazwecken diente. In seinem Sterbejahr erschien das Werk „Der Tod, das Jenseits, das Leben im Jenseits".

[44] *Albert Freiherr von Schrenck-Notzing* (1862—1929) war der Vorkämpfer für eine wissenschaftliche Ergründung des Hypnotismus und verwandter Erscheinungen („Physikalische Phänomene des Mediumismus", 1920; „Experimente der Fernbewegung", 1924).

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Ob er im Streben, den Gesichtskreis der Wissenschaft zu erweitern, nicht manchmal den Boden unter den Füßen verlor, mag dahingestellt bleiben.

[45] *Karl Wilhelm Diefenbach* (1851—1913) zog später nach Wien, dann nach Kairo. Bezeichnend für seine damalige Popularität war der Umstand, daß sein kleines gestricktes Porträt als „Biermerkel" (Zeichen zur Identifizierung des Maßkrugs) in den Bierkellern verkauft wurde. Seine Kollegen bei dieser Ehre waren Windthorst und Doktor Sigl, der preußenfresserische Herausgeber des „Vaterland", dessen unerschöpfliche Grobheit die Studentenschaft bewunderte.
Diefenbach ist über seine „Kinderreigen" in Silhouettenform, an denen er damals arbeitete, nicht hinausgekommen, Fidus aber schuf sich später mit seinen theosophisch-allegorischen Bildern eine große Gemeinde.

[46] *Hermann Allmers* (1821—1902). Trotz der heimatkundlichen Bedeutung seines „Marschenbuchs", der Wärme seiner „Römischen Schlendertage" und der Schönheit vieler seiner lyrischen Gedichte würde die Rolle, die Allmers seinerzeit gespielt hat, nicht verständlich sein, wenn er nicht eine so merkwürdige Kraft ansteckender Begeisterung besessen hätte. Diese an die Person gebundene Wirkung hat sogar seinen Tod überdauert. Als ich im Jahre 1928 den Regierungspräsidenten von Stade fragte, ob ihm „Allmers" noch ein lebendiger Begriff sei, antwortete er: „Mehr als das, er ist zum Mythos geworden. Die von ihm gegründeten ‚Männer vom Morgenstern', die ihn als Schutzpatron verehren, sind ein Faktor, mit dem ich in allen kulturellen Fragen rechnen muß."
In Theodor Siebs hat er einen ausgezeichneten Biographen gefunden (Mittler & Sohn, 1915).

[47] *Johanna Willich* ist 1918 nach schweren Leidensjahren 74jährig gestorben.
Ihr Sohn Doktor Hans Willich wurde Professor für Baugeschichte an der Münchener Technischen Hochschule und hat vor allem über italienische Renaissance gearbeitet.
Ihre Tochter, Lotte Willich, wurde eine führende Persönlichkeit in der sozialen Frauenarbeit Münchens. Zahlreiche Gründungen, insbesondere auf dem Gebiet der Kinderfürsorge, sind ihr zu verdanken.

[48] *Wilhelm Hertz* (1835—1902) war im Hauptberuf Professor der deutschen Sprache und Literatur.
Trotz seiner formvollendeten Epen „Lanzelot und Ginevra" (1860), „Hugdietrichs Brautfahrt" (1863), „Heinrich von Schwaben" (1867), „Bruder Rausch" (1882) und vieler ausgezeichneter Nachdichtungen von germanischen und romanischen Dichterwerken des Mittelalters („Rolandslied", 1861, „Tristan und Isolde", 1877) hatte er sogar in München nur eine kleine, aber um so treuere Gemeinde.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Gesammelte Dichtungen" sind 1900, „Gesammelte Abhandlungen" 1905 von Friedrich v. d. Leyen herausgegeben worden.

[49] *Camillo Sitte* (1873—1903) war Direktor der Staatsgewerbeschule in Wien. Er ist wegen dieses 1889 erschienenen Werkes später als Vertreter eines „romantischen" Städtebaues stark befehdet worden. Es läßt sich nicht leugnen, daß sein Buch nicht bis zu den eigentlichen Problemen, die unsere Zeit auf diesem Gebiete stellt, vorgedrungen ist. Aber als Auftakt zur Selbstbesinnung ist es trotzdem unentbehrlich gewesen. Solcher Auftakt pflegt meistens mit den leichter faßlichen ästhetischen Einzelfragen zu beginnen.

[50] *Johann Georg Poppe* galt lange als das architektonische Genie Bremens. Seine außerordentlichen zeichnerischen Fähigkeiten verleiteten ihn manchmal zu Entwürfen, die über üppigen dekorativen Absichten den architektonischen Organismus vergaßen (Baumwollbörse).
Poppe war der Schöpfer des ersten, vielbewunderten Stils glanzvollen Reichtums, den der „Norddeutsche Lloyd" mit der „Elbe" zu entwickeln begann. Die Dekorationenen im Geiste von Barock und Rokoko entstanden ohne technischen Zusammenhang mit der Schiffskonstruktion und wurden von Bembé in Mainz nach Poppes Zeichnungen durchgeführt. Sie waren wohl der erste Versuch, architektonische Gedanken in die Innenausstattung der Ozeanschiffe hineinzutragen.

[51] *Karl Hampe* (geb. 1869) wirkt seit 1903 als Professor in Heidelberg, seine Arbeiten gelten vor allem der Zeit der Hohenstaufen.
Theodor Hampe (geb. 1866, gest. 1933) war seit 1909 zweiter Direktor des Germanischen Museums in Nürnberg. Nach seinen zahlreichen kulturgeschichtlichen Arbeiten überraschte er 1926 seine Freunde mit dem Werk „Sieben Bücher vom idealen Optimismus".

[52] *Carl Schäfer* (1844—1908) lehrte seit 1884 in Berlin und zog 1894 an die Karlsruher Hochschule.
Ebenso unbestritten segensreich, wie er als Lehrer gewirkt hat, ebenso umstritten blieben die praktischen Betätigungen seiner Kenntnisse beim Ausbau des Heidelberger Schlosses (1897—1903) und bei der Vollendung des Meißener Doms (1903).
Ähnliches gilt von seinem Antipoden *Friedrich Adler* (1827—1908), der auch ein ausgezeichneter Kenner der mittelalterlichen Baukunst, insbesondere des nordischen Backsteinbaues war und doch Bauten (Christuskirche in Berlin, Schloßkirche in Wittenberg) schuf, die kein Leben atmen.
Beide scheinen mir in ihrer ganz verschiedenen Art ein Beweis dafür zu sein, daß das Studium historischer Stile und ihre Anwendung ganz verschiedene Dinge sind.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

[53] *Hermann Ende* (1829—1907) hat mit Böckmann zusammen zahlreiche große Bauten geschaffen, deren Grundrisse baugeschichtlich wesentlicher sind als ihr architektonisches Kleid, das bald in italienischer Renaissance (Völkerkundemuseum), bald in deutscher Renaissance (Kreishaus in Danzig) gehalten ist.

[54] *Martin Gropius* (1829—1880) war einer der selbständigsten Geister der historisierenden Epoche. Sein Gewandhaus in Leipzig (1880—1884) zeigt die Schöpfung eines neuen Gebäudeorganismus; die Einkleidung in klassische Formen ist daneben von zweiter Bedeutung.
Nicht weniger bemerkenswert ist sein Kunstgewerbemuseum in Berlin (1877—1881) und das Krankenhaus am Friedrichshain (1868—1874), bei dessen Gestaltung er mit Schmieden zusammen neue Wege geht.
Sein Schwiegersohn Martens, der in zahlreichen deutschen Städten Banken gebaut hat, ist ein charakteristisches Beispiel für den Zug der Zeit nach Spezialisierung.

[55] *Friedrich von Thiersch* (1852—1921) hatte seine überragende Meisterschaft bei den Wettbewerben für das Reichstagsgebäude (1. Preis) und das Reichsgerichtsgebäude erwiesen. Ein Blick in die Illustrationen der Biographie, die sein Neffe Hermann Thiersch ihm gewidmet hat, zeigt die erstaunliche Mannigfaltigkeit der Begabung dieses Mannes.
Unter den historisch gefärbten Monumentalbauten des 19. Jahrhunderts wird der Münchener Justizpalast, der während meiner Studienzeit entstand, in wachsendem Maße in den Vordergrund rücken.

[56] *Balthasar Schmitt* mochte etwa zehn Jahre älter sein als ich. Er wurde Professor an der Münchener Kunstakademie. Sein künstlerisches Wesen zeigt sich am schönsten in den Grabmälern hoher Geistlicher, die er für den Bamberger Dom und für die Münchener Frauenkirche geschaffen hat.

[57] *Gabriel von Seidl* (1848—1913) hat trotz aller Pracht, die er im gegebenen Fall zu entfalten verstand, persönlich seine altbayerisch-einfache Lebensauffassung nie verloren.
Als er mir einmal erzählte, wie Frau von Heyl ihm in Worms alle Pläne umgestoßen habe, damit der Küchengeruch ja nicht in die Wohnräume dringen könnte, setzte er kopfschüttelnd hinzu: „Es gibt komische Leut! I wär net glücklich, wenn i in mei Haustür käm und könnt net riechen, was i zu Mittag krieg."
Man darf nie vergessen, daß ein bestes Stück von Seidls Wirken außerhalb seiner eigentlichen Bauten lag. Für die Art, wie er den Charakter Alt-Münchens, das freundliche Bild seines geliebten Tölz oder den Eingangseindruck Münchens am Karlstor vor allen drohenden Gefahren rettete, muß man ihm allzeit dankbar sein. Man denke sich einmal die

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Häuserflügel am Karlstor bei ihrer Aufstockung den Zufallsabsichten der zahlreichen Besitzer preisgegeben! Nur die unermüdliche, Haus um Haus erobernde Energie Seidls hat das verhindert.
Aber auch im einzelnen wachte er als ein eifernd Liebender über seiner Stadt. Als wir einmal am Rande der damaligen Bebauung eine blinde Brandmauer ins offene Feld starren sahen, sagte er erschüttert: „Jetzt, wer dös siecht und 's draht ihm 's Herz net um, dös is koan Mensch, dös is a Viech."
Dicht vor seinem Ende hatte ihn die „Hapag" zu einem Projekt für ihr Hamburger Verwaltungsgebäude aufgefordert. Höger hatte dafür einen Backsteinbau projektiert mit einem gewaltigen Turm, der die zarte Turmsilhouette des Binnenalsterbildes umzuwerfen drohte. Seidl zitterte vor dieser Gefahr und besiegte sie durch den Entwurf eines reizvollen Backsteinbaus mit einfachem Umriß.
Da es ihn grämte, einen jungen Architekten aus dem Sattel gehoben zu haben, schlug er eine Verbindung mit Höger für die Ausführung vor.
Praktisch ist aus dieser Verbindung nichts geworden. Höger hat den Bau allein ausgeführt. Was er schließlich gebaut hat, entstand unter dem Einfluß von Ludwig Hoffmann.

[58] *Emanuel Seidl* (1856—1919) war zur Zeit meiner Tätigkeit noch in starker Abhängigkeit von seinem Bruder, von dem er manchen Auftrag erbte, später hat er sich mehr und mehr vom süddeutschen Barock losgelöst und fand Anschluß an die „moderne" Ausdrucksweise.
Er war ein Meister auf dem Gebiet der Ausstellungen und der Feste. Ich erlebte noch einige Leistungen Gabriels auf diesem Gebiet und lernte dabei die entzückende Art kennen, wie kunstvolle Tafeldekorationen und Schaugerichte mit unerschöpflicher Phantasie geschaffen wurden, eine Übung, die später bei den Festen des „Deutschen Museums" eine vielbewunderte Rolle gespielt hat.
Emanuel Seidl gab den Münchener Festen immer mehr einen weltmännischen Anstrich, vor allem den Winterfesten des „Orchestervereins". Berühmt geworden ist ein Fest, das er auf seiner entzückenden Besitzung in Murnau unter Max Reinhardts Mithilfe gab. Beim Durchwandern des Parks erlebte die Gesellschaft, in der sich drei Königinnen befanden, an immer neuen Orten den Ablauf des „Sommernachtstraums".

[59] *Theodor Fischer* (geb. 1862) ist mir seit jener Zeit ein treuer Freund geblieben. Daß wir oft im Leben feststellen konnten, unabhängig voneinander in schwierigen Fragen zum gleichen Ergebnis gekommen zu sein, ist mir immer eine besondere Freude gewesen.
Fischer ist durch seine Lehrtätigkeit in Stuttgart und in München der eigentliche Erzieher einer ganzen Architektengeneration geworden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Sein starkes Gefühl für die Forderungen der städtebaulichen Eingliederung des Bauwerks in seine Umgebung gab allen seinen Bauten ein ebenso natürliches wie gemütvolles Gepräge. Seine künstlerische Sprache war trotz gefühlsmäßiger Tradition so selbständig, daß er bis zuletzt, ohne sie zu verleugnen, alle fortschrittlichen Regungen der Zeit führend mitmachen konnte.

[60] *Franz von Lenbach* (1836—1904) war von dem Nimbus umwoben, der von Bismarck ausging, mit dessen ganzem Kreise er in enger Beziehung stand.
Eines Tages, als ich in Fragen des Künstlerhauses mit ihm zu verhandeln hatte, traf ich dort einen merkwürdigen Ableger dieses Kreises, einen Mann mit geschminktem Gesicht und bemalten Lippen. Hinter der jugendlichen Maske erkannte ich plötzlich mit Schrecken die alternden Züge von Maximilian Harden. Neben seinen zugespitzten Bemerkungen kam mir Lenbachs raffinierte Grobheit beinahe befreiend vor.
Diese Begegnung bewirkte, daß ich bereits einen Widerwillen gegen Harden faßte, als er noch keinen greifbaren Anlaß dazu bot, sondern als Wahrheitsstreiter weithin bewundert wurde.

[61] *Rudolf Seitz* (geb. 1842), der eine Klasse für Monumentalmalerei an der Kunstakademie leitete, war ursprünglich eine Verkörperung der Münchener Renaissancebewegung, die mit dem früh verstorbenen Lorenz Gedon begann und in der Kunstgewerbeausstellung des Jahres 1887 ihren Höhepunkt fand.
Sein Können ging aber weit über diese stilistischen Grenzen hinaus. Zur Zeit meiner Münchener Arbeit schuf er beispielsweise die strengen Mosaiken im Chore der „St. Anna-Kirche".
Als Konservator am Nationalmuseum wirkte er am Bau mit. Bei den Restaurierungen alter Architekturteile, die das Innere des Museums mit sich brachte, beschwor seine Fähigkeit, in jeder Stilnuance ergänzen zu können, jene Gefahr herauf, die dem Bau später die heftigen Angriffe der Museumsfachleute einbrachte.
Wenn ich auch selber bei meinem Bau des „Museums für Hamburgische Geschichte" ganz entgegengesetzte Wege gegangen bin, bewundere ich die Vollkommenheit dieses Könnens doch heute noch.

[62] *Adolf Hildebrand* (1847—1921), der zu dieser Zeit aus Florenz übergesiedelt war, begann unvermerkt seine mächtige Wirkung auf Münchens Kunstleben auszuüben. Es ist schwer zu beschreiben, welch ungeheuren Eindruck sein Wittelsbacher-Brunnen bei seiner Enthüllung machte. Im Seidl-Büro erwarteten wir das nicht anders, denn wir hatten seine ganze Aufstellung hinter den eifersüchtig behüteten Planken mitgemacht.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Auch die ersten Entwürfe zur Anlage des Prinzregenten-Brunnens, die auf Theodor Fischer zurückgingen, erlebte ich aus nächster Nähe mit.
So schien Hildebrand mir als ein guter Bekannter, als mich später meine selbständige Arbeit in mannigfachster Weise mit ihm zusammenführte.
Zuletzt gesehen habe ich ihn, als wir in Hamburg den Platz für das Bürgermeister-Burchard-Denkmal aussuchten, für das ich ein Relief von seiner Hand an der Michaeliskirche vorgeschlagen hatte. Den eigentlichen Abschied von ihm habe ich aber erst genommen, als ich kurz nach seinem Tode die Trümmer seines „Vater-Rhein-Brunnens" aus den Steinbrüchen, wo der Krieg die Arbeit überrascht hatte, zusammensuchte und in Köln nach langem Kampf während der Rheinbesetzung zur Aufstellung brachte.

[63] *Alexander Günther* ist im Jahre 1926 sechsundachtzigjährig in Lugano gestorben — in bitterster Armut.
Die Italiener hatten ihm im Kriege alle seine Schätze bis aufs letzte genommen, und die lächerlich geringen deutschen Entschädigungen hatte die Inflation zerschmolzen.
Es entsprach seinem Wesen, daß er sich im Elend vollständig vor seinen Freunden verkroch; sie hatten während der Erregungen des Krieges seine Spur verloren.
Zufällig hörte ich von einem Luganer Arzt die Schilderung eines Sonderlings, die auf Günther paßte. Mein Bruder und ich entdeckten ihn dann in der Nähe von Lugano in einer minderwertigen Pension, schlecht behandelt, mit gebrochenem Arm. Zwei Koffer bargen sein ganzes Gut, ein Hundert-Franken-Schein war sein letztes Geld.
Wir erreichten eine besondere Zuwendung der deutschen Entschädigungskommission, so daß er die letzte Zeit vor seinem Ende in einem guten Sanatorium gepflegt werden konnte. Geistig ist er bis zuletzt unverändert geblieben. Mit philosophischer Ruhe betrachtete er leise spottend sich selbst und seine Umwelt und lebte im trauten Verkehr mit einigen wenigen großen Geistern der Vergangenheit.

[64] *Hermann Hahn* (geb. 1868) wurde vor allem durch Hildebrands „Problem der Form" beeinflußt, dessen Inhalt wir damals erst in der mündlichen Darstellung des Meisters kennenlernten.
Wie nötig dieses Buch war, wurde mir klar, als ich in Maisons Atelier zufällig miterlebte, wie Körperteile zum Bremer Brunnen nach der Natur abgegossen wurden. Mit dieser Art damals noch in München hochgeehrter Künstler räumte Hildebrand gründlich auf. Konnte Maison beim Teichmann-Brunnen noch Hahn besiegen, so war es einige Jahre später selbstverständlich, daß Hahn den Bremer Moltke schuf.
Man sieht am Nebeneinander dieser beiden Bremer Denkmale am besten, welche beiden Welten in diesen Jahren miteinander rangen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

[65] Mit *Fritz Schwarz* erlebte ich eine denkwürdige Szene. Als wir am Kantatevorabend das Hauptquartier der Festteilnehmer, „Äckerleins Keller", betraten, wurde gerade vom Heidelberger Buchhändler Peters für den Witwenpensionsfonds gesammelt. Als Schwartz in der Tür erschien, rief Peters: „Der muß hundert Mark bezahlen!" — „Bitte hier", sagte Schwartz. „Aber jetzt bist du dran und mußt dasselbe geben." — „Gerne", sagte Peters, „wenn ich mir dafür von dir ein kleines Andenken auswählen kann." — „Bewilligt!" — „Bitte, deine Hose —." Sofort wurde die Hose ausgezogen und Schwartz wandelte den Rest des Abends zum Besten der Witwen in Unterhosen durch die Leipziger Lokale. — Diese Hose ist historisch geworden. Im nächsten Jahr erschien sie, mit einem großen silbernen Portemonnaiebügel versehen, als Klingelbeutel für die weiteren Pensionsfondssammlungen.

[66] Unter den *„Worpswedern"* war mein Klassengenosse *Fritz Overbeck* einer der stillsten, aber der tiefsten. Er starb schon 1909. Mackensen zog bald fort, um die Kunstschule in Kassel zu übernehmen. Hans am Ende, der im Kriege starb, und Modersohn blieben Worpswede am längsten treu. Das seltsamste Schicksal war Heinrich Vogeler vorbehalten. Aus dem märchenfrohen Idylliker machte der Krieg einen verstörten Kommunisten. Sein reizendes Haus schmückte er mit schauerlichen Kriegsbildern und machte es zum Kinderheim. Er ist in Sowjetrußland verschwunden.
An Modersohns Namen knüpft sich eine zweite Kunstepoche, die Worpswede durch den Kreis erlebte, der mit seiner Frau, Paula Becker-Modersohn, zusammenhängt. Die Bildhauerin Clara Westhoff, die Rainer Maria Rilkes Gattin wurde, gehört dazu.
Die Freundschaft dieser Menschen mit dem Bildhauer Bernhard Hoetger zog diesen aus Paris hierher. Dies wurde der durch ihre Unberührtheit wirkenden Landschaft zum Schicksal: Hoetger bedachte sie mit Bauwerken, die alles andere als bodenständig sind.
Das Kapitel „Worpswede", das noch manches andere Blatt aufweist, wird eines der merkwürdigsten in der Bremer Kulturgeschichte sein.

[67] *Max Slevogt* hatte Nelly v. E., deren edles Profil auch Lenbach zu einem Porträt begeistert hatte, gemalt: die beiden Bilder verkörpern zwei Kunstepochen.
Daß Slevogt 1901 nach Berlin zog, wo er sich erst ganz entfalten konnte, hängt eng mit der Diktatur zusammen, die Lenbach immer mehr über München auszuüben begann. Dadurch ist in der Münchener Kunstentwicklung eine Lücke entstanden, die eigentlich durch Corinth und Slevogt hätte ausgefüllt werden müssen.

[68] Mit *Julius Mössel* führte mich das Leben beim Bau des Leipziger Rathauses wieder zusammen, dessen Festsaaldecke er gemalt hat.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Visscher van Gaasbeck ist später in Basel ein gesuchter Privatarchitekt geworden.

[69] *Martin Dülfer* (geb. 1859) wurde 1906 auf meinen Vorschlag aus seiner Münchener Privattätigkeit auf den Dresdener Lehrstuhl für Baukunst berufen.
Ich sah in ihm einen der wenigen, die in dieser Zeit nicht im Kunstgewerblich-Dekorativen steckenblieben, sondern die Fragen des baulichen Organismus miterfaßten. Das zeigte er vor allem in seinen Theaterbauten (Meran, Dortmund, Lübeck, Sofia).
Dülfer erbte den staatlichen Auftrag für ein großes Bankgebäude am Leipziger Augustusplatz, den ich der sächsischen Regierung zurückgab, als ich alle Kraft auf meine neue Hamburger Aufgabe vereinigen mußte.

[70] *Otto Eckmann* (1865—1902) hat durch seine Graphik (Eckmann-Schrift) und seine Textilien die Zeit des „Jugendstils" überlebt, der vor allem durch seine Zeichnungen in der Zeitschrift „Jugend" diesen Namen bekam.
August Endell (1871—1925) wurde später in Berlin bekannt durch das kleine kapriziöse Theater, das er für Ernst von Wolzogens „Überbrettl" herrichtete. Er ging von der Philosophie ganz zur Werkkunst über und nahm jene Stelle als Direktor der Breslauer Kunstakademie ein, die mir 1903 zugedacht wurde und die nach meiner Absage Poelzig übernahm.
Hermann Obrist (1863—1927) ging von seinen schönen Stickereien zu Brunnen und Grabmälern über, die an Stelle einer mathematisch faßbaren Struktur nicht ohne Geist allerhand knorpelig wuchernde Gebilde setzten. Seine Arbeiten, die er in theoretischen Ausführungen als Boten einer neuen Kunst betrachtete, hatten im Dreidimensionalen manche Ähnlichkeit mit dem, was van de Velde in seiner frühesten Periode im Zweidimensionalen machte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

[71] *Carl Seffner* (geb.1861) hatte mit dem großen Anatomen His zusammen Bachs Gebeine durch Modellierung seiner Gesichtszüge über den aufgefundenen Schädel identifiziert. Er entzückte zu dieser Zeit Leipzig durch überaus lebenswahre Büsten, konnte aber eine gewisse kleinbürgerliche Befangenheit nicht abstreifen, wenn er freie Plastiken schuf.

[72] *Hugo Licht* (1841—1923) war von 1879 bis 1906 Stadtbaurat von Leipzig. Unter den zahlreichen Bauten, die in diesen 27 Jahren entstanden, seien das Städtische Museum (1883—1886), das Konservatorium der Musik (1885—1887), das Grassimuseum (1892) und das neue Rathaus (1898—1902) besonders hervorgehoben.

[73] *Roderich von Stintzing*, der Verfasser der „Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft", verunglückte 1883 im Allgäu.

[74] *August von Miaskowski* (1838—1899) war ein Balte. Neben den wenigen, aber fein durchgearbeiteten Publikationen, die sich besonders auf dem Gebiet der Agrarwissenschaft bewegen („Das Problem der Grundbesitzverteilung", 1890), liegt seine Bedeutung vor allem in seiner Tätigkeit im Seminar. Den Höhepunkt seines Wirkens erreichte er in seiner Wiener Universitätstätigkeit, die er 1891 mit Leipzig tauschte.

[75] *Heinrich Curschmann* (1846—1910) war der berühmte Gestalter des Eppendorfer Kankenhauses in Hamburg. Er kam 1888 nach Leipzig.
Über *Karl Binding* siehe Anmerkung 5.
Karl Chun (1832—1914), dessen Frau das Temperament ihres Vaters, des alten Revolutionärs Karl Vogt, geerbt hatte, war der Leiter der deutschen Tiefseeexpedition auf der „Valdivia". Er berichtete darüber in dem Buch „Aus den Tiefen des Weltmeeres".
Bernhard Windscheid (1817—1892) war der Verfasser des dreibändigen „Lehrbuchs des Pandektenrechts". Seine Frau und seine Tochter Lotte waren Führerinnen in allen Unternehmungen der Frauenbewegung. Die älteste Tochter Käthe war eine der ersten Frauen, die den Doktortitel erwarb, und die Gründerin des ersten Frauengymnasiums.

[76] *Carl Heine* (1861—1927) wirkte von 1895 bis 1898 in Leipzig, dann zog er mit seinem „Ibsen-Theater" auf Gastspielreisen. Der seltsame Kreis verflog in nichts. Walter Harlan verließ Leipzig, und Hans von Weber gründete in München die satirische Verleger-Zeitschrift „Der Zwiebelfisch".

[77] *Bruno Eelbo* hatte in den neunziger Jahren als Architekt vornehmer Villen in Leipzig viel Erfolg. Er baute in italienischem Charakter, war

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

aber im übrigen ein begeisterter „Germane", ein Gefühl, das er in seinen Dichtungen entlud.
Als sein langjähriger Kompagnon Carl Weichardt, dessen Werk über den Tiberiuspalast in Capri Aufsehen erregte, Professor an der Dresdener Technischen Hochschule wurde, siedelte er wenige Jahre darauf nach Weimar über, wo er ganz seinen schriftstellerichen Neigungen lebte.

[78] *Edwin Bormann* (1851—1918) hat das Verdienst, den Humor, der im sächsischen Dialekt stecken kann, literaturfähig gemacht zu haben.
Wenn dieser Humor einer Tafelrunde zugute kam, war Bormann reizend, in der Regel aber landete er bald bei der Shakespeare-Bacon-Frage.
Für ein Stalaktitenfest schrieb er eine geistreiche kleine Schrift, in der er durch Zitate bewies, daß sämtliche Stalaktiten, Mann für Mann, mit ihren Eigentümlichkeiten bereits in Shakespeares Dramen vorkommen. Er merkte die Selbstpersiflage seiner Bacon-Beweisführung nicht, die in dieser kleinen, lustigen Arbeit lag.
Auch *Georg Böttticher* (1849—1918) strebte danach, dem sächsischen Dialekt eine literarische Seite abzugewinnen. Einige wußten, daß er identisch war mit der ständigen Figur der „Fliegenden Blätter", dem „Leutnant von Versewitz", aber wenigen war bekannt, daß er in seinem eigentlichen Beruf ein vielbeschäftigter Tapetenzeichner war. Manchmal berichtete er sorgenvoll von den Schwierigkeiten, die er mit einem Tunichtgut von Sohn hatte. Er würde sich heute über ihn wundern, denn dieser hat als „Joachim Ringelnatz" in Deutschland eine Gemeinde gefunden.

[79] *Th. Th. Heine* (geb. 1867 in Leipzig) hat noch 35 Jahre weiter die Schwächen seiner Zeit im „Simplizissimus" drastisch beleuchtet. Man braucht diese herbe Kulturgeschichte nicht zu fürchten, da sie aus ihrer Einseitigkeit keinen Hehl macht.
Heines Wesen versteht man erst ganz, wenn man seine zarten, lyrisch gefärbten Malereien kennt. Diese seltsame Mischung erinnert an seinen Namensvetter Heinrich.

[80] *Lovis Corinths* (1858—1925) Bedeutung im Bilde der deutschen Kunst habe ich in diesen Jahren noch nicht erkannt. Als ich einmal zu Klinger sagte: „Ich weiß gar nicht mehr, was Corinth in seinen Bildern eigentlich will —", fiel dieser ein: „Weiß ich ganz genau: Fleesch will er — nur Fleesch!" Das war halb Kritik und halb Bewunderung.
Für *Otto Greiner* (1869—1916) wurde Klingers Nähe zugleich Glück und Gefahr. Als er dabei war, frei zu werden und die Farbe wirklich zu entdecken, ereilte ihn zu früh der Tod.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Schlagkraft seiner Charakterisierungskunst zeigte sich nicht nur in seinen Zeichnungen, sondern auch in seinen Worten. „Heute führte Vogeler sein lyrisches Totenköpfchen auf dem Korso spazieren." — „Gestern abend mußte ich wieder das vertrocknete Biskuittörtchen genießen", das war die Art, wie er sich treffsicher ausdrückte.
Sascha Schneiders (1870—1927) Begabung wies ganz zur Wandmalerei. Es mag damit zusammenhängen, daß bei ihm eine übermäßige physische Kraft in einen kleinen Körper gebannt war, wenn es ihm schwerfiel, mit seiner Kraft Maß zu halten. Statt den Architekten als Bundesgenossen zu betrachten, suchte er ihn in einer Art Gegnerschaft zu übertönen: im Saal des Buchhändlerhauses in Leipzig durch den Maßstab, im Opernhaus in Köln durch Gewaltsamkeiten des Inhalts.

80a Eine kleine Episode ist nicht nur für diese Seite von Klingers Wesen charakteristisch. Eines Tages tauchte bei mir die ungewöhnlich eindrucksvolle Gestalt einer mir bis dahin unbekannten Bremer Bildhauerin auf: *Klara Westhoff*. Sie bat mich, ihr durch Klinger eine Empfehlung an Rodin zu verschaffen, zu dem sie sich leidenschaftlich hingezogen fühlte.
Klinger, der gegen Bildhauerinnen eine besondere Abneigung besaß, ließ sie grollend vor, weil ich ihm telephoniert hatte: „Gucken Sie sie wenigstens erst mal an; es ist sehenswert." Er verlangte einen Befähigungsnachweis, und anstatt ihr, wie sie erwartet hatte, etwas zum Modellieren zu geben, sperrte er sie in einen kleinen Nebenraum, gab ihr ein Stück Marmor, den Gipsabguß einer Hand und sein schwerstes Steinmetzwerkzeug: „So das meißeln Sie mir mal aus."
Aber er hatte sich in seinem Gast, dessen Anwesenheit er völlig vergaß, geirrt. Als er spät abends zufällig in den kleinen Nebenraum trat, fand er die von Arbeit und Hunger erschöpfte Bildhauerin auf der Erde schlafend — aber die Hand war ausgemeißelt.
Durch diese Energieprobe war Klinger bezwungen. So kam Klara Westhoff zu Rodin und wurde in der Folge die Gattin von *Rainer Maria Rilke*.

81 *Max Klinger* (1857—1920) hat dies umfangreichste seiner Werke nie vollendet, und nach seinem Tode fiel es in Vergessenheit. Da er in den Jahren seines Lebens, ohne daß er es wollte, die deutsche Kunstwelt so ungewöhnlich beschäftigte, trat nach seinem Tode eine Reaktion ein: man erklärte ihn für erledigt.
Das Nachlassen seiner Kraft in den letzten Jahren seines Lebens entschuldigt dieses Fehlurteil etwas. Es ist nicht ernst zu nehmen, denn Klinger wird unversehrt wieder auferstehen. Dafür bürgt allein schon sein graphisches Werk. Einst wird man die Seelengeschichte unserer Zeit aus ihm ablesen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Bei Klingers Schöpfungen auf dem Gebiet der Malerei und Plastik wird eine spätere Zeit eine Umgruppierung der Wertungen vornehmen. Nicht der „Christus im Olymp" wird maßgebend sein, wohl aber wird die „Blaue Stunde", die „Kreuzigung" und die „Pietà" im Range wachsen. Nicht der „Beethoven" wird obenan stehen, wohl aber die „Salome", die „Badende" und das Porträt von Wundt.

[82] *Elsa Assenieff* (eigentlich Frau von Nestorow), die Gattin eines hohen bulgarischen Beamten, hatte in Leipzig durch ihre sphinxhafte Schönheit zuerst einen der bekanntesten Rechtsanwälte betört, dem sie in dem Roman „Ist das die Liebe?" ein grausames Denkmal setzte.
Sie hatte dann ihre Bestimmung darin gesehen, Nietzsche zu pflegen, ein Versuch, den mir Frau Förster tief empört mitteilte.
Darauf gelang es ihr, Klinger zu fesseln. Der Rausch hat lange gedauert, das Ende war traurig. Als er sich mehr und mehr von ihr trennen mußte, lief sie als Gespenst ihrer selbst in Leipzig herum.
Auf Klingers Grab steht die Bronzefigur eines kauernden Mannes, der mit einer halb rückwärts gewandten Bewegung nach oben blickt. Die seltsamsten Deutungen dieser Gestalt sind laut geworden. Ich habe die Figur in Klingers Atelier als Teil einer unvollendeten Gruppe gesehen, in der eine nackte Frau, ähnlich wie auf Klingers Exlibris der Frau Assenieff, über den Mann hinschreitet.
Es liegt eine seltsame Symbolik darin, daß diese unsichtbare Gestalt auf Klingers Grab steht.

[83] *Otto Hettner* (1875—1931) begegnete mir später im Leben wieder, als er mein Dresdener Krematorium mit Fresken schmücken wollte. Er hatte sich, vom Neuimpressionismus ausgehend, einer Monumentalmalerei großen Stils zugewandt, die er in den riesigen Wandbildern des Stettiner Museums hat zeigen können. Zugleich wandte er sich der Bildhauerei zu. Seit 1917 wirkte er in Dresden an der Kunstakademie.

[84] *Artur Volkmann* (geb. 1851) spiegelte den Maréesschen Einfluß am deutlichsten, aber das Schwanken zwischen Malerei und Plastik, das damit zusammenhing, brachte ihn in die Gefahr, als Maler allzusehr Plastiker und als Plastiker zu sehr Maler zu werden. Er tönte das zarte Relief seiner „Amazone" farbig, während seine Malereien fast farblos wirkten.
Ludwig von Hofmann (geb. 1861) zeigte unter dem Einfluß dieses Kreises immer deutlicher das Streben nach Befreiung vom Tafelbilde, das für sein späteres Wirken an den Kunstakademien in Weimar und Dresden charakteristisch wurde.
Ludwig Tuaillon (1862—1919) hatte bereits reifste Ausgeglichenheit erreicht. Der edle Eindruck der „Amazone" führte dazu, daß ich später

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

in Hamburg beim Streben, den Stadtpark zu einem Freilichtmuseum deutscher Plastik zu machen, in erster Linie ein Werk seiner Hand haben wollte.
Ich konnte ihm den großen Stier in Auftrag geben, der seine letzte Arbeit geworden ist. Er sollte mitten in einem größeren runden Wasserbecken zur Aufstellung kommen, so daß sich Tuaillon von der Spiegelwirkung besonders viel versprach.
Da die Inflation das Legat aufzehrte, das für diesen Plan bestimmt war, kam der Stier schließlich in den Privatpark eines Kunstfreundes.
Johannes Haller (geb. 1865) war der genießende Kritiker des Kreises. Er arbeitete von 1892 bis 1897 am „Preußischen Historischen Institut" in Rom, dann wurde er Professor in Gießen und in Tübingen.
Seit dem Weltkrieg trat er als politischer Historiker kräftig hervor („Bismarcks Friedensschlüsse", 1915 — „Die Ära Bülow", 1922 — „Die Epochen der deutschen Geschichte", 1923 — „Das Papsttum", 1934).

[85] *Karl Schellhaß* (geb. 1862) war von 1898 bis 1922 Sekretär am „Preußischen Historischen Institut" in Rom und bearbeitete dort die Nuntiaturberichte aus Deuschland.

[86] Ich veröffentlichte damals in aphoristischer Form „Englische Eindrücke" in der „Kunst für Alle". Sie sind in mein erstes kleines Buch „Im Kampfe um die Kunst" (Verlag Heitz, Straßburg) aufgenommen.

[87] *Constantin Meunier* (1831—1905) ist so viel nachgeahmt worden, daß man leicht vergißt, daß der zeitgenössische Arbeiter vor ihm nur in der Malerei, nicht in der Plastik eingeführt war. Das wurde bedeutsam, weil Meunier zeigte, daß man auch im Rahmen eines scheinbaren „Naturalismus" monumental sein kann.

[88] *Fernand Khnopff* (1852—1921) war der Hauptvertreter der belgischen Symbolisten. Die Linie geht von Burne Jones und G. Moreau über ihn zu Gustav Klimt. Eines seiner Hauptwerke ist „The Memories" im Brüsseler Museum.

[89] *Viktor Horta* (geb. 1861) erweiterte das „Maison de peuple", an dem er von 1896 bis 1899 baute, noch beträchtlich im Jahre 1913. Er errichtete in Brüssel das „Palais des Beaux Arts" von 1921 bis 1928.
Henri van de Velde (geb. 1863) wurde dadurch, daß er von 1902 bis 1914 Direktor der Weimarer Kunstschule war, ein immer stärkerer Faktor in der deutschen Kunstbewegung, die aber seinen Stil der bewegten Linie nach kurzem Schwanken nicht mitmachte.
Er selber hat im Laufe der Zeit eine starke Wandlung nach der Seite einer einfachen, gradlinigen Ausdrucksweise durchgemacht.
Als er während des Krieges über die Schweiz in seine Heimat zurückkehrte, erhielt er den Auftrag, in Holland das sagenhafte Schloß zu

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bauen, in dem Frau Kröller-Müller unter anderem ihre großartige Gemäldesammlung unterbringen wollte. Schon Behrens und Berlage hatten hierfür Pläne gemacht. Als mir van de Velde sein Projekt 1922 im Haag zeigte, sah ich, daß die eigentümliche Aufgabe jetzt an den richtigen Mann gekommen war.

[90] *Otto Rieth* (1858—1911) hatte mit der neuzeitlichen Stilbewegung nicht den geringsten Zusammenhang, und doch betrachtete ihn die damalige junge Generation im Hinblick auf seine „Skizzen" als einen der Befreier vom historischen Akademismus.
Als ich 1908 den Internationalen Architektenkongreß in Wien als Vertreter Sachsens mitmachte und wir Gäste bei der nächtlichen Tafelrunde im Kreise der jungen Wiener Künstlerschaft alle unsere Namen sagen mußten, erregte der Name „Otto Rieth" einen solchen Beifallssturm, daß dem damals schon gebrochenen Mann die Tränen über die Backen liefen.

[91] *Ernst Horneffer* (geb. 1871) veröffentlichte 1900 seine Nietzsche-Vorträge. In seinen späteren religionsphilosophischen Schriften verbindet sich Platonismus mit deutscher Mystik. Mit seinem Bruder August gab er die Zeitschrift „Der unsichtbare Tempel" heraus.
Die bekannte Radierung von *Hans Olde*, die wenige Tage vor meinem Besuch fertig wurde, gibt den Eindruck Nietzsches gut wieder, obwohl dieser ablehnend auf Olde reagierte. Leider zeigt sie nicht die Hände, die wie beseelte Wesen wirkten.

[92] *Elisabeth Förster-Nietzsche* (geb. 1846) ist in der Öffentlichkeit oft kritisiert worden, sie hat aber nicht nur in treuer Sorge dem kranken Bruder für die letzten schweren Jahre eine Ruhestätte geschaffen, sondern durch Gründung des Nietzsche-Archivs zugleich für die Pflege seines Werks und die Sammlung seines Nachlasses gesorgt.
Daneben würde selbst der Vorwurf einer gewissen Stilisierung der Gestalt des Bruders verblassen.

[93] *Karl Henrici* (geb. 1842) war seit 1875 Professor an der Technischen Hochschule in Aachen. Er wurde dadurch allgemein bekannt, daß er 1893 den ersten Preis im Stadterweiterungs-Wettbewerb der Stadt München erhielt.
Er zeigte sich hier ganz im Bann der romantisch-malerischen Richtung Camillo Sittes, über die er in seinen späteren Arbeiten hinauswuchs.

[94] *Richard Graul* (geb. 1862) war von 1896 bis 1929 Direktor des Leipziger Kunstgewerbemuseums, seit 1924 auch des städtischen Kunstmuseums.
Er ist Verfasser zahlreicher anregender Kunstbücher („Einführung in die Kunstgeschichte", 1892), seine wichtigste Tat aber wird bleiben, daß er es in unermüdlichem Bemühen fertiggebracht hat, in den geschmacklosen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Hexensabbat der „Leipziger Messe“ wenigstens eine Insel wirklicher künstlerischer Qualität hineinzubringen.
Der Kampf hierfür hat mich ständig mit ihm in Verbindung gehalten.

[95] Unter den Couplets fand das folgende besonders frohe Aufnahme, als es von Otto Schelper, dem „Hans Sachs“ der Bayreuther Festspiele, gesungen wurde:

Die Eva sprach: Mein Zeitvertreib,
Ach Adam, ist nicht groß!
Du bist mein Mann, ich bin dein Weib —
Doch sonst ist gar nichts los.
Hier ist nichts, was ich naschen mag,
Nichts, was man klatschen kann,
Was tu ich nur den ganzen Tag? —
Ich zieh mir mal was an!

Da nahm sie sich, wie ihr's ja wißt,
Was sie zu Händen hat,
Und schuf damit voll Weiberlist
Das erste Modenblatt.
Und gar nicht lang war's, als sie sah,
Daß man dies wechseln kann:
Hurra! Jetzt war die Mode da!
Die Kunst, die kam erst dann.

Bald sah ihr zu natürlich aus,
Was sie geschaffen hat,
Sie machte Phantasie daraus
Und stilisiert das Blatt.
So kam, ohn' daß man's recht bezweckt,
Das Ornament zum Licht:
Hurra! Jetzt war die Kunst entdeckt!
Nun kam die Kunstgeschicht'.

Denn bald grassierte in der Welt
Wie toll das Ornament,
Natur ward auf den Kopf gestellt,
Daß man sie kaum noch kennt.
Bis daß ein Kunstgelehrter sah,
Daß man hier ordnen kann:
Hurra! Die Kunstgeschicht' war da!
Die Stile kamen dann.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Er machte kleine Sträußchen draus
Aus all dem Formenspiel,
Ein Bändchen hübsch um jeden Strauß
Und nannt ihn einen Stil.
So ward hübsch alles festgesetzt
Von diesem weisen Mann:
Hurra! Die Stile hat man jetzt!
Nun fing das Schaffen an.

Man sieht aus dieser Genesis
Im darwinist'schen Geist,
Daß man auf rechtem Wege is,
Wenn man die Damen preist.
Denn hätte jene Eva nicht
Die Mode einst kreiert, —
Ohn' Kunst und ohne Kunstgeschicht'
Wär' alle Welt krepiert.

[96] *Wilhelm His d. J.* (1863—1934) wurde im Jahre 1907 Direktor der ersten medizinischen Klinik in Berlin und entwickelte sich zu einem der berühmtesten Internisten Deutschlands. Er hat trotz seines großen Wirkungskreises die Musik nicht aufgegeben.
Gustav Brecher (geb. 1879) ist nicht, wie wir erwarteten, als Komponist bekannt geworden. Ich traf ihn 1909 in Hamburg wieder als Dirigent der Oper. Als er 1924 Generalmusikdirektor in Leipzig wurde, blieb er durch die „Brecher-Konzerte" ständig mit Hamburg verbunden.

[97] *Siegfried Wagner* (1869—1930) bat mich während meiner Dresdener Zeit, den Umbau des Festspielhauses, der aus feuerpolizeilichen Gründen nötig wurde, zu übernehmen. Leider konnte ich wegen Arbeitsüberhäufung der Aufforderung nicht nachkommen.
Als ich 1929 in Bayreuth die letzte Parsifalaufführung erlebte, die Muck dirigierte und die Siegfried selber hörte, begrüßte er mich auf der Terrasse des Festspielhauses als „Gegner Bayreuths". Er konnte meine Kritik an seiner unentschlossenen Dekorationstaktik (siehe: „Die Gestaltungsaufgabe Bayreuths" in „Zeitfragen der Architektur") nicht verwinden und führte mir seinen Sohn vor als denjenigen, der zwischen uns entscheiden würde.
Aber schon Frau Winifred Wagner hat, als sie die künstlerische Erbschaft Bayreuths übernahm, durch die „Ring"-Inszenierung von Emil Preetorius grundsätzlich den Weg beschritten, für den ich eintrat.

[98] *Georg Hirzel* hat dem Verlag, der einst durch Gustav Freytags und Treitschkes Werke charakterisiert wurde, so sehr einen medizinischen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Charakter gegeben, daß die medizinische Fakultät ihn beim Jubiläum der Leipziger Universität zum Ehrendoktor ernannte.
Seine Privatinteressen waren künstlerisch. Ich brachte ihn mit Klinger zusammen, woraus eine enge Freundschaft erwuchs. Er half Klinger vor allem, seinen Lieblingsgedanken zu verwirklichen: eine deutsche Künstlerakademie in Florenz, die „Villa Romana".
Klinger hing so sehr an diesem Gedanken, weil er nicht verwinden konnte, daß seine Verwirklichung, die er früher schon erreicht glaubte, durch die enttäuschende Unzuverlässigkeit eines Freundes zunichte wurde. Der Krieg hat die schöne Gründung wieder zerstört.

[99] *Ludwig Volkmann* (geb. 1870) war einer jener Männer, die nicht allein in ihrem Beruf aufgehen, sondern daneben einen Überschuß bester Energie allgemeinen Kulturbestrebungen widmen.
Zuerst richtete er dies Streben auf künstlerische Aufklärung. Seine Bücher „Naturproduktion und Kunstwerk" (1902) und „Die Grenzen der Kunst" (1903) zeugen unter anderen davon.
Dann aber sorgte er für die repräsentativen Interessen des Buches. Er war seit 1901 erster Vorsteher des Deutschen Buchgewerbevereins und krönte diese Tätigkeit durch die großartige „Internationale Buchgewerbeausstellung (Bugra)", der durch den Kriegsausbruch ein vorzeitiges Ende bereitet wurde.
In Bukarest traf ich 1918 wieder mit ihm zusammen, wo er eine Art kleiner Universität für die rumänischen Besatzungstruppen errichtet hatte.
Walter Goetz (geb. 1867) wurde Lamprechts Nachfolger an der Leipziger Universität.
Rudolf Kautzsch (geb. 1868) verließ Leipzig im Jahre 1903 und wurde Professor an den Hochschulen Darmstadt, Breslau und Frankfurt a. M. (1916—1929).
Georg Göhler (geb. 1874) war bis 1913 Dirigent des Riedel-Vereins in Leipzig, übernahm 1915 die Symphoniekonzerte in Lübeck und wurde 1922 Musikdirektor am Landestheater in Altenburg.

[100] *Anton Kippenberg* (geb. 1874) wurde 1905 Inhaber des von den Bremern Alfred Walter Heymel und Rudolf Alexander Schröder gegründeten „Insel-Verlags".
Der Verlag orientierte sich an einem Kulturkreis, der in Goethe seinen geistigen Mittelpunkt sieht. Kippenberg hatte schon als unbemittelter Angestellter begonnen, seine Goethesammlung zu entwickeln, deren Reichtum wie ein Wunder wirkt. Der Katalog der Sammlung ist ein bibliographisches Monument, das „Jahrbuch der Sammlung Kippenberg" bringt immer neue Schätze ans Licht, die Ausstellung in der Berliner

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

„Akademie der Künste" im hundertsten Todesjahr Goethes zeigte auch der großen Öffentlichkeit, was bis dahin nur der Eingeweihte kannte.
Zu seinem 50. Geburtstag erschien das schöne Gedenkbuch „Navigare necesse est".

[101] *Eugen Diederichs* (geb. 1867) ist einige Jahre später mein Verleger geworden. Er vollzog in seiner selbstbewußt spürenden Persönlichkeit die Entwicklung vom Ästhetischen zum Weltanschaulichen und dann vom Religiösen zum Deutsch-Volkhaften.
Wenn man in späteren Jahren mit ihm zusammentraf, behielt man den Eindruck eines volkstümlichen Oberpriesters, wie man ihn sonst nicht kannte.
Zwei hochstehende Frauen, Helene Voigt und Lulu von Strauß und Torney, standen ihm zur Seite.
Ein Buch, das die Autoren des Verlags zu seinem 60. Geburtstag herausgaben, spiegelt die Mannigfaltigkeit seines Wesens.

[102] *Cornelius Gurlitt* (geb. 1850) wirkte von 1893 bis 1920 an der Dresdener Technischen Hochschule.
Die Vielseitigkeit seines Wesens wird angedeutet, wenn man sich vergegenwärtigt, daß er die erste „Geschichte der Baukunst des Barock" — ein „Handbuch des Städtebaus" — und die „Bau- und Kunstdenkmäler Sachsens" herausgab. Auf dem Gebiete der Denkmalpflege, auf der er auch unserer Zeit das Recht freier Gestaltung einräumen wollte, hat er die stärksten seiner Kämpfe ausgefochten.

[103] *Paul Wallot* (1841—1912) war 1894 nach Dresden gekommen, nachdem er zehn Jahre dem Reichstagsbau gewidmet hatte.
Die Grenzen seines architektonischen Wesens lagen in der Innenarchitektur und zeigten sich beispielsweise darin, daß er die Ausstattung wesentlicher Räume des Ständehauses den „Deutschen Werkstätten" übergab.
Eines Tages bot mir der Direktor der Werkstätten die Ausgestaltung eines Sitzungssaales im Ständehaus an.
Ich schrieb an Wallot, ob das mit seiner Kenntnis geschähe. Er antwortete, er hätte zwar nichts davon gewußt, aber er wolle nicht widersprechen. Diese Situation schien mir so unnatürlich zu sein, daß ich trotzdem ablehnte. Riemerschmid hat den Raum gemacht.

[104] *Georg Treu* (1843—1921) war von 1882 bis 1909 Direktor des Dresdener Albertinums. An seinen Namen knüpfen sich die Ausgrabungen in Olympia (1877—1881), aber er ließ seinen Einfluß auch der modernen Plastik zuteil werden (Meunier, Klinger, Volkmann).
Sein Eintreten für Farbe in der Plastik hat bei Klinger und bei Volkmann ganz verschiedene Erfüllung gefunden. Klinger suchte die Lösung

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

in dem Zusammensetzen verschiedener Materialien, Volkmann im Tönen des weißen Marmors.

105 *Woldemar von Seidlitz* (geb. 1850) hat als fortschrittlich gesinnter Kunstfreund großen Einfluß ausgeübt.
Aus seinen kunstgeschichtlichen Werken — wie dem Katalog der Rembrandtschen Radierungen — spricht große wissenschaftliche Kennerschaft.

106 *Karl Woermann* (geb. 1844) war von 1882 bis 1910 Direktor der Gemäldegalerie in Dresden.
Seine „Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker" erschien 1900 bis 1911.

107 *Max Lehrs* (geb. 1855) war seit 1886 — mit geringer Unterbrechung in Berlin — am Dresdener Kupferstichkabinett tätig.
Von 1908 bis 1930 veröffentlichte er sieben Bände „Geschichte des Kupferstichs im 15. Jahrhundert".

108 *Die Schwestern Wiesenthal* trennten sich leider nach kurzer Zeit. Grete wurde von Max Reinhardt für die Pantomime „Sumurun" gewonnen und machte als phantasievolle Schöpferin neuer Tänze ihren Weg durch die Welt. Als ich sie in Hamburg wiedersah, war sie verheiratet und ging zwischen den Vorstellungen mit dem Kinderwagen spazieren.
Elsa und Berta blieben zusammen und traten nach dem Kriege mit ihrer Schule auf. Der Zauber, der im Zusammenwirken der drei Schwestern lag, ist einmalig geblieben. In Porzellanfiguren hat man versucht, ihn festzuhalten.

109 *Alfred von Nostiz-Wallwitz* (geb. 1870) wurde 1916 sächsischer Gesandter in Wien.
Helene von Nostiz, geb. Hindenburg (geb. 1878), wurde immer mehr der Mittelpunkt eines „Salons", in dem sich die Prominenten des Kunst- und Kulturlebens trafen.
1924 gab sie das Buch heraus „Aus dem alten Europa", 1927 „Rodin in Gesprächen und Briefen", 1931 machte sie eine Vortragsreise nach Amerika.

110 *Gotthard Kuehl* (1850—1915) war damals neben Liebermann der einzige Deutsche, von dem ein Bild im Pariser Luxembourg hing.
Wenn man von seinem Atelier auf die Brühlsche Terrasse blickte, begriff man, daß er zum Biographen der alten Augustusbrücke geworden ist.

111 *Ernst von Halle* (a. o. Professor an der Berliner Universität) war einer der ersten, der sich weltwirtschaftlichen Problemen widmete. Er

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

suchte für die Fragen des Hamburger Handels in weiteren Kreisen Verständnis zu erwecken. Durch mehrfache Reisen mit dem amerikanischen Wirtschaftsleben vertraut, war er erfolgreich bemüht, zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten auf dem Gebiet der Volkswirtschaftslehre persönliche Verbindungen anzubahnen. So wurde er auch wirtschaftlicher Berater des Reichsmarineamtes, insbesondere in der Flottenfrage.

[112] *Josef Olbrich* (1867—1908) war der begabteste aus der Wiener Schule des Otto Wagner.
Als er mitten aus einer großen Tätigkeit durch den Tod herausgerissen wurde, zeigte er gerade in seinem Darmstädter „Hochzeitsturm" und dem Düsseldorfer Warenhaus Tietz, daß er begann, sein reiches Talent zu größerer architektonischer Strenge zu zügeln.

[113] *Peter Behrens* (geb. 1868) hat von seinem kleinen Darmstädter Haus aus mit großer Sicherheit den Weg zu einer Monumentalarchitektur gefunden, die zwar ohne die Antike nicht denkbar wäre, aber sich doch so sehr von ihrem Formenapparat loslöste, daß sie für die schlichten Gestaltungen neuzeitlicher Nutzbauten bahnbrechend wurde.

[114] *Ernst Ludwig, Großherzog von Hessen,* vermochte seine bunte Schar trotz ständiger Ergänzung der Abgänge nicht als geschlossenen Stoßtrupp zusammenzuhalten.
Zuletzt versuchte er mit J. J. Scharvogel eine keramische Manufaktur großen Stils ins Leben zu rufen, die vor allem eine deutsche Baukeramik schaffen sollte. Die neuen Bauanlagen des Bades Nauheim geben unter anderem Zeugnis davon. Das Unternehmen war leider trotz technischer Erfolge wirtschaftlich nicht haltbar.
Durch die Revolution von 1918 ist der Großherzog als Kunstherrscher nicht abgesetzt worden. Sein Interesse wandte sich vor allem der „Schule der Weisheit" zu, die Graf Keyserling in Darmstadt gründete.

Anmut berühmten Töchter des Kölner Bankiers Stein, deren Schwester [115] *Maximilian von Heyl* heiratete eine der durch Schönheit und geistige die Gattin des älteren Bruders Cornelius war. Sie ist von vielen Malern, insbesondere in den frühen Bildern Fritz August Kaulbachs, verewigt worden.
Heyl quittierte als Major den Militärdienst und schuf allmählich durch seine alles Künstlerische pflegende Häuslichkeit und durch seine auserlesenen Sammlungen den künstlerischen Mittelpunkt Darmstadts. Diese Rolle wurde weder durch die „Künstlerkolonie" noch später durch die Revolution umgestoßen.

[116] *Cornelius Freiherr von Heyl zu Herrnsheim* war langjähriges einflußreiches Mitglied des Reichstags.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Als Inhaber großer Lackledefabriken war er einer der ersten, der Arbeiterwohnungen ins Leben rief.
Zugleich betreute er die Kultur von Worms wie ein kleiner Fürst: Restaurierung des Doms, Bau eines Konzert- und Volkshauses durch Theodor Fischer, Einrichtung der Paulskirche zum Stadtmuseum, Herausgabe der vierbändigen Chronik der Stadt Worms (geschmückt mit ausgezeichneten Illustrationen von Joesf Sattler) usw.
Zeitweise hielt er Hof im nahen Schloß Herrnsheim, das ihm seinen Freiherrntitel brachte, aber seine Liebe gehörte dem Bodenseegütchen Pfauenmoos.

117 *Werner Sombart* (geb. 1863), der berühmte Verfasser der Bücher „Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert", „Der moderne Kapitalismus" und „Die Juden und das Wirtschaftsleben", war 1906 von Breslau nach Berlin übergesiedelt und schuf sich dafür in Schreiberhau das Gegengewicht dieses Hauses.
Während des Krieges bildete sich ein Ausschuß, der dies Haus bei Kriegsende an Hindenburg als Deutschlands Ehrengeschenk geben wollte. Eine gewählte Bibliothek sollte für den Zentralraum zusammengestellt werden.
Der Verlauf des Krieges vereitelte diesen schon weit gediehenen Plan, für den ich die Umbauzeichnungen bereits gemacht hatte.

118 *Carl Hauptmann* (1858—1921) ist mir durch vielfache Besuche und durch die Widmung aller seiner Bücher bis zu seinem Tode ein treuer Freund geblieben. Diese Freundschaft hat mir die Freude am Zusammensein mit seinem Bruder Gerhart getrübt. Man begriff nicht, daß der von Erfolg Gekrönte den Bruder so ganz vergessen konnte.

119 *Georg Römer* war einer der ersten Bildhauer der jüngeren Generation, der im Sinne Hildebrands eine strenge Richtung in der Plastik einschlug. Er arbeitete unausgesetzt an Problemen künstlerischer Technik und hatte, als der Tod ihn erreichte, gerade in München Werkstätten eingerichtet, die ihm ermöglichten, die verschiedensten Techniken selbst auszuüben.
Sein letztes Werk war eine monumentale Kuh, deren geflecktes Fell durch Silbertauschierung auf Bronze in großer Schönheit dargestellt war.

120 *Franz Schütte* war der Hauptschöpfer der Absatzorganisation für amerikanisches Petroleum in Deutschland und hat, wie kaum ein anderer, seine Tätigkeit auf viele Gebiete des Bremischen Handels (z. B. Fruchthandel) erfolgreich ausgedehnt.
Ich erlebte noch einen anderen für Bremens Kunst entscheidenden Augenblick mit ihm: Schütte hatte den „Rosseführer" von Tuaillon für den

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Platz erworben, auf dem jetzt das „Kaiser-Friedrich-Denkmal" steht. Ich war dabei, als Tuaillon ihn zum erstenmal sah. Er erklärte unumwunden: „Hier ist mein Werk verloren." Schütte antwortete, nachdem ihm die Lage erklärt war: „Stellen Sie den ‚Rosseführer' in Bremen auf, wo Sie wollen, wenn Sie mir für diesen Platz ein neues dafür geeignetes Werk schaffen." Der „Rosseführer" erhielt seinen schönen Platz am Bischofstor und das Kaiser-Friedrich-Dekmal entstand.

[121] *Carl Ernst Osthaus* (1872—1921) hat seine Heimatstadt überschätzt. Hagen hat es nicht verstanden, die unschätzbare Sammlung für sich zu halten. Die Stadt Essen hat durch Körner ein neues Museum dafür gebaut.

[122] *Wilhelm Kreis* (geb. 1876) verließ Dresden, wo er die neue Augustusbrücke erbaute, im Jahre 1908, um als Nachfolger von Peter Behrens die Kunstgewerbeschule in Düsseldorf zu übernehmen.
Nach einer überaus fruchtbaren Tätigkeit im Rheinlande, die in den gewaltigen Bauten der Hygieneausstellung (1926) gipfelte, kehrte er nach Dresden zurück, um hier das Hygienemuseum zu bauen, das einer Stiftung von Otto Lingner, dem kunstfreundlichen Begründer der Odolwerke, sein Dasein verdankt.

[123] *Otto Gußmann* (1869—1926) würde im Bilde seiner Generation eine weit bekanntere Rolle spielen, wenn er seine Kunst nicht vor allem in Wandgemälden, Glasfenstern und Mosaiken entfaltet hätte (Christuskirche, Erlöserkirche, Rathaus in Dresden). Weil sich diese Werke nicht in Ausstellungen zeigen lassen, trat er in einer Zeit, die gewohnt war, ihre Wertungen auf Ausstellungen vorzunehmen, ungebührlich zurück.
Sein Einfluß ist trotzdem groß gewesen. Wenn uns eine neue deutsche Monumentalkunst gelingen sollte, wird man ihn einst besser einzuschätzen wissen.

[124] *William Lossow*, der Erbauer der Dresdener Kunstgewerbeschule, wurde später ihr Direktor. Er erbaute mit seinem Schwiegersohn *Max Hans Kühne* zusammen den Leipziger Hauptbahnhof.
Karl Groß wurde Lossows Nachfolger an der Kunstgewerbeschule, die er zu hoher Blüte brachte.
Oskar Seyffert gelang es in zäher, begeisterter Arbeit, das wundervolle Dresdener Volkskundemuseum zu gründen.
Erich Kleinhempel wurde Direktor der Kunstgewerbeschule in Bremen.
Erich Haenel übernahm die Leitung des „Historischen Museums" in Dresden.
Heinr. Tscharmann ist der Erbauer des großen Ministerialgebäudes in Dresden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

[125] Eine Übersicht in Bild und Wort über die Ergebnisse der Ausstellung ist im Verlage F. Bruckmann, München, herausgegeben unter dem Titel: „Das Deutsche Kunstgewerbe 1906". Die 430 Abbildungen sind begleitet mit Abhandlungen von Poelzig, Gurlitt, Muthesius, Groß, Naumann, Haenel und Schumacher.

[126] *Friedrich Naumann* (1860—1919) bedeutete mir weit mehr, als die künstlerischen Reformbestrebungen umfassen, die mich vor allem mit ihm zusammenführten. In Leipzig hatten mich seine politischen Ideen ganz gefangengenommen, und es ist mir nie recht begreiflich gewesen, daß seine Bewegung für eine Arbeiterpartei auf nationaler und religionsbejahender Grundlage nicht weitere Kreise ergriff. Seine Bestrebungen schienen mir das sicherste Mittel gegen die zersetzenden Tendenzen des Sozialismus zu sein, gab es doch sonst keine Partei, die dem Arbeiter wirklich etwas bieten konnte.

[127] *Alfred Sittard* (geb. 1878) kam 1909 von Dresden wieder in seine Vaterstadt Hamburg zurück, um bei dem Neuaufbau der abgebrannten St.-Michaelis-Kirche die Gestaltung der gewaltigen Orgel zu übernehmen.
Als er 1932 nach Berlin übersiedelte, um an Rüdels Stelle den Domchor zu leiten, erlebte ich auch in der dunklen Michaeliskirche, wie Sittard von seiner Orgel in kleinem Freundeskreise ergreifenden Abschied nahm.

[127a] Die Rolle, die Dresden zu dieser Zeit in künstlerischen Kulturfragen spielte, spiegelte sich am deutlichsten im „Kunstwart", den *Ferdinand Avenarius* zusammen mit dem ersten Gatten seiner feinsinnigen Frau, Paul Schumann, von Blasewitz aus leitete.
Ich war schon in den ersten Jahren seines Bestehens ohne Namen im „Kunstwart" tätig gewesen und trat jetzt oft mit meinen Arbeiten in ihm hervor. Mit Avenarius war es leicht, im Einverständnis zu sein; ein heiteres, abgeklärtes Wesen, für das es eigentlich keine Probleme mehr gab, sprach aus seiner Person. Das empfand man nicht immer als Weite — in diesen Jahren schätzte man einen Schuß problematischen Gärstoffes als Vorzug ein. Aber wenn man rückschaut, muß man doch in erster Linie sagen, daß die geistige Harmonie, die von ihm aus in breite Bezirke Deutschlands floß, etwas war, was man nicht anders wünschen möchte.
Unserem Kreise stand er mit väterlichem Wohlwollen gegenüber.

[128] Ein merkwürdiger Zufall bewog den König dazu, den Auftrag schließlich doch an Wrba zu geben. Als er dessen prämiierten Entwurf sah, stutzte er und rief: „Was nackicht?! Meinen Vater hat kein Mensch im Leben nackicht gesehen, und nun soll ihn sein ganzes Volk nur noch nackicht sehen!" — Wir ließen allen Mut sinken. Jetzt aber kam der

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

brave Uniformreiter Carl Seffners, der den zweiten Preis bekommen hatte. „Was?" rief der König, „der Kerl setzt einen König mit hohen Stiebeln zu Pferde. Wie oft hat mein Vater gesagt, daß sich das nicht paßt, und jetzt soll er so verewigt werden? Ausgeschlossen!" — Wrba war gerettet, aber es hat ihm wenig genützt: das im Modell fertige Denkmal ist nicht aufgestellt worden.

[129] *Wolf Dohrn* war der Sohn des Schöpfers der Deutschen Zoologischen Station in Neapel, die durch Hans von Marées' Fresken ebenso berühmt in der künstlerischen Welt geworden ist, wie sie es in der wissenschaftlichen Welt war.
Sein unerwarteter Tod durch einen Unfall in den Bergen gab der Entwicklung Helleraus einen Stoß, von dem es sich nicht wieder erholt hat.
Der 1. Weltkrieg machte der Dalcrozeschule ein unrühmliches Ende. Die „Werkstätten" kämpften tapfer, aber mit wechselndem Erfolg gegen die Schwierigkeiten der Krisen.
Und doch ist die Gründung Helleraus eine der bemerkenswertesten Erscheinungen in dem Kampf, den die deutsche Kultur im Anfang des 20. Jahrhunderts kämpfte.

[130] Auch ich mußte mich meinem sächsischen Ministerium gegenüber über mein Vorgehen verantworten. Ein Auszug aus dem, was ich damals ausführte, zeigt vielleicht am besten die heute glücklicherweise kaum noch verständliche Situation:
„Die vorliegende Protesteingabe der ‚Fachverbände' des Kunstgewerbes sagt von der III. Deutschen Kunstgewerbeausstellung in Dresden: ‚Sie ist keine Ausstellung des Kunstgewerbes, sondern eine Künstlerausstellung.' Der damit gemeinte Gegensatz ist nicht klar ausgedrückt, er würde richtig charakterisiert sein, wenn man sagen würde: ‚Diese Veranstaltung *ist keine Ausstellung des Kunstgewerbes als Geschäft, sondern eine Ausstellung des Kunstgewerbes als Kunst* . . .'
Daß durch ihre im Sinne der Qualität einzig mögliche Art der Organisation durchaus nicht ein Gegensatz zwischen Künstlern und Firmen hervorzugehen braucht, beweist ein Blick in den Katalog. Man wird dort den besten Namen unter unseren kunstgewerblichen Werkstätten begegnen. Gegenüber dem engherzigen Standpunkt jenes Protestes, der staatliche Hilfe anruft, *damit der Künstler der abhängige Sklave des Geschäftes bleibt, der er lange gewesen,* sehen diese hervorragenden Firmen vielmehr, daß sie in Künstlern, und zwar in möglichst hervorragenden Künstlern, die natürlichsten und besten Bundesgenossen des kunstgewerblichen Geschäftes haben . . ."

[131] *Hermann Muthesius* (1861—1927) war neben seiner großen baulichen und schriftstellerischen Arbeit seit 1903 Referent für das Kunst-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

gewerbe im Landesgewerbeamt und wirkte hier segensreich für eine natürliche Wendung in der deutschen Werkkunst.
Auch innerhalb des „Werkbundes" selbst hat er besonders stark zu kämpfen gehabt. Als er 1913 bei dessen Jahresversammlung eine Reihe sehr vernünftiger Thesen aufstellte, die dem Ziele galten, den neuen kunstgewerblichen Geist auch in die breite Durchschnittsproduktion zu tragen, die kaum begann, die alten Eierschalen abzuwerfen, trat van de Velde dem mit leidenschaftlicher Empörung entgegen und suchte Muthesius als einen Verwässerer der wahren Kunst zu brandmarken.
Die Ausstellung des „Werkbundes" in Köln 1914, die den Standpunkt von Muthesius glänzend rechtfertigte, ist kaum bekannt geworden, weil sie in wesentlichen Teilen erst wirklich fertig geworden ist, als sie am 31. Juli ihre Pforten schloß.
Nach dem Kriege wachten die besten Tendenzen der deutschen Kunstgewerbebewegung in der Pariser Ausstellung des „Art Nouveau" sehr deutlich wieder auf.

[132] Die Rede ist beim 25jährigen Jubiläum des Deutschen Werkbundes im Auszug abgedruckt worden in der Zeitschrift des Bundes „Die Form" (7. Jahrgang, Heft 11, 1932). Sie führte unter anderem aus:
„Es hat sich aus einer untrennbaren wirtschaftlichen und technischen Entwicklung der Zeit eine große Gefahr an der Wurzel kunstgewerblichen Lebens herausgebildet, die Gefahr der Entfremdung zwischen dem ausführenden und dem erfindenden Geiste. Diese Gefahr läßt sich nicht verschleiern, auch aus der Welt zu schaffen ist sie nie wieder, solange es eine Industrie gibt. Man muß also versuchen, sie zu überwinden, dadurch, daß man die einst entstandene Trennung zu überbrücken trachtet. Das ist das große Ziel unseres Bundes. Eine gründliche Gesundung des Kunstgewerbes ist nur möglich, wenn die erfindenden und die ausführenden Kräfte wieder enger zusammenwachsen . . ."
Und sie schloß mit den Worten:
„Es ist Zeit, daß Deutschland den Künstler nicht länger betrachtet als einen Menschen, der mehr oder minder harmlos seiner Liebhaberei nachgeht, sondern daß es in ihm eine der wichtigen Kräfte sieht, um durch Veredelung der Arbeit das ganze innere Leben eines Landes zu veredeln und dieses Land dadurch nach außen hin im Wettbewerb der Völker sieghaft zu machen. Denn nur *die* Werte geben im Wettbewerb der Völker den Ausschlag, die man nicht nachahmen kann. Alles, was man nachahmen kann, verschwindet bald als Wert auf dem Völkermarkt; unnachahmbar aber sind allein die Qualitätswerte, die entspringen aus der unnennbaren inneren Kraft einer harmonischen Kultur. Und deshalb stecken in der ästhetischen Kraft zugleich die höchsten wirtschaftlichen Werte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wir sehen die nächste Aufgabe, die Deutschland nach einem Jahrhundert der Technik und des Gedankens zu erfüllen hat, in der *Wiedereroberung einer harmonischen Kultur.*
In dieser Pionierarbeit schließen wir uns zusammen, nicht als solche, die stolz pochen auf das, was sie bereits geleistet haben, sondern als solche, die nur stolz sind auf das, was sie anstreben."

[133] *Graf Harry Keßler* (geb. 1868 in Paris), der gleichzeitig eine Wohnung in London, in Paris und in Weimar hatte, war der Inbegriff internationaler Hochkultur. Mit wählerischem, leicht überfeinertem Geschmack machte er in Deutschland den Mittler ausländischer Kunsterscheinungen.
Von 1895 bis 1900 war er Mitherausgeber der berühmt gewordenen Zeitschrift „Pan".
Nach dem Kriege war er Gesandter in Polen und später beim Völkerbunde tätig.

[134] *Edward Gordon Craig* (geb. 1872) war zuerst Schauspieler. 1898 wandte er sich der bildenden Kunst zu.
1907 inszenierte er „Rosmersholm" für die Duse und ließ sich dann in Italien nieder, wo er in Florenz die Zeitschrift „The Mask" herausgab und 1913 eine Schule für Theaterkunst gründete.
Er schrieb „The art of the theatre" (1905), „Towards a new theatre" (1912).
Alle die Regungen, für die Craig eine bezeichnende Erscheinung ist, zeigen, daß die Zeit gekommen war, da man zu ahnen begann, daß in der Bühnenkunst noch ganz ungehobene künstlerische Möglichkeiten liegen. Der Film hat die daraus erwachsenen Keime leider zu früh überwuchert. Vielleicht entdeckt man sie eines Tages über die Leinwand herüber von neuem.
Isadora Duncan (1878—1927) kam 1899 aus Amerika nach München und wirkte durch die natürliche Art, wie sie ihren Körper in den Dienst der Musik stellte, wie eine Offenbarung.
Sie suchte ihre Kunst zum Rang eines Erziehungsprinzips zu erheben und gründete mit ihrer Schwester Elisabeth eine Schule für rhythmische Erziehung in Schloß Kleßheim bei Salzburg. Die Leistungen dieser Schule waren entzückend.
Der Krieg machte die Duncan zur erbitterten Feindin Deutschlands.
1903 schrieb sie „Der Tanz der Zukunft", 1928 erschien ihr Buch „Mein Leben".

[135] *Graf Seebach* erhob als Intendant vor allem die Dresdener Oper zur Weltberühmtheit. Richard Strauß wählte sie zur Geburtsstätte fast aller seiner Opern.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Wenn man den schönen Mann, der die meisten Orden in Dresden besaß, zuerst bei einem Hoffest sah, konnte man einen völlig falschen Eindruck von seinem Wesen bekommen. Ich erlebte die Szene, wie eine ähnlich ordenbeladene Exzellenz auf ihn zutrat und rief: „Ja, was haben Sie denn da für einen neuen Orden?" „Keine Aussicht für Sie", antwortete Seebach, „der ist nur für geistig höherstehende Hofschranzen."

136 *Fritz Erler* (geb. 1868) durchbrach 1908 mit seiner „Faust"-Inszenierung das Spezialistentum des Bühnenmalers. Das war kein Zufall. Er war derjenige unter den damaligen Münchener Malern, dessen Wesen am stärksten zur monumentalen Wandmalerei strebte (Musiksaal Neißer in Breslau, Kurhaus in Wiesbaden). Hier zeigte sich die innere Verwandtschaft des guten Bühnenbildes mit der Wandmalerei.
Dennoch mußte es ein Ziel sein, dem *Architekten* die Bühnengestaltung wiederzugewinnen, die er unbestritten beherrscht hat, bis die naturalistischen Regungen des 19. Jahrhunderts den Spezialisten herausbildeten.
Über die Rolle, welche die Dresdener „Hamlet"-Inszenierung in den „Bühnenfragen der Gegenwart" spielte, hat Oskar F. Walzel sich unter diesem Titel in der „Internationalen Wochenschrift", 3. Jahrg. Nr. 16 und 17, ausführlich geäußert.

137 In dem Buch von Otto Kankeleit „Die schöpferische Macht des Unbewußten" (Verlag Walter de Gruyter & Co.) habe ich neben manchen anderen Künstlern geschildert, wie die verschiedenen Stadien des künstlerischen Schaffens sich bei mir abspielen.

138 *Hans Erlwein* (1872—1914) hat von 1905 bis zu seinem Tode, der durch einen Autounfall in Nordfrankreich erfolgte, in Dresden gearbeitet. Neben vielen Schulen sind das Wasserwerk in Hosterwitz, die gewaltige Schlachthofanlage und der Neubau des „Italienischen Dörfchens" seine Hauptwerke.

139 *Georg Wrba* (geb. 1872) hat wegen des Krieges vieles aus der Überfülle seines Schaffens nicht ausführen können. So wurde die Restaurierung des Zwingers, die zuerst eine Nebenarbeit darstellte, zu einer seiner Hauptaufgaben. Es war eine glückliche Fügung, daß Dresden für diese schwierige Arbeit einen Mann besaß, der die ungeheure Leichtigkeit der formenden Hand mit dem ungewöhnlichen Gefühl für die Zusammenhänge von Plastik und Architektur verband, das Wrba auszeichnet.

140 *Die Maler der „Brücke"* sind ein bedeutsames Kapitel der deutschen Kunstgeschichte geworden. Zum 25jährigen Jubiläum der „Brücke"

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

habe ich in der Hamburger Monatsschrift „Der Kreis" genauer geschildert, was ich damals mit meinen „Brücke"-Künstlern erlebte: wie Ernst Ludwig Kirchner versuchte, bei mir mit einem kühnen Innenraumentwurf den architektonischen Doktor zu machen, wie Max Pechstein meine Hausmodelle anmalte und wie Erich Heckel sich später, als er den Raum im Erfurter Museum ausmalte, meiner Lehren über Innendekoration erinnerte.
Ihr Schaffen ist mir inzwischen innerlich vertraut geworden. Am meisten aber hat mich im Laufe der Zeit Emil Noldes herbe Persönlichkeit und flammende Kunst gefesselt.

140a Als meinen Nachfolger schlug ich *German Bestelmeyer* vor, der mir unten den jungen Berufsgenossen zum akademischen Lehrer besonders berufen zu sein schien. Er machte von Dresden aus einen schnellen Aufstieg, der ihn über Berlin wieder nach München führte, wo die Entwurfsprofessur der Technischen Hochschule und das Präsidium der Akademie der Künste in seiner Hand vereinigt wurden.
Später ist mein damaliger Assistent *Oswin Hempel* Inhaber meiner Professur geworden, was mich besonders freute, da er als Mann ohne Examen einer höheren Schule eine Schranke durchbrach, die mich zuerst im Zusammenhang mit *Heinrich Tessenow* aufs tiefste erregt hat.
Eines Tages erhielt ich ein Schreiben von Tessenow, der damals in Weimar tätig war und durch seine feinen Zeichnungen auffiel, er habe entdeckt, daß er ohne das Hochschulexamen nicht weiterkomme; er wolle gerne bei mir das dafür nötige offizielle Studium nachholen. Ein solch feiner Geist inmitten der Schar meiner Studenten schien mir ein besonderes Glücksgeschenk zu sein, ich berichtete die Sache also ans Ministerium, was nötig war, da T. von keiner höheren Schule abgegangen war. Die Aufnahme wurde abgelehnt, keine noch so beredten Vorstellungen konnten das erschüttern. Die ganze Hochbauabteilung fand dies grotesk, und als bei Dülfer eine Assistentenstelle frei wurde, bei der diese Examensforderung merkwürdigerweise unterlassen war, wurde Tessenow an diese Stelle geholt. Er ist von ihr schnell nach Wien berufen, und als später die Stelle des einstmals Wallotschen Meisterateliers an der Dresdener Akademie frei wurde und ich eine Anfrage des Ministeriums nach einem Nachfolger mit „Tessenow" beantwortete, hatte das gleiche Ministerium, das früher den Studenten nicht zulassen wollte, keine Bedenken.
Dieses Internum aus dem Werden eines unserer besten deutschen Meister darf man wohl deshalb erzählen, weil es zeitgeschichtlich besonders deutlich zeigt, wie schwer die Forderung des „Aufstiegs der Begabten" sich durchzusetzen vermochte.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

141 In der „Baudeputation" saßen acht bis zehn „bürgerliche" Mitglieder, die sich auf die Parteien der „Bürgerschaft" gemäß deren Größe verteilten. Unter diesen Mitgliedern gab es Männer, die in ihrem Berufsleben eine führende Rolle spielten und die hier ihre kostbare Zeit oftmals darauf verwandten, tausend kleine Dinge der Verwaltung gemeinsam zu beraten, die sie in ihrem eigenen Betrieb sicherlich dem persönlichen Urteil nachgeordneter Personen überlassen haben würden.
Zwei von ihnen sind mir besonders nahegetreten und zu Freunden geworden: der Schöpfer der Hamburger Mineralölwerke, Dr. Albrecht, und der Inhaber der Chemischen Werke von Beiersdorf & Co., Dr. Oskar Troplowitz.
Dr. *Albrecht* war durch seine Betriebe ein Praktiker in der Organisation baulicher Angelegenheiten, wie man ihn selten finden wird; ein Mann von scharfem, beweglichem Geist, der alle Dinge der Zeit in seinen Interessenkreis zog.
Dr. *Troplowitz* dagegen, eine vorwiegend künstlerisch empfindende Natur, fand seine Freude in einem stillen Mäzenatentum und in einer feingeistigen Geselligkeit.
In diesem Zusammenhang muß ich aber noch eines dritten Mannes dankbar gedenken: *Otto Rautenbergs*, der erst als Regierungsrat, später als Staatsrat bei der Baubehörde allem Ringen nach gesunder künstlerischer Gestaltung ein stiller, nie versagender Anwalt war.

142 *Alfred Lichtwark* (1852—1914) galt als „Praeceptor Germaniae", ein Ehrentitel, den ihm nur Ferdinand Avenarius, der Gründer und Künder des „Kunstwart", ab und an streitig machte. Sieht man daraus, welche Popularität seine kunstpädagogischen Schriften genosssen, so ist es doppelt bemerkenswert, daß seine wertvollste erzieherische Tätigkeit sich ohne Einblick des Publikums in seinen Briefen an den Verwaltungsrat der Kunsthalle abspielte. Diese Briefe, die für Lichtwark ein Tagebuch vertraten, füllen mehr als zwanzig Bände, die nur als Privatausgabe für die Beteiligten gedruckt sind. Sie stellen eine Fundgrube für den Kulturhistoriker dieser Zeit dar. Gustav Pauli, Lichtwarks feinfühliger Nachfolger in der Leitung der Hamburger Kunsthalle, hat eine Auswahl dieser Briefe (2 Bände) in der Hamburger Hausbibliothek (Verlag Westermann) herausgegeben. Wolf Mannhardt, der Lichtwark besonders nahestand, besorgte eine Auswahl seiner Aufsätze in zwei Bänden.
Beide wurden mir gute Freunde. Für *Pauli*, mit dem ich den Kunsthallenbau fortführte, wurde die schon an und für sich schwierige Aufgabe,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Lichtwark zu folgen, durch den Krieg, der alle Interessen von der Kunst abzog, doppelt erschwert. Er hat es trotzdem verstanden, durch seine feinsinnigen Vorträge und durch die volkstümliche Gründung der Gesellschaft „Freunde der Kunsthalle" eine Wirkung auszuüben, die der Kunsthalle immer weitere Kreise zuführte.

142a Wenn ich von künstlerischen Anregungen spreche, die ich in Hamburg fand, darf ich *Justus Brinckmann* nicht vergessen. Als ich an den Ausführungsplänen der Milchwirtschaft im Stadtpark zeichnete, hatte ich mich schon in den ersten Wochen an ihn gewandt, um dies strohgedeckte bäuerliche Haus ganz im echten Geist der Vierlande gestalten zu können. Eines Morgens fuhren wir zusammen in einer bäuerlichen Kalesche von Bergedorf in die weite, fruchtbare Marschebene. Auf dem Bock saßen zwei springlebendige Kinder von etwa 7 und 8 Jahren; man irrte sich sehr, wenn man sie für die Enkel des Mannes mit dem wehenden weißen Bart hielt, Brinckmann bewahrte den Eindruck des kraftstrotzenden alttestamentarischen Patriarchen auch dadurch, daß er eine schwer übersehbare Kinderschar besaß.
In den herrlichen, von jahrhundertelanger Kultur zeugenden Bauernhöfen kamen uns die alten Herrscherinnen dieser Reiche freudig entgegen, wenn sie den Besucher erkannten. Das geschah vielleicht nur bei Brinckmann, im allgemeinen schlossen diese Höfe selbstbewußt und mißtrauisch ihre Tore vor neugierigen Städtern. Brinckmann aber, den Deuter ihres eigentümlichen Lebens, verehrten die Alten, sie waren wirkliche Freundinnen. Und nun schlossen sie uns nicht nur ihre Häuser auf, deren schlichte innere Großartigkeit ehrfurchtgebietend berührte, sondern auch die Truhen, die den Schatz des Hauses enthielten: kunstfertig gesticktes Leinen, Brautschmuck und Festtracht. Man blickte in ein alle Dinge des Lebens umfassendes Kunstgewerbe von seltener Kraft und Einheitlichkeit. In den stillen Dorfkirchen fand es seinen Höhepunkt: Holzwerk, Schmiedekunst und Farbe wirken hier zu einer Kostbarkeit zusammen, die unvergeßlich ist und nur leider das wehmütige Gefühl zurückläßt, daß diese ganze Kultur heute wohl geschützt, aber nicht zu fruchtbarem Weiterblühen gebracht werden kann.

142b Der Krieg hat die für Hamburg so wichtige gewaltige Anlage der *Alsterkanalisierung* leider völlig verzerrt. Wohl ist die Form der Wasserflächen, die Gestaltung der Ufermauern, Pavillons und hauptsächlichen Brücken nach meinen Zeichnungen ausgeführt, aber statt des etwa fünf Kilometer langen, den Wasserlauf begleitenden Anlagestreifens, auf den all dies gestimmt war, hat die Not das bunte Durcheinander von Schrebergärten entstehen lassen, und auch die Bebauung der Ränder litt unter den Zuckungen der Zeit. Nur die beiden großen öffentlichen

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Badeanlagen konnte ich so durchführen, wie es sich gehörte. Es war das Zeichen einer bemerkenswerten Wendung zur Natürlichkeit, daß die in Ohlsdorf gelegene nach dem Kriege nicht — wie ursprünglich vorgesehen — die Geschlechter trennte, sondern ein wirkliches Volksbad wurde.

142c Im Laufe der Zeit setzte sich im Backsteinbau der hartgebrannte *Klinker* immer mehr als bevorzugtes Material für die Großstadtarchitektur durch. Er ist neuerdings oft angefeindet worden, denn bei der großen Wetterkatastrophe im August 1930, von der die Hamburger Seewarte feststellte, daß seit 1879 nichts Ähnliches erlebt wurde, konnte man an vielen Stellen über Durchfeuchtungen des Klinkermauerwerks klagen. Das führte dazu, den Putzbau grundsätzlich gegen den Klinkerbau auszuspielen, ohne daß dabei auch nur gefragt wurde, wie es denn dem nicht durch Ölfarbe oder Teer entstellten Putzbau im nordischen Klima unter ähnlichen Verhältnissen ergeht. Nein, wenn es ein *Klinker-Problem* gibt, so spielt es sich lediglich innerhalb der verschiedenen Materialien ab, die für den *Backsteinrohbau* in Betracht kommen; denn daß diese Bauart im nordischen Klima eine durch Jahrhunderte bewährte Rolle gespielt hat, kann wohl niemand bezweifeln.
Umfangreiche methodische Versuche der Hamburger Baupolizei haben das Ergebnis gehabt: bei tadellosem *Steinmaterial* — richtiger *Mörtelmischung* — einwandfreiem *Mauern* und werkgerechtem *Verfugen* ist Klinkermauerwerk die wetterfesteste Form des Backsteinrohbaus. Wo es sich nicht bewährt, liegt dies entweder an nicht fachmännisch ausgewähltem Material oder an nicht fachmännisch ausgeführter Arbeit. Was hier unter „fachmännisch" zu verstehen ist, habe ich im „Baumeister", Mai 1932, im einzelnen ausgeführt. Es gehören erhebliche Spezialkenntnisse dazu, wenn man in Klinkern *gut* bauen will.
Zu dieser Feststellung ist aber noch etwas Wichtiges hinzuzusetzen: versagt eine der obigen Bedingungen, so sind die daraus entstehenden Schäden bei Klinkermauerwerk empfindlicher als bei weniger hart gebrannten Steinen. Aber ist das ein Vorwurf für eine Bauweise? Ist es nicht vielmehr eine beherzigenswerte Mahnung, das Handwerkliche nicht in der Hast der Zeit zu unterschätzen?

142d Da ich die englische *Parkreise* erst im letzten Augenblick beschließen konnte, reiste ich zusammen mit Oberbaurat Brunke, der die Ausführung der Parkarbeiten in Händen hatte, ohne alle Empfehlungsschreiben ab. Unser Ziel hatten wir dadurch festgestellt, daß wir alle reizvollen Parkbilder aus dem „Studio" und „English Gardens" herausuchten und dann durch den Baedeker erfuhren, daß die schönsten in der Dukery und in Derbyshire lagen.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

In einem kleinen, alten Nest, Mansfield bei Nottingham, nahmen wir ein Auto und statteten dem Duke of Portland in Welbek Abbey den ersten Besuch ab. Er gab uns seinen Sekretär zur Begleitung, und wir sahen nicht nur die schönen Gartenanlagen, sondern auch das seltsamste Schloß, das es wohl auf der Welt gibt: einen völlig unter Erdgleiche versenkten Riesenbau. Einer der Herzöge, der die Gefahr fühlte, die ein weiterer großer Bau neben dem alten Schloß für den Park bedeuten würde und der doch seine Baulust nicht zähmen konnte, legte ihn im Anfang des 19. Jahrhunderts derart an, daß man glaubt, sich in einer Folge stilisierter Gärten zu bewegen, während man auf den flachen Dächern des versenkten Schlosses wandelt. Man blickt herab in breite, schön umblühte tiefe Gartenstreifen, über die zierliche Brücken führen, sie sind die Lichtgräben des versenkten Bauwerks. Während man innen durch seine Saalfolge geht, sieht man aus den Fenstern auf grüne, blumige Flächen und merkt auch hier kaum etwas von dem seltsamen Trick der Anlage.
Die freundliche Aufnahme beim Duke of Portland erleichterte uns den Weg bei den anderen Dukes, deren vier große Besitzungen eine ganze Grafschaft ausmachen, durch die man einen halben Tag hindurch fährt. Der schönste Eindruck ist dabei das Schloß des Herzogs von Devonshire, Chatsworth, dessen Anlagen nicht weniger großartig, aber viel gemütvoller sind als die berühmtesten französischen Gärten.

142e Als nach dem Kriege die intimere Durchbildung des in seinen Grundzügen glücklicherweise schon vorher gestalteten *Stadtparks* begann, als Bildwerke und Blumenschmuck sich herauswagten, konnte man zuerst mutlos werden, da es verwilderte Elemente gab, die an Zerstören gewohnt zu sein schienen. Dieser Gefahr hat die Gründung des „Stadtparkvereins" dadurch wesentlich entgegengearbeitet, daß er eine Schar von Nutznießern heranzog, die dem Parke gegenüber Eigentumsgefühle bekamen. So bildete sich von selber eine Schutzgarde seiner Schönheiten. Heute, wo Hunderttausende von diesem Park im wahrsten Sinne Besitz ergriffen haben, ist nicht nur jedes Kunstwerk, sondern jede Blume vor Eingriffen sicher.

142f Die erste größere Denkschrift, die ich dem Senat vorlegte, zeigte an begleitenden großen Panoramabildern, was aus dem Becken der *Außenalster* würde, wenn alle in den Bebauungsplänen festgelegten Baurechte an seinen Ufern und den in sein Bild hereinwirkenden Straßen ausgenutzt würden. Es war erschreckend! Und durch einen einzigen Mißgriff konnte die ganze eigentümliche Illusion, die diese Wasserfläche weit größer erscheinen läßt, als sie wirklich ist, unwiederbringlich zerstört werden.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Finanzdeputation stellte fest, daß die Rechte nur durch zahlreiche Millionen abgelöst werden könnten, und teilte mir mit, sie müsse es mir überlassen, ohne Geld, durch persönliches Verhandeln, mein Heil zu versuchen. Die Besuche, die ich Neuling darauf von Haus zu Haus bei einflußreichen Flußbewohnern mit meinen Bildern machte, hatten nur das Ergebnis einer solchen Verwunderung, daß man sich heimlich erkundigte, ob ich durch Grundbesitz an der Sache interessiert sei.
Später habe ich dennoch an verschiedenen wichtigen Stellen bei Neubauten den freiwilligen Verzicht auf wenigstens ein Stockwerk erreicht. Am wichtigsten aber war es, daß ich einen großen schloßartigen Bau an Stelle des so fein in die Landschaft gesetzten Uhlenhorster Fährhauses verhindern konnte. Er war bereits im Senat gutgeheißen, als ich im letzten Augenblick durchsetzte, daß seine Silhouette als Lattengerüst an Ort und Stelle errichtet wurde. Das erregte rettendes Entsetzen.

143 Für „*Gorch Fock*" (Hans Kinau, 1880—1916) war ein kleiner Denkmalsfonds gesammelt, mit dem man nichts anfangen konnte. Ich gestaltete deshalb den Turnhallenbau, der für Finkenwärder bewilligt wurde, zu einem kleinen „Volkshaus" aus mit Volksbibliothek und Bühne für die plattdeutsche Spielgruppe, sogar eine kleine Badeanstalt, die Finkenwärder bis dahin ganz fehlte, ließ sich anschließen; und dieses kleine Volkshaus wurde zur Gorch-Fock-Halle erhoben. An seiner Stirn entstand aus den Mitteln des Denkmalfonds die Gestalt eines Finkenwärder Fischer mit der Inschrift „Navigare necesse est".
Als ich die Weiherede gehalten hatte, sagte die alte Mutter Gorch Focks: „Uns Jan is ümmer so'n Stiefbuck wesen, unn nu hett hei ne Turnhalle to'm Denkmal!" — Rudolf Kinau aber erklärte die Berechtigung dieser Widmung, indem er in reizender plattdeutscher Rede im „Frisch-Fromm-Fröhlich-Frei" die Wesenszüge seines Bruders wiederfand.

144 *Erich Marcks* (geb. 1861) hat sein Buch „Männer und Zeiten" dem Kleeblatt: Alfred Lichtwark, Hermann Tietgens, Graf Kalckreuth gewidmet.
Es war ein seltenes Glück, vom engen Bund dieses Kreises mitumfaßt zu werden, ein Bund, der auch nicht lockerer wurde, als Marcks nach München übersiedelte. Angesichts der Unsicherheit der Universitätsgründung konnte er den Ruf nicht ausschlagen, aber er betrachtete ihn als eine Art Verbannungsurteil.
Besonders schmerzlich empfanden wir, daß er auch seiner hohen Mission als Bismarckbiograph ein viel zu frühes Ende setzte; wir hatten durch ihn im Heiligtum des Sachsenwaldes ein wenig mitgelebt.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

145 *Graf Leopold Kalckreuth* (1855—1928) war der Vorsitzende und der lebendige Mittelpunkt des „Deutschen Künstlerbundes", der es sich zur Aufgabe machte, den wertvollen Kunstkräften inmitten der seichten Flut der deutschen Kunstproduktion eine feste Insel zu bereiten.
Gerade bei Kalckreuths schwerflüssigem Schaffen lag eine seltene Größe in der Art, wie er sich für junges sprühendes Talent zu begeistern vermochte. Wenn er glaubte, etwas zu sehen, was er selber nicht machen konnte, freute er sich. Das brachte den „Künstlerbund" unter seinem Vorsitz zu hoher Blüte. Er hat keinen vollgültigen Nachfolger gefunden.

146 *Carl Melchior* (1870—1933) hat in Versailles (ebenso wie Warburg) gegen die Annahme des „Friedensvertrages" gekämpft. Die Schätzung, die er genoß, zeigte sich 1933 besonders darin, daß er einer der beiden Nichtarier war, die wiedergewählt wurden, als wir Senatoren der „Deutschen Akademie", die kurz nach dem Kriege in München als Pflegerin und Hüterin des Deutschtums gegründet wurde, unsere Mandate zur Verfügung stellten.

147 Als *Gustav Frenssen* (geb. 1863) sich nach dem unerhörten Erfolg des „Jörn Uhl" in Meldorf ein Haus baute, schickte er mir die von ihm selber erdachten Pläne nach Dresden, damit ich noch einiges daran änderte und ein paar Wohnräume einrichtete. Das führte mich am Schlusse einer Reise durch Frankreich, die in Hamburg endigte, nach Meldorf, wo Menschen und Dinge ganz in die Jörn-Uhl-Atmosphäre getaucht waren.
Obgleich Frenssen vom Fenster seines Blankeneser Heims den Pulsschlag des Hamburger Lebens in besonders großartiger Weise verfolgen konnte, ist es Frenssen nie so ganz gelungen, die Hamburger Atmosphäre dichterisch zu erfassen; er sah wohl ihre kleinen, aber nicht ihre großen Stimmungen.

148 *Richard Dehmel* (1863—1920) zeigte seine menschliche Größe erst ganz im Kriege. Ich habe seine glühende Begeisterung im ersten Kriegsjahre erlebt, als ihm die schönsten der deutschen Kriegslieder aus der Seele quollen. Ich habe ihn ein Jahr darauf zwischen Optimismus und Verzagtheit tapfer kämpfen sehen, und als er mich an einem Morgen des Jahres 1918 zu einem Gang an der Alster unter den Arm nahm, habe ich den erschütternden Eindruck der Enttäuschung erlebt, der ihn während seiner Etappentätigkeit überwältigte. Sein Tod erschien mir als natürlicher Verlauf einer Kurve, die nur noch in der Unendlichkeit zu verlängern war.

148a Wenn man die Not kennt, die wir hatten, um gleich nach dem Kriege auf sumpfigem Boden, mit schlechten Baumaterialien und unerprobten Baumethoden eine Siedlung zu errichten, wird man erst ganz

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

die Freude verstehen, die es machte, als sich nach einer Übergangszeit voll sorgenvoller Kinderkrankheiten in *Langenhorn* eine kleine selbständige Lebensgemeinschaft entwickelte: trotz aller Ländlichkeit mit eigenen selbstgeschaffenen Kultureinrichtungen. Sie fingen an beim Garten: Preise wurden ausgesetzt sowohl für nützliche wie für seine schöne Gestaltung. Dann entwickelten sich, in Verbindung mit der Schule, eigene Formen der Festgestaltung. An Aufführungen mancherlei Art knüpfte sich ein eigenes Musikleben und ein Laientheater, das sich an mancherlei literarische Aufgaben wagte. Eine eigene Zeitung „Der Börner" trat ins Leben, Vortragskurse wurden gehalten. Vor allem aber entstand durch die Tatkraft des Lehrers Johannes Böse ein ganz eigentümliches Eigenleben auf dem Gebiet der bildenden Kunst. Böse ging von dem Streben aus, auch dem Unbemittelten die Möglichkeit zu schaffen, sein Heim mit *originalen* Werken der Kunst zu schmücken. Er brachte eine kleine Schar von Langenhornern zusammen, die sich zuerst zu einem Jahresbeitrag von drei Mark verpflichteten und sich dafür eine der Radierungen auswählen durften, die alljährlich drei gute Hamburger Künstler für diesen Zweck schufen. Aus diesem kleinen Anfang der *„Griffelkunstvereinigung Langenhorn"* hat sich im Laufe weniger Jahre ohne jedes Kapital ein gemeinnütziges Unternehmen entwickelt, das 83 Künstlern Aufträge erteilen konnte. Sein Archiv besitzt heute 600 Blätter, die von der Vereinigung ins Leben gerufen wurden. 70 000 Mark konnten Künstlern und 19 000 Originalgraphiken bescheidenen Häusern zugeführt werden. (Die Mitgliedschaft ist an ein bestimmtes niedriges Einkommen gebunden.)

An die Belebung der Graphik schlossen sich dann weiter kleine Ausstellungen von Malerei und Plastik. Seit 1925 konnten außer den graphischen Blättern auch 87 Ölbilder, 216 Aquarelle und 174 Plastiken an die Mitglieder verteilt werden, und die „Griffelkunstvereinigung Langenhorn" ist in 205 Ausstellungen durch ganz Deutschland gezogen.

Es ist mir eine besondere Lebensfreude gewesen, dieser in Deutschlands schwersten Jahren erwachsenen Kulturblüte schließlich in einem meiner letzten Bauten, dem großen Schulhaus Langenhorn, eine würdige Pflegestätte schaffen zu können. — Einige Zeit, nachdem ich meine Hamburger Stellung verlassen hatte, erschienen bei mir drei frische kleine Mädel mit riesigen Blumensträußen als „Deputation der Mütter von Langenhorn", um mir zu zeigen, daß sie mit dem Lebensrahmen zufrieden waren, den sie gefunden hatten.

Ist es nicht ermutigend, daß es stille Kräfte in unserem Volke gibt, die all solches Leben ganz aus sich selbst heraus erwachsen lassen können?

148b Diese Studien zeigten mir, daß Hamburg die vorzügliche neue Anlage dem tatkräftigen Eingreifen *Gottfried Sempers* verdankt, der da-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

durch die Ausführung eines verhängnisvollen Planes von William Lindley verhinderte. Die eigentümliche, an den Markusplatz erinnernde Hakenform der Raumgestaltung entstand dann durch ein Wechselspiel zwischen Semper und dem genialen Hamburger Architekten de Chateauneuf.

Das schöne Ergebnis dieser Raumform wurde durch die Art der Aufstellung des *Kaiser-Wilhelm-Denkmals* später völlig zerstört, so daß es, denkmalpflegerisch, ein Segen war, als Verkehrsrücksichten zu einer Neuaufstellung des Werkes zwangen (vgl. „Städtebau" XXVII. Jahrg. „Das Schicksal eines Großstadtplatzes" mit 26 Abbildungen). Mein Vorschlag, es vor das Oberlandesgericht zu stellen, wurde abgelehnt; ich habe es dann den ganz anderen Verhältnissen des Platzes in den Wallanlagen eingepaßt, an dem es jetzt steht.

Das führte zu einem erbitterten Prozeß der Erben des Bildhauers Schilling, der darauf fußte, daß der Besitzer ein Kunstwerk wohl vernichten, aber nicht verändern darf. Meine Gegendarlegungen gingen darauf hinaus, daß das Gesetz eine Lücke zeigt, da es nicht den Unterschied macht zwischen dem Werk der formenden Hand und der architektonischen Aufmachung, und daß man den Staat wegen „Verunstaltung" verklagen müßte, wenn er das Denkmal auf dem neuen Platz ebenso aufgestellt hätte wie auf dem völlig andersartigen alten. Sie gewannen schließlich den Sieg.

Schon bei der ebenfalls aus Verkehrsgründen nötigen Versetzung des Kriegerdenkmals von 1870/71 von der Esplanade auf den weit schöneren Platz bei Fontenay, war ein ähnlicher Sturm entstanden.

[149] Folgende Werke habe ich als selbständige Schriften herausgegeben:

1899/1902. *Im Kampfe um die Kunst.* 2. Auflage (Verlag Heitz, Straßburg.)

1899. *Leon Battista Alberti und seine Bauten.* Mit 14 Abbildungen. (Verlag Spemann, Berlin.)

1899. *„Studien."* 20 Kohlezeichnungen. (Verlag Baumgärtner, Leipzig.)

1899. *„Phantasien in Auerbachs Keller."* Ein Spiel in Versen. (Verlag J. J. Weber, Leipzig.)

1901. *Das Bauschaffen der Jetztzeit und historische Überlieferung.* (Verlag Eugen Diederichs, Jena.)

1906. *Streifzüge eines Architekten.* (Verlag Eugen Diederichs, Jena).

1916. *Ausblicke für die künstlerische Zukunft unseres Volkes.* (Verlag Kiepenheuer, Weimar.)

1916/1919. *Die Kleinwohnung.* 2. Auflage. Mit 70 Abbildungen (Verlag Quelle & Meyer, Leipzig.)

1916/1919. *Grundlagen der Baukunst.* 2. Auflage. (Verlag Georg D. W. Callwey, München.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

1918. *Die Reform der kunsttechnischen Erziehung.* Herausgegeben vom Deutschen Ausschuß für Erziehung und Unterricht. (Verlag Quelle & Meyer, Leipzig.)

1917. *Kriegsgedächtnismale.* Mit 18 Entwürfen. (Verlag Alexander Koch, Darmstadt.)

1919. *Das Wesen des neuzeitlichen Backsteinbaues.* Mit 91 Abbildungen. (Verlag Callwey, München.)

1919/1921. *Hamburger Staatsbauten von Fritz Schumacher.* 2 Bde. I. Bd. mit 208, II. Bd. mit 204 Tafeln. (Verlag Callwey, München.)

1919. *Hamburgs Wohnungspolitik von 1818 bis 1919.* (Verlag Friederichsen, Hamburg.)

1920. *Wie das Kunstwerk „Hamburg" nach dem großen Brande entstand.* Mit 21 Tafeln. (Verlag Curtius, Berlin.)

1920. *Kulturpolitik.* (Verlag Diederichs, Jena.)

„Fragen an die Heimat":

1921. 1. Heft: Zukunftsphantasien über alte Hamburger Plätze. Mit 10 Abbildungen.

1922. 2. Heft: Das Entstehen einer Großstadtstraße. Mit 12 Abbildungen.

1928. 3. Heft: Plastik im Freien. Mit 18 Abbildungen. (Verlag Westermann, Hamburg und Braunschweig.)

1921. *Vom Baume der Erkenntnis.* Moderne Märchen. (Verlag Quelle & Meyer, Leipzig.)

1923. *Köln. Entwicklungsfragen einer Großstadt.* Mit 159 Abbildungen. (Verlag Callwey, München.)

1924. *Das bauliche Gestalten.* Im Handbuch der Architektur, IV. Teil, 1. Abteilung. (Verlag Gebhardt, Leipzig.)

1927/28. *Zukunftsfragen an der Unterelbe.* 2. Auflage. Mit 14 Abbildungen. (Verlag Diederichs, Jena.)

1928. *Ein Volkspark.* Mit 162 Abbildungen. (Verlag Callwey, München.)

1928. *Die bauliche Zukunft der Hamburger Universität.* (Verlag Friederichsen, Hamburg.)

1929. *Die Universität am Scheidewege.* (Als Manuskript gedruckt.)

1929. *Zeitfragen der Architektur.* Mit 24 Tafeln. (Verlag Diederichs, Jena.)

1931. *Darstellung des Soziologischen Zustandes im Hamburg-Preußischen Landesplanungsgebiet.* Mit 105 Tafeln. (Verlag Boysen & Maasch, Hamburg.)

1932. *Wesen und Organistaion der Landesplanung.* Mit 60 Abbildungen. (Verlag Boysen & Maasch, Hamburg.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

1932. *Der „Fluch" der Technik.* 2. Auflage. (Verlag Boysen & Maasch, Hamburg.)
1932. *Das Gebiet Unterelbe-Hamburg im Rahmen einer Neugliederung des Reiches.* Mit 15 Abbildungen. (Verlag Broschek & Co., Hamburg.)
1932. *Wandbilder in Hamburger Staatsbauten.* Mit 52 Abbildungen. (Verlag Broschek & Co., Hamburg.)
1932. *Goethes Weltanschauung.* (Verlag Kurt Saucke, Hamburg.)
1932. *Das Werden einer Wohnstadt.* Hamburgische Hausbibliothek. Mit 100 Abbildungen. (Verlag Georg Westermann, Hamburg-Braunschweig.)
1933. *Schöpferwille und Mechanisierung.* (Verlag Boysen & Maasch, Hamburg.)

[150] *Konrad Adenauer* wurde zum Präsidenten des preußischen Staatsrates gewählt. Auch wurde ihm in der Zeit, die ich in Köln verlebte, mehrfach nahegelegt, den Reichskanzlerposten zu übernehmen, aber er wollte lieber die sichere Arbeit an einer Stadt, die er fest in Händen hielt, leisten, als die unsichere Arbeit an einem Staat, der in den Händen unberechenbarer Parteien war.

[151] Über niemanden wurden in Köln mehr satirische Histörchen erzählt, als über *Louis Hagen,* der damals gerade herrlichen Anlaß dazu bot, weil er sich auf seinem Schloß im Siebengebirge eine köstliche Kapelle bauen ließ, die der Kardinal persönlich einweihte. Aber Histörchen und Witze untergraben in dieser Stadt nicht etwa den Respekt, sondern erzeugen Popularität.
Hagen, der etwas von einem exotischen Sultan an sich hatte, übte eine merkwürdige Macht im Rheinlande aus, was wohl daran lag, daß er in einer entnervten Zeit ein unerschütterlicher Vertreter des aktiven Prinzips war. Ich habe oft voll Bewunderung erlebt, wie jede Sitzung, die er leitete, das im voraus gewollte Ergebnis brachte, aber es war mir immer unheimlich, daß ich nicht im voraus erfühlen konnte, welchem Ziel diese suggestive Kraft zustrebte.

[152] Das Erscheinen meiner Kölner Arbeiten hatte zur Folge, daß zahlreiche deutsche Oberbürgermeister sich an mich wandten, um ihre Stadt in ähnlicher Weise bearbeiten zu lassen. Ich habe etwas von dieser Aufgabe nur für meine Vaterstadt Bremen angenommen, wo unter der gemeinsamen Leitung von mir und dem Verkehrsspezialisten Prof. Blum, Hannover, das umfassende Werk der „Stadt- und Landesplanung Bremen" in vierjähriger Arbeit entstand.
Es wird ebenfalls mit der Kölner Tätigkeit zusammenhängen, daß nach dem großen Erdbeben von Tokio der japanische Vertreter beim Völker-

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

bunde bei mir in Hamburg erschien, um mit mir Verhandlungen wegen des Wiederaufbauplanes anzuknüpfen. Ich verlangte genaueste Festlegung meiner Kompetenzen, ehe ich mich zur Reise entschließen könnte. Während dieser Erörterungen warf mich meine schwere Krankheit nieder und machte solchen kühnen Gedanken ein Ende.
Etwa ein Jahr später tauchte eines Tages der japanische „Chief architect of the reconstruction of Tokio" mit einer großen Planrolle bei mir auf und bat um meine Kritik der Wiederaufbaupläne. Ich wies darauf hin, daß das doch ohne Kenntnis der Örtlichkeit und der Gesetze ganz unmöglich sei; aber er verließ mein Zimmer unter Zurücklassung der Pläne mit dem Bemerken: „Wenn Sie die Blätter studiert haben, werden Sie trotzdem darüber schreiben, und ich werde es zu finden wissen."
Jetzt wurde mir klar, daß der Mann gekommen war, um durch scharfe Kritik eines Ausländers Hilfe für die Dinge zu erhalten; die er in seiner Kommission nicht hatte durchsetzen können. In der Tat zeigten die Pläne, als mir ihre japanische Beschriftung übersetzt war, genug, um einen Schrecken zu bekommen, und der Japaner behielt recht: ich habe die grundsätzlichen Bedenken, die sie auslösten, in der „Deutschen Bauzeitung" (29. November 1924) besprochen.

[152a] Neben der Reform des Miethaustypus und der Mietshaussysteme ist in diesen Jahren etwas für Hamburgs Zukunft besonders wichtig gewesen, was man gar nicht merkte: die *Parkpolitik* des Städtebauwesens. Man merkte es nicht, weil man nicht im Bewußtsein trug, daß alle die wundervollen privaten Parks, die Hamburgs mißhandelte Wohngegenden noch durchsetzten, durch die rechtsgültigen Bebauungspläne dem Tode verfallen waren: sie waren für hohen Mietshausbau ausgewiesen und hatten entsprechende Werte bekommen. Es galt, sie trotzdem zurückzuerobern. Das war nur möglich, wenn man städtebauliche Formen erdachte, durch die gewisse Teile, die das Wesen des betreffenden Parks nicht berührten, möglichst vorteilhafter Benutzung zugeführt werden konnten, während die Hauptteile erhalten blieben und durch solch erträgliches Opfer für den Staat erschwinglich wurden.
So ist schon vor dem Kriege um den Hammer Park gekämpft worden, der zusammen mit dem größten Teil des östlichen Hamm der Familie Sieveking gehörte. Noch eben bevor der Vertrag mit ihr auf Grund eines Planes abgeschlossen wurde, durch den nicht viel mehr als ein privater Garten um den Hammer Hof übrigblieb, gelang es, einen Plan durchzusetzen, der den jetzigen großen Park für den Staat gewann. Opfer, die in Gestalt unnatürlicher Zonungen an der Wandsbeker Grenze dafür gebracht werden mußten, schienen mir neben diesem Ergebnis unwesentlich zu sein.
Nach dem Krieg aber sind in stetem Einzelkampf der Webersche Park

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und die Schachtschen Wiesen in Eimsbüttel — der Schrödersche, Knauersche und vor allem der Haynsche Park in Eppendorf —, der Wröndelsche und der Herbstsche Park in Groß-Borstel, der Ohlendorffsche und Thörlsche Park in Hamm, der Kämmerersche Park und der „Pachthof" in Horn, sowie der Traunsche Park in Billwärder der Öffentlichkeit gerettet und entsprechend ausgestaltet worden.
Die beiden dankbarsten Aufgaben, die Hamburg auf diesem Gebiet der Parkanlagen bevorstehen, die Gestaltung des Gebietes der alten Friedhöfe und die Umformung des „Vorlands" am Harvestehuderweg zum „Alsterpark", mußte und konnte man neben diesen schwer erkämpften Grünflächen ruhig der Zukunft überlassen, denn beide konnten dem Staat nicht durch Bebauung entgehen, wie jene zwölf anderen Gebiete.

152b Obwohl der *Hamburgisch-Preußische Landesplanungs-Ausschuß* praktische Arbeit in großem Stile durchführen konnte, habe ich nie verfehlt, darauf hinzuweisen, daß er den Wunsch nach einer Verwaltungseinheit „Groß-Hamburg" nicht etwa ersetzen könnte (siehe „Das Gebiet Unterelbe-Hamburg im Rahmen einer Neugliederung des Reiches" S. 14/15). Denn diese Leistungsfähigkeit konnte jeden Augenblick unterbunden werden, wenn innerhalb der Fachmänner des Ausschusses oder in der Schar der verschiedenen maßgebenden Verwaltungsbeamten widerstrebende Kräfte auftraten. Die einheitliche Willensmacht in der Entwicklung eines großen Lebenskörpers darf aber nicht durch Zufälligkeiten gefährdet werden; deshalb bedeutet das Entstehen einer richtig zugeschnittenen Verwaltungseinheit „Groß-Hamburg" erst das Erreichen des vorbereiteten Zieles. Die gestaltende Arbeit wird sich dadurch nicht grundsätzlich ändern, wohl aber ihre Durchführung.

152c Diesen Zielen neuer städtebaulicher Erkenntnis diente auch die *„Akademie des Städtebaus"*, die wir nach dem Kriege gegründet hatten, weil bei der verkrampften Entwicklung, die dem von furchtbarer Wohnungsnot gequälten Deutschland drohte, nur ein Zusammenschluß der Fachleute Aussicht darauf bot, wenigstens einigen der von uns als notwendig erkannten Forderungen Nachdruck zu geben.
1927 gelang es mir, in Hamburg (im Verein mit Bremen, Lübeck, Oldenburg, Kiel, Hannover, Braunschweig, Hildesheim) eine „Niedersächsische Landesgruppe" dieser Akademie zusammenzubringen, die ich zehn Jahre lang geleitet habe. Der Vorsitz ging dann an Hannover über.
Die Landesgruppe hat vor allem an dem großen städtebaulichen Gesetzeswerk gearbeitet, das nötig ist, wenn der deutsche Boden nicht weiter verwüstet werden soll und wenn man die Sünden der Vergangenheit einigermaßen heilen will.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

152d Ich habe eifrig dafür gekämpft, das neue *Krematorium*, für dessen Verbindung mit dem weit abgelegenen Friedhof keinerlei triftiger Grund vorliegt, im Innenbezirk der Stadt zu errichten, wo sich verschiedene ausgezeichnet geeignete Plätze boten. Hier hätte es zahllosen, in drängender Arbeit stehenden Menschen ermöglicht, ohne den Zeit- und Geldverlust der entfernten Lage, ihren Pietätsgefühlen nachzugehen. Dies Streben hat mir durch vier Jahre hindurch viele vergebliche Entwurfsarbeit gekostet.
Im Bezirk des Ohlsdorfer Friedhofs ließ sich der Bau nur auf dem jetzigen, nicht genügend tiefen Platz errichten. Der gegenwärtige Zustand zeigt lediglich ein Teilstück des eigentlichen, auf fünf Öfen und drei Feierhallen zugeschnittenen Planes. Angesichts der schweren Krisis der Jahre 1930/31 war der Bau bereits aufgegeben, als die Verhältnisse im alten Krematorium die Finanzdeputation doch zwangen, mir die willkürlich gegriffene Summe von 800 000 RM für einen „ersten Bauabschnitt" zu bewilligen. Wenn man ein in sich geschlossen wirkendes Etwas damit herstellen wollte, mußte man die „Kleine Halle" und alle Nebenräume der Hallen einstweilen in der provisorischen Form ausführen, die sie gegenwärtig haben.

152e Als ich 1928 auf einem großen Festabend im Rathause den Gedanken der *Verlegung der Universität* aus dem Stadtinnern, wo sie in zahlreichen unzusammenhängenden Bauten ungenügend und zersplittert untergebracht ist, an Plänen entwickelte, entspannen sich in der Öffentlichkeit erregte Diskussionen. Ich träumte von einer ungestörten, naturverbundenen akademischen Idealstadt, die ich mir nördlich vom „Eppendorfer Moor" angelegt dachte, daraus machten die Gegner das Schlagwort: „Die Universität im Sumpf".
Da ich damals mit dem Entwurf verschiedener neuer Universitätsinstitute beauftragt war, mußte der Stein ins Rollen gebracht werden: man mußte die Neubauten entweder an die Stelle der Zukunft verlegen oder konnte sie, anschließend an das Vorhandene, nur unter Inanspruchnahme des Geländes der „Alten Friedhöfe" am Dammtor lösen. Das führte dazu, daß ich zum erstenmal die ganze Serie meiner Studien für die Entwicklungsmöglichkeiten dieses herrlichen Gebietes öffentlich zeigte. Sie gehen darauf hinaus, zu erweisen, daß man die hier schlummernden Möglichkeiten nur ausschöpfen kann, wenn man das Friedhofgelände mit dem früheren Zoologischen Garten vereinigt und dem so entstandenen Bezirk große einheitliche Erschließungsgedanken auferlegt. Ich wollte diese Möglichkeiten einer freieren Zukunft vorbehalten wissen.

153 Die Begegnung mit *Ernst Barlach* (geb. 1870) ist eine der schönsten Bereicherungen meines Lebens gewesen. Wenn man ihn in Güstrow in

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

mönchischer Einsamkeit inmitten seiner Arbeit sah, glaubte man, einer mittelalterlichen Seele zu begegnen, die sich verwunderlicherweise in unsere Zeit verirrt hat. Aber wenn er begann, bei den Wegen, die wir durchs Land machten, sein Inneres leise zu erschließen, ging der Eindruck darüber hinaus: man glaubte, ein Stück geheimnisvollen Urwesens zu spüren, das mit unsichtbaren Fäden an eine andere Welt gebunden ist.

Zum Beginn des Jahres 1933 schickte er mir eine Zeichnung, die zwei Pilger darstellt. Der eine weist mit spähendem Blick aufwärts in die Ferne und der andere, der blind ist, lauscht mit hoffnungsbelebtem Gesicht seiner Kunde. Dazu schrieb er die Worte: „Vom Dunkel der unbehaglich gewordenen Welt zeigt eine richtunggebende leise Mahnung aufwärts in eine Schar von Welten, denen wir im Vertrauen zugehörig sind; hier sind Gewißheit und Vermutung, Erfüllung und Sehnsucht unentwirrbar miteinander verknüpft."

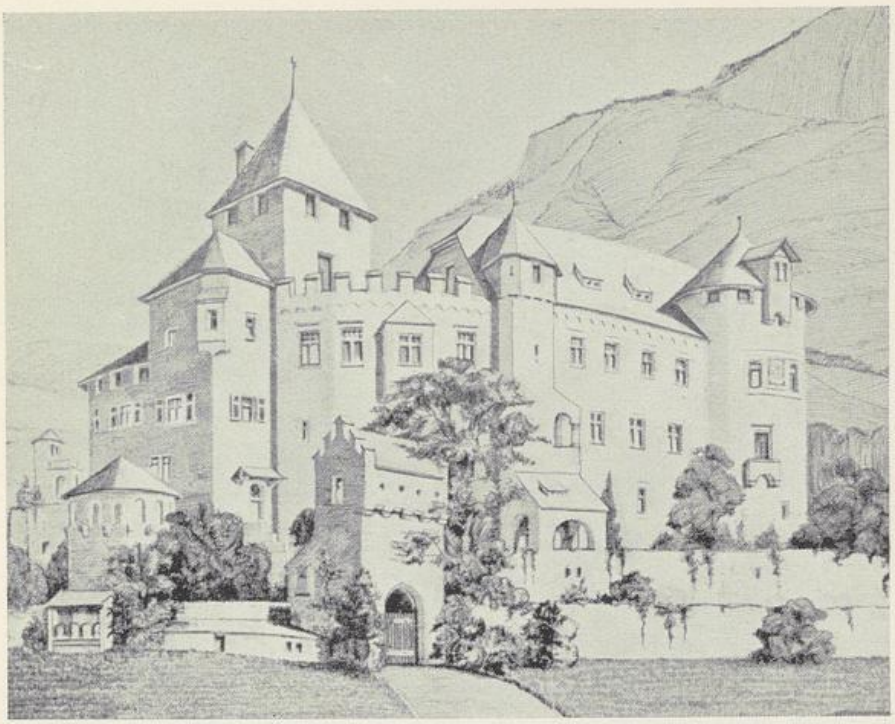
154 Bei diesen Vorträgen bin ich bisweilen aus dem engen fachmännischen Gehege ausgebrochen. Im Goethe-Jahre 1932 forderte mich die Stadt Lübeck auf, ihr den Festvortrag zu ihrer großen öffentlichen Feier zu halten. Das gab mir Gelegenheit, Zeugnis abzulegen für eine der großen Kräfte, die meinem Leben Form gegeben hat.

Im gleichen Jahre und dem darauffolgenden glaubte ich, zu Felde ziehen zu müssen gegen die Technik-Verzweiflung, die, ganz besonders von Spengler ausgehend, durch die Zeit ging. Den Vortrag vom „Fluch" der Technik habe ich unter anderem in der Danziger Hochschule, seine Fortsetzung „Schöpferwille und Mechanisierung" beim Schinkelfest 1933 in Berlin gehalten.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

BILDBEILAGEN

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

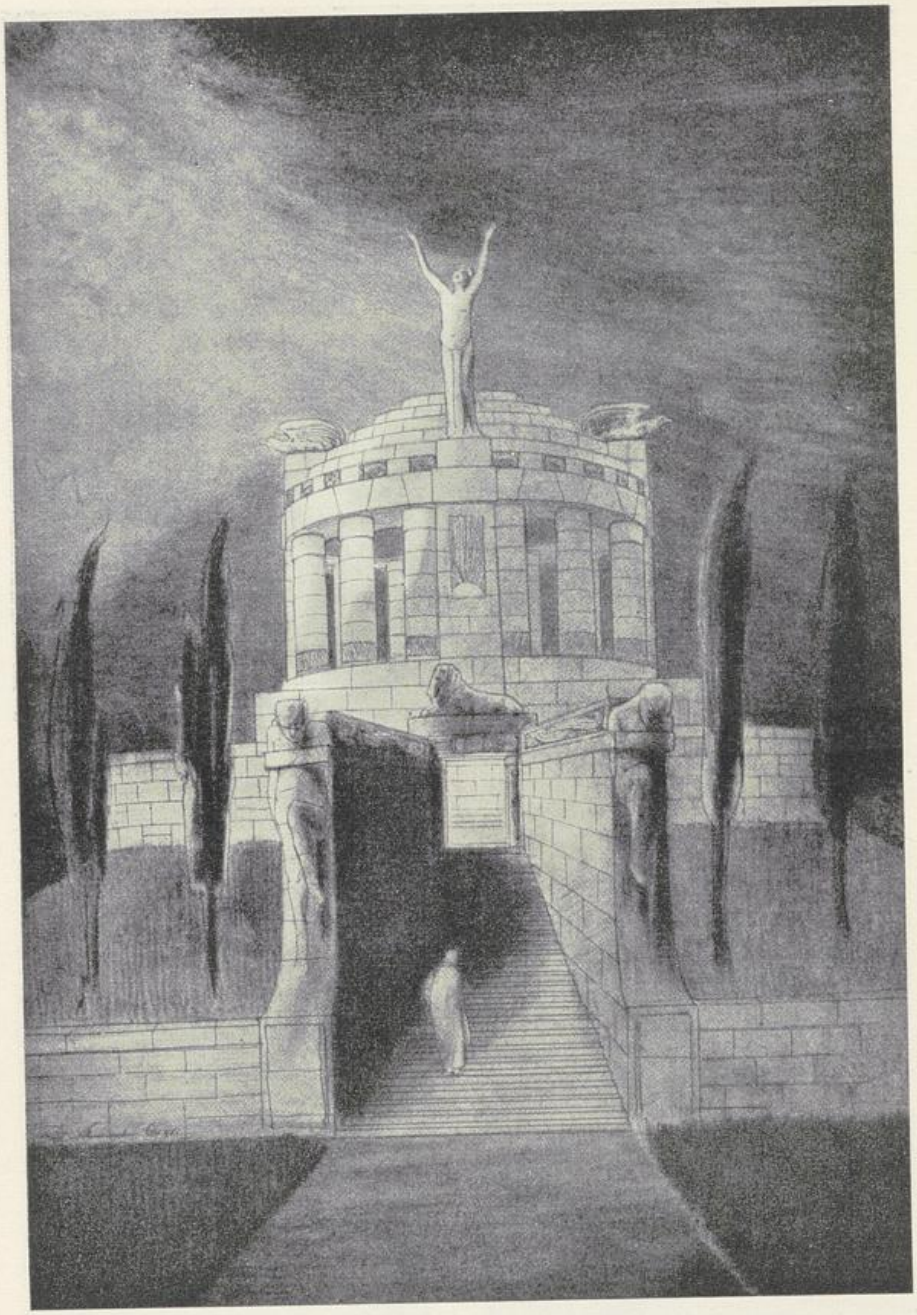


Schloß Prösels in Tirol (1893)

Villa Günther am Gardasee (1894)

Haus Tölle in Barmen (1898)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

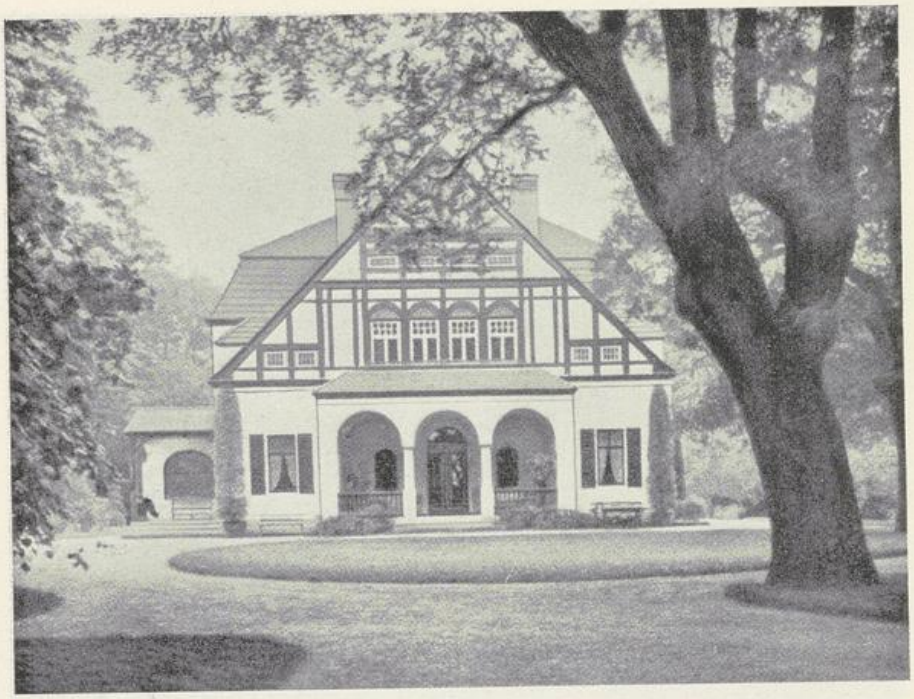


Skizze zu einem Nietzsche-Denkmal (1898)

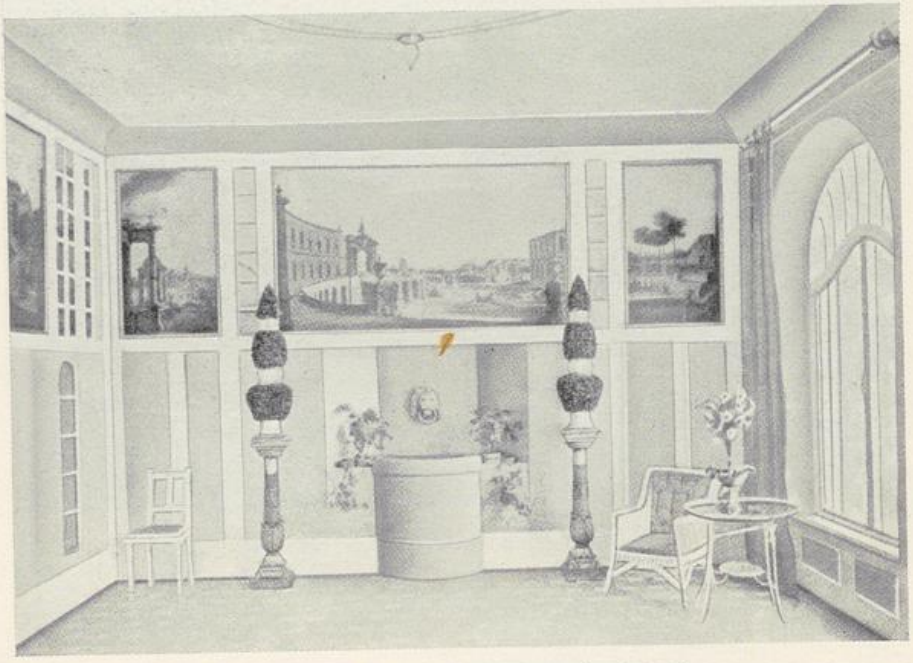
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Leipziger Rathaus (nach der Zeichnung des Verfassers, 1899)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Villa Iken bei Bremen (1900)

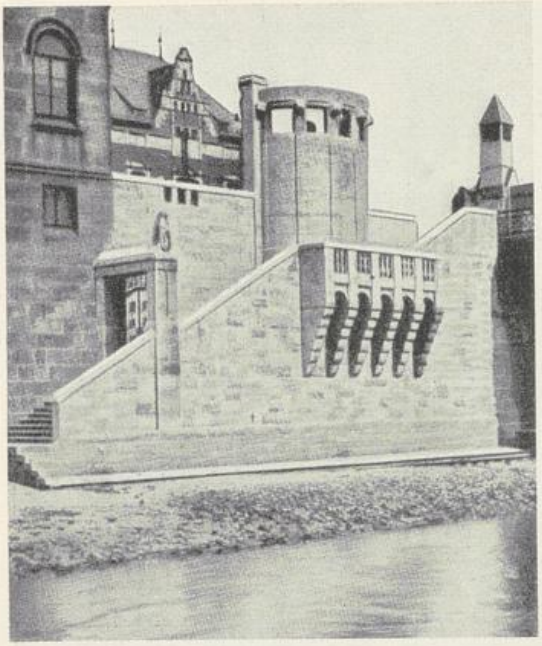


Gartensaal im Landhaus v. Heyl bei Darmstadt (1904)

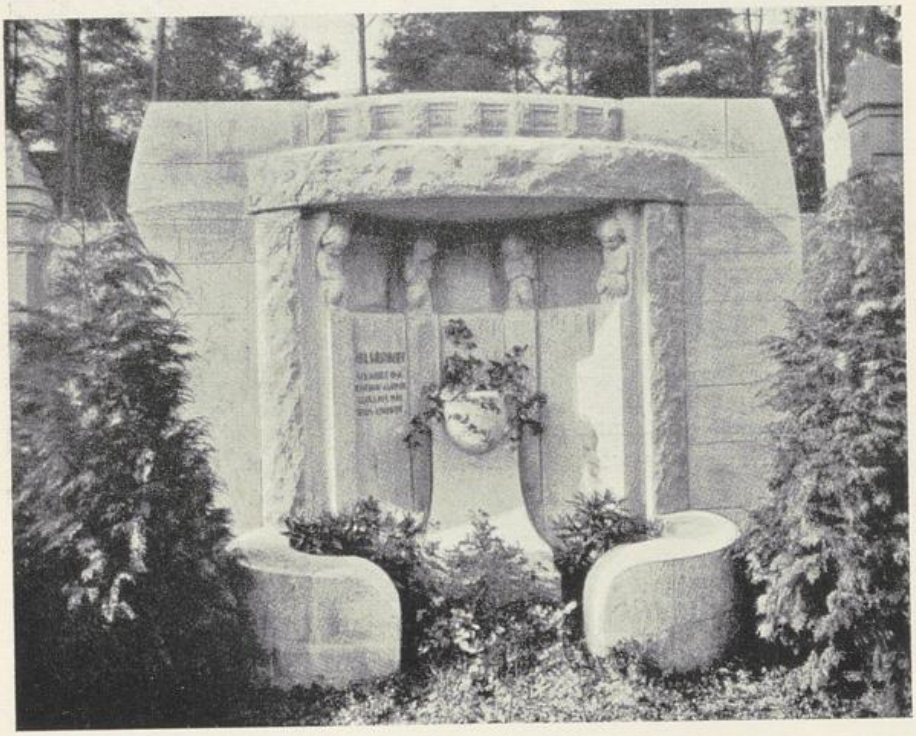
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Protestantischer Kirchenraum
III. Deutsche Kunstgewerbe-Ausstellung 1906

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

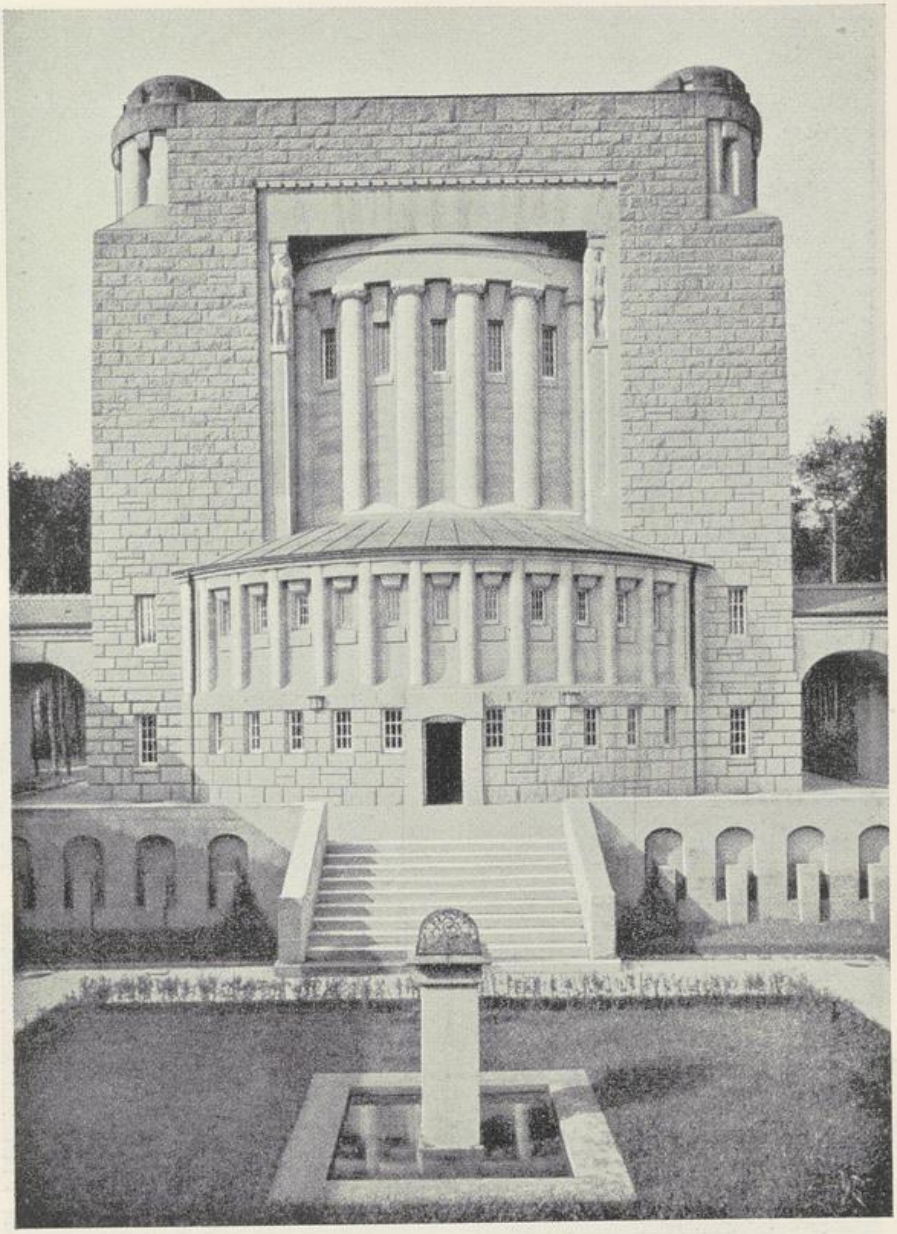


Franzius-Denkmal
in Bremen (1907)



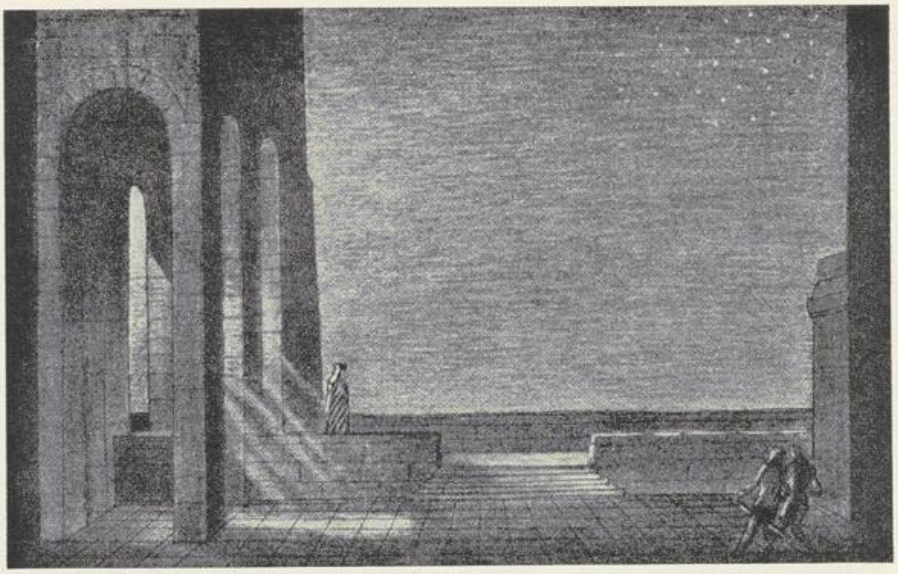
Grabmal in Dresden (1907)

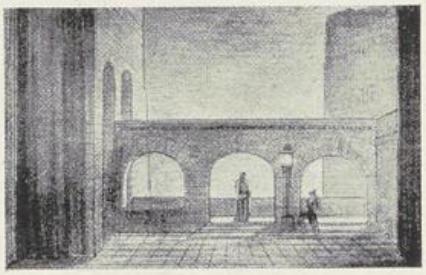
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

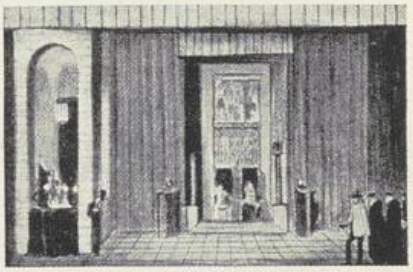


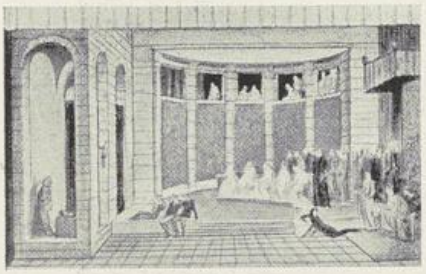
Rückseite des Dresdener Krematoriums (1909)

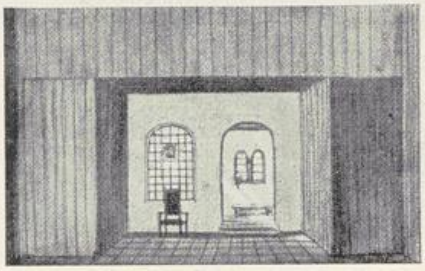
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN





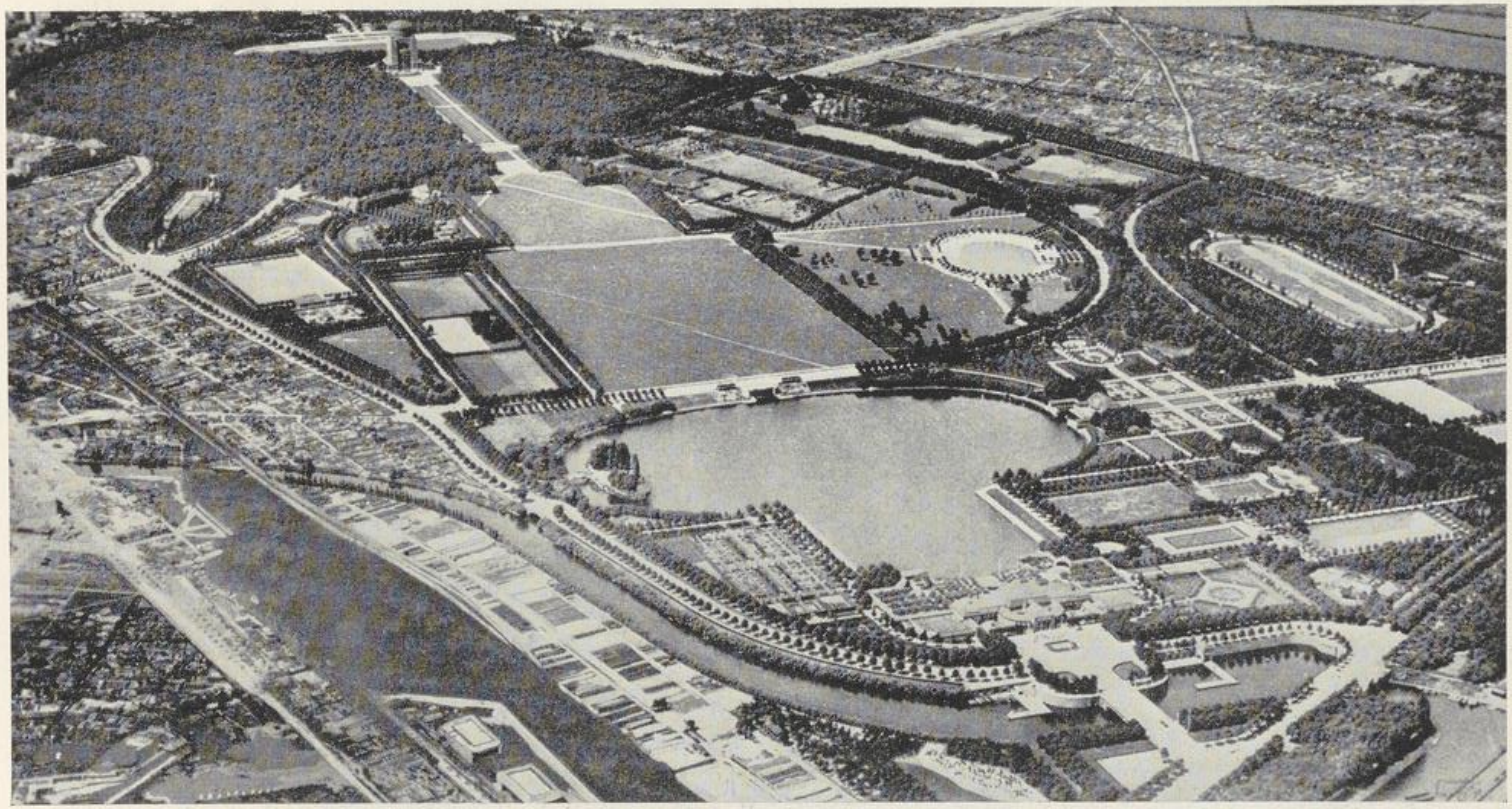






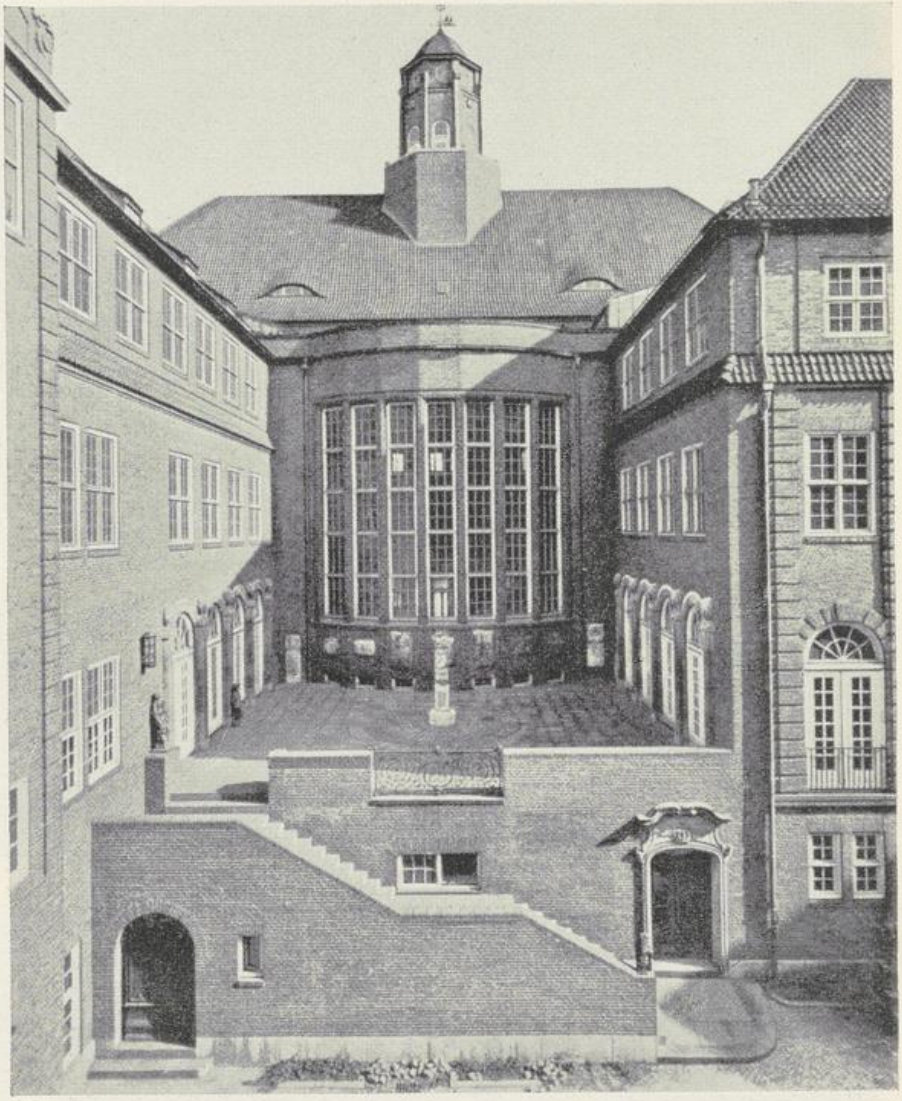
Hamlet-Inszenierung des Dresdener Schauspielhauses (1908)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



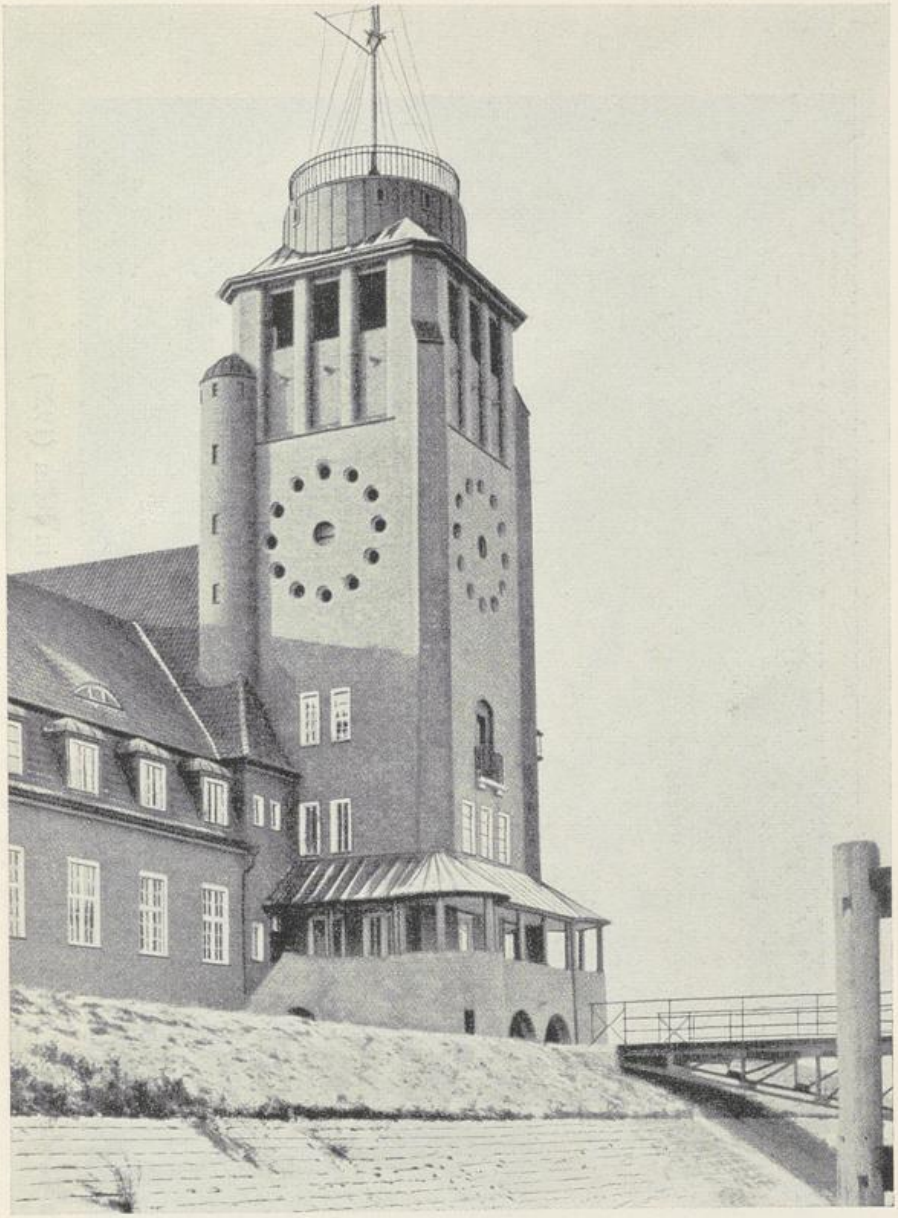
Stadtpark in Hamburg (1910—1924)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Hof im Museum für Hamburgische Geschichte (1912—1921)

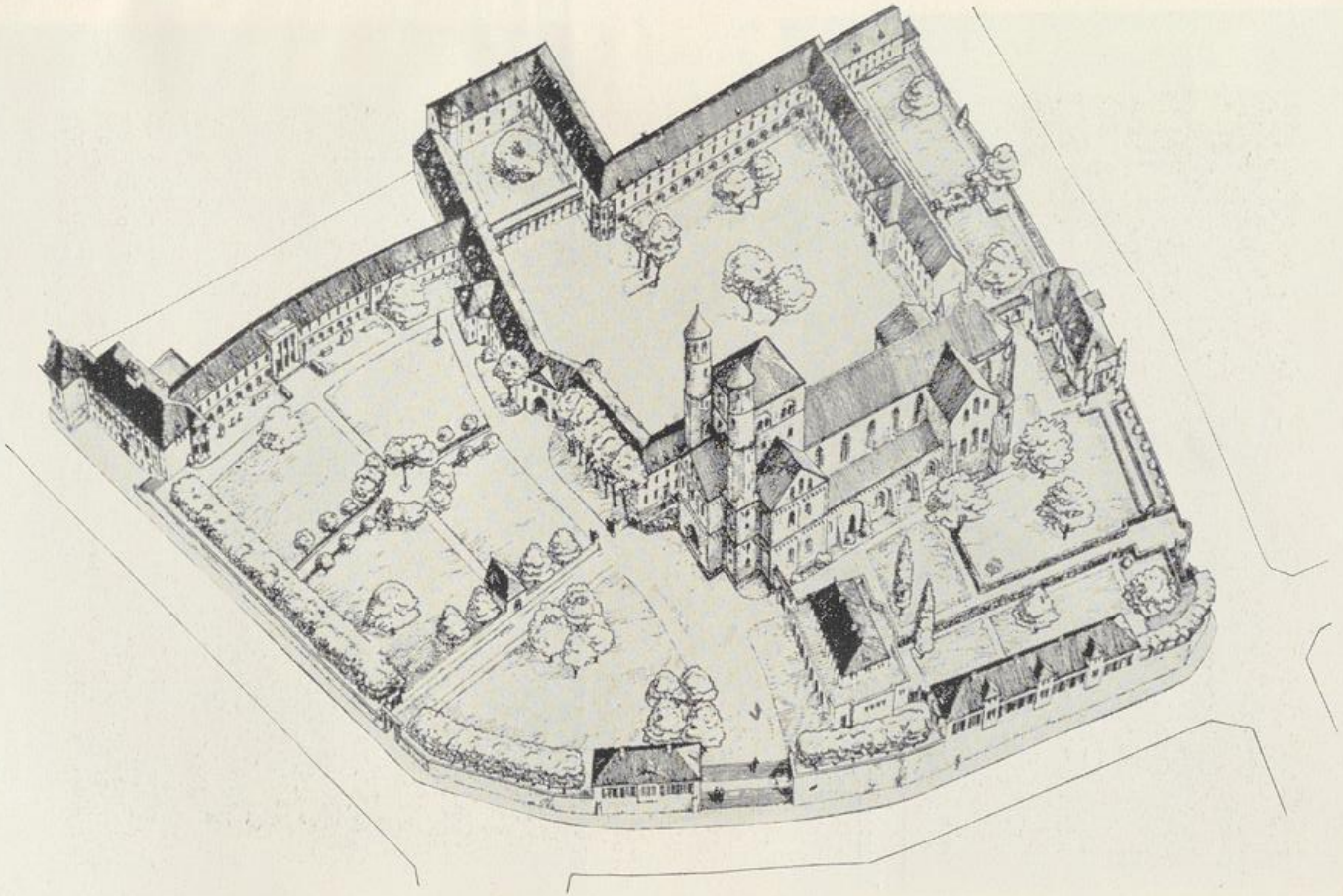
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



Lotsenhaus im Hamburger Hafen (1914)

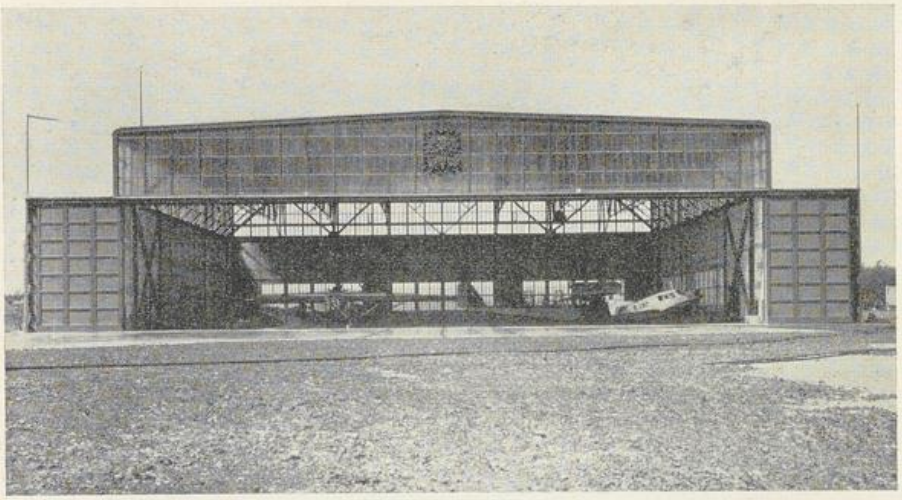
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Teilstück des Modells für die Bebauung des „Inneren Rayon“ in Köln (1920)

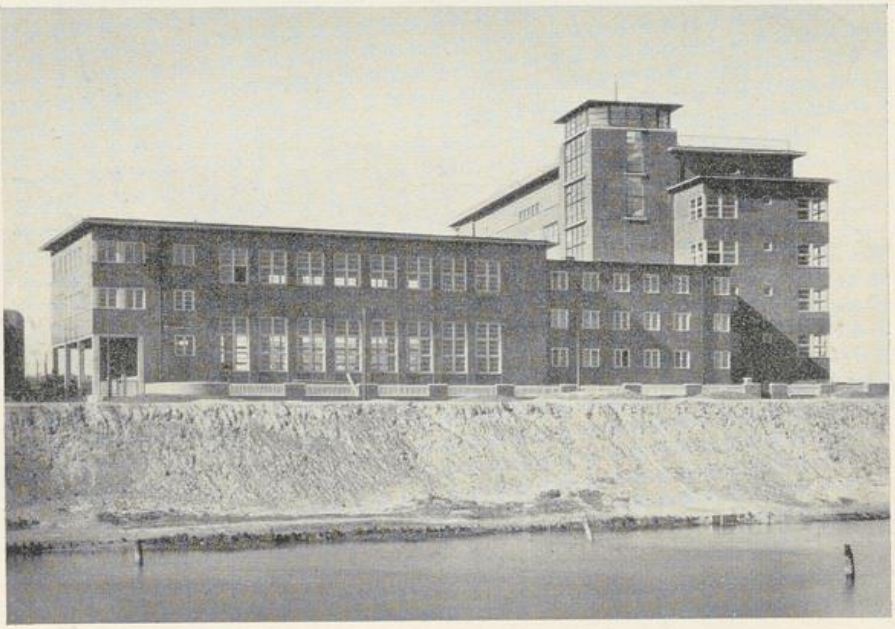


Ausbau des Hügels von St. Pantaleon in Köln (1922)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN



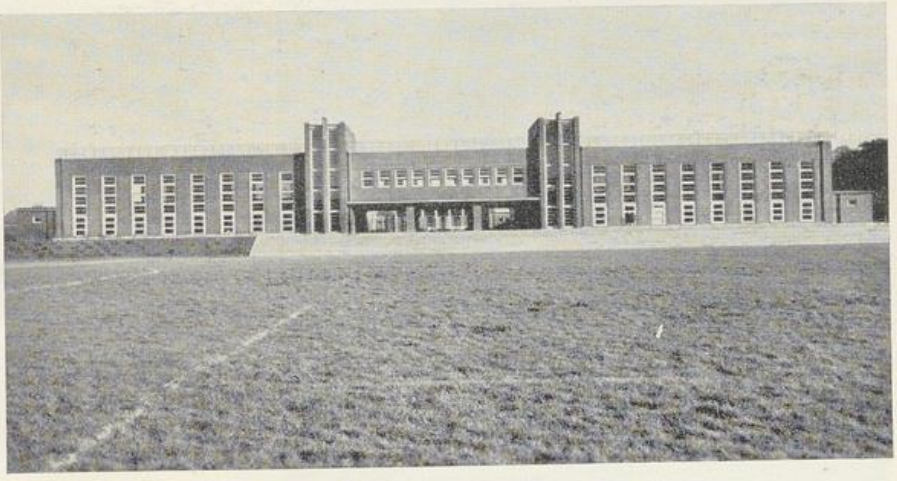
Wasserflugzeughalle in Travemünde (1927)



Volksschule in Hamburg (1928)

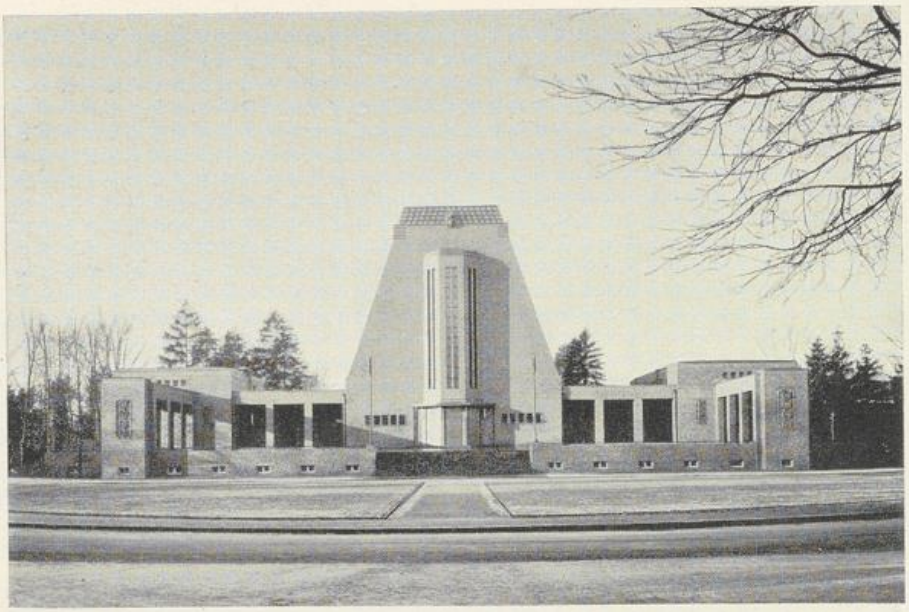
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

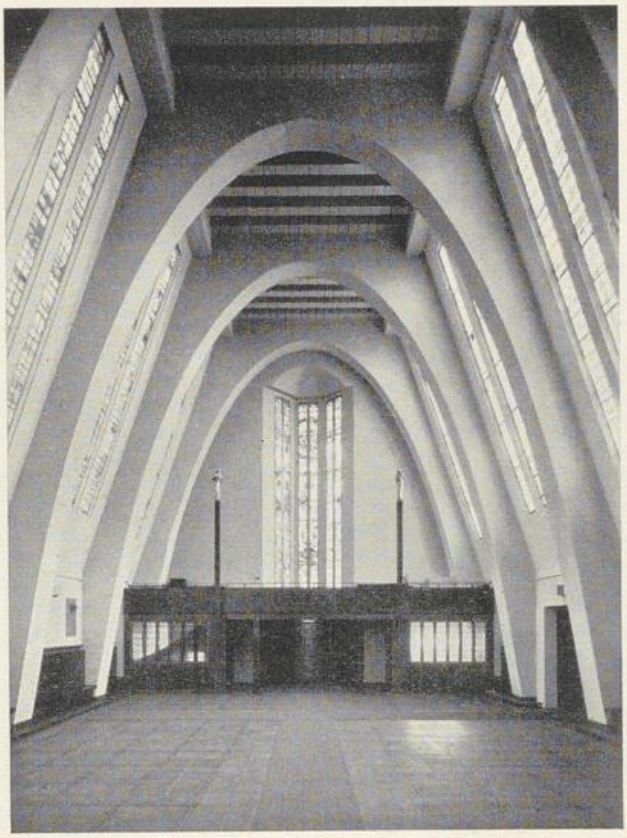
Walddörferschule bei Hamburg. Spielhof (1929)



Walddörferschule bei Hamburg. Sportflügel

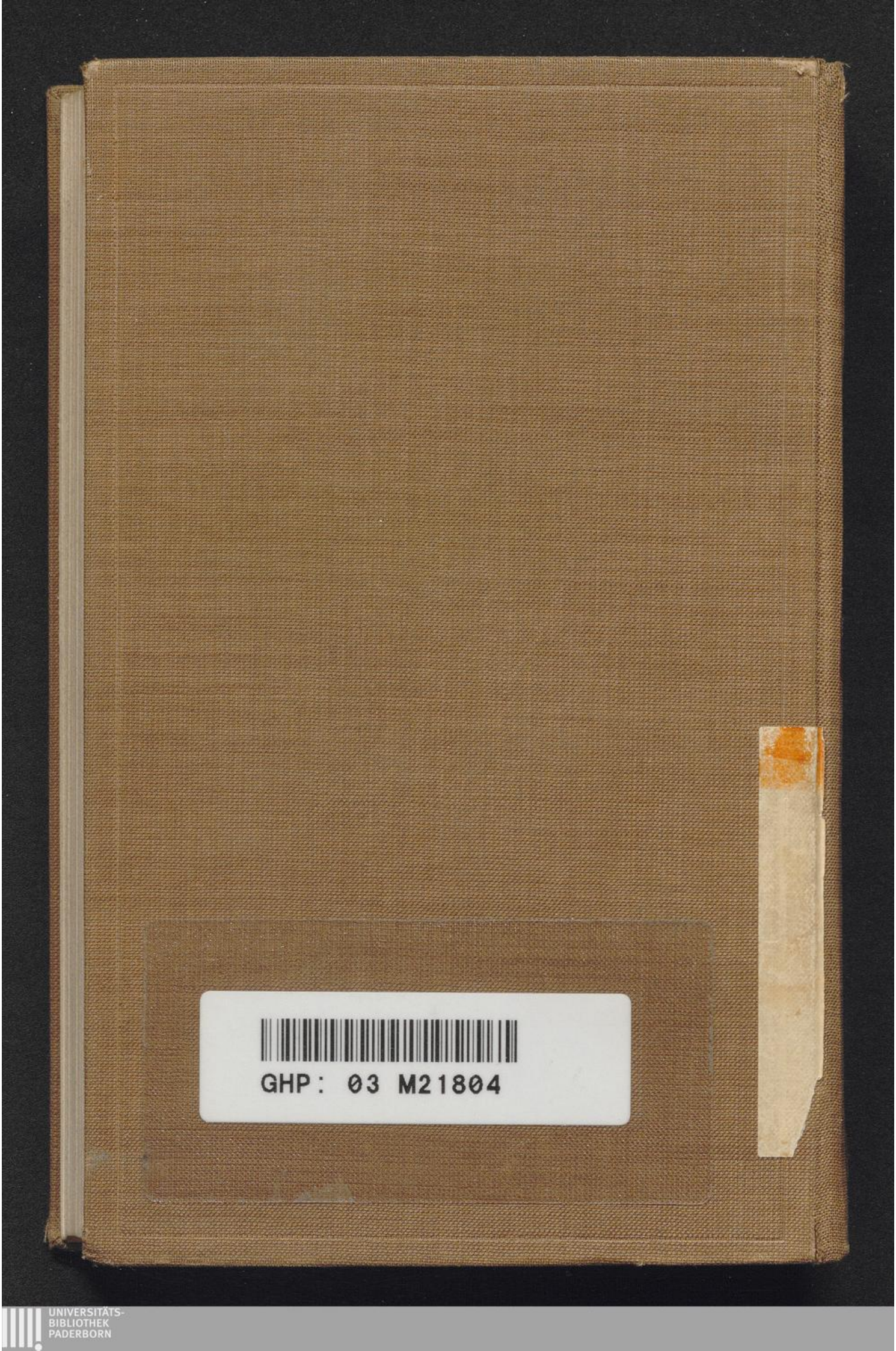
UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN





Krematorium
in Hamburg
(1932)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN


GHP: 03 M21804

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

P
03

FRITZ
SCHUMACHER

STUFEN
DES
LEBENS

M
21 804

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN